

Das Modell der Frame-Selektion

–

Grundlagen und soziologische Anwendung
einer integrativen Handlungstheorie

Inauguraldissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der
Sozialwissenschaften der Universität Mannheim

vorgelegt von

Dipl.-Soz. Clemens Kroneberg

Dekan: Prof. Dr. Berthold Rittberger

Erstgutachter: Prof. Dr. Hartmut Esser

Zweitgutachter: Prof. Dr. Frank Kalter

Tag der Disputation: 14. Dezember 2009

Inhalt

1 Einleitung	1
TEIL 1: Handlungstheoretische Grundlagen	8
2 Wissenschaftstheoretische Grundlagen: Die Bedeutung der Handlungstheorie für soziologische Erklärungen	9
2.1 Zur logischen Struktur soziologischer Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell	9
2.2 Die Bedeutung der Handlungstheorie im Makro-Mikro-Makro-Modell: Wider ein instrumentalistisches Verständnis	17
2.3 Die Heterogenität soziologischer Explananda und das Kriterium der Modulierbarkeit der Handlungstheorie	21
2.4 Die Erklärungskraft soziologischer Handlungstheorien: Komplexität und analytische Präzision	24
2.5 Anforderungen an eine erklärende soziologische Handlungstheorie	30
3 Der Rational-Choice-Ansatz (RC-Ansatz)	36
3.1 Grundannahmen des RC-Ansatzes	36
3.2 Ausgewählte Spezifikationen der Entscheidungssituation und -regel	38
3.3 Enge und weite RC-Theorien und die Zwickmühle der Kritik	43
3.4 Vermeintliche und tatsächliche Probleme des RC-Ansatzes	47
3.4.1 Informationsgehalt und Testbarkeit im RC-Ansatz	47
3.4.2 Heuristischer Wert und Modulierbarkeit im RC-Ansatz	49
3.5 Grenzen des RC-Ansatzes als situationale Handlungstheorie	53
3.5.1 Experimentelle Hinweise auf die Bedeutung der „Definition der Situation“	55
3.5.2 Experimentelle Hinweise auf die Bedeutung der „variablen Rationalität“	59
4 Die Definition der Situation in soziologischen Handlungstheorien	66
4.1 Die normative Orientierung in Talcott Parsons' voluntaristischer Theorie des Handelns	67
4.2 Die Ausarbeitung des Konzepts der Definition der Situation im interpretativen Paradigma	70
4.3 Wertereflexion als Situationsdefinition bei Max Weber, Jürgen Habermas und Raymond Boudon	76
4.4 Ausgewählte formale Modellierungen der Definition der Situation	85
5 Variable Rationalität in soziologischen Handlungstheorien	93
5.1 Max Webers Typen sozialen Handelns	94
5.2 Die These der Ausblendung von Kosten-Nutzen-Erwägungen bei Emile Durkheim, Randall Collins, Jon Elster und Amitai Etzioni	98
5.3 Variable Rationalität in der Theorie des Alltagshandelns von Alfred Schütz	104
5.4 Kulturtheoretische Perspektiven: Pierre Bourdieu und neuere praxistheoretische Ansätze	110
5.5 Zur formalen Modellierung variabler Rationalität: Das Modell von Ronald A. Heiner	115

Zwischenbetrachtung: Die Vielfalt soziologischer Handlungskonzepte und das Ziel einer erklärenden integrativen Handlungstheorie.....	120
6 Das Modell der Frame-Selektion.....	125
6.1 Grundlegende Konzepte des MFS	125
6.2 Frame-, Skript- und Handlungsselektion im as-Modus	134
6.3 Frame-, Skript- und Handlungsselektion im rc-Modus.....	140
6.4 Die Modus-Selektion	149
6.5 Hypothesengewinnung auf Basis des MFS.....	156
6.6 Der Prozess der Enkodierung.....	161
6.7 Bisherige Anwendungen des Modells.....	165
TEIL 2: Anwendungen	170
7 Statistische Modellierung und Testbarkeit des Modells der Frame-Selektion.....	171
7.1 Das binäre logistische Regressionsmodell als Zufallsnutzenmodell	171
7.2 Die Interaktionshypothesen des MFS im logistischen Regressionsmodell: Modellinhärente versus variablenspezifische Interaktionseffekte	175
Exkurs: Monte-Carlo-Simulationen zur statistischen Prüfbarkeit der MFS-Hypothesen im logistischen Regressionsmodell.....	181
7.3 Die Interaktionshypothesen des MFS in Boolean Regressionsmodellen.....	196
8 Rätsel des Handelns I: Wahlteilnahme in Demokratien.....	201
8.1 Die Erklärung der Wahlteilnahme im RC-Ansatz	202
8.1.1 Das Modell von Downs und das Wahlparadoxon.....	202
8.1.2 Ausgewählte Lösungsvorschläge im engen und weiten RC-Ansatz.....	203
8.1.3 Der Erwartungsnutzen der Wahlteilnahme: Eine Systematik der Nutzenkomponenten	216
8.2 Wählen als Gewohnheit: Ein alternativer Erklärungsansatz.....	217
8.3 Erklärung im Modell der Frame-Selektion	220
8.4 Evidenz für die Gültigkeit der MFS-Erklärung aus früheren Studien	228
8.5 Datenbasis und abhängige Variablen	234
8.6 Operationalisierung der unabhängigen Variablen.....	239
8.6.1 Anreiz- und Kontrollvariablen	239
8.6.2 Wahlnorm.....	241
8.7 Ergebnisse	244
8.7.1 Univariate und bivariate Ergebnisse	244
8.7.2 Multivariate Analysen mit binären logistischen Regressionsmodellen	246
8.7.2.1 Variablenselektion auf Basis des RCT-Ausgangsmodells.....	248
8.7.2.2 Der Internalisierungsgrad der Wahlnorm als Moderator von Anreiz- effekten.....	252
8.7.2.3 Die wertrationale Fundierung der Wahlnorm und ihr Einfluss auf Situationsdefinition und Handeln: Eine Sekundäranalyse des Experiments von Blais und Young (1999).....	258
8.8 Fazit.....	270

9 Rätsel des Handelns II: Die Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg.....	275
9.1 Historischer Hintergrund.....	276
9.2 Ausgewählte theoretische Erklärungsansätze und empirische Studien	279
9.2.1 Persönlichkeits- und identitätstheoretische Erklärungsansätze.....	279
9.2.2 Die weite Rational-Choice-Erklärung von Opp.....	285
9.2.3 Quantitative multivariate Analysen: Die Studien von Gross sowie Varese und Yaish	288
9.3 Erklärung im Modell der Frame-Selektion	293
9.4 Datenbasis	304
9.4.1 Datenbasis und Konstruktion der abhängigen Variablen.....	304
9.4.2 Ausgewählte Datenprobleme	308
9.5 Operationalisierung der unabhängigen Variablen.....	312
9.5.1 Anreizvariablen.....	312
9.5.2 Prosoziale Orientierung.....	315
9.6 Ergebnisse	320
9.6.1 Univariate und bivariate Ergebnisse	320
9.6.2 Multivariate Analysen mit binären logistischen Regressionsmodellen	324
9.6.3 Multivariate Analysen mit Boolean Regressionsmodellen.....	339
9.6.4 Soziale Determinanten/Korrelate der prosozialen Orientierung und der Ansprache.....	343
9.7 Fazit.....	353
9.8 Methodischer Anhang: Multiple Imputation des wahrgenommenen Risikos.....	357
10 Sozialtheoretische Implikationen und Potential des Modells der Frame-Selektion..	370
10.1 Soziales Framing als Interaktionsprozess	371
10.1.1 Kollektive Situationsdefinitionen als unintendierte Folge absichtsvollen Handelns: Ein Beispiel.....	371
10.1.2 Strategische Interaktion unter Bedingungen variabler Rationalität und sozialen Framings: Ein spieltheoretisches Beispiel	379
10.2 Die objektive Definition der Situation zwischen sozialen Produktionsfunktionen und ausgehandelten Ordnungen	384
11 Schlussbemerkungen: Das Modell der Frame-Selektion als Grundlage soziologischer Erklärungen	390
Anhang A1: Die Ableitung von Dreifach-Interaktionshypothesen aus dem Modell der Frame-Selektion.....	397
Literatur	404

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Anforderungen an soziologische Handlungstheorien und ihre Beziehungen	34
Abbildung 2: Der RC-Ansatz in einer Zwickmühle der Kritik	46
Abbildung 3: Anteil der Versuchspersonen, die in der ersten Runde kooperieren, in Abhängigkeit von der Situationsbezeichnung und ihrer Reputation (Lieberman, Samuels und Ross 2004)	56
Abbildung 4: Durchschnittliche Kaufentscheidung in Abhängigkeit von der Reflexionsmotivation und dem Zeitdruck. Höhere Werte auf der y-Achse stehen für eine höhere Disposition, sich für einen Einkauf im Kaufhaus mit der höherwertigen Kamera-Abteilung zu entscheiden (Sanbonmatsu und Fazio 1990)	61
Abbildung 5: Die im MFS betrachteten Selektionen	133
Abbildung 6: Bestandteile der automatisch-spontanen Aktivierung von Frames, Skripten und Handlungsalternativen.....	135
Abbildung 7: Nicht-Linearität der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit im logistischen Regressionsmodell ($\beta_0 = 0, \beta_1 = 1$)	178
Abbildung 8: χ^2 -Verteilung der in den Simulationen verwendeten Normvariablen.....	187
Abbildung 9: Teststärke in Abhängigkeit von der Verteilung der abhängigen Variablen in der Grundgesamtheit, der Stärke des Normeffektes und der Stärke des Anreizeffektes (AE) für $N = 500$ und $N = 2000$ bei Verwendung des 5%-Signifikanzkriteriums und ohne Kontrollvariable.....	189
Abbildung 10: Teststärke in Abhängigkeit von der Relevanz einer Kontrollvariablen, der Verteilung der abhängigen Variablen in der Grundgesamtheit, der Stärke des Normeffektes und der Stärke des Anreizeffektes (AE) bei Verwendung des 5%-Signifikanzkriteriums und $N = 2000$	191
Abbildung 11: Eine Systematik der verschiedenen Nutzenkomponenten des Erwartungsnutzens der Wahlteilnahme (Anmerkung: Die Alternative j maximiert die Summe der alternativenbezogenen Nutzenkomponenten.)	216
Abbildung 12: Histogramm der Variablen „Internalisierungsgrad der Wahlnorm“ (Faktorscores) im Studenten-Datensatz	245
Abbildung 13: Histogramm der Variablen „Internalisierungsgrad der Wahlnorm“ (ungewichteter additiver Index) im NRW-Datensatz.....	246
Abbildung 14: Der Effekt der Präsentation des Wählerparadoxons auf die Teilnahme in Abhängigkeit vom früheren Teilnahmeverhalten und dem Vorliegen beständiger Kollektivgutüberzeugungen (KÜ): Logit-Effekte basierend auf Modell 4a in Tabelle 19.....	267
Abbildung 15: Der Effekt der Präsentation des Wählerparadoxons auf die Teilnahme in Abhängigkeit vom früheren Teilnahmeverhalten und dem Vorliegen beständiger Kollektivgutüberzeugungen (KÜ): vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten basierend auf Modell 4a in Tabelle 19	268
Abbildung 16: Histogramm der prosozialen Orientierung: Absolute Häufigkeit der Fälle mit und ohne Hilfe ($N = 483$).....	321
Abbildung 17: Histogramm des wahrgenommenen Risikos: Absolute Häufigkeit der Fälle mit und ohne Hilfeverhalten ($N = 278$).....	322

Abbildung 18: Vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten, mit einem Hilfesuch konfrontiert zu werden, eigeninitiativ zu helfen oder unbeteiligt zu bleiben, in Abhängigkeit von dem Anteil jüdischer Bevölkerung vor dem Krieg und der Machtausübung durch die Nationalsozialisten während des Krieges.....	353
Abbildung 19: Verteilung der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit, mit einem Hilfesuch konfrontiert oder eigeninitiativ zu werden, für unbeteiligte Fälle und Fälle mit Hilfesuch oder Eigeninitiative.....	359
Abbildung 20: Verteilungen der gemessenen und imputierten Werte auf den beiden Indikatoren des wahrgenommenen Risikos.....	366
Abbildung 21: Soziales Framing als Interaktionsprozess im sequentiellen Makro-Mikro-Makro-Modell	374
Abbildung 22: Das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen von Siegwart Lindenberg (Darstellung nach Esser 1999c: 108).....	385

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell als deduktives Argument.....	16
Tabelle 2: Eine vereinfachende Rekonstruktion der Handlungstypologie von Max Weber (nach Schluchter 1998: 259)	94
Tabelle 3: Gesinnungsethisches, verantwortungsethisches und zweckrationales Handeln bei Max Weber. Eine Systematik in Anlehnung an Schluchter (1998)	97
Tabelle 4: Die Entscheidungsmatrix der Modus-Selektion.....	151
Tabelle 5: Ergebnisse der Monte-Carlo-Simulationen: Tatsächlicher durchschnittlicher α -Fehler und Teststärke bei Verwendung des 5%- und 10%-Signifikanzkriteriums in Abhängigkeit von der Stichprobengröße, der Stärke des Normeffektes und der Verteilung der abhängigen Variablen in der Grundgesamtheit (Annahme: Starker Anreizeffekt)	193
Tabelle 6: Das Forschungsdesign der Studie von Blais und Young (1999).....	231
Tabelle 7: Überblick über die Anreiz- und Kontrollvariablen in den zwei Datensätzen der Wahlteilnahme-Analysen	237
Tabelle 8: Indikatoren des Verankerungsgrades der Wahlnorm und ihre Faktorladungen im Rahmen explorativer Faktorenanalysen (iterated principal factors)	242
Tabelle 9: RCT-Ausgangsmodell im NRW-Datensatz (Logistische Regressionen der intendierten und berichteten Wahlteilnahme)	247
Tabelle 10: RCT-Ausgangsmodell im Studenten-Datensatz (Logistische Regressionen der berichteten Wahlteilnahme)	248
Tabelle 11: Variablenselektion auf Basis des RCT-Ausgangsmodells im NRW-Datensatz (Logistische Regressionen der intendierten und berichteten Wahlteilnahme).....	250
Tabelle 12: Variablenselektion auf Basis des RCT-Ausgangsmodells im Studenten- Datensatz (Logistische Regressionen der berichteten Wahlteilnahme)	251
Tabelle 13: Interaktionseffekte zwischen Anreizvariablen und dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm im NRW-Datensatz (Logistische Regressionen der intendierten und berichteten Wahlteilnahme)	254
Tabelle 14: Interaktionseffekte zwischen Anreizvariablen und dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm im Studenten-Datensatz (Logistische Regressionen der berichteten Wahlteilnahme)	255
Tabelle 15: Konditionale Effekte der Anreizvariablen für geringen und maximalen Internalisierungsgrad der Wahlnorm im NRW- und im Studenten-Datensatz	257
Tabelle 16: Stabilität der Kollektivgutüberzeugungen über die ersten beiden Befragungszeitpunkte.....	260
Tabelle 17: Beständigkeit der Kollektivgutüberzeugungen in Abhängigkeit von der Präsentation des Wählerparadoxons.....	261
Tabelle 18: Determinanten der wahrgenommenen Bürgerpflicht zum zweiten und dritten Befragungszeitpunkt (Lineare Regressionen)	262
Tabelle 19: Der Effekt der Präsentation des Wählerparadoxons auf die Teilnahme in Abhängigkeit vom früheren Teilnahmeverhalten und dem Vorliegen beständiger Kollektivgutüberzeugungen (Logistische Regressionen der berichteten Wahl- teilnahme).....	263

Tabelle 20: Indikatoren der prosozialen Orientierung und ihre Faktorladungen im Rahmen der explorativen Faktorenanalyse (iterated principal factors).....	316
Tabelle 21: Überblick über die Variablen der Hauptanalysen der Rettung von Juden während des Zweiten Weltkriegs (Analysestichprobe mit N = 406)	318
Tabelle 22: Häufigkeit und Erfolgsquote von Hilfesuchen durch verschiedene Personengruppen	323
Tabelle 23: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Anreizeffekte in der Gesamtstichprobe und unter Ausschluss von Befragten mit starker prosozialer Orientierung (RCT-Ausgangsmodell).....	326
Tabelle 24: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Erweiterung des reduzierten RCT-Modells um die prosoziale Orientierung, das Vorliegen eines Hilfesuchs (durch verschiedene Personengruppen) und ihre Interaktion.....	328
Tabelle 25: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Effekte der Anreizvariablen und der prosozialen Orientierung in den Teilstichproben ohne Hilfesuch, mit Hilfesuch durch Fremde/Bekannte sowie mit Hilfesuch durch vertrauenerweckendere Personen	330
Tabelle 26: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Separate Schätzungen der Interaktionseffekte zwischen einzelnen Anreizvariablen und der prosozialen Orientierung bzw. dem Vorliegen eines Hilfesuchs.....	332
Tabelle 27: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Anreizeffekte und ihre Interaktion mit der prosozialen Orientierung und dem Vorliegen eines Hilfesuchs (unter Verwendung multipler Imputation fehlender Werte).....	336
Tabelle 28: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Anreizeffekte und ihre Interaktion mit der prosozialen Orientierung bei Vorliegen eines Hilfesuchs (unter Verwendung multipler Imputation fehlender Werte).....	338
Tabelle 29: Boolean Regressionsmodelle: MFS-Spezifikation hinreichender Bedingungen und zwei alternative Variablenzuordnungen.....	340
Tabelle 30: Boolean Regressionsmodelle: Eine alternative Spezifikation notwendiger Bedingungen und die MFS-Spezifikation mit und ohne wahrgenommenes Risiko (unter Verwendung multipler Imputation fehlender Werte)	342
Tabelle 31: Prädiktoren der prosozialen Orientierung (Lineare Regression).....	344
Tabelle 32: Anteil der jüdischen Bevölkerung vor dem Zweiten Weltkrieg und Grad der Machtausübung durch die Nationalsozialisten während des Krieges in 15 Ländern.....	348
Tabelle 33: Prädiktoren der Ansprache (Multinomiale logistische Regressionen mit und ohne multiple Imputation fehlender Werte)	350
Tabelle 34: Prädiktoren des generellen und für die eigene Familie wahrgenommenen Risikos (Ordinale logistische Regressionen).....	364
Tabelle 35: Überblick über die zusätzlichen, bei der Regression der prosozialen Orientierung und im Rahmen der Imputation des wahrgenommenen Risikos verwendeten Variablen.....	367
Tabelle 36: Auszahlungsmatrix kardinaler Nutzenwerte im Gefangenendilemma der Analyse von Montgomery (1998: 106)	380

Danksagung

Dieses Buch ist meine Dissertation, die 2009 an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Mannheim angenommen wurde. Ich habe einer ganzen Reihe von Personen zu danken, deren Anregungen, Diskussionsbereitschaft und Unterstützung entscheidend zu dieser Arbeit beigetragen haben. Mein herzlicher Dank gilt zu allererst Hartmut Esser, der mich früh gefördert und mir nicht nur alle Freiheiten zum Verfassen dieser Arbeit gelassen, sondern sie mit ebenso großem Engagement begleitet hat. Sie führt sein Projekt einer integrativen erklärenden Handlungstheorie weiter, an dem er mich wie selbstverständlich hat teilhaben lassen. Frank Kalter danke ich für seine Bereitschaft, als Zweitgutachter dieser Arbeit zu fungieren, sowie für den nötigen Freiraum für das Erstellen der Endfassung. Die empirischen Teile der Arbeit erst möglich gemacht haben André Blais, Steffen Kühnel, Dieter Ohr und Samuel P. Oliner. Für die äußerst großzügige Bereitstellung ihrer Daten bin ich ihnen besonders dankbar.

Für wertvolle Hinweise, Kommentare und Diskussionen danke ich Henning Best, Richard Breen, Josef Brüderl, Paul DiMaggio, Christian Etzrodt, Jürgen Gerhards, Rainer Greshoff, Thomas Gschwend, Thomas Kron, Dieter Ohr, Karl-Dieter Opp, Franz Urban Pappi, Ingo Schulz-Schaeffer, Mateusz Stachura, Volker Stocké, Andreas Wimmer, Lars Winter, Rafael Wittek, Meir Yaish und Petri Ylikoski.

Zu Verbesserungen beigetragen haben Diskussionen meiner Vorträge an der Freien Universität Berlin, der Technischen Universität Dortmund, der Universität Leipzig, der Universität Mannheim, im Nuffield College der University of Oxford, der ETH Zürich, sowie auf der DFG-NSF Research Conference „Contextualizing Economic Behavior“ in New York, den Treffen des European Network of Analytical Sociologists in Oxford, Turin und Barcelona und den Arbeitstagungen eines Diskussionskreises zu soziologischen Theoriefragen in Mannheim und Oldenburg.

Dass ich die Arbeit in einer stets äußerst unterstützenden und, wenn nötig, auch sehr unterhaltsamen Atmosphäre verfassen konnte, verdanke ich dem Team des Lehrstuhls, Betty Haire Weyerer, Christian Hunkler, Benjamin Schulz, sowie Harald Beier, Johanna Bristle, Tobias C. Hannemann, Hanno Kruse, Stephan Rompf, Gregor Sand, Meike Thüsing und Sebastian Weingartner, die mir bei der Datenaufbereitung und der Erstellung so mancher Graphik und Tabelle geholfen haben. Harald Beier war zudem bei der Implementierung der Monte-Carlo-Simulationen eine große Hilfe.

Meine Eltern, Renate und Bernhard Kroneberg, haben die Arbeit zu großen Teilen Korrektur gelesen. Nicht dafür, sondern für alles andere widme ich ihnen diese Arbeit. Schließlich möchte ich mich bei meiner Frau Schima bedanken: für viele inhaltliche Einschätzungen und Diskussionen, für die Unterstützung in kritischen Schreibphasen und für das Wissen, worauf es ankommt.

Mannheim, im Juni 2010

Clemens Kroneberg

1 Einleitung

Die Erklärung sozialen Handelns stellt einen Kernbestandteil soziologischer Erklärungen dar. Diese Auffassung findet sich bereits in Max Webers berühmter Gegenstandsbestimmung des Faches und durchzieht die auf Talcott Parsons' Synthese-Versuch (Parsons 1937) folgende Diskussion in und zwischen den diversen soziologischen Paradigmen (siehe Alexander 1988; Emirbayer und Mische 1998; Schmid 2004). Trotz einiger Ausnahmen hat sich mittlerweile weitgehend die Ansicht durchgesetzt, dass soziale Phänomene aus dem handelnden Zusammenwirken von Akteuren zu erklären sind und dabei zu berücksichtigen ist, auf welche Weise das Handeln der Akteure selbst durch die soziale Situation beeinflusst bzw. an dieser orientiert ist.¹

Ein zentrales Ziel soziologischer Theoriebildung besteht daher in der Entwicklung einer Theorie des Handelns, welche die soziologisch relevanten Einflussgrößen und Formen des Handelns zu berücksichtigen und das handelnde Zusammenwirken mehrere Akteure zu analysieren erlaubt (vgl. u.a. Alexander 1988: 308; Coleman 1990: 11ff.; Hedström 2005: 35ff.). Eine derartige Handlungstheorie ist das Modell der Frame-Selektion (Esser im Erscheinen-a; Kroneberg 2005). In der vorliegenden Arbeit wird es vor dem Hintergrund der bisherigen soziologischen Diskussion entwickelt, empirisch zur Lösung ausgewählter Rätsel sozialen Handelns angewendet und in seinen weiteren Anwendungsmöglichkeiten und Implikationen diskutiert. Das Modell geht auf die Frame-Selektionstheorie zurück, deren inhaltliche Grundgedanken zwischen 1990 und 2001 von Hartmut Esser entwickelt wurden (Esser 1990, 2001). Das hier dargestellte Modell ist die vervollständigte und überarbeitete Formalisierung dieser Handlungstheorie und wurde bereits in einem früheren Aufsatz

¹ Explizit zu Grunde gelegt wird diese Konzeption soziologischer Erklärungen (das sog. Makro-Mikro-Makro-Modell) im Rational-Choice Ansatz (Coleman 1990), in der verstehenden Soziologie im Anschluss an Max Weber (Schluchter 2005) und in der erklärenden, analytischen oder mechanismischen Soziologie (Esser 1999b; Hedström 2005; Hedström und Swedberg 1998; Schmid 2006). Sie ist aber ebenso präsent in den Arbeiten von Jeffrey Alexander, Pierre Bourdieu, Randall Collins, Anthony Giddens oder Jürgen Habermas. Die Ausnahmen bestehen vor allem in jenen dezidiert makrosoziologischen Ansätzen, die meinen, prinzipiell vollkommen ohne Rekurs auf soziales Handeln auskommen zu können (Blau 1994; Luhmann 1984, 1997). Sie scheinen jedoch praktisch nicht konsistent durchführbar, *solange* man nicht vollständig den Anspruch aufgibt, kausale Erklärungen zu entwickeln, oder sich mit einer Betrachtung derjenigen sozialen Phänomene begnügt, die rein strukturtheoretisch durch Änderungen der Restriktionen erklärt werden können (siehe u.a. Esser 2000d; Greshoff 2008).

entwickelt (Kroneberg 2005). Es wird im Folgenden als das *Modell der Frame-Selektion* (*MFS*) bezeichnet.²

Ausgangspunkt des Modells sind zwei Grundannahmen, die charakteristisch für soziologische Handlungskonzepte sind. Erstens ist jedes Handeln an einer subjektiven *Definition der Situation* orientiert (Goffman 1974; Parsons 1937: 76f.; Thomas und Znaniecki 1927: 68ff.): Um handlungsfähig zu sein, müssen menschliche Akteure eine gewisse Interpretation ihrer Situation entwickeln. Dabei greifen sie häufig auf sozial geteilte Bezugsrahmen zurück, in denen der kulturell definierte Sinn typischer Situationen zum Ausdruck kommt und deren situative Relevanz durch bestimmte wahrnehmbare Objekte angezeigt wird. Zweitens ist menschliches Verhalten durch eine *variable Rationalität* gekennzeichnet (Schütz und Luckmann 1979; Weber 1980). Obgleich die (begrenzte) Fähigkeit zu Reflexion und antizipierendem Abwägen ein kennzeichnendes Merkmal menschlicher Akteure ist, sind diese ebenso darauf angewiesen, nicht jederzeit über die vorliegende Situation und das auszuführende Handeln reflektieren zu müssen. Akteure folgen daher häufig unhinterfragt oder unbedingt ihrem ersten Eindruck bzw. spontan aktivierten Verhaltensdispositionen. Nur manchmal bzw. in bestimmter Hinsicht treffen sie elaborierte Entscheidungen unter systematischer Berücksichtigung und Abwägung einzelner Informationen und zu erwartender Folgen.

Die Betonung dieser beiden Phänomene ist für die Soziologie als Disziplin schon immer auch von konstitutiver Bedeutung gewesen, da in ihrem Einbezug ein gewichtiger Unterschied zum Handlungsmodell der Ökonomie, dem Rational-Choice-Ansatz (*RC-Ansatz*), besteht. Mit wenigen Ausnahmen (Akerlof und Kranton 2000; Heiner 1983) blenden Theorien rationaler Wahl die kulturell geprägte, das Handeln vorstrukturierende Definition der Situation aus und sehen auch ganz bewusst von der Art der Informationsverarbeitung ab: Die Handlungsalternativen sind immer schon da und die Wahl zwischen ihnen erfolgt nach bestimmten Rationalitätskriterien, die sich auf die Präferenzen und Erwartungen der Akteure beziehen. Dieser Unterschied bildet das nicht immer explizierte Fundament vieler Debatten

² Das in dieser Arbeit dargestellte Modell wird auch von Esser vertreten (Esser 2006a: 359; Esser 2006b: 148; Esser im Erscheinen-a). Zur Kritik an Essers' früherer Formalisierung seiner Handlungstheorie siehe (Collins 1993; Egger und de Campo 1997; Etzrodt 2000; Kron 2004, 2005; Lüdemann und Rothgang 1996; Opp 1993, 2004b; Prendergast 1993; Rohwer 2003; Schräpler 2001; Srubar 1993; Witt 1993) sowie die Beiträge in (Greshoff und Schimank 2006). Sofern diese Kritik nicht auf Missverständnissen beruhte, ging sie auf eine Reihe von Ungenauigkeiten und Unvollständigkeiten zurück, die mittlerweile behoben sind (siehe dazu Kroneberg 2005).

zwischen Vertretern traditioneller soziologischer Ansätze und solchen des RC-Ansatzes, z.B. über die Wirkungsweise sozialer Normen oder allgemeiner die Voraussetzungen sozialer Ordnung.

Mit der Entwicklung des RC-Ansatzes zu einem fächerübergreifenden sozialwissenschaftlichen Ansatz wird jedoch zunehmend deutlich, dass die von der Soziologie seit langem betonten Phänomene tatsächlich einem Großteil der Variation menschlichen Handelns zu Grunde liegen (Henrich et al. 2004). Was bislang fehlt, ist ein präzises erklärendes Modell, das angibt, unter welchen Bedingungen Akteure eine bestimmte Definition der Situation vornehmen, bestimmte Verhaltensdispositionen aktivieren und ein bestimmtes Handeln auszuführen versuchen und in Abhängigkeit von welchen Faktoren die Rationalität dieser Vorgänge variiert. Soziologische Ansätze sind zwar reich an Handlungskonzepten und orientierenden Feststellungen, haben aber im Gegensatz zum RC-Ansatz kein formales Modell entwickelt, das präzise angibt, wie die verschiedenen Determinanten des Handelns zusammenwirken und welches Handeln unter welchen Bedingungen zu erwarten ist (Schmid 2004).

Bei der Erklärung sozialer Phänomene ergeben sich dadurch zwei defizitäre Alternativen. Der Rückgriff auf den RC-Ansatz ermöglicht einen engen Dialog zwischen Theorie und Hypothesen testender, empirischer Sozialforschung (Blossfeld und Prein 1998; Goldthorpe 1996), führt jedoch häufig zur Vernachlässigung erklärungsrelevanter Phänomene wie etwa Situationsdeutungen, Werte, soziale Normen, Routinen oder Emotionen. Versucht man dagegen derartige Phänomene in die Analyse mit einzubeziehen, so geschieht dies häufig auf Kosten analytischer Präzision und Erklärungskraft. Das Modell der Frame-Selektion hat zum Ziel, diesen Zustand zu überwinden. Unter Einarbeitung sozialpsychologischer Erkenntnisse rückt es die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure in den Mittelpunkt einer präzisen Handlungstheorie, die ökonomische und soziologische Handlungserklärungen zu integrieren vermag.

Der erste, theoretische Teil der Arbeit macht die Notwendigkeit einer derartigen Theorie deutlich, diskutiert den RC-Ansatz sowie bisherige Ausarbeitungen der beiden Grundkonzepte in soziologischen Ansätzen und entwickelt schließlich das Modell der Frame-Selektion. Der zweite Teil der Arbeit enthält soziologische Anwendungen der Theorie und thematisiert dabei auftretende Herausforderungen sowie weitere Anwendungspotentiale. Im Folgenden gebe ich einen detaillierteren Überblick über den Aufbau der Arbeit anhand der einzelnen Kapitel.

Kapitel 2 legt die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Arbeit. Ausgehend vom Makro-Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung werden spezifische Anforderungen abgeleitet, denen soziologische Handlungstheorien genügen sollten und nach denen sie beurteilt werden können. Neben gängigen Anforderungen an soziologische Handlungstheorien wird die Bedeutung ihres heuristischen Wertes und ihrer Modulierbarkeit hervorgehoben. Danach sollten sich aus soziologischen Handlungstheorien möglichst vielfältige Hypothesen gewinnen lassen und sie sollten sowohl stark vereinfachende als auch detaillierte, auf maximale empirische Adäquatheit abzielende Handlungserklärungen ermöglichen. Die Bedeutung dieser Kriterien ergibt sich unter anderem aus der Heterogenität soziologischer Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell, deren Schwerpunkt in manchen Fällen auf dem handelnden Zusammenwirken, in anderen Fällen dagegen auf den situativen Einflussgrößen sozialen Handelns liegt. Dass bei der Herleitung der Anforderungen das deduktiv-nomologische Schema der Erklärung (Hempel und Oppenheim 1948) zu Grunde gelegt wird, mag einigen Lesern als problematische Weichenstellung erscheinen, die einen unvoreingenommenen Theorievergleich von vornherein unmöglich macht. Tatsächlich erweist sich dieses Schema jedoch als geeignet, Stärken *und* Schwächen von interpretativen *und* von analytisch-modelltheoretischen Ansätzen zu identifizieren. So lässt sich auf seiner Basis zeigen, dass erstere ein Deduzierbarkeitsdefizit, letztere hingegen oftmals ein Verstehensdefizit aufweisen.

Kapitel 3 hat den RC-Ansatz und seine Diskussion innerhalb der Soziologie zum Gegenstand. Die Wahl dieses theoretischen Ausgangspunktes erfolgte aus zwei Gründen. Erstens genügt der RC-Ansatz im Unterschied zu den meisten anderen in der Soziologie vorgebrachten Handlungstheorien dem Kriterium der analytischen Präzision. Er bildet daher gleichsam den „state of the art“ erklärender Handlungstheorien und zeigt als solcher, welche handlungsgenerierenden Phänomene bereits analytisch präzise erfasst werden können. Zweitens war er seit jeher ein kritischer Bezugspunkt für die Entwicklung soziologischer Handlungskonzepte. Im Unterschied zum Großteil der bisherigen Kritik am RC-Ansatz wird in dieser Arbeit die Sichtweise zurückgewiesen, der RC-Ansatz sei wissenschaftstheoretisch inakzeptabel oder führe zu empirisch falschen Erklärungen. Die tatsächlichen Probleme bestehen im Hinblick auf die Kriterien des heuristischen Wertes und der Modulierbarkeit. Vor allem wenn das Zusammenspiel von Institutionen, Interessen und Ideen bei der Erklärung sozialen Handelns im Vordergrund steht, gelangt man auf Basis der handlungstheoretischen Kernannahmen des RC-Ansatzes allein tendenziell entweder zu trivialen oder aber wenig theoriegeleiteten Erklärungen. Es wird daher dafür plädiert, eine komplexere, aber gleichwohl

analytisch präzise Handlungstheorie zu entwickeln, die grundlegende Phänomene einzubeziehen erlaubt, welche prinzipiell für die Erklärung jedes Handelns von Belang und soziologisch anschlussfähig sind: die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure.

In Kapitel 4 werden frühere Ausarbeitungen des Konzepts der Definition der Situation dargestellt. Kapitel 5 leistet Gleiches für das Konzept der variablen Rationalität. Die Darstellung in beiden Kapiteln ist auf soziologische handlungstheoretische Ansätze beschränkt und erfolgt zudem selektiv im Hinblick auf die interessierenden Konzepte. Auf die sozialpsychologischen Arbeiten, auf denen das Modell der Frame-Selektion aufbaut, wird bei der anschließenden Darstellung des Modells verwiesen. Eine detaillierte Diskussion der einzelnen, für das Modell zentralen sozialpsychologischen Theorien und Befunde ist in früheren Arbeiten zum Modell der Frame-Selektion zu finden (Esser 2001; Mayerl 2009: Kap. 2; Stocké 2002). Bei der hier durchgeführten Behandlung der soziologischen Ansätze ergeben sich aus nahe liegenden Gründen Überschneidungen mit der Darstellung bei Esser (siehe insbesondere Esser 2001). Gleichwohl bestehen relevante Unterschiede in einzelnen Einschätzungen und den gesetzten Schwerpunkten. Insbesondere wurde versucht, wichtige Autoren eingehender zu behandeln, die in den bisherigen Arbeiten zur Frame-Selektionstheorie nicht oder kaum betrachtet wurden (u.a. Randall Collins, Amitai Etzioni, Pierre Bourdieu und neuere praxistheoretische Ansätze). Kapitel 6 entwickelt das Modell der Frame-Selektion. Es zeigt, wie das Modell die soziologische Einsicht in die Bedeutung der Definition der Situation und der variablen Rationalität der Akteure in eine präzise erklärende Handlungstheorie überführt und wie sich aus ihm empirisch prüfbare Hypothesen ableiten lassen.

Der zweite Teil der Arbeit enthält Anwendungen des Modells der Frame-Selektion. In gewisser Weise ist er sehr viel bedeutsamer, da das Modell der Frame-Selektion ein problembezogener Ansatz ist, dem die Überzeugung zu Grunde liegt, dass Theoriediskussionen letztlich instrumentell für das Verständnis und die Erklärung empirischer Zusammenhänge sein sollten. Vor allem stellt ein solcher Fokus auf empirische Erklärungsprobleme ein zentrales Regulativ für die soziologische Theorieentwicklung dar.

In dieser Arbeit steht die Anwendung des Modells der Frame-Selektion mit Umfragedaten im Vordergrund. Dies verlangt die theoretische Modellierung in statistische Modelle zu übersetzen, welche dann mit den empirischen Daten konfrontiert werden können (Achen 2002). Kapitel 7 leistet diese Übersetzungsarbeit für das Modell der Frame-Selektion und diskutiert verschiedene Probleme, die dabei auftreten. Es zeigt sich, dass sich die

spezifischen, aus dem Modell ableitbaren Interaktionshypothesen statistisch von konkurrierenden Hypothesen unterscheiden und somit prinzipiell empirisch überprüfen lassen. Allerdings wird dies praktisch häufig durch eine geringe Teststärke der verwendeten Verfahren erschwert. Dies ist ein generelles Problem nicht-linearer Regressionsmodelle, die es unter Umständen kaum möglich machen, sog. variablenspezifische Interaktionseffekte nachzuweisen, welche über modellinhärente Interaktionseffekte hinausgehen (Nagler 1994). In einem längeren Exkurs werden die Ergebnisse eigener Monte-Carlo-Simulationen dargestellt, mit deren Hilfe dieses Problem quantifiziert und in seinen Determinanten analysiert werden kann.

In den Kapiteln 8 und 9 wird das Modell der Frame-Selektion auf die Erklärung der Teilnahme an demokratischen Wahlen und der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg angewendet. Die gesellschaftliche Relevanz beider Phänomene dürfte offensichtlich sein: Die Teilnahme an Wahlen bildet den wichtigsten Akt politischer Partizipation in Demokratien (Brady, Verba und Schlozman 1995). Die uneigennützig motivierte Hilfe für Juden im nationalsozialistisch beherrschten Europa zählt zweifelsohne zu den außergewöhnlichsten Akten der Mitmenschlichkeit und des Widerstands gegen totalitäre Regime. Im Kontext dieser Arbeit ergeben sich zudem eine Reihe weiterer Gründe, welche die Betrachtung dieser beiden Erklärungsprobleme besonders lohnenswert erscheinen lassen.

Erstens sind sie beide Phänomene Gegenstand theoretischer Debatten zwischen dem RC-Ansatz und im weitesten Sinne normativen Ansätzen. Die Wahlteilnahme bildet das wohl prominenteste Beispiel der empirischen Kritik am RC-Ansatz (siehe u.a. Blais 2000; Boudon 1998, 2003; Friedman 1996; Green und Shapiro 1994). Ihre Rästelhaftigkeit erklärt sich aus der marginalen Bedeutung der einzelnen Stimme für den Wahlausgang, welche die individuelle Teilhabe an der Bereitstellung dieses öffentlichen Gutes (unter bestimmten Annahmen) irrational erscheinen lässt (Downs 1957). Die Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg ist ein Fall altruistischen Handelns trotz teilweise extrem hoher Risiken für das eigene Leben und das der eigenen Familie. Ob sich ein derartiges Verhalten mit Hilfe des RC-Ansatzes erklären lässt, wird daher ebenfalls kontrovers diskutiert (siehe u.a. Elster 2000; Monroe 1991; Monroe, Barton und Klingemann 1991; Opp 1997, 1999; Varese und Yaish 2000). Auf Basis des Modells der Frame-Selektion lässt sich in beiden Fällen eine integrative Erklärung entwickeln, welche die theoretischen Debatten aufzulösen vermag und zusätzliche Hypothesen abzuleiten erlaubt.

Zweitens handelt es sich bei der Wahlteilnahme in den meisten konsolidierten Demokratien um eine Niedrigkostensituation, wohingegen die Rettung von Juden unter der

Nazi-Herrschaft eine Hochkostensituation darstellte. Die beiden Fälle erlauben daher einen Test zentraler Hypothesen des Modells der Frame-Selektion unter unterschiedlichen Bedingungen. Dies gilt insbesondere für die Hypothese, dass stark aktivierte und verankerte Normen zu einem spontanen, anreizunabhängigen Handeln führen können. Wie die statistischen Analysen zeigen, lassen sich die auf Basis des Modells der Frame-Selektion entwickelten Erklärungen empirisch stützen und ermöglichen ein tieferes Verständnis der beiden Phänomene.

In Kapitel 10 wird der Fokus von der Erklärung sozialen Handelns auf die Analyse von Interaktionssequenzen gerichtet. Dabei wird anhand einfacher Beispiele gezeigt, wie das Modell der Frame-Selektion im Makro-Mikro-Makro-Modell verwendet werden kann, um soziale Interaktionsprozesse zu analysieren. Auf diesem Weg lassen sich zudem eine Reihe möglicher prima-facie Einwände gegen das Modell der Frame-Selektion entkräften, wie sie insbesondere von Seiten interaktionistischer, praxistheoretischer oder systemtheoretischer Ansätze nahe liegen mögen. Schließlich wird der Frage nachgegangen, auf welche Weise das Modell mit dem institutionentheoretischen Konzept der sozialen Produktionsfunktionen kompatibel ist, wie also der Zusammenhang zwischen „subjektiver“ und „objektiver“ Definition der Situation gefasst werden sollte.

Die Schlussbemerkungen in Kapitel 11 befassen sich insbesondere mit dem Verhältnis zwischen dem Modell der Frame-Selektion und dem RC-Ansatz und zeigen mögliche Perspektiven für zukünftige Anwendungen und Weiterentwicklungen auf.

TEIL 1: Handlungstheoretische Grundlagen

2 Wissenschaftstheoretische Grundlagen: Die Bedeutung der Handlungstheorie für soziologische Erklärungen

Mit diesem wissenschaftstheoretischen Kapitel werden zwei Ziele verfolgt. Zum einen soll die Bedeutung der Handlungstheorie innerhalb soziologischer Erklärungen deutlich gemacht werden. Zum anderen geht es darum, auf dieser Basis Kriterien für die Beurteilung soziologischer Handlungstheorien zu identifizieren. Im Folgenden wird zunächst die Logik soziologischer Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell präzisiert (2.1). Die sich daraus ergebenden Adäquatheitsbedingungen bilden den Hintergrund, um die Bedeutung von Handlungstheorien innerhalb soziologischer Erklärungen zu explizieren (2.2). Dabei werden instrumentalistische Verständnisse der Handlungstheorie als unzureichend zurückgewiesen. Stattdessen wird, ausgehend von der Heterogenität soziologischer Fragestellungen, das Kriterium der Modulierbarkeit soziologischer Handlungstheorien betont (2.3). Dies bildet den Ausgangspunkt einer generellen Betrachtung der Kriterien für die Beurteilung soziologischer Handlungstheorien. Zunächst wird gezeigt, dass die Kriterien der deskriptiven Genauigkeit und deduktiven Ableitbarkeit bzw. analytischen Präzision für den Erklärungsanspruch solcher Theorien unabdingbar sind, obwohl sie bislang eher von unterschiedlichen Ansätzen gegeneinander ausgespielt wurden (2.4). Abschließend werden die bisher genannten Kriterien um weitere, weniger kontroverse Anforderungen ergänzt (2.5).

2.1 Zur logischen Struktur soziologischer Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell

Für eine Reihe neuerer programmatischer Beiträge bildet das Makro-Mikro-Makro-Modell die explizite Grundlage, um die Grundposition des methodologischen Individualismus näher auszuarbeiten. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Vorteilen und Prinzipien derartiger Erklärungen von Autoren geschenkt, die der mechanistischen Soziologie zugerechnet

werden können (siehe Schmid 2006).³ Neben der mit dem Makro-Mikro-Makro-Modell generell verbundenen Forderung soziale Zusammenhänge reduktionistisch durch Einbezug der Akteursebene zu erklären, legen Anhänger einer mechanistischen Soziologie zusätzlich besonderen Wert auf die Konstruktion möglichst präziser und relativ abstrakter Erklärungsmodelle (Hedström und Swedberg 1998). Umso bemerkenswerter ist es, wenn Michael Schmid in seiner umfassenden Analyse dieser Ansätze zu dem Schluss gelangt, dass selbst unter diesen Autoren Unklarheit darüber herrscht, welchen *Adäquatheitsbedingungen* Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell genügen müssen (Schmid 2006: 27ff.). Nur aus derartigen Adäquatheitsbedingungen lassen sich jedoch Kriterien für die Beurteilung soziologischer Handlungstheorien gewinnen.

Um zu Adäquatheitsbedingungen mechanistischer Erklärungen zu gelangen, wird im Folgenden zunächst die logische Struktur soziologischer Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell näher betrachtet. Wie sich zeigt, gründet die Unklarheit hinsichtlich dieser Bedingungen in einer zu weit getriebenen Kritik des Hempel-Oppenheim-Schemas der Erklärung (kurz: H-O-Schema):

Das H-O-Schema, das auch als deduktiv-nomologische oder „covering-law“ Erklärung bezeichnet wird, besteht aus drei Bestandteilen (Hempel und Oppenheim 1948; Stegmüller 1975): Es geht erstens von einem *Explanandum* aus, also einer Beschreibung des Phänomens y_i , um dessen Erklärung es geht. Der zweite und der dritte Bestandteil leisten gemeinsam die Erklärung, bilden also das *Explanans*. Es handelt sich dabei um ein oder mehrere Gesetze sowie sog. Randbedingungen. Die *Gesetze* geben gemeinsam an, unter welchen Bedingungen x es zu Phänomenen des Typs y kommt. Sie lassen sich daher prinzipiell in der Form von wenn-dann-Aussagen darstellen. Da der Gesetzesbegriff außerhalb der Physik leicht falsche Konnotationen aufwirft, spreche ich im Folgenden auch von gesetzesartigen Hypothesen. Da es um die Erklärung eines spezifischen Phänomens y_i aus der Klasse der Phänomene y geht, bedarf es zudem ebenso spezifischer *Randbedingungen* x_i . Formal betrachtet beinhaltet das H-O-Schema einen logischen Schluss, da das Explanandum logisch aus den Gesetzen und den Randbedingungen folgen muss: $((x \rightarrow y) \wedge x_i) \rightarrow y_i$.

Ein stilisiertes, an der sog. Lipset-These orientiertes Beispiel wäre wie folgt (Lipset 1981, 1994): Die Demokratisierung eines Landes i (das Explanandum) folgt logisch aus der gesetzesartigen Hypothese „Immer wenn das Wirtschaftswachstum g in einem autokratisch regierten Land größer als der Schwellenwert g^* wird, resultiert Demokratisierung“ und dem Vorliegen der relevanten Randbedingung „ $g > g^*$ im autokratisch regierten Land i “. Dieses Beispiel genügt dem H-O-Schema, stellt aber wohlgerne keine mechanistische Erklärung dar.

³ In Deutschland hat sich durch die Arbeiten Hartmut Essers auch der Begriff der *erklärenden* Soziologie, im angelsächsischen Raum der einer *analytischen* Soziologie (Hedström 2005; Hedström und Bearman 2009) etabliert.

Von Vertretern des Makro-Mikro-Makro-Modells wird zu Recht gefordert, generell nur *kausale* Gesetzeshypothesen in Erklärungen zu verwenden sowie nicht bei „black box“-Beziehungen auf der Ebene *sozialer* Phänomene stehen zu bleiben, sondern diese mechanistisch zu erklären (u.a. Hedström 2005; Hedström und Swedberg 1998). Das H-O-Schema der Erklärung ist aber entsprechend lediglich für seine Neutralität in diesen beiden Fragen zu kritisieren. Dies sollte nicht als Ausdruck eines fundamentalen Gegensatzes missverstanden werden (ebenso Bunge 1999: 49ff.; Little 1998: 210f.; Opp 2004a). Im Gegenteil: Ich behaupte, dass man gerade durch die Anwendung des H-O-Schemas zu einem tieferen Verständnis der Logik mechanistischer Erklärungen und darüber auch zu besser begründeten Kriterien für gültige soziologische Erklärungen gelangen kann. Zunächst lassen sich die drei Schritte des Makro-Mikro-Makro-Modells einzeln als deduktive Erklärungsargumente betrachten.

Die *Logik der Selektion* – also die Erklärung des Handelns der Akteure auf der Mikro-Ebene – entspricht dabei am stärksten dem H-O-Schema der Erklärung (siehe z.B. Esser 1999c: 206). Da in soziologischen Erklärungen meist das Handeln einer Vielzahl von Akteuren betrachtet wird, spricht man auch von den individuellen Effekten (IE_i), die es zu erklären gilt. Um dieses Explanandum logisch ableiten zu können, bedarf es erstens einer Handlungstheorie, die allgemeine gesetzesartige Hypothesen enthält. Diese Hypothesen geben generell an, welches Handeln sich unter welchen Randbedingungen (RB) ergibt. Formal ermöglicht die Handlungstheorie also den Schluss $RB \rightarrow IE$. Die Randbedingungen sind die unmittelbaren Determinanten des Handelns, wie sie von der Handlungstheorie angenommen werden. Je nach verwendeter Handlungstheorie kann es also z.B. um das Vorliegen bestimmter Situationsdeutungen, Wertorientierungen, seelischer Konflikte, wahrgenommener Anreize, moralischer Urteile oder internalisierter Normen gehen. Da es innerhalb der Logik der Selektion um die Erklärung *spezifischer* Handlungen IE_i geht, müssen zusätzlich zu diesem allgemeinen Bestandteil entsprechende und ebenso spezifische Randbedingungen RB_i in das Argument mit einbezogen werden. *Zusammen* mit den allgemeinen gesetzesartigen Hypothesen folgt dann das Explanandum im Sinne eines logischen Schlusses:

$$((RB \rightarrow IE) \wedge RB_i) \rightarrow IE_i$$

Die *Logik der Aggregation* wurde im Rahmen der mechanistischen Soziologie ebenfalls bereits als logischer Schluss entwickelt (Esser 2000b: 14ff.; Lindenberg 1977; Lindenberg und Wippler 1978). Die individuellen Effekte, die im vorherigen Schritt noch das

Explanandum bildeten, sind in diesem Schritt Teil der Randbedingungen. Die *Stellung* allgemeiner gesetzesartiger Hypothesen wird von den sog. Transformationsregeln eingenommen, auch wenn diese typischerweise von nur geringem Allgemeingrad sind. Sie geben an, wie sich das kollektive Phänomen – um dessen Erklärung es insgesamt geht – empirisch als aggregierte Folge des handelnden Zusammenwirkens der relevanten Akteure ergibt.

Ein leicht verständliches Beispiel ist die Erklärung der aus einer demokratischen Wahl resultierenden Sitzverteilung zwischen verschiedenen Parteien im Parlament. Wenn die Wahlentscheidungen der wahlberechtigten Bürger bereits erklärt sind, ergibt sich die Sitzverteilung im Parlament aus dem Wahlsystem bzw. dem genauen Wahlverfahren, nach dem Stimmen in Sitze umgerechnet werden. Das Wahlverfahren ist in diesem Fall die Transformationsregel.

Für die allermeisten kollektiven Explananda gilt jedoch, dass sie sich nicht allein aus Transformationsregeln und individuellen Effekten ableiten lassen. Auch dadurch ist der Allgemeingrad von Transformationsregeln oftmals stark beschränkt: Nur unter bestimmten Bedingungen, den sog. *Transformationsbedingungen*, ergibt sich ein kollektives Explanandum aus der Anwendung der Transformationsregel(n) auf die individuellen Effekte. Im betrachteten Beispiel ergibt sich die Sitzverteilung etwa nur dann aus den abgegebenen Stimmen der Wähler und dem Wahlverfahren, wenn „alles mit rechten Dingen zugeht“, wenn also die Stimmen korrekt ausgezählt und das Wahlverfahren korrekt angewandt wird. Vorausgesetzt werden muss also die faktische Geltung der Institution. Diese stellt ebenfalls ein kollektives Phänomen dar, das sich ergibt, wenn sich die verantwortlichen Akteure an die Institution halten bzw. bestimmte „deviante“ Alternativen unterlassen.⁴ Bei der Logik der Aggregation ist es also sinnvoll, die Randbedingungen in individuelle Effekte (IE) und Transformationsbedingungen (TB) aufzugliedern. Die Transformationsregeln geben an, wie sich kollektive Phänomene des Typs P empirisch aus dem Vorliegen von Transformationsbedingungen und individuellen Effekten ergeben: $TB \wedge IE \rightarrow P$.⁵ Für die

⁴ Wichtig ist, dass es *prinzipiell* immer möglich wäre, diese Transformationsbedingungen selbst wiederum als aggregierte Folge sozialen Handelns zu erklären. Aus erklärungsökonomischen Gründen können derartige Transformationsbedingungen allerdings häufig nicht mit erklärt werden, und zwar vor allem deshalb, weil es sich um andere relevante Akteure und damit um ganz andere Wirkungszusammenhänge handelt.

⁵ Definitionen, „wann von einem bestimmten kollektiven Ereignis überhaupt gesprochen werden soll“, sind hier wohlgemerkt nur „der erste Schritt“ (Esser 2000b: 20). Wie Lindenberg, Esser und andere Vertreter des methodologischen Individualismus eigentlich unmissverständlich betont haben, stellen

Erklärung des Auftretens eines spezifischen Phänomens P_i müssen wiederum entsprechende (und ebenso spezifische) Randbedingungen IE_i und TB_i vorliegen. Insgesamt lässt sich die Logik der Aggregation mit Hilfe des H-O-Schemas also wie folgt beschreiben:

$$((TB \wedge IE \rightarrow P) \wedge TB_i \wedge IE_i) \rightarrow P_i.$$

Die *Logik der Situation* schließlich lässt sich ebenfalls als logischer Schluss betrachten. Hierbei geht es darum, auf welche Weise Akteure durch die Situation beeinflusst werden. Die Logik der Situation erweitert die Logik der Selektion gewissermaßen „nach hinten“ um eine soziologische Dimension: Auch wenn sich das Handeln der Akteure vor allem aus ihren subjektiven Wahrnehmungen und Zuständen ergibt, sind diese – im Normalfall – systematisch durch äußere und somit häufig *soziale* Bedingungen beeinflusst. Genau diese Einflüsse werden im Rahmen der Logik der Situation analysiert. Das Explanandum dieses ersten Erklärungsschrittes bilden daher die Randbedingungen der Handlungstheorie. Die *Stellung* allgemeiner Hypothesen nehmen hier die sog. *Brückenhypothesen* ein, welche den Einfluss äußerer Kontextvariablen (KV) auf diese Randbedingungen (RB) beschreiben: $KV \rightarrow RB$.⁶ Wiederum müssen für die Erklärung bestimmter Ausprägungen der zu erklärenden individuellen Randbedingungen des Handelns (RB_i) diese Zusammenhangshypothesen mit ebenso spezifischen und entsprechenden Ausprägungen der Kontextvariablen (KV_i) kombiniert werden. Die Logik der Situation lässt sich dann gemäß dem H-O-Schema wie folgt zusammenfassen:

$$((KV \rightarrow RB) \wedge KV_i) \rightarrow RB_i$$

Im Makro-Mikro-Makro-Modell bilden die drei Logiken letztlich ein System von Aussagen. Kombiniert man die drei entsprechenden logischen Schlüsse durch UND-Verknüpfungen, so erhält man:

Transformationsregeln ansonsten *empirisch gehaltvolle* (also *synthetische*) Aussagen über soziale, häufig institutionell strukturierte Prozesse dar (siehe Esser 2000b: 20ff.).

⁶ An dieser Stelle ist zweierlei anzumerken: Erstens sind Brückenhypothesen typischerweise ebenfalls von eher geringem Allgemeingrad. Zweitens hängt der Einfluss von Elementen der *äußeren* Situation auf Akteure meist auch von deren *inneren* Dispositionen ab, die das Resultat früherer Erfahrungen sind. Bei der Formulierung der Brückenhypothesen sind daher äußere und innere Faktoren sowie deren Zusammenspiel zu berücksichtigen. Brückenhypothesen beschreiben also nicht ausschließlich, wie sich Elemente der sozialen Situation („Makro“) auf Akteure („Mikro“) auswirken. Vielmehr „überbrücken“ sie in erster Linie die Kluft zwischen den abstrakten Randbedingungen der Handlungstheorie und den in einer Anwendung relevanten, sehr viel spezifischeren Einflussfaktoren (seien diese eher äußerer oder innerer Natur).

$$(((KV \rightarrow RB) \wedge KV_i) \rightarrow RB_i \wedge ((RB \rightarrow IE) \wedge RB_i) \rightarrow IE_i \wedge ((TB \wedge IE \rightarrow P) \wedge TB_i \wedge IE_i)) \rightarrow P_i$$

Durch Anwendung der Kettenregel (bzw. des sog. Gesetzes zur Transitivität der Implikationen, siehe Esser, Klenovits und Zehnpfennig 1977: 37a) fallen die ersten beiden Explananda RB_i und IE_i weg. Trennt man in dem resultierenden vereinfachten Ausdruck die stärker allgemeinen Aussagen von den spezifischen Randbedingungen, so ergibt sich:

$$(((KV \rightarrow RB) \wedge (RB \rightarrow IE) \wedge (TB \wedge IE \rightarrow P)) \wedge KV_i \wedge TB_i) \rightarrow P_i.$$

Das kollektive Explanandum P_i lässt sich also aus Brückenhypothesen, Handlungstheorie und Transformationsregeln ableiten, sofern im Anwendungsfall nachweislich zwei Arten von Randbedingungen vorliegen: (1) die Ausprägungen der Kontextvariablen KV_i , von denen angenommen wird, dass sie die Akteure in erklärungsrelevanter Weise systematisch beeinflussen, sowie (2) die Transformationsbedingungen TB_i , unter denen die Transformationsregeln gelten.

Versteht man das H-O-Schema als logische Deduktion eines Explanandums aus mehr oder weniger allgemeinen gesetzesartigen Hypothesen und spezifischen Randbedingungen, so kann man es als „building block“ von soziologischen Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell ansehen. Insofern besteht auch kein *prinzipieller* Gegensatz zwischen mechanistischen Erklärungen und Erklärungen nach Art des H-O-Schemas. Mechanistische Erklärungen lassen sich als komplexer *Spezialfall* des H-O-Schemas der Erklärung rekonstruieren, wobei sie dieses Schema durch zusätzliche Anforderungen für sozialwissenschaftliche Fragestellungen ausarbeiten (Opp 2004a).

Dies ist freilich nur *eine mögliche Betrachtungsweise* des Makro-Mikro-Makro-Modells. Für die Ziele dieser Arbeit – und auch für das Potential des Modells als einheitlicher Bezugsrahmen – ergibt sich aus ihr ein entscheidender Vorteil: Wenn sich die Logik soziologischer Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell mit Hilfe des H-O-Schemas rekonstruieren lässt, dann lassen sich auch die vergleichsweise klaren *Adäquatheitsbedingungen* des H-O-Schemas auf mechanistische Erklärungen übertragen. Für derartige Erklärungen gilt entsprechend zweierlei: Erstens muss das Explanandum prinzipiell logisch aus dem Explanans ableitbar sein. Zweitens muss das Explanans mindestens eine gesetzesartige Hypothese enthalten, empirischen Informationsgehalt besitzen und wahr (oder zumindest empirisch gut bestätigt) sein (Hempel und Oppenheim 1948).

Auch wenn die grundlegenden Adäquatheitsbedingungen des H-O-Schemas übernommen werden können, ergeben sich ihm gegenüber andererseits einige wichtige Modifikationen oder

zumindest andere Schwerpunktsetzungen. Insbesondere ruht die Hauptlast soziologischer Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell *nicht* auf einem einzigen und allgemeinen Gesetz. Den höchsten Allgemeinheitsgrad hat zweifelsohne die Handlungstheorie, die entsprechend auch als „nomologischer Kern“ soziologischer Erklärungen bezeichnet wird (z.B. Esser 1999b: 120). *Erstens* sollte diese Redeweise allerdings nicht missverstanden werden und zu einer Überbetonung der Handlungstheorie führen. Es wäre ein Fehler, würde man *alle* Argumente, beschreibenden Sätze, Annahmen und Hypothesen, die zusammen die Logik der Situation und die Logik der Aggregation ausmachen, zu Randbedingungen der Handlungstheorie degradieren. Die Brückenhypothesen und Transformationsregeln – also die Hypothesen über *soziale* Einflüsse und Prozesse – sind vielmehr soziologisch von primärem Interesse. Entsprechend sprechen etwa Hedström und Swedberg (1998) von „situational mechanisms“ (den Brückenhypothesen), „action mechanisms“ (der Handlungstheorie) und „transformational mechanisms“ (den Transformationsregeln). Jedem dieser generierenden Mechanismen kommt im Rahmen des Makro-Mikro-Makro-Modells eine entscheidende, die „black box“ sozialer Regelmäßigkeiten erhellende Bedeutung zu.⁷

Zweitens besteht die Handlungstheorie selbst typischerweise nicht aus *einem* Gesetz, sondern aus einem ganzen Aussagensystem. Einen Teil dieses Aussagensystems bilden eine oder mehrere Selektionsregeln, die möglichst präzise und allgemein angeben, unter welchen Bedingungen eine Handlungsalternative aus einer Menge an Handlungsalternativen in die Tat umgesetzt wird. Die Handlungstheorie (HT) enthält also Funktionen, in denen die kausalen Zusammenhänge dargestellt werden, nach denen sich die individuellen Effekte aus der Kombination von Randbedingungen ergeben (HT: IE = f(RB)). Ebenso ist es sinnvoll, die Brückenhypothesen und Transformationsregeln als Funktionen darzustellen, da es sich bei diesen ebenfalls typischerweise nicht um einfache logische Aussagen handelt, sondern um unter Umständen komplexe Aussagen- oder Gleichungssysteme. Dies entspricht der Darstellung in Tabelle 1, welche die logische Struktur soziologischer Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell zusammenfasst.

⁷ In dem Maße, in dem relativ abstrakte Modelle sozialer Prozesse (sog. Strukturmodelle) entwickelt werden, enthalten die Brückenhypothesen und Transformationsregeln überdies selbst mehr oder weniger *generelle* Aussagen über die Beziehungen zwischen Variablen.

Tabelle 1: Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell als deduktives Argument

Generierende Mechanismen:	$(BH \wedge HT \wedge TR)$	\rightarrow	P
	mit	BH: $RB = f(KV)$	
		HT: $IE = f(RB)$	
		TR: $P = f(IE, TB)$	
Randbedingungen:			
Kontextvariablen			KV_i
Transformations- bedingung(en)			TB_i
Explanandum:			P_i

Anmerkungen: BH = Brückenhypothesen, HT = Handlungstheorie, TR = Transformationsregeln, P = Phänomene der Klasse P, RB = Randbedingungen der Handlungstheorie, KV = Kontextvariablen, IE = Individuelle Effekte, TB = Transformationsbedingungen

Schließlich gilt es zu betonen, dass das H-O-Schema der Erklärung mitsamt seinen Adäquatheitsbedingungen lediglich darstellt, wie das *Endergebnis* eines geglückten Erklärungsversuches unter *wissenschaftstheoretischen* Gesichtspunkten *idealerweise* aussehen würde. Etwas völlig anderes sind natürlich die realen wissenschaftlichen Prozesse, in denen soziologische Erklärungen als Modelle entworfen, verworfen oder revidiert werden.⁸ Diesen Prozessen kann das H-O-Schema nur als regulative Idee dienen. Aufgrund der fehlenden kausalen und untersuchungstechnischen Geschlossenheit sozialer Prozesse wird es bei soziologischen Erklärungsproblemen überdies kaum jemals zu einem vollständigen Erreichen des Erklärungsideals kommen. Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell enthalten daher als charakteristische Merkmale – mehr oder weniger explizit – *ceteris-paribus*-Bedingungen und vereinfachende Annahmen. Dies betrifft vor allem die Brückenhypothesen und Transformationsregeln. Daher kann die Adäquatheitsbedingung wahrer Aussagen hier häufig nur annäherungsweise erreicht werden. Dies bedeutet zwar, dass in der Soziologie streng genommen meist nur unvollkommene Erklärungen realistisch sind, mindert aber nicht die Bedeutung des H-O-Schemas als regulative Idee. So vermag etwa das Wahrheitskriterium als regulative Idee die enge Verzahnung von Theoriebildung und empirischer Forschung zu fördern und ungenügende instrumentalistische Auffassungen zurückzuweisen.

⁸ Ein Großteil der Kritik am H-O-Schema ist m.E. verfehlt, da sie dieses wissenschaftstheoretische Erklärungsideal dafür kritisiert, keine zutreffende Charakterisierung des wissenschaftlichen Prozesses zu geben, welches eine vollkommen andere Zielsetzung wäre (siehe z.B. Gorski 2004).

2.2 Die Bedeutung der Handlungstheorie im Makro-Mikro-Makro-Modell: Wider ein instrumentalistisches Verständnis

Die Übertragung der Adäquatheitsbedingungen des H-O-Schemas auf Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell ist die Grundlage, auf der die Bedeutung der Handlungstheorie für derartige Erklärungen herausgearbeitet werden kann. Die Handlungstheorie bildet den erklärenden Mechanismus innerhalb der Logik der Selektion und enthält die gesetzesartigen Hypothesen mit dem höchsten Allgemeinheitsgrad. Im vorherigen Abschnitt wurde allerdings auch betont, dass die *explanative* Bedeutung der Handlungstheorie für mechanismische Erklärungen nicht überbetont werden sollte. Die Handlungstheorie stellt *nicht* das nomologische Fundament dar, auf dem die *gesamte* Erklärungskraft beruht, sondern die Brückenhypothesen und Transformationsregeln sind explanativ mindestens ebenso bedeutsam und zudem soziologisch primär von Interesse.

Diese Einschätzung wird von den meisten Vertretern einer erklärenden oder analytischen Soziologie geteilt, insbesondere auch von Vertretern des Rational-Choice-Ansatzes (*RC-Ansatz*). Allerdings führt diese Relativierung häufig – und fälschlicherweise – zu einem instrumentalistischen Verständnis der Handlungstheorie. Danach reicht es für soziologische Erklärungszwecke aus, unter Umständen stark unrealistische Modelle menschlichen Handelns zu konstruieren, solange sich die realen Akteure so verhalten, „als ob“ ihr Handeln den im Modell unterstellten Zusammenhängen folgen würde (siehe grundlegend Friedman 1953; kürzlich Lovett 2006). Wie im Folgenden argumentiert wird, ist dies eine Fehleinschätzung der Bedeutung der Handlungstheorie. Sie ist nicht nur wissenschaftstheoretisch problematisch (siehe u.a. Brüderl 2004; Opp 1999), sondern auch mitverantwortlich für die Kritik, auf die ein Großteil von analytischen Arbeiten in der Soziologie stößt.

Es sind vor allem zwei Argumente, die gegen ein instrumentalistisches Verständnis der Handlungstheorie sprechen. Erstens hängt die Gültigkeit mechanismischer Erklärungen von der Gültigkeit der drei Erklärungsschritte im Makro-Mikro-Makro-Modell ab. Sie setzt daher auch und insbesondere gültige Handlungserklärungen voraus. Das zweite Argument betrifft nicht die explanative Bedeutung der Handlungstheorie, sondern ihre *heuristische* Bedeutung. Ich führe im Folgenden beide Argumente aus.

Zu den sog. Adäquatheitsbedingungen deduktiv-nomologischer Erklärungen gehört die Wahrheit der verwendeten gesetzesartigen Hypothesen. Auch wenn das Attribut „wahr“ in einem nicht-naiven Wissenschaftsverständnis natürlich äußerst prekär ist, so ist es doch als

regulative Idee einer empirisch-analytischen Wissenschaft unabdingbar. Entsprechend kann ein Explanandum nicht als hinreichend erklärt gelten, wenn als Teil der Erklärung eine Handlungstheorie verwendet wird, deren zentrale Annahmen der empirischen Evidenz im Anwendungsfall zu widersprechen scheinen. Die Übereinstimmung zwischen Modellimplikationen und empirischen Daten auf der Aggregatebene ist dann nicht mehr als eine bloße Korrelation.

Während falsche, also empirisch inkonsistente Annahmen und Hypothesen nicht Teil einer gültigen Erklärung sein können, sind abstrahierende Annahmen unvermeidlich und sogar willkommen. Abstrahierende Annahmen sind solche „über *vernachlässigbare* Sachverhalte, die aber der empirischen Prüfung zugänglich sind“ (Kunz 1997: 150). Von Vernachlässigbarkeit lässt sich sinnvoll immer nur in Bezug auf ein bestimmtes Erklärungsproblem sprechen. Da es für die Beantwortung soziologischer Fragestellungen meist ausreicht, *typisches* Handeln (z.B. von Beschäftigten mit unterschiedlichen Arbeitsverträgen oder Wählern mit unterschiedlicher Kirchenbindung) zu erklären, können häufig viele Quellen interindividueller Variation vernachlässigt werden.

Beispielsweise gibt es prinzipiell immer ebenso viele individuelle Lerngeschichten, wie es handelnde Individuen gibt, aber in soziologischen Erklärungen interessiert in der Regel nur das Gemeinsame oder Typische dieser Lernprozesse und häufig sogar nur deren typisches Ergebnis (z.B. eine bestimmte Präferenz oder Einstellung). Angenommen wird in solchen Fällen *nicht*, dass alle Akteure identische Lerngeschichten durchlaufen haben, sondern dass bei der Analyse der handlungsleitenden Wirkung einer Einstellung von entsprechenden Unterschieden in ihrer Genese abgesehen werden kann, da von diesen kein systematischer Einfluss auf das interessierende typische Handeln ausgeht.

Die Verwendung einer Handlungstheorie im Rahmen soziologischer Erklärungen ist also immer vom Operieren mit (teilweise stark) *abstrahierenden* Annahmen geprägt (siehe dazu gleich noch unten). Dies bedeutet jedoch keinesfalls, dass man ohne Weiteres von empirisch *falschen* Annahmen ausgehen darf, solange sich diese nur als instrumentalistisch nützlich erweisen. Soziologische Erklärungen verlangen empirisch gültige Handlungserklärungen.

Die oftmals unterschätzte *heuristische* Bedeutung der Handlungstheorie erstreckt sich vor allem auf die Logik der Situation. Hier stellt sie eine – mehr oder weniger informative – Heuristik zur Konstruktion von Brückenhypothesen bereit (Esser 1998; Lindenberg 1996a). Letztere übersetzen Kontexteigenschaften in Parameter der Handlungstheorie (BH: RB = f(KV)). Auf den ersten Blick scheint es zwar, als ließe sich der Kontext prinzipiell

unabhängig von der verwendeten Handlungstheorie beschreiben. Die Brückenhypothesen verlangen ja lediglich, dass die Kontexteigenschaften in Beziehung zu den Parametern der Handlungstheorie gesetzt werden. Tatsächlich aber ist eine unabhängige Kontextbeschreibung nicht konsistent möglich. Dafür sprechen vor allem zwei Argumente.

Erstens kann man zwar bei gegebener Handlungstheorie prinzipiell beliebige Kontexteigenschaften berücksichtigen, aber die theoretische Explikation ihrer Handlungsrelevanz ist zwangsläufig auf die Parameter der Handlungstheorie beschränkt. Das Problem dabei ist, dass diese Einschränkung möglicherweise genau diejenigen Wirkungen der Kontexteigenschaften ausschließt, die empirisch am bedeutsamsten sind. Geht man beispielsweise bei der Erklärung von Steuerhinterziehung von einer engen Rational-Choice-Theorie aus, nach der Akteure in ihrem Handeln ausschließlich egoistische Präferenzen über materielle Ressourcen zu realisieren versuchen (siehe dazu Opp 1999), so können Kontexteigenschaften wie gesellschaftlich vorherrschende Legitimitätsvorstellungen und Wertorientierungen nur im Sinne externer Sanktionen (z.B. Höhe der Entdeckungswahrscheinlichkeit und der Kosten im Falle einer Entdeckung) handlungsrelevant werden.

Das zweite, mindestens ebenso wichtige Argument gegen die Unabhängigkeit der Kontextbeschreibung von der Handlungstheorie ist weniger offensichtlich. Es folgt direkt aus dem methodologischen Individualismus. Dieser fordert, dass es prinzipiell möglich sein müsste, jeden Makro-Kontext, der auf die Akteure einwirkt bzw. an dem sie sich orientieren, selbst wieder (struktur-)individualistisch zu erklären.⁹ Selbst wenn man also im betrachteten Beispiel die genannten Brückenhypothesen akzeptiert, verlangt der methodologische Individualismus, dass es prinzipiell möglich sein müsste, die gesellschaftliche Legitimität und die gesellschaftlich vorherrschenden Werte als (durchaus komplexe) Folge des Handelns und Zusammenwirkens von Individuen zu rekonstruieren. Wie aber soll eine derartige explanative Rekonstruktion mit einer Handlungstheorie möglich sein, die nur egoistische Präferenzen

⁹ Eine unberechtigte Kritik am methodologischen Individualismus verwechselt die Notwendigkeit der prinzipiellen Möglichkeit solch einer individualistischen Erklärung mit ihrer praktischen Notwendigkeit. Es ist selbstverständlich nicht nur praktisch unmöglich, sondern auch vollkommen unnötig, im Rahmen eines bestimmten theoretischen Modells – also bei gegebener Fragestellung – jeden Makro-Kontext selbst mit zu erklären. Dies wäre vergleichbar mit der Behauptung, die Erklärung der Gravitationskraft zwischen den Massen zweier Körper nach dem Newtonschen Gravitationsgesetz wäre inakzeptabel, wenn nicht immer auch die Entstehung der beiden konkreten Körper und des Phänomens der Gravitation mit erklärt würde.

zulässt, die also die Möglichkeit eines subjektiven Legitimitätsglaubens oder einer normativen Bindung an nicht-egoistische Werte ausschließt?¹⁰

Im Makro-Mikro-Makro-Modell der erklärenden Soziologie bestimmt die Handlungstheorie demnach, welche Dimensionen sozialer Prozesse überhaupt erfasst werden können. Damit bildet sie aber auch die Grundlage für die Analyse des Zusammenwirkens mehrerer Akteure, also für die Logik der Aggregation. Eine Ausnahme bilden Fälle einfacher Aggregation, in denen sich das interessierende soziale Phänomen einfach als Funktion von Einzelhandlungen ergibt. So kann man etwa die abgegebenen Stimmen bei einer Bundestagswahl immer in derselben Weise aggregieren, unabhängig davon, von welcher Handlungstheorie bei der Erklärung der Stimmabgabe Gebrauch gemacht wurde. In Fällen einer größeren Interdependenz zwischen den Handelnden ist die Handlungstheorie dagegen wiederum von vorentscheidender heuristischer Bedeutung – eben weil hier Logik der Situation und Logik der Aggregation in einer zeitlichen Sequenz aufs Engste verzahnt sind. Betrachtet man beispielsweise die Intensität eines religiösen Rituals oder einer politischen Demonstration, so wird sich diese aus dem Aufeinandereinwirken der Teilnehmer ergeben und die Wahl der Handlungstheorie bestimmt mit, welche Dimensionen dieses sozialen Prozesses erfasst werden können.

Somit ist zweierlei festzuhalten: Erstens ist die Handlungstheorie von zentraler explanativer und heuristischer Bedeutung für soziologische Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell. Zweitens wird ein instrumentalistisches Verständnis der Rolle der Handlungstheorie dieser zweifachen Bedeutung offenbar nicht gerecht. Es wäre jedoch ebenso leicht wie verfehlt, für eine möglichst umfassende, ausdifferenzierte und empirisch gültige Handlungstheorie zu plädieren und von jeder soziologischen Erklärung die Anwendung solch einer Theorie zu verlangen. Ignoriert würde damit nämlich ein Spannungsverhältnis, das für die handlungstheoretische Soziologie fundamental ist: Die gleichzeitige Notwendigkeit *realistischer* Handlungserklärungen und oftmals stark *vereinfachender* Annahmen. Wie ich im folgenden Abschnitt argumentieren werde, ergibt sich aus diesem Spannungsverhältnis ein spezifisches Kriterium für soziologische Handlungstheorien: das der Modulierbarkeit.

¹⁰ Dieses Argument betrifft nicht nur derartige enge Rational-Choice-Theorien. Zum Beispiel hat eine Handlungstheorie, die vereinfachend davon ausgeht, dass Akteure den Imperativen der von ihnen bekleideten sozialen Rollen folgen, das umgekehrte Problem, die Wirkung nicht-normativer Anreize konsistent zu berücksichtigen.

2.3 Die Heterogenität soziologischer Explananda und das Kriterium der Modulierbarkeit der Handlungstheorie

Unter erklärungspragmatischen Gesichtspunkten betrachtet gibt es durchaus gewichtige Gründe, im Rahmen des Makro-Mikro-Makro-Modells auf möglichst einfache oder sparsame Handlungstheorien zurückzugreifen. Anders, so lautet das zentrale Argument, sei die soziologisch vor allem interessierende Logik der Aggregation kaum mehr handhabbar. Handlungstheorien, die zu viel Komplexität in der Generierung der Einzelhandlung zuließen, machten es letztlich unmöglich, das handelnde Zusammenwirken der Akteure präzise zu analysieren (Coleman 1990: 19; Hedström 2005: 35f.; Macy und Willer 2002: 162).

Andererseits wurde im vorherigen Abschnitt argumentiert, dass sich bestimmte soziale Prozesse nur dann empirisch adäquat erklären lassen, wenn eine Handlungstheorie Verwendung findet, die hinreichend komplex ist, um die tatsächlichen kausalen Wirkungsbeziehungen abzubilden. Das sich hier auftuende Spannungsverhältnis ist eines der Kernprobleme für jede Methodologie des Makro-Mikro-Makro-Modells. Es lässt sich nur lösen, wenn man die Notwendigkeit analytischer Modellbildung und abstrahierender Annahmen *anerkennt, ohne* das pragmatische Kriterium der Einfachheit oder Sparsamkeit zu verabsolutieren.¹¹

Wissenschaftstheoretisch liegt der Schlüssel zur Auflösung dieses Spannungsverhältnisses in der bereits oben angesprochenen Unterscheidung zwischen falschen und abstrahierenden Annahmen. Im Unterschied etwa zur Psychologie ist die Verwendung von Handlungstheorien im Rahmen soziologischer Erklärungen zwangsläufig vom Operieren mit (teilweise stark) abstrahierenden Annahmen geprägt. Ziel sollte es jedoch sein, möglichst nur solche Abstraktionen vorzunehmen, die sich auf tatsächlich *vernachlässigbare* Sachverhalte beziehen. Dies ist, grob gesagt, dann der Fall, wenn der empirische interessierende Kausalzusammenhang durch die Ausprägung dieser Sachverhalte nicht verzerrt wird.¹² In

¹¹ Wissenschaftstheoretisch betrachtet zählt Sparsamkeit vielmehr zu den sekundären Kriterien, die bei der Wahl zwischen konkurrierenden Theorien erst dann relevant werden, wenn keine eindeutige Entscheidung in puncto Allgemeinheit, Präzision, Informationsgehalt und Testbarkeit möglich ist (siehe u.a. Vollmer 1995: 101).

¹² So existieren beispielsweise bei der Verwendung regressionsanalytischer Verfahren präzise Kriterien, die für eine unverzerrte Schätzung erfüllt sein müssen (Fox 1997; King, Keohane und Verba 1994: 63ff.). Generell können etwa Sachverhalte vernachlässigt werden, die für alle betrachteten Untersuchungseinheiten konstant

dieser Weise abstrahierende Annahmen sind prinzipiell empirisch überprüfbar (Kunz 1997: 150) und verstoßen somit nicht gegen eine realistische Erklärungskonzeption.

Für soziologische Handlungstheorien ergibt sich hieraus ein spezifisches Erfordernis. Sie sollten starke Vereinfachungen ebenso erlauben wie detaillierte, auf maximale empirische Adäquatheit abzielende Handlungserklärungen und dem Anwender ermöglichen, diese Distanz möglichst systematisch zu überbrücken. Diese spezifische Anforderung an soziologische Handlungstheorien kann als *das Kriterium der Modulierbarkeit* bezeichnet werden. Siegwart Lindenberg hat es in der Forderung auf den Punkt gebracht, dass ein Modell eine „collection of different versions“ sein sollte, so dass „the highly simplified versions offer analytical power and the later versions offer more descriptive accuracy“ (Lindenberg 1992: 6).

Die Zentralität dieses Kriteriums für soziologische Handlungstheorien ergibt sich noch aus einem anderen, in gewisser Weise grundlegenderen Sachverhalt: der Heterogenität soziologischer Fragestellungen. Erklärungsprobleme von soziologischem Interesse können auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sein (Makro-, Meso- und Mikro-Ebenen) und in der empirischen Sozialforschung können je nach eingesetzter Methode sehr unterschiedliche Daten vorliegen, u.a. viele Beobachtungen an wenigen Fällen im Gegensatz zu wenigen Beobachtungen an vielen Fällen (King, Keohane und Verba 1994).

Dies gilt auch, wenn man das Makro-Mikro-Makro-Modell als Konzeption soziologischer Erklärungen vertritt: Das Schwergewicht solcher Erklärungen kann auf der Logik der Aggregation liegen, es kann aber auch auf der Logik der Situation liegen. Zwischen diesen beiden möglichen Schwerpunkten spannt sich ein Kontinuum, auf dem sich konkrete soziologische Erklärungen verorten lassen. Wenn es hauptsächlich um die Analyse eines komplexen sozialen Interaktions- und Aggregationsprozesses geht, ist es methodologisch angemessen, die verwendete Handlungstheorie möglichst weit zu vereinfachen, da häufig nur so die Interaktion *zwischen* den Akteuren analytisch in den Blick genommen werden kann (Coleman 1990: 19; Hedström 2005: 35f.; Macy und Willer 2002: 162).

Wenn es hingegen hauptsächlich darum geht zu zeigen, auf welche Weise soziale Phänomene Wirkmächtigkeit für soziales Handeln erlangen, ist es methodologisch erforderlich, eine hinreichend komplexe und deskriptiv akkurate Handlungstheorie zu

sind oder deren Einfluss lediglich zufällige, d.h. vom betrachteten Mechanismus unabhängige Fehler produziert.

verwenden. Man denke beispielsweise an Durkheims Analyse der Objektivität soziologischer Tatbestände, also der Wirkung von Institutionen auf Akteure.

Die hier eingenommene Position unterscheidet sich deutlich von derjenigen, die von Autoren wie James S. Coleman, Peter Hedström oder Siegwart Lindenberg vertreten wird. Wir hatten bereits Lindenbergs Unterscheidung zwischen analytischem und theoretischem Primat eingeführt. Die Handlungstheorie ist danach für die Soziologie nur von instrumenteller Bedeutung, da sie „lediglich“ das Werkzeug der Erklärung bildet (theoretischer Primat). Das eigentliche Erkenntnisinteresse gilt dagegen kollektiven Phänomenen (analytischer Primat), die reduktionistisch erklärt werden sollen. Diese Vorstellung von Soziologie entspricht allerdings eher einem Ideal als einer Beschreibung soziologischer Fragestellungen in der Forschungspraxis. Tatsächlich existiert eine große Zahl empirischer Forschungsprojekte, in denen es vornehmlich um die Erklärung von individuellem Handeln geht (z.B. von Bildungsentscheidungen oder Wahlverhalten), auch wenn dieses die Grundlage für entsprechende kollektive Phänomene bildet (z.B. Bildungsungleichheit oder Sitzverteilung im Parlament). Man kann nun mit Coleman diese Diskrepanz zwischen empirischer Forschung mit Individualdaten und dem analytischen Primat der Soziologie als Ausdruck einer grundsätzlichen Fehlentwicklung interpretieren und kritisieren (Coleman 1986).

Die hier vertretene Position ist eine andere: Sie akzeptiert die Heterogenität der Erkenntnisinteressen innerhalb der Soziologie und sieht Formen sozialen Handelns auch dann als legitimen Forschungsgegenstand an, wenn die Logik der Aggregation nur von geringer Bedeutung ist (ebenso bereits Opp 2004b: 256). Immerhin zählen hierzu auch klassische Fragestellungen wie die Durkheimsche Frage nach den Ursachen unterschiedlicher Selbstmordraten in verschiedenen Religionsgemeinschaften oder die Frage nach dem Ursprung anhaltender Bildungsungleichheit zwischen verschiedenen sozialen Klassen. Diese kollektiven Phänomene lassen sich meist bereits dadurch erklären, dass man für die betrachteten sozialen Kategorien nachweist, dass sie sich unterschiedlichen Situationslogiken gegenübersehen (Makro-Mikro-Übergang) und daher typisch unterschiedlich handeln (Mikro-Mikro-Verbindung). Der Mikro-Makro-Übergang ergibt sich in solchen Fällen als bloße Aggregation und ihm wird daher selten eigene Aufmerksamkeit geschenkt. Dies liegt schlichtweg daran, dass „organizational processes“, wie sie Coleman betont, empirisch nicht immer von zentraler Bedeutung sind (obgleich sie häufig auch fälschlicherweise ignoriert werden). Dennoch können solche Fragestellungen von großem soziologischem Interesse sein, insbesondere wenn das Handeln an Institutionen, Werten oder weniger artikulierten

kulturellen Denkschemata orientiert oder durch Restriktionen sozialen Ursprungs geprägt ist. Der Schwerpunkt der soziologischen Analyse liegt dann auf den unterschiedlichen Situationslogiken (Makro-Mikro-Übergang).

Andererseits ist es mit dem Anerkennen beider Schwerpunkte nicht getan. Vor allem soll hier keinesfalls für ein Nebeneinander zweier „Forschungsprogramme“ mit jeweils unterschiedlicher Handlungstheorie argumentiert werden. Wie bereits erwähnt, lassen sich soziologische Fragestellungen nicht einfach in zwei Gruppen aufteilen, von denen die eine die Logik der Situation und die andere die Logik der Aggregation in den Fokus rückt. Vielmehr haben wir es mit einem Kontinuum unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen zu tun. Das Makro-Mikro-Makro-Modell kann nur dann als vereinheitlichender Bezugsrahmen der erklärenden Soziologie dienen, wenn es die Vielfalt inhaltlicher Schwerpunktsetzungen systematisch zu integrieren vermag.

Dies ist aber eben nur mit Hilfe einer Handlungstheorie möglich, die dem Kriterium der Modulierbarkeit genügt. Eine solche Handlungstheorie erlaubt beides: Hinreichend komplexe Konzeptualisierungen und Erklärungen sozialen Handelns zu entwickeln, wenn die Logik der Situation im Zentrum des Interesses steht, und andererseits über das systematische Einführen vereinfachender Annahmen sparsamere Handlungserklärungen zu konstruieren, wenn es hauptsächlich um die Logik der Aggregation geht.

2.4 Die Erklärungskraft soziologischer Handlungstheorien: Komplexität und analytische Präzision

Um dem Kriterium der Modulierbarkeit genügen zu können, müssen soziologische Handlungstheorien *hinreichend komplex* sein: Nur dann lassen sich in Anwendungen, in denen die Handlungsverursachung im Vordergrund steht, empirisch gültige und interessante Erklärungen entwickeln. Gleichzeitig müssen sie ein Mindestmaß an *analytischer Präzision* aufweisen, da nur dann ein systematisches Vereinfachen möglich ist. Anstatt anzuerkennen, dass beide Anforderungen konstitutiv für eine zufriedenstellende soziologische Handlungstheorie sind, wurden sie in der bisherigen Diskussion von getrennten Ansätzen aufgegriffen und jeweils zu eigenen, aber verkürzten Vorstellungen von „Erklärungskraft“ entwickelt:

1. Die erste Gruppe von Ansätzen versteht unter Erklärungskraft vor allem *Komplexität*, auch wenn dieses Verständnis nicht immer expliziert wird. Danach hängt die Erklärungskraft einer Handlungstheorie davon ab, wie zutreffend und detailliert sie menschliches Handlungsvermögen zu beschreiben vermag. Hierzu zählt ein Großteil der pragmatistischen, phänomenologischen, symbolisch interaktionistischen und praxistheoretischen Ansätze. Sie werden im Folgenden vereinfachend als interpretative Ansätze bezeichnet oder auch als komplexitätserschließende Ansätze. Da diese bemüht sind, die essentiellen Bestandteile menschlicher Handlungsfähigkeit und ihre Zusammenhänge begrifflich herauszuarbeiten, weisen sie meist explizite Querverbindungen zur Philosophie auf. Man denke etwa an Husserls Phänomenologie als philosophische Grundlage der sozialen Phänomenologie von Alfred Schütz und der Ethnomethodologie oder den Amerikanischen Pragmatismus als Grundlage des Symbolischen Interaktionismus und gegenwärtiger Praxistheorien (Emirbayer und Mische 1998; Joas 1992; Reckwitz 2004).
2. Die zweite Gruppe von Ansätzen versteht unter Erklärungskraft in erster Linie *analytische Präzision*. Ihnen geht es darum, möglichst präzise anzugeben, unter welchen allgemeinen Bedingungen welche Handlungsalternative resultiert. Kombiniert man derartige gesetzesartige Hypothesen mit entsprechenden Randbedingungen, so kann das zu erklärende Handeln idealerweise logisch abgeleitet werden. Dies entspricht formal dem H-O-Schema der Erklärung. Zu dieser Gruppe von Ansätzen zählen vor allem der RC-Ansatz, aber auch alternative, z.B. lerntheoretische Modelle. Durch ihre Präzision sind diese Ansätze geeignet, komplexere Formen der Interaktion zwischen verschiedenen Akteuren mit Hilfe von formalen Modellen zu analysieren (Schmid 2004). Sie sind zudem – wenigstens prinzipiell – falsifizierbar und weisen daher stärkere Querverbindungen zur Hypothesen prüfenden, quantitativen Sozialforschung auf (Blossfeld und Prein 1998; Goldthorpe 1996).

Das Bestehen und die „paradigmatische“ Verfestigung derart unterschiedlicher Positionen hat zweifellos das Aufkommen und Tradieren wechselseitiger Missverständnisse gefördert:

Aus Sicht der Ansätze, die um deskriptive Genauigkeit bemüht sind, erscheinen insbesondere Rational-Choice-Theorien als teilweise grob falsch. Unter anderem scheinen diese die menschliche Fähigkeit zu zukunftsorientierten Wahlentscheidungen zu

verabsolutieren, welche doch nur *ein* Element menschlichen Handlungsvermögens darstellt. Rational-Choice-Theorien wird von Vertretern dieser Ansätze daher unterstellt, stark begrenzt zu sein oder aber menschliches Handlungsvermögen in weiten Teilen inadäquat und unzureichend zu konzeptualisieren. Dies ist insofern ein Missverständnis, als Rational-Choice-Theorien in der Regel überhaupt nicht behaupten, menschliche Entscheidungs- oder Handlungsprozesse zutreffend zu beschreiben. So wird mit der Aufstellung einer Nutzenfunktion nicht behauptet, dass die Akteure subjektiv „eine Wahl treffen“ würden, „nutzenorientiert“ seien oder „kalkulieren“ würden. Es geht vielmehr lediglich um die Repräsentation einer Präferenzrelation (siehe dazu noch näher das folgende Kapitel). Von allen anderen substantiellen Unterschieden wird dabei abstrahiert. Häufig wird Rational-Choice-Theorien also zu Unrecht vorgeworfen, falsch zu sein, wo sie vielmehr abstrakt sind.¹³ Wie im folgenden Kapitel gezeigt wird, ist der RC-Ansatz in Wirklichkeit ein handlungstheoretisch äußerst bescheidenes Unternehmen.

Umgekehrt erscheinen die um deskriptive Genauigkeit bemühten Ansätze aus Sicht des RC-Ansatzes ebenfalls als ungenügend, wenn nicht gar tendenziell unwissenschaftlich (Hedström und Swedberg 1998: 14f.). Legt man ein deduktiv-nomologisches oder mechanistisches Erklärungsideal zu Grunde, so ist diese Kritik durchaus berechtigt: Konzeptualisierungen sind noch keine Theorien, aus denen sich empirisch überprüfbare Hypothesen ableiten ließen. Ohne präzise und informationshaltige wenn-dann-Aussagen aber sind Erklärungen unmöglich. Problematisch wird diese Kritik erst dadurch, dass meist implizit der Schluss gezogen wurde, diese Ansätze hätten daher zu einer erklärenden Soziologie nichts beizutragen.

Vor allem aber hat der „Paradigmenstreit“ eine konstruktive Verhältnisbestimmung zwischen den beiden Vorstellungen von „Erklärungskraft“ verhindert. Die hier vertretene These, dass Komplexität und analytische Präzision in Wirklichkeit beide konstitutiv für die Erklärungskraft soziologischer Handlungstheorien sind, wird im Folgenden näher begründet.

Dazu sei kurz betrachtet, was es heißt, Handeln zu erklären. Handeln lässt sich generell als absichtsvolles Verhalten definieren (siehe Esser 1999c: 178f.). Das Vorliegen einer Absicht (auch: Intention) ist also konstitutiv für Handeln. Um eine bestimmte Handlung zu *erklären*, muss man alle Einflussfaktoren identifizieren, die den Akteur zu seiner Absicht und somit letztlich zu seinem Handeln bewogen haben. Dazu zählen häufig auch die *Gründe* oder *Motive* des Akteurs. Mit Max Weber kann man auch vom *subjektiven Sinn* des Handelnden sprechen.¹⁴ Da Gründe nicht von außen beobachtbar sind, müssen sich Sozialwissenschaftler

¹³ Eine Mitschuld an diesem Missverständnis trägt allerdings auch die Friedmansche instrumentalistische Methodologie, die nicht ausreichend zwischen Abstraktheit und Falschheit unterscheidet (siehe bereits oben).

¹⁴ Weber hat Handeln darüber *definiert*, dass der Akteur mit seinem Verhalten einen „subjektiven Sinn“ verbindet (Weber 1980: 1). Andreas Balog hat darauf hingewiesen, dass dieser Begriff dadurch nicht ausreichend zwischen Absicht und Grund differenziert (Balog 1998: 34f.). Relativierend ist allerdings anzumerken, dass Weber den Unterschied zwischen Absicht und Grund zwar nicht im Begriff des subjektiven Sinns berücksichtigt, wohl aber sehr explizit in seiner Unterscheidung zwischen aktuellem und motivationsmäßigem Verstehen (Weber 1980: 3f.).

bei der Erklärung des Handelns in den Akteur hineinversetzen und aus dessen Sicht die handlungsrelevanten Gründe und Motive zu rekonstruieren versuchen. Genau auf diesen Akt der Standpunktübernahme und des Nachvollziehens des subjektiven Sinns verweist das Konzept des Verstehens. Ohne Verstehen ist also in den allermeisten Fällen keine Erklärung des Handelns möglich.¹⁵

Dass es zu diesem Erfordernis des Verstehens in den Naturwissenschaften keine Entsprechung gibt, hat bekanntlich wiederholt zu letztlich fruchtlosem Methodenstreit innerhalb der Sozialwissenschaften geführt (siehe dazu Kelle 2007: Kap. 5). Mittlerweile hat sich allerdings selbst unter durchaus kritischen Wissenschaftstheoretikern die Meinung durchgesetzt, dass Handlungserklärungen trotz ihrer Eigenheiten als kausale Erklärungen angesehen werden können, dass hier also *Gründe als Ursachen* wirken (siehe etwa Bunge 1996).¹⁶ Daher ist es durchaus möglich, Handlungserklärungen innerhalb des generellen H-O-Schemas der Erklärung zu rekonstruieren (Esser im Erscheinen-b; Kelle 2007: 123; Stegmüller 1975: 103ff.). Dies wurde bereits in Abschnitt 2.1 getan: Die Handlungstheorie enthält gesetzesartige Hypothesen, die es ermöglichen, aus dem Vorliegen bestimmter Randbedingungen auf das zu erwartende Handeln zu schließen.

Dies mag soweit als einseitiges Plädoyer für die Erklärungskonzeption analytisch-modelltheoretischer Ansätze erscheinen. Tatsächlich aber erweist sich dieses Schema als

¹⁵ Diese Aussage ist deshalb „auf die allermeisten Fälle“ eingeschränkt, weil eine Handlungserklärung auch ohne Sinnverstehen erreicht werden kann, sofern das Handeln nicht auf Motivationsprozesse zurückzuführen ist, die dem Akteur als Gründe bewusst sind, sondern Ergebnis un- oder vorbewusster Prozesse ist.

¹⁶ In den Worten von Mario Bunge: „The distinction between cause and reason is real, but it should not be exaggerated the way idealist philosophers have done. (...) from the standpoint of physiological psychology, reasons are brain processes and may thus cause overt behavior. From this standpoint, then, the difference between explanations by (efficient) causes and explanations by (sufficient) reasons boils down to the difference between external and internal causes. Nor does purposive, or goal-directed, action escape ordinary or efficient causation.“ (Bunge 1996: 139) Intensiv diskutiert werden in der Philosophie eine Reihe offener Anschlussfragen. So bemerkt etwa Julian Nida-Rümelin: „Die entscheidende Frage ist nicht, ob Gründe Ursachen sind, sondern ob Gründe naturalistische Ursachen sind oder solche Ursachen, die sich mit den begrifflichen Möglichkeiten der Naturwissenschaften vollständig beschreiben lassen.“ (Nida-Rümelin 2006: 33) Diese Anschlussfrage ist aber für die soziologische Handlungstheorie bis auf Weiteres nicht relevant, denn in den allermeisten soziologischen Forschungskontexten könnten die neurophysiologischen Korrelate von Gründen ohnehin nicht erhoben werden. Selbst wenn Gründe ausschließlich naturalistische Ursachen wären, gäbe es für die Soziologie daher keine Alternative zu einem (wenigstens teilweise) sinnverstehenden Erklären.

geeignet, Stärken *und* Schwächen interpretativer *und* analytisch-modelltheoretischer Ansätze zu identifizieren. Dabei weisen erstere häufig ein Deduzierbarkeitsdefizit, letztere hingegen ein Verstehensdefizit auf.

Das *Deduzierbarkeitsdefizit* interpretativer Ansätze wurzelt in der fehlenden Angabe präziser Kausalhypothesen und ist von Seiten der erklärenden Soziologie häufig moniert worden (u.a. Schmid 2004). Und in der Tat: Legt man ein mechanistisches Erklärungsideal zu Grunde, so ist diese Kritik berechtigt. Konzeptualisierungen – mögen sie auch noch so komplex und deskriptiv adäquat sein – sind noch keine Theorien, aus denen sich empirisch überprüfbare Hypothesen ableiten ließen. Ohne präzise und informationshaltige wenn-dann-Aussagen aber sind Erklärungen unmöglich (siehe dazu noch unten).

Andererseits lässt sich mit Hilfe des deduktiv-nomologischen Schemas der Erklärung auch ein *Verstehensdefizit* analytisch-modelltheoretischer Arbeiten aufzeigen. Den häufig vagen bleibenden Vorwürfen von Seiten interpretativer Ansätze kann so eine deutlich präzisere und schwerer wiegende Fassung verliehen werden. Legt man die Adäquatheitsbedingungen dieses Schemas als regulative Idee zu Grunde, so ist die Erklärungskraft unmittelbar abhängig von dem empirischen Gehalt und der empirischen Gültigkeit (Wahrheit) der verwendeten gesetzesartigen Hypothesen sowie der empirischen Gültigkeit der Randbedingungen. Ein beträchtlicher Teil der Kritik an analytisch-modelltheoretischen Ansätzen, wie sie von Seiten interpretativer Ansätze vor allem gegenüber dem RC-Ansatz immer wieder vorgebracht worden ist, lässt sich auf genau diese Adäquatheitsbedingungen beziehen.

So enthalten vor allem die Randbedingungen von Handlungserklärungen Aussagen über das Vorliegen subjektiver Größen, wie etwa bestimmter Erwartungen, Präferenzen, Werthaltungen oder Identitäten. Gerade RC-Erklärungen wird häufig vorgeworfen, dass sie den subjektiven Sinn der Akteure nicht adäquat erfassen, z.B. wenn allen Akteuren eine Abwägung zwischen einer bestimmten Zahl von Anreizen unterstellt wird, obwohl dies empirisch nicht für alle Akteure in gleicher Weise gilt. In solchen Fällen kann die Kritik von Seiten interpretativer Ansätze durchaus berechtigt sein, und zwar wohlgerne gerade auch nach den Maßstäben der erklärenden Soziologie.

Nicht von ungefähr hat dies bereits Max Weber betont, der bekanntermaßen das Konzept einer verstehenden Erklärung vertreten hat. Weber stellt zwar fest, dass Handlungserklärungen, die ein Handeln als (zweck-)rational rekonstruieren würden, insofern vorteilhaft seien, als es dadurch als besonders nachvollziehbar („evident“) erscheine. Unmissverständlich betont er aber die Priorität der empirischen Gültigkeit der Handlungserklärung:

„[...] eine sinnhaft noch so evidente Deutung kann als solche und um dieses Evidenzcharakters willen noch nicht beanspruchen: auch die kausal *gültige* Deutung zu sein. Sie ist stets an sich nur eine besonders evidente kausale *Hypothese*.“ (Weber 1980: 4)

Anstatt von empirischer Gültigkeit spricht Weber auch von *Kausaladäquanz* (Weber 1980: 5).¹⁷ Die Besonderheit bei Handlungserklärungen, die Gründe als Ursachen ausweisen, besteht darin, dass Kausaladäquanz nur über das Verstehen des subjektiven Sinns des Akteurs erreicht werden kann.

Handlungstheorien, die ein hohes Maß an *Komplexität* in der Betrachtung des Handelns ermöglichen, laufen nun weniger Gefahr, empirisch nicht gültige Sinnzuschreibungen vorzunehmen. Sie sind von der Vorstellung geleitet, dass Handeln dann am besten „erklärt“ oder verstanden werde, wenn man seine verschiedenen Dimensionen und Aspekte in ihren Wechselwirkungen möglichst zutreffend erfasst. Ihr Begriffsapparat ist meist entsprechend ausdifferenziert und ermöglicht relativ detaillierte Beschreibungen. Trotz dieser Eigenschaften sind Fehldeutungen selbstverständlich nicht ausgeschlossen (so wie es auch in analytisch-modelltheoretischen Arbeiten zu Mängeln in der analytischen Präzision kommen kann). Sie sind aber weitaus weniger wahrscheinlich, weil die komplexe Gegenstandserfassung derart im Zentrum steht und weil es in dieser Perspektive als vollkommen abwegig erscheint, deskriptive Genauigkeit oder empirische Gültigkeit für ein Mehr an Einfachheit oder Sparsamkeit zu opfern.

Dem Konzept des Verstehens in der Tradition interpretativer Ansätze bzw. dem Kriterium der Komplexität kommt also durchaus eine zentrale Bedeutung für gültige Handlungserklärungen zu. Das tendenzielle Verstehensdefizit analytisch-modelltheoretischer

¹⁷ Weber unterscheidet zwischen Kausaladäquanz und Sinnadäquanz (siehe dazu u.a. Eberle 1999). Sinnhaft adäquat ist ein Verhalten nach Weber insoweit, „als die Beziehung seiner Bestandteile von uns nach den durchschnittlichen Denk- und Gefühlsgewohnheiten als typischer (wir pflegen zu sagen: „richtiger“) Sinnzusammenhang bejaht wird“ (Weber 1980: 5). Wenn Weber hier von „Sinn“ spricht, dann also nicht von subjektivem, sondern von objektivem Sinn – einem von außen angelegten Rationalitätsmaßstab. Eine tragfähige Konzeption von Handlungserklärung kommt ohne ein solches separates Sinn-Kriterium aus. Zu verlangen ist allein eine empirisch gültige Erfassung des subjektiven Sinns, welche bereits ein integraler Bestandteil von Kausaladäquanz im Sinne der „zutreffenden empirischen Erfassung der Handlung in der Akteursperspektive“ ist (Eberle 1999: 116). Wie detailliert und weitgehend der subjektive Sinn erfasst werden sollte, ist dabei abhängig von der Fragestellung und den verfügbaren Daten (ebenso Eberle 1999: 115ff.).

Arbeiten konnte innerhalb des H-O-Schemas der Erklärung präzisiert werden. Es handelt sich dabei wohlgerne ebenfalls um ein *Erklärungsdefizit*, da die empirische Gültigkeit von Hypothesen über den subjektiven Sinn von Akteuren ein konstitutives Kriterium für die Erklärungskraft von Handlungserklärungen darstellt. Zwar ist das Deduzierbarkeitsdefizit interpretativer Ansätze insofern grundlegender, als es explizite und damit auch empirisch prüfbare Erklärungen verhindert. Andererseits sollte das Verstehensdefizit für die erklärende Soziologie aufgrund des expliziten eigenen Anspruchs, wissenschaftstheoretisch adäquatere Erklärungen zu entwickeln, mindestens ebenso problematisch sein. In den folgenden Kapiteln wird es darum gehen, eine integrative Handlungstheorie zu entwickeln, die beiden Anforderungen genügt. Ausgehend vom RC-Ansatz bzw. seiner Kritik werden dazu zentrale Einsichten der komplexitätserschließenden Ansätze in eine analytisch präzise Handlungstheorie eingearbeitet.

Zuvor soll noch abschließend auf die Gesamtheit der Anforderungen eingegangen werden, die an eine erklärende Handlungstheorie in der Soziologie zu stellen sind. Die bereits diskutierten Kriterien, wie das der Modularität, werden dabei um allgemein bekannte Kriterien ergänzt. Um die Zielkonflikte, die sich bei der Entwicklung einer soziologischen Handlungstheorie ergeben, zu explizieren und um Kriterien zur Beurteilung der in den folgenden Kapiteln dargestellten Theorien und Konzepte zu erhalten, werden dabei auch der relative Stellenwert der Anforderungen und ihre wechselseitigen Beziehungen diskutiert.

2.5 Anforderungen an eine erklärende soziologische Handlungstheorie

Es lassen sich sieben zentrale Anforderungen an erklärende soziologische Handlungstheorien unterscheiden:

1. *Kausalität*: Selbstverständlich muss eine erklärende Handlungstheorie Hypothesen über *kausale* Zusammenhänge enthalten. Die Theorie benennt die unterschiedlichen Determinanten des Handelns und ihr kausales handlungsverursachendes Zusammenwirken. Nur dadurch ist sie in der Lage zu erklären, warum es zur Selektion bestimmter Handlungsalternativen kommt.
2. *Analytische Präzision*: Wie bereits in den vorangehenden Unterkapiteln ausgeführt, muss eine erklärende Handlungstheorie dabei möglichst präzise angeben, welches

Handeln unter welchen Bedingungen zu erwarten ist. Dies ermöglicht eine deduktive Ableitbarkeit und ist auch eine Vorbedingung, um die Handlungstheorie je nach Anwendung systematisch vereinfachen zu können.

3. *Informationsgehalt*: Der Informationsgehalt einer Hypothese ist bekanntlich umso größer, je weniger restriktiv ihre wenn-Komponente und je restriktiver ihre dann-Komponente ausfällt. Dies lässt sich auch auf Handlungstheorien übertragen, selbst wenn diese typischerweise ein ganzes System von Hypothesen umfassen. Zunächst sollte eine Handlungstheorie möglichst die Selektion einer *bestimmten* Alternative theoretisch erwarten lassen (dann-Komponente), da eine derart spezifische Vorhersage (oder Retrodiktion) ein größeres Risiko des Scheiterns birgt. Hinsichtlich der wenn-Komponente ist der Informationsgehalt der Handlungstheorie umso größer, je stärker sie dem (Teil-)Kriterium der *Allgemeinheit* gerecht wird. Wie Esser feststellt, sollte die Handlungstheorie im Prinzip

„[...] für alle Exemplare des homo sapiens, für alle historischen Epochen der Menschheitsgeschichte und für alle Varianten von Situationen zutreffen. Das muß in keiner Weise bedeuten, daß sich die Menschen alle gleich verhalten oder handeln müßten. Aber es wird angenommen, daß *alle* Variationen des Verhaltens oder Handelns auf Änderungen in den *Randbedingungen* der Handlungstheorie und eben *nicht* auf Unterschiede in der *Logik* der Selektion des Handelns zurückgehen.“ (Esser 1999c: 242)

Dadurch dass ihr Geltungsbereich nicht von vornherein eingeschränkt ist, besitzt eine derart allgemeine Handlungstheorie – *ceteris paribus* – einen größeren Informationsgehalt. Es gibt jedoch noch andere mögliche Arten von Restriktionen in den wenn-Komponenten der Hypothesen einer Theorie: Generell gilt, dass der Informationsgehalt umso geringer ausfällt, je *komplexer* die Antecedensbedingungen sind, unter denen ein bestimmtes Handeln zu erwarten ist. Unter Umständen muss eine ganze Reihe von Determinanten in ihren Ausprägungen betrachtet werden, bevor eine spezifische Vorhersage abgeleitet werden kann. Dies ist ein Nachteil komplexerer Handlungstheorien, auch wenn dieselbe Komplexität für die Erfüllung anderer Anforderungen durchaus förderlich sein mag (siehe dazu gleich noch unten).

4. *Testbarkeit*: Der Informationsgehalt einer Theorie ist nur eine Determinante ihrer Testbarkeit. Letztere hängt zudem von einer Reihe anwendungsbezogener Faktoren ab. Dazu zählt etwa, wie direkt die von der Theorie als relevant ausgezeichneten Determinanten des Handelns operationalisiert werden können. Die Testbarkeit kann

im Kontext verschiedener Methoden betrachtet werden, z.B. experimenteller oder nicht-experimenteller Art.

5. *Empirische Gültigkeit*: Eine Theorie sollte nicht nur Informationsgehalt besitzen und prinzipiell testbar sein, sondern die empirischen Überprüfungen sollten sie zudem bestätigen. Auch wenn bekanntlich weder Wahrheit noch Falschheit von Theorien zweifelsfrei festgestellt werden können, ist es möglich, über wiederholte empirische Tests ein Bild von der empirischen Gültigkeit einer Handlungstheorie zu erhalten.
6. *Heuristischer Wert*: Aus einer soziologischen Handlungstheorie sollten sich möglichst vielfältige Hypothesen gewinnen lassen. Dies hat nicht nur mit der dadurch größeren Testbarkeit zu tun. Wie bereits in Abschnitt 2.2 ausgeführt, kommt der Handlungstheorie im Makro-Mikro-Makro-Modell eine zentrale heuristische Bedeutung zu: Sie bestimmt entscheidend mit, welche Dimensionen sozialer Prozesse überhaupt erfasst werden können (Lindenberg 1998). Das hypothesengenerierende Potential ist für soziologische Handlungstheorien also ein eigenständiges Kriterium von großer Bedeutung.
7. *Modulierbarkeit*: Das Kriterium der Modulierbarkeit ist eine weitere spezifische Anforderung an soziologische Handlungstheorien. Wie oben im Abschnitt 2.3 dargestellt, folgt es unmittelbar aus der Stellung der Handlungstheorie im Makro-Mikro-Makro-Modell und der Heterogenität soziologischer Explananda. Hier genügt es nochmals festzuhalten, dass dieses Kriterium umso stärker erfüllt ist, je eher eine Handlungstheorie sowohl stark vereinfachende als auch detaillierte, auf maximale empirische Adäquatheit abzielende Handlungserklärungen erlaubt und je besser sie dem Anwender ermöglicht, diese Distanz systematisch zu überbrücken.

Die ersten fünf Kriterien gelten offensichtlich für wissenschaftliche Theorien generell. Das sechste und das siebte Kriterium beschreiben dagegen spezifische Anforderungen an soziologische Handlungstheorien. Eine methodologisch wichtige Frage ist die nach der relativen Bedeutung der verschiedenen Anforderungen und ihren Beziehungen zueinander. Zunächst sollte jede soziologische Handlungstheorie die Kriterien der Kausalität und analytischen Präzision erfüllen sowie über genügend Informationsgehalt und Testbarkeit verfügen. Dies sind *Minimalanforderungen* an jede erklärende Theorie. Sie entscheiden daher darüber, ob eine Handlungstheorie überhaupt in den Kreis potentieller Kandidaten

aufgenommen werden kann.¹⁸ Innerhalb dieses Kreises erklärender Handlungstheorien findet die eigentliche Theoriekonkurrenz statt. Das zentrale Kriterium ist dabei die *empirische Gültigkeit*. Gerade gegenüber der analytisch-modelltheoretischen Tradition ist auf die Priorität dieses Kriteriums zu pochen. Insbesondere ist Einfachheit oder Sparsamkeit ein nachgelagertes Kriterium.

Das Kriterium der Einfachheit wird generell bei der Wahl zwischen konkurrierenden Theorien erst dann relevant, wenn keine eindeutige Entscheidung in puncto empirische Gültigkeit, Informationsgehalt und Testbarkeit möglich ist (Vollmer 1995: 101). Für soziologische Handlungstheorien gilt zusätzlich, dass die Einfachheit der Theorie in Konflikt geraten kann mit ihrer empirischen Gültigkeit, ihrem heuristischen Wert und ihrer Modulierbarkeit. Variation im Handeln, die sich nicht „einfach“ erklären lässt, kann von zu einfachen Handlungstheorien entweder schlichtweg nicht erklärt oder erst gar nicht in den Blick genommen werden. Es ist daher eher ein Nachteil, wenn eine Handlungstheorie bereits in ihrer vollen Fassung äußerst einfach oder sparsam ist. Solch eine Theorie lässt sich dann beim Auftreten von Anomalien kaum mehr von abstrahierenden Vereinfachungen befreien und genügt somit nicht dem Kriterium der Modulierbarkeit. Von zentraler Bedeutung ist das Sparsamkeitsgebot dagegen bei der Aufstellung von *Handlungserklärungen*, also bei *Anwendungen* einer Handlungstheorie. Selbstverständlich sollten Erklärungen konkreter Fragestellungen immer so einfach gehalten werden wie möglich, d.h. solange die interessierende Variation im Handeln empirisch zutreffend erklärt werden kann.

Sowohl das Hauptkriterium der empirischen Gültigkeit als auch die spezifischen Kriterien des heuristischen Wertes und der Modulierbarkeit lassen sich mit komplexeren Handlungstheorien tendenziell eher erreichen. Andererseits stellt aber Komplexität ebenfalls kein eigenständiges Kriterium für die Beurteilung soziologischer Handlungstheorien dar. Komplexität ist kein Selbstzweck. Im Gegenteil: Der Informationsgehalt und die Testbarkeit einer Theorie nehmen mit ihrer Komplexität tendenziell ab, weil die wenn-Komponenten der zu prüfenden Hypothesen dadurch restriktiver werden bzw. eine größere Anzahl an Determinanten umfassen.

Vor allem sollte der Hinweis auf die Komplexität des menschlichen Handelns nicht als Ausrede dienen, es bei vagen Orientierungshypothesen und ausufernden Konzeptualisierungen zu belassen. Analytische Präzision ist nicht nur eine Minimalanforderung an erklärende Theorien, sondern befördert auch das Erreichen anderer Kriterien. Sie führt tendenziell zu einem höheren Informationsgehalt, da sie die Ableitung

¹⁸ Wie später noch deutlich werden wird, impliziert dies keinesfalls, dass „Theorien“, die diese Kriterien nicht oder nicht ausreichend erfüllen, wissenschaftlich wertlos sind. Denn möglicherweise enthalten sie bedeutsame Konzepte, Annahmen und orientierende Feststellungen, die gewinnbringend in eine erklärende Handlungstheorie *eingearbeitet* werden können.

spezifischerer Hypothesen ermöglicht. Mit ihrer Präzision steigt auch die Testbarkeit einer Theorie: Einerseits, weil ein höherer Informationsgehalt automatisch eine höhere Testbarkeit impliziert, andererseits, weil sich präzisere Theorien tendenziell leichter operationalisieren lassen. Schließlich wurde bereits in den vorangehenden Unterkapiteln ausgeführt, dass ein Mehr an analytischer Präzision die Modularität einer Handlungstheorie begünstigt, da sich so systematischere Vereinfachungen vornehmen lassen.

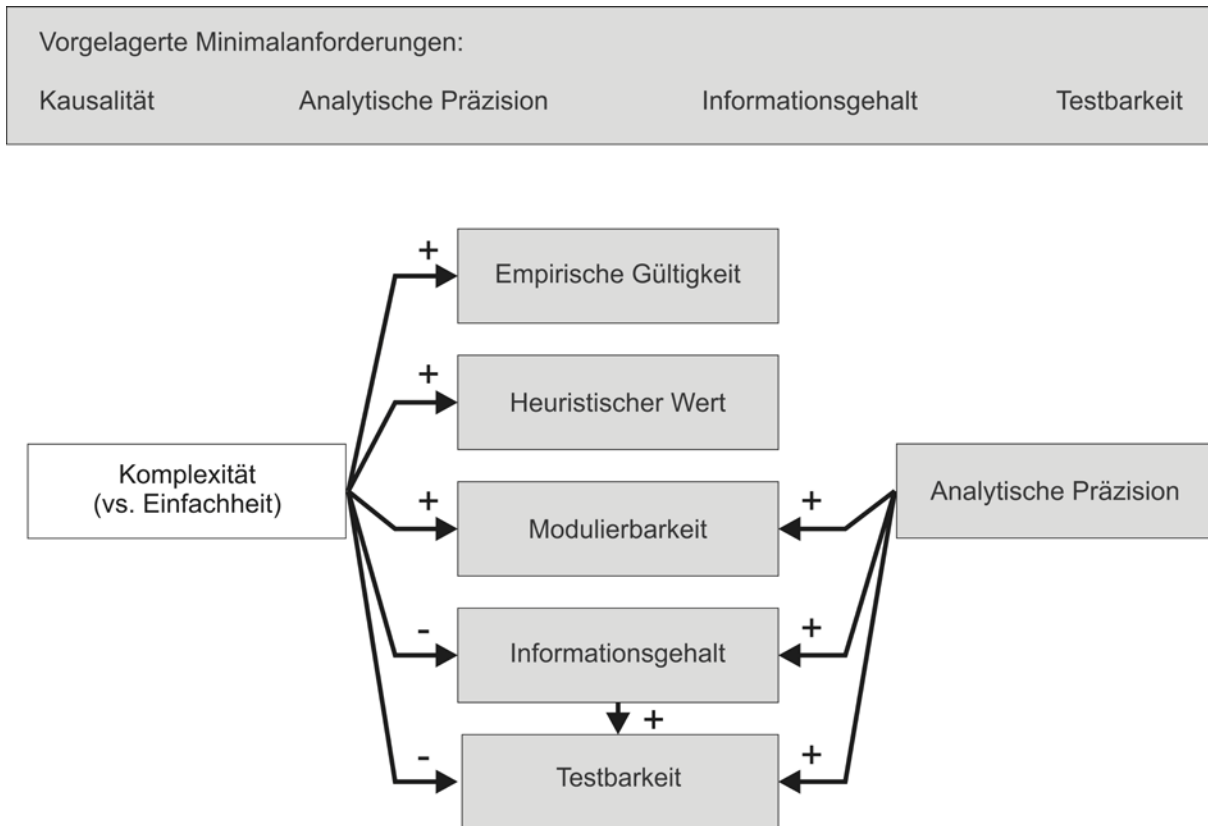


Abbildung 1: Anforderungen an soziologische Handlungstheorien und ihre Beziehungen

Die beschriebenen Beziehungen zwischen den verschiedenen Kriterien sind in Abbildung 1 zusammengefasst. Auch wenn die hier vorgenommene Diskussion an bisherige Arbeiten anknüpft (siehe vor allem Esser 1999c: 240ff.; Lindenberg 1992; Schmid 2004), gelangt sie zu teilweise anderen Einsichten.¹⁹ Dies hat vor allem zwei Ursachen: Erstens wurde hier vor

¹⁹ Esser schlägt sechs Kriterien für eine erklärende Handlungstheorie vor: Präzision, Kausalität, Allgemeinheit, Einfachheit, Modellierbarkeit und Bewährung (Esser 1999c: 241ff.). Die hier unterschiedenen sieben Kriterien verhalten sich zu den von Esser vorgeschlagenen wie folgt: Die Kriterien der Präzision und Kausalität sind identisch. Ihre gemeinsame Erfüllung, also die analytisch präzise Spezifikation kausaler Hypothesen, impliziert bereits das, was Esser als Modellierbarkeit bezeichnet. Letztere wurde hier daher nicht als separates Kriterium aufgeführt. Das Kriterium der empirischen Gültigkeit entspricht bei Esser dem

dem Hintergrund des Makro-Mikro-Makro-Modells und der Heterogenität soziologischer Fragestellungen die Bedeutung der Kriterien der Modulierbarkeit und des heuristischen Wertes aufgezeigt. Zweitens wurde ein instrumentalistisches Verständnis der Handlungstheorie unter Verweis auf die Zentralität des Kriteriums der empirischen Gültigkeit zurückgewiesen. Wie sich in den folgenden Kapiteln zeigen wird, ermöglicht dies eine Neubewertung der komplexitätserschließenden Tradition im Verhältnis zu analytisch-modelltheoretischen Ansätzen und ist insofern weichenstellend für das Ziel, eine integrative erklärende Handlungstheorie zu entwickeln.

Den Ausgangspunkt für die Entwicklung einer solchen Handlungstheorie, die den genannten Anforderungen möglichst weitgehend zu genügen versucht, bildet der RC-Ansatz. Im Unterschied zu anderen in der Soziologie vorgebrachten Handlungstheorien genügt er dem Kriterium der *analytischen Präzision*. Da dieses zu den vorgelagerten Minimalanforderungen einer jeden erklärenden Handlungstheorie gezählt werden muss, ist es nahe liegend vom RC-Ansatz *auszugehen*.²⁰ Dies bedeutet wohlgerne nicht, dass eine Integration anderer Ansätze *in* den oder *auf Basis* des RC-Ansatzes angestrebt wird (so etwa das explizite Anliegen von Lindenberg 1989a: 194). Vielmehr zeigt der RC-Ansatz, welche handlungsleitenden oder -verursachenden Phänomene zu welchem Grad bereits analytisch präzise in eine Handlungserklärung einbezogen werden können. Der RC-Ansatz bildet also in gewisser Weise den „state of the art“ erklärender Handlungstheorie, wie selbst prominente Kritiker einräumen (Bunge 1996: 385; Mayntz 2004: 135). Andererseits wird im folgenden Kapitel auf

der Bewährung. Hierbei setzt er das Kriterium der Testbarkeit implizit bereits voraus. Das von Esser aufgeführte Kriterium der Allgemeinheit wurde hier als ein gewichtiger Bestandteil des umfassenderen Kriteriums des Informationsgehalts berücksichtigt. Soweit bestehen also keine entscheidenden Unterschiede. Anders sieht es hinsichtlich der übrigen Kriterien aus: Während Esser das Kriterium der Einfachheit in seine Liste mit aufnimmt, wurde ihm hier nur eine sekundäre Bedeutung zugesprochen. Es hat im RC-Ansatz häufig einem instrumentalistischen Verständnis der Handlungstheorie Vorschub geleistet. Aus diesem Grund wurde es hier durch das Kriterium der *Modulierbarkeit* ersetzt, das den erklärungspragmatischen Erfordernissen des Makro-Mikro-Makro-Modells *unter Beibehaltung* einer konsequent realistischen Perspektive gerecht wird und das die Bedeutung von komplexen Konzeptualisierungen ebenso betont wie die von vereinfachenden Annahmen. Schließlich wurde hier als zusätzliches Kriterium auf den heuristischen Wert soziologischer Handlungstheorien verwiesen, das ebenfalls gegen allzu einfache Handlungstheorien spricht.

²⁰ Wie im folgenden Kapitel gezeigt wird, kann zudem argumentiert werden, dass der RC-Ansatz auch den anderen Minimalanforderungen genügt, also neben der Eigenschaft der Kausalität auch ein Mindestmaß an Informationsgehalt und Testbarkeit aufweist.

Basis der eingeführten Kriterien eine Kritik des RC-Ansatzes als handlungstheoretisches Programm formuliert, die auf die Bedeutung zentraler Einsichten der komplexitätserschließenden Ansätze verweist. Das Ziel dieser Arbeit ist es denn auch, mehr Phänomene in eine erklärende Handlungstheorie einzubeziehen, als dies der RC-Ansatz ermöglicht, und darüber zu einem integrativen Erklärungsansatz vorzustoßen.

3 Der Rational-Choice-Ansatz (RC-Ansatz)

3.1 Grundannahmen des RC-Ansatzes

Der Rational-Choice-Ansatz (*RC-Ansatz*) bildet einen zentralen theoretischen Bezugspunkt dieser Arbeit. Die Bezeichnung RC-Ansatz wird im Folgenden als Sammelbegriff für eine Vielzahl verschiedener Theorien verwendet, die trotz ihrer Heterogenität gewisse Grundannahmen teilen. In einer ersten Annäherung kann man mit Opp (1999: 173) drei Kernannahmen des RC-Ansatzes unterscheiden (vgl. Bamberg, Davidov und Schmidt 2008: 143; Diekmann und Voss 2004: 15):

1. Präferenzen-Annahme: Verhalten dient der Realisierung der Präferenzen (oder Ziele) des Akteurs.
2. Restriktionen-Annahme: Verhalten wird zudem durch Opportunitäten und Restriktionen beeinflusst. Darunter fällt alles, was die Fähigkeit eines Akteurs erhöht oder verringert, seine Präferenzen durch sein Verhalten zu realisieren.
3. Maximierungsannahme: Akteure wählen diejenige Verhaltensalternative, durch die sie unter den gegebenen Restriktionen ihre Präferenzen am besten realisieren können.

In dieser Konzeptualisierung wird menschliches Verhalten demnach als Ergebnis einer Wahl zwischen Alternativen *betrachtet* (Beobachterperspektive) und es werden bestimmte Anforderungen an die Art und Weise gestellt, wie eine bestimmte Alternative ausgewählt wird, so dass von einer „rationalen“ Wahl gesprochen werden kann. Um diese

Konzeptualisierung weiter zu präzisieren, seien in Anlehnung an Simon (1955: 102) die folgenden grundlegenden Elemente definiert:²¹

1. Eine Menge an Alternativen, zwischen denen ein Akteur wählen oder sich entscheiden kann: A
2. Eine Teilmenge derjenigen Alternativen, die ein Akteur in einer Situation wahrnimmt oder in Erwägung zieht: $\dot{A} \subseteq A$
3. Eine Menge möglicher zukünftiger Ergebnisse oder Folgen, die sich aus der Wahl bestimmter Alternativen ergeben können: X
4. Unter Umständen eine Menge von Zuständen der Welt, die relevant für die Interessen eines Akteurs sind, aber außerhalb seiner Kontrolle liegen: Ω
5. Informationen darüber, zu welchen Ergebnissen $x \in X_a$ ($X_a \subseteq X$) die Wahl einer Alternative a führen kann. Falls Zustände der Welt in der Entscheidungssituation relevant sind, besagen diese Informationen, zu welchen Ergebnissen die Wahl einer Alternative in Kombination mit einem Zustand der Welt $\omega \in \Omega$ führt. Falls es sich um eine strategische Situation handelt, wie sie von der Spieltheorie betrachtet wird, geht es (u.U. zusätzlich) darum, zu welchen Ergebnissen die Wahl einer Strategie in Kombination mit den von den anderen Akteuren gewählten Strategien führt.
6. Eine Bewertung der möglichen zukünftigen Ergebnisse, sei es in Form einer Präferenzrelation über S oder in Form einer Auszahlungsfunktion $u(x)$, die den „Wert“ oder „Nutzen“ der verschiedenen Ergebnisse oder Folgen $x \in X$ für den Akteur angibt.²²

²¹ Mit Akteur werden im Folgenden menschliche Individuen bezeichnet, d.h. die Frage, ob und wenn ja, inwieweit RC-Theorien auch auf „das Verhalten“ kollektiver und korporativer Akteure anwendbar sind, wird ebenso außen vor gelassen wie die Frage der Anwendbarkeit auf das Verhalten von Tieren. Eine gewisse Uneindeutigkeit besteht zudem hinsichtlich des Begriffs der (Entscheidungs-)Situation. Dieser wird in aller Regel nicht explizit definiert, sondern ergibt sich aus den Annahmen über die Alternativen, Zustände der Welt und möglichen Ergebnisse. Je nach Anwendungskontext kann die Situation einen mehr oder weniger ausgedehnten Zeitraum umfassen.

²² Dabei kann ein ordinales oder ein kardinales Nutzenkonzept zu Grunde liegen (siehe z.B. Varian 1999: 54ff.). Im ersteren Fall ist die Nutzenfunktion nur eine andere Darstellung für eine transitive und vollständige Präferenzrelation über die Menge möglicher Ergebnisse. Die Nutzenfunktion ist eine Abbildung der Präferenzrelation, insofern ein Ergebnis genau dann einen höheren Wert als ein anderes Ergebnis zugewiesen bekommt, wenn es diesem anderen strikt vorgezogen wird. Derartige Nutzenfunktionen können beliebig monoton transformiert werden. Kardinale Nutzenkonzepte hingegen beanspruchen nicht nur Informationen darüber anzugeben, welches Ergebnis einem anderen vorgezogen wird, sondern darüber hinaus auch noch

Die Präferenzrelation muss vollständig und transitiv sein. Das heißt, dass für alle möglichen Paare von Ergebnissen angegeben werden kann, welches Ergebnis dem anderen schwach vorgezogen wird, und dass aus „ x_1 wird x_2 vorgezogen“ und „ x_2 wird x_3 vorgezogen“ folgt, dass x_1 x_3 vorgezogen wird. Unter Umständen Erwartungen darüber, mit welcher Wahrscheinlichkeit $p_a(x)$ die Wahl einer Alternative a zu einem bestimmten Ergebnis $x \in X_a$ führt. Es gilt $p_a(x) \in [0,1]$.

Der nomologische Kern einer jeden RC-Theorie besteht nun in der Annahme, dass der Akteur auf Basis dieser situationalen Gegebenheiten, Bewertungen und Informationen/Erwartungen eine „möglichst gute“ Alternative a^* auswählt (Diekmann und Voss 2004: 15). Welche Alternative dies ist, ergibt sich aus einer präzisen Entscheidungsregel, welche die zu Beginn des Abschnitts formulierte Maximierungsannahme spezifiziert. Während die oben aufgeführten Punkte 1., 2., 3., 5. und 6. sowie eine präzise Entscheidungsregel im eben erwähnten Sinne für die Zuordnung einer Theorie zum RC-Ansatz notwendig und hinreichend sind, stellen die Punkte 4. und 7., also die Relevanz von unsicheren Zuständen der Welt sowie die Bildung von Erwartungen grundlegende Bestandteile vieler, aber nicht aller RC-Theorien dar. Die Spezifikation der Entscheidungssituation und -regel stellt ein zentrales Kriterium dar, anhand dessen sich verschiedene RC-Theorien unterscheiden lassen.

3.2 Ausgewählte Spezifikationen der Entscheidungssituation und -regel

Im einfachen Fall, in dem mit der Wahl jeder Alternative jeweils nur eine bestimmte Folge verknüpft ist (die Menge X_a also nur ein Element hat), ist die Entscheidungsregel nahe liegend: Der Akteur wählt diejenige Alternative a^* , deren Folge er am höchsten bewertet.

$$a^* = \arg \max_{a \in A} u(X_a)$$

Man spricht in diesem Fall auch von einer Entscheidung *unter Sicherheit*. Auf einer derartigen Konzeptualisierung der Entscheidungssituation baut beispielsweise die klassische

den *Grad* der Bevorzugung angeben zu können. Die Größe der Nutzendifferenz zwischen zwei Ergebnissen hat also eine reale Interpretation und entsprechende Nutzenfunktionen können daher (wenn überhaupt) nur positiv linear transformiert werden.

Nachfragetheorie, also die klassische mikroökonomische Analyse des Konsumentenverhaltens auf (Mas-Colell, Whinston und Green 1995: Kap. 3).²³

Theoretisch anspruchsvoller sind sog. Entscheidungen *unter Risiko*, für die eine ganze Familie von Entscheidungsregeln entwickelt worden ist. Diese nehmen an, dass ein Akteur Erwartungen darüber besitzt, mit welcher Wahrscheinlichkeit die verschiedenen Alternativen zu bestimmten Ergebnissen führen. Bei der Bewertung der Alternativen gewichtet der Akteur den Nutzen, den er von einer bestimmten Folge hätte, mit der Erwartung, dass die Wahl einer Alternative diese Folge tatsächlich nach sich zieht. Der Akteur betrachtet für jede Alternative die Summe ihrer bewerteten Folgen (Nutzen bzw. Kosten) und gewichtet dabei jeden Nutzenterm mit einer entsprechenden Erwartung p über das Eintreffen der Folge. Auf diese Weise erhält man für jede Alternative A einen erwarteten Nutzen oder Erwartungsnutzen $EU(A)$ (EU von Expected Utility). Im Rahmen derartiger EU-Theorien (siehe Schoemaker 1982) wird meist davon ausgegangen, dass ein Akteur die Alternative mit dem höchsten Erwartungsnutzen wählt:

$$a^* = \arg \max_{a \in A} \sum_{x \in X_a} p_a(x) u(x)$$

Besonders große Uneinigkeit über die zu unterstellende Entscheidungsregel besteht bei Entscheidungen *unter Unsicherheit*, d.h. in Situationen, in denen die Wahl einer Alternative unterschiedliche Folgen haben kann, der Akteur aber nicht in der Lage ist, diesen Ereignissen subjektive Wahrscheinlichkeiten zuzuweisen. Eine Entscheidungsregel etwa geht für jede Alternative vom ungünstigsten aller Fälle aus und wählt diejenige Alternative, welche die minimale Auszahlung maximiert („Maxi-min Regel“). Eine alternative Entscheidungsregel geht davon aus, dass Akteure ihr „maximales Bedauern“ minimieren („Minimax regret“).²⁴

²³ Im einfachsten Modell wird davon ausgegangen, dass sich der Konsument einer Menge identischer Güter gegenüber sieht, die sich lediglich im Preis unterscheiden. Zudem kann der Konsument den Preis nicht beeinflussen, ist über diese Gütereigenschaften perfekt informiert und möchte seine Ausgaben minimieren. Trivialerweise impliziert die genannte Entscheidungsregel unter diesen Bedingungen, dass der Konsument das Gut mit dem niedrigsten Preis wählt.

²⁴ Dazu muss sich ein Akteur zunächst für jeden möglichen Zustand der Welt, der eintreten kann, diejenige Alternative vergegenwärtigen, welche zur höchsten Auszahlung führen würde. Die Differenz zwischen dieser maximalen Auszahlung und der Auszahlung, die mit den jeweils anderen Alternativen realisierbar wären, ist das Bedauern, das ein Akteur empfinden würde, wenn sich ihm der Zustand der Welt nach seiner Alternativenwahl offenbart und er eine dieser anderen Alternativen gewählt hat. Das Bedauern entspricht also dem, was einem Akteur durch die Wahl einer Alternative in einem bestimmten Zustand der Welt entgangen ist. Für jede Alternative lässt sich ein Zustand der Welt angeben, bei dessen Realisierung das durch die Wahl

Eine Gemeinsamkeit der bisher dargestellten Spezifikationen besteht darin, dass sie das Verhalten des Akteurs in *parametrischen* Situationen betrachten (Esser 1999c: 2; Voss 1985: 4). In solchen Situationen betrachtet der Akteur das Handeln *anderer* Akteure als gegebenen Bestandteil der Umwelt, ohne ihr strategisches Handlungspotential systematisch mit einzubeziehen. In *strategischen* Situationen stellen Akteure dagegen in Rechnung, dass das Ergebnis der eigenen Handlungswahl von den Handlungen der anderen Akteure abhängt und dass alle Akteure diese strategische Interdependenz bei ihren Entscheidungen berücksichtigen (Mas-Colell, Whinston und Green 1995: 217). Derartige Situationen werden innerhalb des RC-Ansatzes von der Spieltheorie betrachtet. Der Spieltheorie geht es darum, das Ergebnis der strategischen Interaktionen mehrerer Akteure (sog. Spieler) vorherzusagen. Dieses ist bereits ein kollektives Phänomen, das sich als eine Funktion der Menge gewählter Strategien (Strategieprofil) ergibt. Um zu erklären, welche Strategien die Akteure spielen *und* welches kollektive Ergebnis entsprechend resultiert, sind in der Spieltheorie eine Vielzahl sog. Lösungskonzepte entwickelt worden. Diese verschmelzen gewissermaßen alle drei Erklärungsschritte des Makro-Mikro-Makro-Modells zu einer Einheit.

Fragt man dennoch nach der zu Grunde gelegten individuellen Entscheidungsregel („Logik der Selektion“), so ist zunächst wieder die Annahme individueller Rationalität zu nennen. Diese impliziert, dass Akteure (oder Spieler) beste Antworten aufeinander spielen. Eine Strategie σ_i eines Akteurs i ist eine *beste Antwort* auf die Strategien der anderen Akteure σ_{-i} , wenn für alle alternativen Strategien σ_i' des Akteurs i gilt:²⁵

$$u_i(\sigma_i, \sigma_{-i}) \geq u_i(\sigma_i', \sigma_{-i}).$$

Das heißt, *unter der Bedingung*, dass die anderen Akteure die in σ_{-i} beinhalteten Strategien spielen, existiert keine alternative Strategie, durch die sich der Akteur i besser stellen kann. Auf Basis dieser Entscheidungsregel lassen sich aber nur diejenigen Strategien ausschließen, die *niemals* (unter keiner Bedingung) eine beste Antwort darstellen, sog. strikt dominierte Strategien (wie z.B. Kooperation im Gefangenendilemma).

Das Problem ist offensichtlich, dass der Akteur nicht weiß, welche Strategie die anderen Akteure wählen werden, und den verschiedenen Möglichkeiten nicht einmal

dieser Alternative entstehende Bedauern maximal ist. Ein Akteur wählt dann diejenige Alternative, für die dieses maximale Bedauern minimal ist. Mit anderen Worten geht es ihm also darum, seine Handlungswahl im Nachhinein möglichst wenig zu bereuen, wenn ein Zustand der Welt eintritt, bei dem diese Wahl besonders suboptimal war.

²⁵ Exakter wird häufig von *schwach* bester Antwort gesprochen, da in der Definition keine „größer“- , sondern nur eine „größer-gleich“-Relation gefordert wird.

Wahrscheinlichkeiten zuweisen kann, da er die Akteure ja als handelnde Subjekte in Rechnung stellt. Er steht also wiederum vor einer Entscheidung unter Unsicherheit. Daher reicht die Annahme individueller Rationalität auch in den allermeisten strategischen Situationen nicht aus, um das Verhalten der Akteure vorherzusagen – die Menge der dann immer noch möglichen Strategien ist schlicht zu groß.

Aus diesem Grund wurden in der Spieltheorie andere Lösungskonzepte entwickelt, die verschiedene *zusätzliche Annahmen* treffen. Eine übliche Annahme ist etwa die, dass die Rationalität der Spieler „common knowledge“ ist (Aumann 1976; Lewis 1969). Damit wird nicht nur verlangt, dass alle Spieler wissen, dass alle Spieler rational sind („mutual knowledge“). Vielmehr muss jeder Spieler wissen, dass alle anderen Spieler dies wissen. Jeder Spieler muss weiter wissen, dass alle anderen Spieler wissen, dass alle anderen Spieler dies wissen, usw. Dieses wechselseitige Meta-Wissen muss bis in unendliche hohe Stufen höherer Ordnung bestehen (Osborne und Rubinstein 1994: 73). Ist diese Zusatzannahme erfüllt, kann man *schrittweise* solche Strategien im Spiel eliminieren, die strikt dominiert sind. Die nach dieser schrittweisen Elimination noch verbleibenden Strategien werden als *rationalisierbare* Strategien bezeichnet (siehe ausführlich Osborne und Rubinstein 1994: 53ff.). Auch diese Zusatzannahme reicht aber häufig nicht aus, um eine einigermaßen kleine Menge an Vorhersagen über die Strategie-Wahlen der Spieler zu treffen.

Das bekannteste Lösungskonzept trifft daher eine noch deutlich weiter gehende Zusatzannahme: Das sog. Nash-Gleichgewicht (Nash 1950, 1951) geht davon aus, dass die Spieler *wechselseitig konsistente* Erwartungen hinsichtlich ihrer Strategie-Wahl haben. Damit wird angenommen, dass alle Spieler voneinander *wissen*, wie sie sich verhalten werden (Osborne und Rubinstein 1994: 53). Ein Strategieprofil bildet genau dann ein Nash-Gleichgewicht, wenn die Strategien aller Spieler wechselseitig beste Antworten *aufeinander* (also nicht bloß bezogen auf die jeweiligen unsicheren Erwartungen der einzelnen Spieler) darstellen. Obwohl dies selten thematisiert wird, ist das Nash-Gleichgewicht also ein *extrem* voraussetzungsreiches Lösungskonzept (das in gewisser Weise die doppelte Kontingenz strategischer Situationen durch diese Zusatzannahme wieder eliminiert!).²⁶

²⁶ Es ist eine methodologisch durchaus interessante Frage, wie die einzelnen Bestandteile derartiger spieltheoretischer Lösungskonzepte im Makro-Mikro-Makro-Modell rekonstruiert werden können. Die häufig vorgenommene Zuordnung spieltheoretischer Gleichgewichtskonzepte zur „Logik der Aggregation“ ist insofern unterkomplex, als das Handeln der Akteure nicht zunächst unabhängig voneinander individuelle Effekte produziert, die dann aggregiert werden. Um das grundlegende Aufeinander-Bezogen-Sein individueller und kollektiver Effekte in strategischen Situationen adäquat zu erfassen, ist es sinnvoll, die

Dies ist lediglich eine Auswahl von Entscheidungsregeln, die im RC-Ansatz entwickelt wurden und in der Soziologie besonders einflussreich waren und sind. Sie alle genügen dem Kriterium der analytischen Präzision, da sie präzise angeben, welches Handeln unter welchen Bedingungen zu erwarten ist, sowie dem der Kausalität, da diese Bedingungen kausale Einflussfaktoren abbilden sollen. Ihr Informationsgehalt wird dadurch erhöht, dass ihre wenn-Komponenten einen *hohen Allgemeinheitsgrad* aufweisen: Die Entscheidungsregeln gelten prinzipiell für beliebige Individuen. Insbesondere werden an die Präferenzen der Akteure lediglich minimale Konsistenzanforderungen gestellt. Worauf sich diese Präferenzen inhaltlich beziehen, was also Individuen motiviert, wird ebenso offen gelassen, wie die genaue Art und Weise, in der sie das Handeln beeinflussen. Im RC-Ansatz wird also *nicht notwendigerweise* angenommen, dass Individuen ausschließlich materiell-egoistisch motiviert sind oder dass sie eine bewusste abwägende Wahl treffen.

Andererseits werden die betrachteten Entscheidungsregeln in RC-Theorien aus gutem Grund häufig um eine Reihe weiterer Annahmen ergänzt, die sich auf generelle Eigenschaften der Präferenzen und Erwartungen der Akteure beziehen. Ein Beispiel dafür sind bereits die besprochenen Zusatzannahmen spieltheoretischer Lösungskonzepte, die sich auf das Wissen, also die Erwartungen der Akteure beziehen. Die Heterogenität des RC-Ansatzes hinsichtlich

Gleichgewichtskonzepte in ihre unterschiedlichen Annahmen zu zerlegen. Die hier vorgenommene Diskussion legt dann folgende Zuweisung nahe: Die Annahme individueller Rationalität kann als Spezifikation der „*Logik der Selektion*“ betrachtet werden. Sie schließt jedoch nur individuelle Effekte (Handlungen) aus, die nicht Teil einer besten Antwort auf irgendeine Erwartungshaltung hinsichtlich der Strategien der anderen Akteure darstellen. Das Problem daran ist, dass diese Annahme meist mit einer Vielzahl kollektiver Ergebnisse vereinbar ist. Dies ist wohlgermerkt ein Problem der „*Logik der Aggregation*“. Um innerhalb dieser zu spezifischeren Vorhersagen zu kommen, werden zusätzliche Annahmen eingeführt und diese können daher als *Transformationsbedingungen* angesehen werden. Im Nash-Gleichgewicht sind dies zum Beispiel die Annahmen, dass die individuelle Rationalität aller Spieler „common knowledge“ ist und dass die Spieler die Gleichgewichtsstrategien aller anderen Spieler kennen. Auch wenn ihr explanativer Zweck in der Ableitung spezifischerer kollektiver Effekte besteht, beziehen sie sich auf das Wissen der Akteure und gehören daher *gleichzeitig* zu den *Brückenhypothesen*. Diese doppelte Zugehörigkeit entspricht der bereits genannten fundamentalen Abhängigkeit individueller und kollektiver Effekte. Ihr Status als Brückenhypothesen verweist auf die eigentlich gegebene Notwendigkeit empirischer Prüfung. In spieltheoretischen Anwendungen wird dieser jedoch nur selten nachgekommen. Stattdessen werden die Zusatzannahmen oft als implizit bleibende Transformationsbedingungen „mitgeschleppt“. Die *Transformationsregeln* bestehen schließlich aus der Zuweisung der Strategieprofile (u.U. in Kombination mit bestimmten Zuständen der Welt) zu Ergebnissen und entsprechenden Auszahlungen.

derartiger Vorannahmen lässt sich mittels der Unterscheidung „enger“ und „weiter“ RC-Theorien beschreiben (Opp 1999: 174). Sie bildet den Ausgangspunkt des folgenden Abschnitts. Wie in ihm gezeigt wird, sieht sich der RC-Ansatz einer Zwickmühle der Kritik ausgesetzt, da die Einführung restriktiver Vorannahmen ebenso wie deren Vermeidung auf – in gewisser Weise gegensätzliche – Kritik stößt.

3.3 Enge und weite RC-Theorien und die Zwickmühle der Kritik

Traditionell bildet der RC-Ansatz das handlungstheoretische Paradigma der Ökonomie und hat von dort aus seinen Anwendungsbereich auf politikwissenschaftliche und soziologische Gegenstandsbereiche ausweiten können. Von seiner disziplinären Herkunft aus der Ökonomie zeugte lange Zeit eine Reihe charakteristischer Annahmen, die aus der Anwendung auf ökonomische Fragestellungen im engeren Sinne herrühren. Diese Annahmen kennzeichnen, was man mit Karl-Dieter Opp (1999) als *enge* RC-Theorien oder enge Version des RC-Ansatzes bezeichnen und einer *weiten* Version gegenüberstellen kann (ähnlich Ferejohn 1991; Taylor 1996). Enge RC-Theorien gehen im Extremfall davon aus, dass die Akteure perfekt informiert sind und dass nur egoistische Präferenzen sowie ausschließlich „harte“ und objektive Restriktionen (wie etwa Einkommen, Macht, Gefängnisstrafen) handlungsrelevant sind (Opp 1999: 174).²⁷ Eine weitere Annahme (bzw. methodologische Regel) ist, dass das Verhalten der Akteure ausschließlich durch unterschiedliche Restriktionen (*nicht* aber durch Präferenzen) erklärt werden kann (bzw. sollte), während die Präferenzen als konstant angenommen werden können (bzw. sollten).

Diese Begrenzung der in empirischen Anwendungen zugelassenen Erklärungsfaktoren hat eine Reihe von Vorteilen: Enge RC-Theorien benötigen in ihrer Anwendung zur Erklärung und Prognose ein Minimum an empirischen Daten, verweisen politische Entscheidungsträger auf objektive Faktoren für etwaige Interventionen, erlauben die Ableitung eindeutiger Vorhersagen und sind in hohem Maße falsifizierbar. Dem steht aber ein entscheidender Nachteil gegenüber: Enge RC-Theorien sind empirisch häufig falsch, und zwar gerade

²⁷ Zu beachten ist allerdings, dass es beispielsweise Erklärungen gibt, die zwar lediglich egoistische Präferenzen zulassen, aber die Annahme perfekter Informiertheit fallen lassen. Die enge und die weite Version sind also keine klassifikatorischen Typen, sondern Extremtypen, *zwischen* denen existierende RC-Erklärungen angeordnet werden können (Nohlen 1994: 492f.).

(obgleich nicht nur) dann, wenn man sich soziologischen Anwendungsgebieten jenseits institutionalisierter kapitalistischer Wirtschaftssysteme zuwendet. Engen RC-Theorien wurde daher häufig und berechtigterweise mit vehementer empirischer Kritik begegnet.

Wegen ihres begrenzten empirischen Erfolges sind enge RC-Theorien mehr und mehr durch *weite* RC-Theorien oder eine weite Version des RC-Ansatzes verdrängt worden. In weiten RC-Theorien werden eine, mehrere oder alle oben genannten restriktiven Annahmen aufgegeben. Innerhalb der Familie der EU-Theorien für Entscheidungen unter Risiko betraf diese Entwicklung sowohl die Nutzen- als auch die Wahrscheinlichkeitskonzepte (siehe Schoemaker 1982: 533ff.).

Während zunächst davon ausgegangen wurde, dass die Nutzenterme mit zugehörigen objektiven Wahrscheinlichkeiten gewichtet werden (Neumann und Morgenstern 1944), traten an diese Stelle zunehmend subjektive Erwartungen, die von den objektiven Wahrscheinlichkeiten abweichen können (Savage 1954). Um die subjektive Natur der Erwartungsparameter zu betonen, hat sich für diese Subgruppe die Bezeichnung SEU-Theorien (SEU = „*subjective* expected utility“) durchgesetzt. Die ursprüngliche SEU-Theorie von Savage (1954) geht davon aus, dass diese subjektiven Erwartungen der Bayesianischen Regel folgen, also rational gebildet werden. Dadurch vermag sie eine axiomatische Messtheorie zu entwickeln, welche die Konstruktion von Erwartungsnutzenfunktionen ermöglicht. In soziologischen Anwendungen wurde dieses Erfordernis dagegen aufgegeben, so dass in der Soziologie unter SEU-Theorie zumeist nur noch eine werterwartungstheoretische Modellierung verstanden wird, die von subjektiven Erwartungen und Bewertungen ausgeht (Esser 1999c: 344; Opp 1983: 34ff.).²⁸

Besonders deutlich wird der Übergang von einer engen zu einer weiten Version des RC-Ansatzes hinsichtlich der in Erklärungen zugelassenen Präferenzen. Fallen gelassen wurde dabei nicht nur die Annahme einer rein materiell-egoistischen Motivation. Vielmehr wurde selbst die Annahme einer instrumentellen Rationalität zur Disposition gestellt. Das heißt, es wird nicht a priori davon ausgegangen, dass Akteure mit ihrem Handeln außerhalb der Handlung selbst liegende Ziele verfolgen. Neben oder an die Stelle derartiger Präferenzen

²⁸ Legt man dieses weite Verständnis zu Grunde, so müssen subjektive Erwartungen auch nicht mehr den Eigenschaften mathematischer Wahrscheinlichkeiten genügen (Schoemaker 1982: 537). Aus diesem Grund wurde oben beim siebten, RC-Theorien charakterisierenden Element nicht verlangt, dass sich die Eintrittswahrscheinlichkeiten aller möglichen Ergebnisse zu eins addieren (obwohl dies von den meisten RC-Theorien angenommen wird). Dadurch lassen sich auch Theorien wie die „Prospect Theory“ (Kahneman und Tversky 1979; Tversky und Kahneman 1986) zum RC-Ansatz zählen.

über erwartete Konsequenzen können auch *nicht-instrumentelle* Handlungsgründe treten. Akteure mögen etwa eine bestimmte Art zu handeln präferieren, weil sie eine entsprechende Norm verinnerlicht haben. Man spricht in derartigen Fällen häufig auch vom Konsumnutzen einer Handlung (im Unterschied zum Investitionsnutzen einer Handlung in Bezug auf ein außerhalb von ihr liegendes Ziel) oder von psychischen Belohnungen oder Kosten (Yee 1997). Auf diese Weise ermöglicht der RC-Ansatz die Erklärung normativen Handelns, welche soziologisch zweifellos besonders bedeutsam ist:

Ein klassisches Beispiel ist die Erklärung der Wahlteilnahme durch Riker und Ordeshook (1968). Aufgrund der Marginalität der einzelnen Stimme für den Wahlausgang haben enge RC-Theorien große Schwierigkeiten, die Wahlteilnahme zu erklären. In der erwartungsnutzentheoretischen Modellierung von Riker und Ordeshook wird der Erwartungsnutzen der Wahlteilnahme nun durch einen Zusatzterm ergänzt. Dieser steht für diverse mögliche Quellen eines Konsumnutzens aus der Teilnahme, u.a. eben auch für eine Präferenz im Einklang mit der Wahlnorm zu handeln (Riker und Ordeshook 1968: 28f.). Im weiten RC-Ansatz wird der Einfluss internalisierter Normen also einfach durch einen zusätzlichen (meist nicht erwartungsgewichteten) Nutzen- oder Kostenterm abgebildet.

Mit Hilfe von weiten RC-Theorien lassen sich eine Reihe von Erklärungsproblemen und Paradoxien lösen, auf die enge RC-Theorien in einer Vielzahl von Anwendungsgebieten gestoßen sind. Weite RC-Theorien ermöglichen also einen Großteil der *empirischen* Kritik am RC-Ansatz zurückzuweisen. Der theoretischen Offenheit weiter RC-Theorien entspricht jedoch ein geringerer Informationsgehalt. An ihnen hat sich daher eine teilweise vehemente *wissenschaftstheoretische* Kritik entzündet: Der RC-Ansatz verliere durch den Übergang zu weiten RC-Theorien seine Erklärungskraft und Falsifizierbarkeit (u.a. Barry 1970: 23; Bohman 1992). Über die beliebige Einführung von Nutzentermen könne letztlich jegliches Verhalten in Einklang mit der (Erwartungs-)Nutzenmaximierungshypothese gebracht werden (Bunge 1996: 370; Smelser 1992; Yee 1997: 1018).

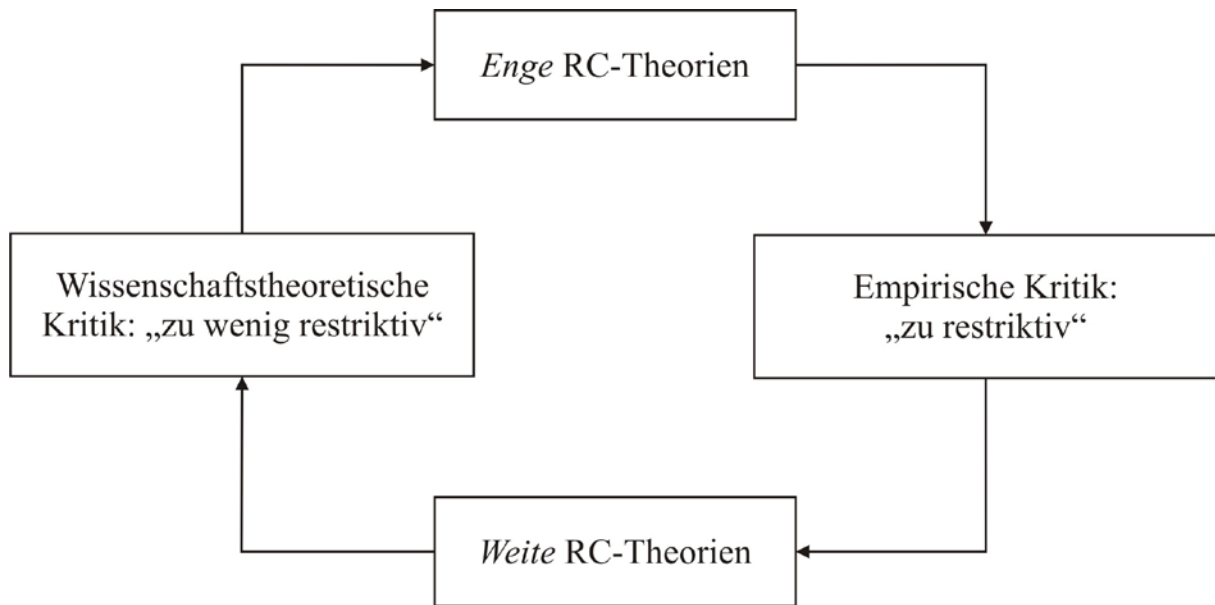


Abbildung 2: Der RC-Ansatz in einer Zwickmühle der Kritik

Bildlich gesprochen ist der RC-Ansatz in der Debatte um seine Grenzen somit in eine „Zwickmühle der Kritik“ (Kroneberg 2006) geraten (siehe Abbildung 2): Enge RC-Theorien werden dafür kritisiert, dass sie relevante empirische Einflussgrößen aufgrund ihrer zu restriktiven Annahmen nicht erfassen und dadurch bestimmte Verhaltensweisen nicht erklären können. Eben dies ermöglichen weite RC-Theorien, indem sie restriktive Annahmen wie die ausschließlich auf Konsequenzen bezogener Präferenzen aufgeben. Sie sehen sich aber der entgegengesetzten Kritik ausgesetzt, dass sie in ihren Annahmen zu wenig restriktiv und daher von geringem Informationsgehalt sind. Kurz: Wo die empirische Kritik die Aufgabe substantieller Vorannahmen nahe legt, verlangt die wissenschaftstheoretische Kritik deren Beibehaltung. Es scheint somit, als wären der Universalitätsanspruch des RC-Ansatzes und sein Anspruch auf Informationsgehalt und damit auf Wissenschaftlichkeit nicht miteinander vereinbar.

Im Folgenden wird eine differenzierte Bewertung der Kritik am RC-Ansatz vorgenommen. Dabei wird einerseits die Fundamentalkritik zurückgewiesen, nach der der RC-Ansatz die vorgelagerten Minimalanforderungen des Informationsgehalts und der Testbarkeit nicht erfüllt. Andererseits werden die tatsächlichen Probleme des Ansatzes identifiziert, welche die Entwicklung des Modells der Frame-Selektion als integrativer Handlungstheorie motivieren.

3.4 Vermeintliche und tatsächliche Probleme des RC-Ansatzes

3.4.1 Informationsgehalt und Testbarkeit im RC-Ansatz

Für die wissenschaftstheoretische Kritik an der weiten Version des RC-Ansatzes gibt es vor allem einen Stein des Anstoßes: das Festhalten an der Maximierungsannahme. Die Aufgabe restriktiver Annahmen hinsichtlich des Inhalts der Präferenzen und Erwartungen der Akteure erscheint in dieser Perspektive als unzulässige Immunisierung dieser Kernhypothese. Da jedes Verhalten letztlich in Einklang mit der Maximierungsannahme gebracht werden könne, besitze sie keinen Informationsgehalt mehr (sei also tautologisch) oder könne zumindest nicht getestet werden (Bunge 1996: 370; Smelser 1992; Yee 1997: 1018). Diesem weit verbreiteten Argument zufolge verfehlt die weite Version des RC-Ansatzes also zwei der im vorherigen Kapitel genannten Minimalanforderungen an erklärende Handlungstheorien. *Diese* Kritik der weiten Version des RC-Ansatzes lässt sich jedoch als unberechtigt zurückweisen.

Dies ist etwa möglich, wenn man das rein technische Verständnis von Nutzenfunktionen als eine Abbildung von Präferenzrelationen zu Grunde legt. An die Präferenzen werden dann spezifische Anforderungen (Axiome) gestellt, welche diese Abbildung erlauben. Im einfachsten Fall von Entscheidungen unter Sicherheit sind dies diejenigen der Vollständigkeit und Transitivität (also Konsistenz). Dieses rein technische Verständnis der Maximierungsannahme war *schon immer* vollkommen neutral gegenüber den Inhalten, auf die sich die Präferenzen beziehen. Gleichwohl besitzt es Informationsgehalt und ist prinzipiell falsifizierbar: So kann man für jedes Individuum versuchen eine Nutzenfunktion zu konstruieren, indem man es auffordert, hinsichtlich aller möglichen Paare von Ergebnissen jeweils eine Präferenz zu bekunden. Wenn es dabei zu Inkonsistenzen kommt, ist es nicht möglich von transitiven Präferenzen auszugehen. Die Maximierungsannahme wäre damit widerlegt. Analoge Überprüfungsmöglichkeiten existieren für Entscheidungen unter Risiko, sofern man die EU-Theorie nach von Neumann und Morgenstern oder die SEU-Theorie von Savage zu Grunde legt. Experimente haben in der Tat gezeigt, dass nicht alle Menschen in jeder Situation in der Lage sind, Präferenzen zu bilden, die den jeweiligen Anforderungen entsprechen (siehe u.a. Rabin und Thaler 2001; Starmer 2000). Es bleibt somit festzuhalten: *Prinzipiell* besitzt die Maximierungsannahme Informationsgehalt und Testbarkeit.

Faktisch wird in den allermeisten *Anwendungen* des RC-Ansatzes die Maximierungsannahme jedoch keinem kritischen Test ausgesetzt. In ökonomischen und

soziologischen Anwendungen des RC-Ansatzes wird fast immer auf eine empirische Konstruktion von Nutzenfunktionen über paarweise Vergleiche verzichtet. Zum einen wäre dieses Messverfahren extrem aufwendig. Zum anderen ist fraglich, ob etwa in der Umfrageforschung eine solche Messung überhaupt valide durchgeführt werden kann (Braun und Franzen 1995: 234; Opp 1998: 209).

Direkte Tests von RC-Theorien mit Umfragedaten basieren daher auf einem anderen Vorgehen (siehe Brüderl 2004: 167ff.): Die Höhe der subjektiven Erwartungen sowie die Stärke von Bewertungen wird mit Hilfe von Likert-Skalen oder anderen Antwortformaten erhoben. In Regressionsmodellen wird dann überprüft, ob die entsprechenden unabhängigen Variablen mit dem betrachteten Verhaltens- oder Intentionsmaß in der vorhergesagten Richtung zusammenhängen (und ob diese Zusammenhänge statistisch signifikant, also überzufällig sind). Damit wird getestet, ob die entsprechend spezifizierte RC-Theorie wichtige Determinanten des betrachteten Verhaltens und ihr Zusammenspiel *durchschnittlich* zutreffend erfasst. Auf diese Weise ist eine Widerlegung der Maximierungsannahme, also etwa das Aufzeigen intransitiver Präferenzen bei einzelnen Individuen, offensichtlich *nicht* mehr möglich. Denn dazu müsste ja für jedes Individuum eine *eigene* Nutzenfunktion zur Abbildung seiner Präferenzen über (zumeist: riskante) Entscheidungsoptionen konstruiert werden. Würde man dies tun, so käme man höchstwahrscheinlich zu dem Schluss, dass nicht alle betrachteten Akteure Präferenzen aufweisen, die den Axiomen genügen (siehe u.a. Rabin und Thaler 2001; Starmer 2000). Ist es dann aber überhaupt berechtigt, eine eigentlich bereits falsifizierte, also nicht allgemeingültige Handlungstheorie, zur Erklärung zu verwenden?

Die möglicherweise überraschende Antwort ist ein qualifiziertes „Ja“. In soziologischen (aber auch ökonomischen und politikwissenschaftlichen) Anwendungen geht es bekanntlich nicht darum, das Handeln *jedes* einzelnen Individuums zu erklären. Von praktischen Umsetzungsproblemen abgesehen, wäre eine Messung individuell spezifischer Nutzenfunktionen zur Abbildung der jeweiligen Präferenzen daher „unsoziologisch“ bzw. entspräche überhaupt nicht der Fragestellung bzw. dem Erkenntnisinteresse (Opp 1998: 210). Das Erkenntnisinteresse bezieht sich vielmehr auf die *typischen* Determinanten des Handelns (und die weiteren Schlüsse, die sich daraus hinsichtlich typischer *sozialer* Unterschiede ziehen lassen).

Die Existenz intransitiver, unvollständiger oder in anderer Hinsicht nicht modellkonformer Präferenzen ist daher unproblematisch, *solange* sie *nicht systematisch* mit den unterstellten typischen Determinanten des Handelns zusammenhängt. Letzteres ist die entscheidende

Einschränkung: Im Kontext der Umfrageforschung (bzw. generell soziologischer Fragestellungen) leistet eine Handlungstheorie empirisch gültige Erklärungen, solange sie wesentliche Determinanten des betrachteten Verhaltens und ihr Zusammenspiel *durchschnittlich* zutreffend erfasst – solange also andere Einflussquellen als zufällige Fehler betrachtet werden können. Es wird daher zu Recht häufig argumentiert, dass die Erklärungskraft von RC-Theorien nicht davon abhängt, dass *alle* betrachteten Akteure konsistente Präferenzen aufweisen (Kirchgässner 2008: 211).

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Der erbrachte empirische Nachweis von systematischen Verletzungen der Maximierungsannahme belegt einerseits ihren Informationsgehalt und ihre prinzipielle Testbarkeit. Andererseits folgt aus ihm keineswegs, dass das Festhalten an der Maximierungsannahme in soziologischen Anwendungen wissenschaftstheoretisch betrachtet *zwangsläufig* ungerechtfertigt ist.²⁹

3.4.2 Heuristischer Wert und Modulierbarkeit im RC-Ansatz

Die tatsächlichen Probleme des RC-Ansatzes bestehen in dem geringen heuristischen Wert seiner *Kernannahmen* und deren mangelnder Modulierbarkeit. Um diese These eingehender begründen zu können, wird zunächst noch einmal das typische Vorgehen bei Handlungserklärungen auf Basis des RC-Ansatzes beschrieben. Hierbei sind unter anderem zwei grundlegende Entscheidungen zu treffen (Brüderl 2004: 177): Erstens muss bestimmt werden, wie die Entscheidungssituation konzeptualisiert werden soll, und eine entsprechende RC-Theorie gewählt werden (z.B. Entscheidungen unter Sicherheit, SEU-Theorie oder Spieltheorie). Zweitens ist diese RC-Theorie durch Brückenhypothesen spezifisch auszugestalten. Dabei müssen insbesondere Annahmen über die relevanten Anreize getroffen

²⁹ Diese doppelte Folgerung mag für Kritiker des RC-Ansatzes schwer zu akzeptieren sein. Sie kann aber dazu dienen, eine festgefahrene Diskussion in zweierlei Hinsicht konstruktiv zu wenden: Erstens kann das Festhalten an bestimmten RC-Modellen in soziologischen Anwendungen einer auch substantiell weiterführenden Kritik ausgesetzt werden – wenn sich nämlich empirisch zeigen lässt, dass sich bestimmte, in RC-Modellen meist vernachlässigte Wirkmechanismen nicht bloß in zufälligen Fehlern niederschlagen. Zweitens lenken die Vorwürfe des nicht vorhandenen Informationsgehaltes und der fehlenden Testbarkeit von den tatsächlichen Problemen des weiten RC-Ansatzes ab, auf die im Folgenden eingegangen wird. Es wird sich zeigen, dass sich diese weitaus eindeutiger belegen lassen. Zudem verweisen sie auf die Notwendigkeit, eine komplexere erklärende Handlungstheorie zu entwickeln, welche zentrale soziologische Einsichten systematisch mit einbezieht.

werden. Empirisch überprüft wird dann die entsprechend spezifizierte RC-Theorie, d.h. eine *Kombination* von generellen Annahmen und Brückenhypothesen.

Betrachten wir wieder die direkte Überprüfung von RC-Theorien mit Hilfe von Umfragedaten. Wenn Regressionsanalysen zu dem Ergebnis kommen, dass die zunächst als relevant erachteten Anreize nicht im erwarteten Zusammenhang mit dem betrachteten Verhaltensmaß stehen, ist dies als vorläufige Widerlegung der aufgestellten RC-Erklärung zu werten. Die Zurückweisung einer *RC-Erklärung* ist aber nicht gleichbedeutend mit der Zurückweisung der dahinter stehenden allgemeinen *RC-Theorie*. In der weiten Version des RC-Ansatzes ist diese vielmehr erst dann als widerlegt anzusehen, wenn man keine *anderen Anreize* findet, die das betrachtete Verhalten erklären (Opp 1998: 206f.).

Man kann also zunächst alternative RC-Erklärungen auf Basis der gleichen Theorie entwickeln, die von anderen Brückenhypothesen hinsichtlich der relevanten Anreize ausgehen. Dies muss nicht einmal ein nachgelagerter Schritt sein. Da der weite RC-Ansatz keine spezifischen Annahmen hinsichtlich der relevanten Anreize enthält, wird häufig eine ganze Reihe von Anreizvariablen erhoben und regressionsanalytisch auf ihre Vorhersagekraft hin untersucht. Diejenigen Anreizvariablen, von denen ein signifikanter Einfluss ausgeht, werden dann als Determinanten des zu erklärenden Handelns angesehen und bilden somit die von den Daten bestätigte RC-Erklärung (siehe z.B. Kühnel und Fuchs 1998). Die allgemeine RC-Theorie würde also nur scheitern, wenn man *alle* potentiell wichtigen Anreize erhoben hätte und *keine* dieser Anreizvariablen einen theoretisch erwarteten Einfluss ausüben würde (Opp 1998: 206f.).

An diesem Vorgehen wird erneut deutlich, dass der weite RC-Ansatz im Vergleich zur engen Version einen stark reduzierten Informationsgehalt aufweist. Man könnte nun wiederum kontrovers diskutieren, ob er so gering ist, dass eine faktische Widerlegbarkeit nicht mehr gegeben ist.³⁰ *Unabhängig davon* verweist das beschriebene Vorgehen aber auf

³⁰ Unstrittig ist, dass *RC-Erklärungen* mit Umfragedaten getestet bzw. zurückgewiesen werden können. Vertreter des weiten RC-Ansatzes und einer direkten Teststrategie mit Umfragedaten haben argumentiert, es könnten dabei auch die dahinter stehenden allgemeinen RC-Theorien überprüft werden. Opp betont etwa, dass die Menge potentiell relevanter Anreize *begrenzt* ist, so dass – wenn nicht in einer Studie, so doch über die Zeit – getestet werden könne, ob ein Verhalten tatsächlich durch *keine* dieser Anreizvariablen erklärt werden könne (Opp 1998: 206f.). Ähnlich argumentiert Finkel, der die Testbarkeit durch die Hypothese gesichert sieht, dass lediglich Anreizvariablen (bzw. Restriktionen) und keine anderen Faktoren handlungsrelevant seien (Finkel 2008: 31). Das Problem ist freilich, dass es kaum einen „Faktor“ geben

schwerwiegende Probleme hinsichtlich zweier anderer Anforderungen an erklärende Handlungstheorien: des Kriteriums des heuristischen Wertes und des Kriteriums der Modulierbarkeit.

Die Hypothese, dass Akteure im Rahmen ihrer Restriktionen gemäß ihren Präferenzen handeln werden, ist nahezu minimalistisch. Selbst Anhänger des RC-Ansatzes betonen immer wieder ihre „Inhaltsleere“ (Bamberg, Davidov und Schmidt 2008; Kelle und Lüdemann 1998; Lindenberg 1996a). Den größten Teil der Erklärungslast im weiten RC-Ansatz tragen daher die Brückenhypothesen – also die Annahmen über wahrgenommene Alternativen, Bewertungen und Erwartungen. Dies kann dazu führen, dass die resultierenden Erklärungen relativ trivial sind – wie etwa die oben erwähnte „civic duty“-Erklärung der Wahlteilnahme nach Riker und Ordeshook (Riker und Ordeshook 1968). Allerdings existiert zweifelsohne eine Menge weiterer *RC-Erklärungen*, die alles andere als trivial sind (Opp 1999). Diese trifft aber eine zweite Folge der „Inhaltsleere“ des weiten RC-Ansatzes: In den Punkten, in denen weite RC-Erklärungen nicht trivial sind, sind sie auch nicht mehr besonders theoriegeleitet. Dies gilt beispielsweise für die äußerst differenzierte und, wie sich zeigen wird, auch empirisch größtenteils zutreffende Erklärung der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg, die Opp entwickelt hat (Opp 1997). Dabei argumentiert er unter anderem, dass ein direktes Hilfesuch die Anreize zum Helfen möglicherweise derart „salient“ gemacht habe, dass die Risiken des Helfens nicht in Erwägung gezogen worden seien.

Das Problem derartiger Brückenhypothesen ist, dass sie sich nicht aus den Kernannahmen des weiten RC-Ansatzes gewinnen lassen – eben weil diese in hohem Maße inhaltsleer sind. Daher können prinzipiell beliebige Anreizargumente aufgestellt und es kann eine prinzipiell beliebig große Menge an Anreizvariablen auf ihre Erklärungskraft hin untersucht werden (siehe bereits oben). Dieses Vorgehen ist offensichtlich nicht mehr besonders theoriegeleitet. Gerade für einen Ansatz, der auszog, dem Treiben der „Variablensoziologie“ (Esser 1996b) ein Ende zu bereiten, ist es aber höchst problematisch, wenn sich die Kritik zu dem Vorwurf berechtigt sieht, es würde „eine zusammengewürfelte Menge an Variablen auf ihre Brauchbarkeit anhand von Zusammenhangsmessungen untersucht“ (Mensch 1996: 98).

dürfte, den man nicht als Korrelat eines (direkt nicht gemessenen) Anreizes oder einer Restriktion interpretieren kann. Auch wenn es daher prinzipiell möglich erscheint, RC-Theorien wie die SEU-Theorie mit Hilfe von Umfragedaten zu überprüfen (siehe dazu auch Opp 1999), sind diesem Versuch praktisch durchaus Grenzen gesetzt.

Bezieht man diese Argumente auf die im vorherigen Kapitel eingeführten Anforderungen an erklärende Handlungstheorien, so erscheint das Problem der „Inhaltsleere“ des weiten RC-Ansatzes als Problem des mangelnden *heuristischen Wertes*. Auf Basis seiner handlungstheoretischen Kernannahmen allein gelangt man tendenziell entweder zu trivialen oder aber wenig theoriegeleiteten Erklärungen. Dies ist jedoch nicht immer ein Problem, sondern nur dann, wenn es bei der betrachteten Fragestellung primär um Handlungserklärungen geht. Liegt der Schwerpunkt der Betrachtung dagegen auf der Logik der Aggregation, so genügt es häufig, einfach anzunehmen, dass Akteure bestimmte Präferenzen haben. Das Erkenntnisinteresse bezieht sich dann auf die Frage, auf welche Weise und zu welchem Ergebnis die Akteure in ihrem Handeln zusammenwirken, *gegeben, dass* sie bestimmte Präferenzen besitzen.

Die Einfachheit – man könnte auch sagen: die extreme Bescheidenheit – des weiten RC-Ansatzes wird also erst dann zum Nachteil, wenn sich das Erkenntnisinteresse vorwiegend auf die Logik der Situation bezieht. Die Erklärung der Wahlbeteiligung oder von Altruismus in Hochkostensituationen sind solche Beispiele. Das Problem des geringen heuristischen Wertes ist also gleichzeitig ein Problem der *mangelnden Modulierbarkeit*: Handlungstheorien, die in ihrer vollen Fassung derart sparsam sind wie etwa die meisten Varianten der EU-Theorie, können aus sich heraus kaum interessante theoriegeleitete Erklärungen generieren, wenn die Logik der Situation im Vordergrund steht.

Freilich lässt sich einwenden, dass im weiten RC-Ansatz zur Formulierung der Brückenhypothesen auf andere Theorien, etwa psychologische, zurückgegriffen werden kann oder sogar sollte (siehe u.a. Esser 2000d: 337ff.; Lindenberg 1991, 1992). Dieses Vorgehen ist jedoch mit einer Reihe von Nachteilen verbunden: Erstens genügen psychologische Konzepte und Theorien nicht immer dem Kriterium der analytischen Präzision, wie gerade von Seiten des RC-Ansatzes kritisch angemerkt wird (siehe z.B. Esser 2001: 248, 257). Zweitens besteht in dem Maße, in dem der Rückgriff auf psychologische Anschlusstheorien zu einer reinen Anwendungsfrage wird, die Gefahr eines wildwuchernden theoretischen Pluralismus (siehe Kroneberg). Kurz: Auf diese Weise lässt sich das vereinheitlichende und explanative Potential einer erklärenden Handlungstheorie im Makro-Mikro-Makro-Modell nicht realisieren, das darin besteht, kumulativen Wissensfortschritt und explizite Querverbindungen zu garantieren.

Vor allem aber existiert eine diesem Vorgehen deutlich überlegene Alternative, die in dieser Arbeit aufgezeigt wird. Sie wird möglich, *insofern* sich zeigen lässt, dass zentrale

Brückenhypothesen nicht aus relativ spezifischen Theorien folgen, sondern aus grundlegenden theoretischen Einsichten, die für die Erklärung *jedes* Handelns von Belang und soziologisch anschlussfähig sind. Dann nämlich liegt es nahe, die handlungstheoretischen Kernannahmen selbst zu erweitern, also eine komplexere, aber gleichwohl analytisch präzise Handlungstheorie zu entwickeln. Die Phänomene, um deren systematischen Einbezug es geht, beziehen sich auf die Interaktion von Situationsmerkmalen und grundlegenden Dispositionen der Akteure. Sie markieren insofern Grenzen des RC-Ansatzes als *situationale* Handlungstheorie. Im folgenden Abschnitt werden sie anhand ausgewählter Experimente eingeführt.

3.5 Grenzen des RC-Ansatzes als situationale Handlungstheorie

Die hier präzisierten Probleme des weiten RC-Ansatzes sind durchaus von einigen Autoren erkannt wurden. Um das Problem der „Inhaltsleere“ (also das des geringen heuristischen Wertes) zu überwinden, hat etwa Siegwart Lindenberg (1984, 1989b, 1990) sein Konzept der sozialen Produktionsfunktionen entwickelt (siehe dazu noch ausführlich Kapitel 10.2). Die Grundidee dieses Konzepts, die auch von namhaften Ökonomen geteilt wird (u.a. Stigler und Becker 1977), besteht darin, die Mannigfaltigkeit empirisch beobachtbarer Präferenzen auf einige *wenige Basispräferenzen* zurückzuführen und Handeln prinzipiell als, unter Umständen äußert indirekte, *Produktion* zur Befriedigung dieser Basispräferenzen zu analysieren. Unter der Annahme, dass die Basispräferenzen relativ konstant sind, lassen sich die konkreten Präferenzen, also die vom Akteur verfolgten Ziele, durch die relativen Preise/Kosten dieser „Produktionsmittel“ erklären. Es kann also auf die ökonomische Substitutionsanalyse zurückgegriffen werden, um eine stärker theoriegeleitete Konstruktion von Brückenhypothesen vorzunehmen (Lindenberg 1996a: 137f.).

Es existieren allerdings erhebliche Zweifel am explanativen und heuristischen Mehrwert dieser Strategie gegenüber eine primär empirischen Erhebung von Präferenzen. Vor allem stellen die Annahmen über allgemeine menschliche Basispräferenzen relativ beliebige Setzungen dar (Kelle und Lüdemann 1995: 256; Opp und Friedrichs 1996: 551). Zudem

erfordern die mitunter langen Produktionsketten zusätzliche Brückenhypothesen, die sich selbst wiederum kaum theoriegeleitet gewinnen lassen (Stachura 2009).³¹

Das Problem der empirischen Mannigfaltigkeit von Präferenzen, das im Übergang von engen zu weiten RC-Theorien zum Ausdruck kommt, ist also bislang keiner allgemein anerkannten Lösung zugeführt worden. Unabhängig davon stoßen die bisher innerhalb des RC-Ansatzes entwickelten Vorschläge zu einer theoriegeleiteten Gewinnung von Brückenhypothesen auf ein noch grundlegendes Problem: das der *situationalen Flüchtigkeit* von Präferenzen und Erwartungen. Es geht über das der Vielfalt beobachtbarer Präferenzen und Erwartungen hinaus, da im Rahmen weiter RC-Theorien noch angenommen werden konnte, dass die Präferenzen der Akteure wenigstens innerhalb einer Situation als konstante Größen behandelt werden können. Neuere experimentelle Studien zeigen die Brüchigkeit dieser Annahme: Die Situation ist nicht das stabile, objektive Fundament, das bei der Analyse sozialen Handelns stillschweigend vorausgesetzt werden kann. Sie ist vielmehr eine Konstruktion der Akteure, die sie auf Basis ihres kulturellen Wissens und äußerer, durchaus auch sozialer Hinweise vornehmen. Aus diesem Grund können scheinbar geringfügige Änderungen in der Darstellung bestimmter Informationen zu Verhaltensänderungen führen, obwohl die Situation objektiv dieselbe zu bleiben scheint. Man bezeichnet dieses Phänomen auch als „Framing“ bzw. in der Soziologie als „Definition der Situation“.

³¹ Ein anderer Vorschlag für eine (wieder) stärker theoriegeleitete Gewinnung von Brückenhypothesen beinhaltet eine partielle Rückkehr zur engen Version des RC-Ansatzes. So wird etwa als methodologische Regel immer wieder empfohlen, zunächst eine Erklärung auf Basis enger RC-Theorien zu versuchen bzw. Verhalten über Restriktionen zu erklären. Dieser Imperativ gehört auch zu den Grundprinzipien von Lindbergs Methode der abnehmenden Abstraktion (Lindenberg 1991, 1992). Als Begründung wird u.a. auf die leichtere empirische Messbarkeit von Restriktionen verwiesen. Auch in puncto Informationsgehalt und heuristischer Wert besitzen enge RC-Theorien zweifelsohne Vorteile (Diekmann und Voss 2004: 19f.). Das Vorgehen hat allerdings einen nicht ganz unerheblichen Nachteil: Es befördert tendenziell die Verletzung des Hauptkriteriums wissenschaftlicher Erklärungen, nämlich nach empirischen gültigen bzw. kausal wirksamen Beziehungen zu suchen (siehe dazu bereits das in Kapitel 2.2 diskutierte Grundproblem instrumentalistischer Verständnisse der Handlungstheorie). Wenn alternative, dem *weiten* RC-Ansatz entsprechende Erklärungen mit Verweis auf eine vermeintlich methodologische Regel ungeprüft bleiben, dürfte man häufig nur zu Scheinkorrelationen zwischen Modellimplikationen und empirischen Daten gelangen. Werden solche Alternativklärungen dagegen geprüft, ist man schon wieder beim *weiten* RC-Ansatz und den Problemen der empirischen Konstruktion von Brückenhypothesen angelangt.

3.5.1 Experimentelle Hinweise auf die Bedeutung der „Definition der Situation“

Die Bedeutung von Framing-Effekten ist seit geraumer Zeit bekannt. Vor allem Kahneman und Tversky haben sie in mittlerweile klassischen Studien wie dem sog. „Asian disease problem“ aufgezeigt (siehe zu dieser und anderer experimenteller Evidenz die Arbeit von Stocké 2002). Eine Reihe neuerer Experimente verdeutlicht die Stärke derartiger Effekte im Kontext strategischer Situationen. Dazu werden bekannte soziale Dilemmata wie das Gefangenendilemma oder das Ultimatum-Spiel betrachtet. Die Experimente zeigen, dass das Verhalten der Versuchspersonen teilweise stark durch die Bezeichnung der Situation oder implizite Hinweisreize beeinflusst wird, obwohl die objektive Spiel- und Auszahlungsstruktur vollkommen identisch bleibt (Kay und Ross 2003; Kay et al. 2004; Larrick und Blount 1997; Liberman, Samuels und Ross 2004).

Besonders anschaulich ist das Experiment von Liberman, Samuels und Ross (2004). In diesem spielten studentische Versuchspersonen von Angesicht zu Angesicht ein siebenfach wiederholtes Gefangenendilemma. Ihr Verhalten wurde unter zwei Bedingungen betrachtet: In einer Gruppe wurde das Spiel „Wall Street Game“ genannt, in der anderen „Community Game“. Mit Ausnahme einer zweifachen Nennung der jeweiligen Situationsbezeichnung erhielten die Versuchspersonen identische Instruktionen. Dabei wurde ihnen zu Anfang des Spiels mitgeteilt, dass dieses sieben Runden umfasst und sie nach jeder Runde über die Handlung ihres Gegenübers und damit über den erzielten Auszahlungsbetrag informiert würden.

Liberman und Kollegen ging es vor allem darum zu zeigen, dass Situationsmerkmale einen weitaus stärkeren Einfluss auf menschliches Verhalten ausüben als unsere Alltagstheorien dies vermuten lassen. So besteht im Alltag die weit verbreitete Tendenz, einen Großteil beobachtbaren Verhaltens als Ausdruck des Charakters oder der Persönlichkeit von Individuen zu interpretieren. Um nun die Vorhersagekraft der Situationsbezeichnungen einem besonders kritischen Test auszusetzen, wurden als Versuchspersonen nur solche Studenten ausgewählt, bei denen Wohnheimmitarbeiter mit großer subjektiver Sicherheit entweder von Kooperation oder Defektion ausgingen (geschätzte Kooperations- bzw. Defektionswahrscheinlichkeit von mindestens 85 Prozent unter beiden Situationsbezeichnungen).

Wie in Abbildung 3 zu sehen ist, ergab das Experiment, dass die Situationsbezeichnung einen starken Effekt auf das Verhalten in der ersten Runde ausübte, wohingegen die Einschätzung als „höchstwahrscheinlich kooperativ“ im Gegensatz zu „höchstwahrscheinlich

nicht kooperativ“ überhaupt keine Vorhersagekraft hatte. Dieses Muster blieb auch über die folgenden Runden des Spiels stabil.

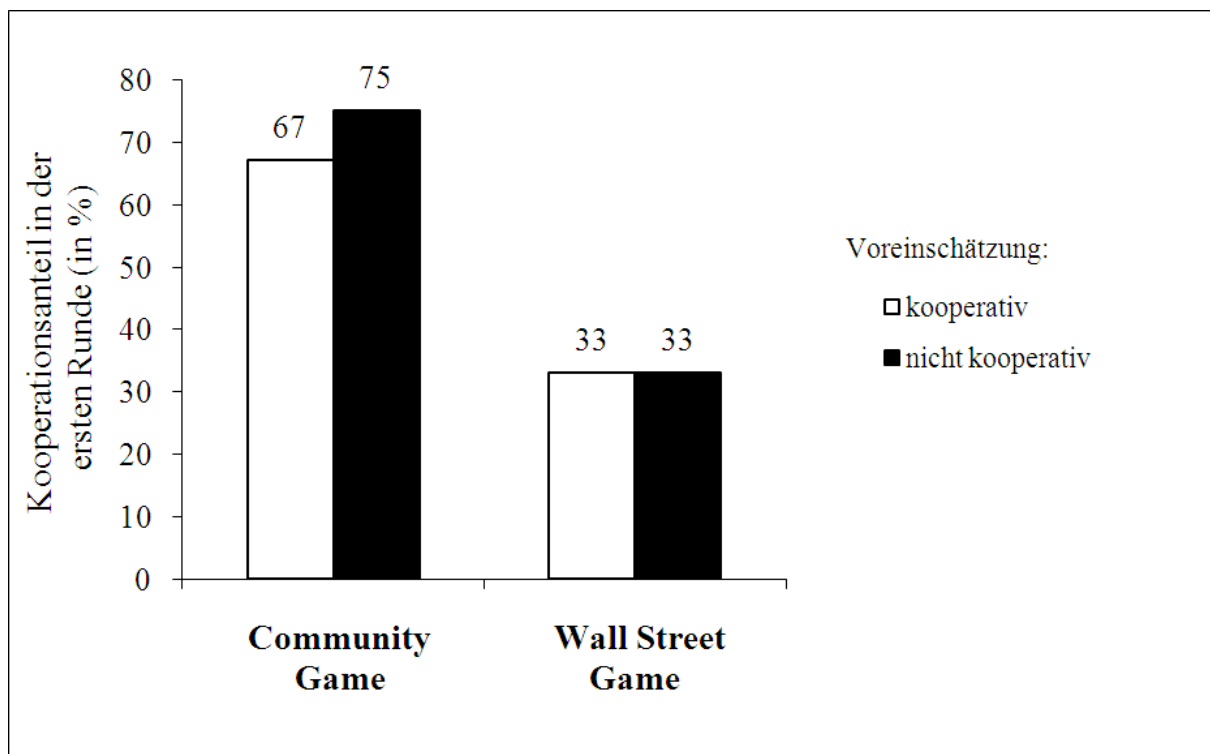


Abbildung 3: Anteil der Versuchspersonen, die in der ersten Runde kooperieren, in Abhängigkeit von der Situationsbezeichnung und ihrer Reputation (Lieberman, Samuels und Ross 2004)

Diese starken Effekte der Situationsbezeichnung verweisen eindeutig auf die Bedeutung der „Definition der Situation“: Menschliche Akteure sind darauf angewiesen, sich ein drastisch vereinfachtes Bild von der Situation zu machen und greifen dafür auf bestimmte, sozial zu einem gewissen Grad geteilte Vorstellungen zurück. Diese Vorstellungen aktivieren weitere Orientierungen, Wissensbestände, Bewertungen und Emotionen und leiten dadurch ihr Handeln. Die Bezeichnung „Wall Street Game“ lässt egoistisches, gewinnmaximierendes Verhalten adäquat erscheinen und führt dazu, dass auch von anderen ein derartiges Verhalten erwartet wird. Die Bezeichnung „Community Game“ verweist dagegen auf Solidaritäts- und Kooperationsnormen.

Eine Reihe anderer Experimente zeigt, dass derartige Framing-Effekte auch dann menschliches Verhalten nachhaltig prägen, wenn keine derart explizite sprachliche Betitelung der gesamten Situation erfolgt. Sie wirken vielmehr häufig weitgehend unbewusst. So konnte etwa gezeigt werden, dass das Verhalten von Versuchspersonen in objektiv identischen Dilemma-Situationen stark variierte, je nachdem, ob die zur Wahl stehenden

Handlungsalternativen als Akzeptieren bzw. Ablehnen eines Angebots oder aber als Erheben eines Anspruchs bezeichnet wurden (Larrick und Blount 1997). Wie mehrere Experimente von Kay und Kollegen (2004) belegen, können Framing-Effekte sogar von der bloßen Präsenz bestimmter materieller Objekte ausgelöst werden. So ließ sich das Verhalten der Versuchspersonen im Ultimatum-Spiel durch Objekte, die auf einen Geschäftskontext hinweisen, stark beeinflussen (z.B. schwarze Aktentasche im Raum im Unterschied zu schwarzem Rucksack). Es konnte nachgewiesen werden, dass dieser Einfluss den Versuchspersonen nicht bewusst war und durch die Aktivierung geschäftsbezogener Vorstellungen zustande kam.

Wichtig ist zu betonen, dass Framing-Effekte keine speziellen experimentell konstruierten Partikularphänomene darstellen, sondern auf allgemeine Prozesse verweisen, die *jeglichem* Handeln zu Grunde liegen. Um dies für den RC-Ansatz nachzuweisen, sei kurz der Teil der experimentellen (oder behavioralen) Spieltheorie betrachtet, bei dem es *nicht* explizit um Framing-Effekte geht.

Die Forschung auf diesem Gebiet hat eindeutig nachgewiesen, dass sich Menschen „generell“ nicht wie rationale Egoisten verhalten (also ihre materiellen Auszahlungen maximieren), sondern (wenigstens auch) soziale Präferenzen haben, dass es ihnen also etwa um Gleichheit, Fairness, Reziprozität und Gruppensolidarität geht (Camerer 2003; Gintis 2000). Diese Evidenz hat im RC-Ansatz zu einer Reihe theoretischer Modelle geführt (siehe Camerer 2003). Unter Beibehaltung von Standardannahmen wie die der Nutzenmaximierung oder von „common knowledge“ versuchen diese die Bedeutung sozialer Präferenzen durch Konstruktion entsprechender Nutzenfunktionen zu berücksichtigen. Manche dieser Modelle beziehen die psychischen Kosten durch Neid oder Scham mit ein (Fehr und Schmidt 1999), andere die Abhängigkeit der Präferenzen von den Intentionen, die den jeweils anderen Akteuren zugeschrieben werden (Falk, Fehr und Fischbacher 2003; Falk und Fischbacher 2006). Wieder andere Nutzenfunktionen wären zu konstruieren, um abzubilden, dass sich Menschen tatsächlich wie rationale Egoisten verhalten, wenn sie in verschiedene Gruppen eingeteilt werden und gegen Mitglieder einer anderen Gruppe spielen (Shogren 1989).

Mit Hilfe der entwickelten Modelle sozialer Präferenzen ist der RC-Ansatz in der Lage, einen Großteil der Verhaltensregelmäßigkeiten zu erklären, die in spieltheoretischen Experimenten betrachtet werden. Dies ist zweifellos ein großer Schritt vorwärts. Allerdings stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen welches Modell eine zutreffende Handlungserklärung erlaubt. Diese Frage wird umso drängender, je größer die Zahl der unterschiedlichen Modelle wird und je heterogener die Präferenzen sind, die durch entsprechende Nutzenfunktionen abgebildet werden sollen. Sie lässt sich *nicht* immanent durch die Aufstellung einer weiteren Nutzenfunktion beantworten. Denn sie bezieht sich auf

den Prozess der „Definition der Situation“, über den bestimmte Präferenzen erst aktiviert werden:

“(…) experimental subjects bring their personal history with them into the laboratory. (...) by assigning a novel situation to one of a small number of pre-given *situational contexts*, and then deploying the behavioral repertoire – payoffs, probabilities, and actions – appropriate to that context. We may call this *choosing a frame* for interpreting the experimental situation.“ (Gintis 2000: 241)

Auch wenn manchen Autoren, wie Herbert Gintis, seine Bedeutung relativ früh erkannt haben, bleibt dieser Prozess in aller Regel als exogener, d.h. nicht weiter analysierter Faktor im Hintergrund. Modelle sozialer Präferenzen erklären Verhalten *ausgehend von* bestimmten Nutzenfunktionen. Letztere setzen eine weitgehende Interpretation der Situation durch die Akteure bereits voraus und können daher die Verhaltensvariation, die durch Framing-Effekt zustande kommt, nicht erklären.

Die Bedeutung dieser Variation ist spätestens durch die Ergebnisse eines groß angelegten interdisziplinären Projekts vollends offenbar geworden, in dem Verhalten im Gesellschaftsvergleich betrachtet wurde. In Zusammenarbeit mit Anthropologen haben führende Vertreter der experimentellen Spieltheorie grundlegende Experimente (Diktator-, Ultimatum-, Öffentliches-Gut-Spiel) in 15 verschiedenen Stammes- bzw. kleinen Gesellschaften repliziert. Es ging in den Experimenten um reale und hohe Auszahlungen in der Größenordnung von ein bis zwei Tageslöhnen. Dabei zeigte sich eine ausgesprochen starke Variabilität im Verhalten zwischen den verschiedenen Gesellschaften (Henrich et al. 2001: 73). Im Gegensatz zu den bekannten Ergebnissen mit Studenten aus den USA oder Europa wurden beispielsweise in manchen Gesellschaften im Ultimatum-Spiel nicht nur unfaire, sondern auch hyper-faire (> 50%) Aufteilungsvorschläge abgelehnt (Henrich et al. 2001: 75). Dabei scheinen die beobachteten Verhaltensunterschiede der Organisation des sozialen und ökonomischen Lebens in den jeweiligen Gesellschaften zu folgen (Henrich et al. 2001: 74). Eine Interpretationsmöglichkeit verweist daher auf gruppenspezifische, aber ansonsten relativ konstante und allgemeine Verhaltensdispositionen. Die oben angeführte direkte Evidenz zu Framing-Effekten *innerhalb* bestimmter Gesellschaften lässt sich so allerdings nicht erklären. Auch in der sozialpsychologischen kulturvergleichenden Forschung ist daher die Vorstellung einheitlicher stabiler kultureller Unterschiede von einer Perspektive abgelöst worden, die Kultur als „situated cognition“ begreift, also die Abhängigkeit chronischer Unterschiede von ihrer unterschiedlichen situationsabhängigen Aktivierung betont (Oyserman und Lee 2007, 2008). Es spricht daher vieles dafür, in den Ergebnissen der

gesellschaftsvergleichenden experimentell-spieltheoretischen Forschung einen weiteren Beleg für die grundlegende Bedeutung der „Definition der Situation“ zu sehen. Auch wenn sich Anthropologen mit diesem Schluss in der Regel leichter tun als Ökonomen, findet sich diese Interpretationsmöglichkeit in dem gemeinsamen Sammelband (ebenso bereits Henrich et al. 2001: 76):

„[...] our abstract game structures may cue one or more highly context specific behavioral rules [...]. According to this interpretation, our subjects were first identifying the kind of situation they were in, seeking analogs in their daily life, and then acting in an appropriate manner. In this case, individual differences result from the differing ways that individuals frame a given situation, not from generalized dispositional differences.“ (Henrich et al. 2004: 48)

Wenn diese Prozesse der Interpretation und der Aktivierung von Wissensbeständen aber von solch zentraler Bedeutung sind, dann reicht die Abbildung konsistenter Präferenzen über Nutzenfunktionen für eine erklärende Handlungstheorie schlichtweg nicht aus.

3.5.2 Experimentelle Hinweise auf die Bedeutung der „variablen Rationalität“

Die eben beschriebene Klasse von Phänomenen, die unter der Überschrift „Definition der Situation“ gefasst werden können, ist grundlegend zur Erklärung eines Großteils empirisch beobachtbarer und soziologisch interessanter Verhaltensunterschiede. Um sie handlungstheoretisch systematisch berücksichtigen zu können, ist es notwendig, über die Kernkonzepte und -annahmen des RC-Ansatzes hinauszugehen. Beides trifft auch auf eine weitere Klasse von Phänomenen zu, die im Folgenden als „variable Rationalität der Akteure“ bezeichnet wird. In erster Annäherung bezieht sich diese Redeweise auf Verhaltensunterschiede, die dadurch zustande kommen, dass Akteure einem aus Beobachterperspektive objektiv bestehenden Selektionsproblem (z.B. einem Autokauf oder der Wahl eines Studiengangs) mehr oder weniger Aufmerksamkeit zuwenden können. Wenn Akteure etwa auf Basis von tief sitzenden Gewohnheiten, akzeptierten Normen oder starken Emotionen handeln, wenden sie alternativen Handlungsmöglichkeiten und möglichen Folgen ihres Handelns häufig keine weitere Aufmerksamkeit zu. Unter bestimmten Umständen fragen sie sich bewusst, welche Alternative sie wählen sollten, und treffen eine Entscheidung, nachdem sie sich mit dieser Frage auseinandergesetzt haben. Diese unterschiedlichen Prozesse führen deshalb häufig zu großen Verhaltensunterschieden (und sind daher explanativ

relevant), weil Akteure im Rahmen einer elaborierten Entscheidung andere Aspekte fokussieren bzw. Aspekte auf andere Weise berücksichtigen, als wenn diese unhinterfragt bleiben.

Dass diesbezüglich Unterschiede bestehen, wird mittlerweile durch neurophysiologische Studien belegt (siehe etwa De Martino et al. 2006). Beispielsweise konnte gezeigt werden, dass verschiedene Gehirnregionen unterschiedlich stark an Kaufentscheidungen beteiligt sind, je nachdem, ob sich unter den Produkten bekannte und emotional besetzte Markenartikel befinden oder nicht (Deppe et al. 2005; Hubert und Kennig 2008: 283ff.; Plassmann, Kennig und Ahlert 2006). Das Phänomen variabler Rationalität lehrt aber auch bereits die Alltagserfahrung und Introspektion, etwa wenn man – im Nachhinein – bereut, bestimmte Folgen nicht bedacht oder Alternativen in Erwägung gezogen zu haben. Ich wende mich daher direkt experimenteller Evidenz zu, die sich auf die *Determinanten* der variablen Rationalität der Akteure bezieht. Ob bzw. wie stark ein Sachverhalt zum Gegenstand bewussten elaborierten Nachdenkens und Abwägens wird, hängt sowohl von Merkmalen der Akteure als auch von Merkmalen der Situation ab, in der sich die Akteure befinden. Wie die (sozial-)

psychologische Forschung im Umkreis sog. dual-process-Theorien belegt, sind Gelegenheiten und Motivation zentrale Determinanten der Reflexion (Chaiken und Trope 1999; Fazio 1990; Strack und Deutsch 2004). Daneben ist zu berücksichtigen, wie groß der Aufwand der Reflexion ist und wie stark die Anzeichen dafür sind, dass man auch ohne Reflexion eines bestimmten Sachverhaltes auskommt.

Als Beispiel eines experimentellen Belegs variabler Rationalität und der Bedeutung von Motivation und Gelegenheiten sei eine Studie von Sanbonmatsu und Fazio näher betrachtet (Sanbonmatsu und Fazio 1990). In ihrem Experiment wurden die Versuchspersonen aufgefordert, generelle Bewertungen zweier fiktiver Kaufhäuser vorzunehmen. Dazu wurden ihnen eine Reihe von Aussagen vorgelegt, in denen unterschiedliche Abteilungen der Kaufhäuser (z.B. Bekleidung, Schmuck) beschrieben wurden. Die Beschreibung eines der Kaufhäuser, *Smith's*, war vorwiegend positiv, die des anderen, *Brown's*, vorwiegend negativ. Auf diese Weise sollte sichergestellt werden, dass die Versuchspersonen eine vergleichsweise positivere Einstellung gegenüber *Smith's* ausbildeten. Die beiden Aussagen zu den Kamera-Abteilungen der beiden Kaufhäuser widersprachen jedoch dem Gesamtbild, insofern als *Brown's* die bessere Kamera-Abteilung besaß. Nach einer Verzögerung von 18 Minuten, in der die Versuchspersonen zur Ablenkung kognitive Fähigkeitstests absolvierten, wurden sie

gebeten, sich vorzustellen, sie müssten sich eine Kamera kaufen, und anzugeben, in welchem der beiden Kaufhäuser sie dies tun würden.

In dieser vorgestellten Wahlsituation konnten die Teilnehmer nun entweder ihrer generellen Einstellung gegenüber den beiden Kaufhäusern folgen oder aber versuchen, die spezifische Information über die Kamera-Abteilungen der beiden Kaufhäuser aus ihrem Gedächtnis abzurufen. Im ersten Fall sollten sie eher *Smith's*, das Kaufhaus mit der schlechteren Kamera-Abteilung, wählen, im zweiten Fall dagegen *Brown's*. Als abhängige Variable wurde die Disposition betrachtet, sich für das Kaufhaus mit der höherwertigen Kamera-Abteilung zu entscheiden (Kodierung: -2 = sicher bei Smith's, -1 = wahrscheinlich bei Smith's, 1 = wahrscheinlich bei Brown's, 2 = sicher bei Brown's). Diese Disposition misst somit das Ausmaß, in dem die Versuchspersonen ihre Entscheidung in einem datengesteuerten, eigenschaftsbasierten und insofern „rationaleren“ Modus der Informationsverarbeitung trafen – im Gegensatz zu einer einstellungsbasierten Entscheidung.

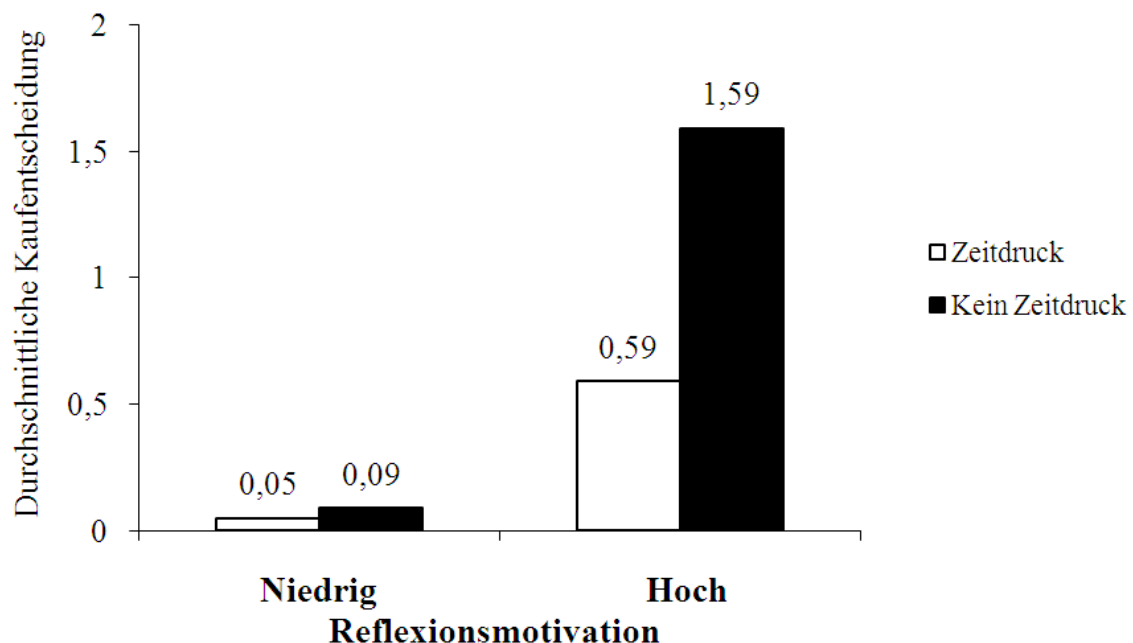


Abbildung 4: Durchschnittliche Kaufentscheidung in Abhängigkeit von der Reflexionsmotivation und dem Zeitdruck. Höhere Werte auf der y-Achse stehen für eine höhere Disposition, sich für einen Einkauf im Kaufhaus mit der höherwertigen Kamera-Abteilung zu entscheiden (Sanbonmatsu und Fazio 1990)

Sanbonmatsu und Fazio (1990) variierten nun sowohl den Zeitdruck als auch die Angst vor einem Fehlurteil. Theoretisch entsprechen diese Faktoren den Gelegenheiten und der Motivation zur Reflexion. Versuchspersonen in der „Kein Zeitdruck“-Bedingung wurde angewiesen, sich bei der Beantwortung der folgenden Frage, also bei ihrer fiktiven Kaufentscheidung, Zeit zu nehmen. Versuchspersonen in der „Zeitdruck“-Bedingung wurden dagegen vorab darauf hingewiesen, dass ihnen zur Beantwortung nur 15 Sekunden blieben. In der „Hohe Motivation“-Bedingung wurden die Versuchspersonen darauf hingewiesen, dass ihre Antwort später mit den Antworten der anderen Teilnehmer verglichen würde und sie ihre Entscheidung gegenüber diesen und den Experimentalleitern würden erklären müssen. In der „Niedrige Motivation“-Bedingung erhielten sie dagegen keine speziellen Instruktionen.

Abbildung 4 fasst das zentrale Ergebnis zusammen. Vergleicht man die vier, durch die Kreuzung der beiden Manipulationen zustande kommenden Gruppen hinsichtlich der abhängigen Variablen, so ergibt sich nur ein statistisch signifikanter Unterschied: Im Vergleich zu den drei anderen Gruppen entschieden sich Versuchspersonen in der „Kein Zeitdruck“-/„Hohe Reflexionsmotivation“-Gruppe eher für das Kaufhaus mit der höherwertigen Kamera-Abteilung ($p > .01$). Die Entscheidung basierte also nur dann auf einem reflektierten oder „rationalen“ Modus der Informationsverarbeitung, wenn sowohl hinreichende Gelegenheiten („kein Zeitdruck“) als auch genügend Motivation für solch eine Entscheidungsfindung vorlagen.

Trotz des fiktiven Charakters der Wahlsituation belegt das Experiment die variable Rationalität der Akteure und die Bedeutung der Reflexionsgelegenheiten und –motivation (die offensichtlich interaktiv zusammenwirken!). Die beiden Autoren interpretieren ihre Ergebnisse als Hinweis darauf, dass einige Versuchspersonen rational unter Verarbeitung der relevanten Information entschieden hätten, während andere einfach ihren generellen Einstellungen gefolgt seien (Sanbonmatsu und Fazio 1990: 618).

Es lässt sich jedoch kritisch hinterfragen, ob das Experiment wirklich erfolgreich darin war, bei den Versuchspersonen eine Einstellung zu erzeugen. Wenn die generell positiven Eigenschaften des Kaufhauses Smith's bei den Versuchspersonen zur Herausbildung einer wirklichen Einstellung geführt hätten, hätten diese angeben sollen, mit Sicherheit dort einkaufen zu gehen, was einem Skalenwert von -2 entspricht. Betrachtet man Abbildung 4 jedoch genauer, so wird deutlich, dass die Mittelwerte bei niedriger Reflexionsmotivation eindeutig und unter Zeitdruck tendenziell nahe 0 liegen (bei einem Wertebereich von -2 bis +2). Fehlende Motivation oder Gelegenheiten zur Reflexion haben also offenbar nicht zu einer einstellungsbasierten, sondern zu einer weitgehend *zufälligen* Entscheidung geführt. Dies verdeutlicht exemplarisch die Schwierigkeit, handlungsgenerierende Mechanismen experimentell zu untersuchen, bei denen stabilen Akteurseigenschaften (etwa der

Verankerung bestimmter Routinen, Normen oder Einstellungen) eine zentrale Bedeutung zukommt.

Auch wenn die Wirkung stark verankerter Einstellungen außerhalb seiner Reichweite ist, belegt das Experiment von Sanbonmatsu und Fazio doch die variable Rationalität der Akteure, insofern es nur bei bestimmten Versuchspersonen einen reflektierten Modus der Informationsverarbeitung aktiviert. Gleiches gilt u.a. für ein weiteres, von Schuette und Fazio durchgeführtes Experiment (Schuette und Fazio 1995). In diesem bezog sich die Reflexion nicht auf Inhalte des (Kurzzeit)Gedächtnisses, sondern auf mehrdeutige Informationen, die aktuell verfügbar waren und entweder einbezogen werden konnten oder nicht. Ersteres war wiederum der Fall, wenn die Motivation zur Reflexion hinreichend hoch war (bei ebenfalls gegebenen hohen Gelegenheiten).

Ein für soziale Ordnung besonders wichtiger Fall variabler Rationalität betrifft die Orientierung an sozialen Normen. Manchmal erfolgt diese in dem Sinne kalkulierend, dass Akteure das Risiko externer Sanktionen gegen die möglichen Vorteile einer Normverletzung abwägen. Das Kosten-Nutzen-Kalkül kann durchaus auch psychologische Anreize umfassen, wie etwa die Kosten eines schlechten Gewissens oder das gute Gefühl, das normativ Richtige getan zu haben. In anderen Situationen wird stark internalisierten Normen dagegen unbedingt gefolgt, sie werden also nicht gegen andere Anreize abgewogen. Diese Beobachtung hat die Kritik am RC-Ansatz zum Vorwurf verleitet, dieser gehe unrealistischer Weise davon aus, Menschen verhielten sich immerzu subjektiv rational. Wie bereits erwähnt wurde, ist dieser Vorwurf jedoch verfehlt. Akteure, die in einer bestimmten Situation unbedingt an einer Norm festhalten, können dabei durchaus (oder gerade) konsistente Präferenzen aufweisen. Das wirkliche Problem besteht vielmehr darin, dass solch eine Rekonstruktion den subjektiven Sinn der Akteure extrem oberflächlich betrachtet und die handlungsverursachenden Mechanismen zu großen Teilen ausblendet. Ist man an diesen Mechanismen – also etwa der Wirkungsweise sozialer Normen – interessiert, so ist die Annahme konsistenter Präferenzen für sich allein genommen schlichtweg uninteressant. Der RC-Ansatz *abstrahiert* also weitgehend von den Prozessen, durch die eine Verhaltensabsicht zustande kommt. Dadurch ist es auf Basis seiner Kernannahmen nicht oder nur sehr begrenzt möglich, Verhaltensunterschiede zu *erklären*, die durch die variable Rationalität der Akteure zustande kommen.

Wie in Kapitel 5 gezeigt wird, existiert jedoch eine Reihe anderer Ansätze, die von variabler Rationalität ausgehen und sie teilweise auch zum Gegenstand theoretischer Überlegungen machen. Da der Schritt zur Spezifizierung präziser Selektionsmodelle jedoch mit wenigen Ausnahmen unterbleibt, können diese Ansätze die Erklärungslücke nicht ausfüllen, die der RC-Ansatz durch sein hohes Abstraktionsniveau hinterlässt. Jenseits des RC-Ansatzes wurden zwar formalisierte handlungstheoretische Modelle entwickelt, diese beziehen sich jedoch nicht auf die *variable* Rationalität. Ausgehend von Herbert Simons Arbeiten geht es diesen vielmehr um die *begrenzte* Rationalität menschlicher Akteure (Simon 1982), deren Entscheiden häufig einfachen, weil schnellen und sparsamen Heuristiken folgt (siehe z.B. Gigerenzer und Selten 2002; Gigerenzer, Todd und Group 1999).

In der Soziologie gewinnbringend angewendet wurden vor allem stochastische Lernmodelle (Macy 1990, 1991; Macy und Flache 2002). Diese kritisieren die Annahme von RC-Theorien, dass Akteure die strategischen Zusammenhänge zukünftiger Interaktionen berücksichtigen. Stattdessen gehen sie von vergangenheitsgesteuertem adaptivem Verhalten aus, welches gelernten Entscheidungsregeln, unbedachten Routinen und verinnerlichten Normen folgt (Macy 1991: 813). Das Modell von Macy präzisiert diese Vorstellung, indem es formal spezifiziert, wie vergangene Auszahlungen (in Kombination mit einem sich anpassenden Anspruchsniveau) bestimmte Verhaltensdispositionen abschwächen oder aber verstärken.

Derartige formale Modelle adaptiven Verhaltens stellen zweifelsohne wichtige Beiträge zum Werkzeugkasten einer erklärenden oder analytischen Soziologie dar. Wie bereits bei den im vorherigen Abschnitt erwähnten Modellen sozialer Präferenzen stellt sich aber das Problem der begrenzten und unspezifizierten Reichweite. Das methodologische Problem ist hier sogar noch größer, da es nicht mehr nur um die Frage geht, wann bestimmte Faktoren (Nutzenargumente) relevant sind, sondern unter welchen Bedingungen die gesamte Handlungstheorie Gültigkeit beanspruchen kann. Denn es dürfte außer Frage stehen, dass reflektiertes und auch strategisches zukunftsgerichtetes Handeln existiert. Es stellt sich also wiederum die „Wann“-Frage: Wann entscheiden sich Akteure auf Basis zukunftsgerichteter abwägender Überlegungen und wann folgen sie stattdessen relativ spontan bestimmten Dispositionen, Regeln und Situationseinflüssen?

Die Variation in den Determinanten des Handelns, die sich aus den beiden beschriebenen Klassen von Phänomenen ergibt, lässt sich im RC-Ansatz nicht auf Basis seiner Kernannahmen, sondern lediglich von Fall zu Fall durch Brückenhypothesen berücksichtigen. Im Hinblick auf die Kriterien des heuristischen Werts und der Modulierbarkeit ist dies

unbefriedigend. In dieser Arbeit wird daher für eine erklärende Handlungstheorie plädiert, welche die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure systematisch zu berücksichtigen erlaubt und sich somit besonders als Grundlage soziologischer Erklärungen eignet.

Nicht zufällig existiert in der Soziologie bereits eine Reihe handlungstheoretischer Ansätze, die diese beiden Phänomene in den Vordergrund gerückt und ihre soziologische Relevanz deutlich gemacht haben. Ihre Darstellung im Hinblick auf diese Phänomene bildet den Gegenstand der beiden folgenden Kapitel.³² Auf diesen Vorarbeiten aufbauend, wird dann das Modell der Frame-Selektion entwickelt, das beansprucht, die Orientierungshypothesen traditioneller soziologischer Ansätze in eine analytisch präzise, integrative Handlungstheorie zu überführen und dabei nicht zuletzt auch die Erklärungskraft des RC-Ansatzes zu bewahren.

³² Obwohl soziologische Handlungskonzepte häufig eng mit bestimmten Sozialtheorien verknüpft sind, werden sie im Folgenden weitgehend isoliert betrachtet. Bereits aus der Erklärungslogik des Makro-Mikro-Makro-Modells folgt, dass Handlungstheorien getrennt von sozialtheoretischen Überlegungen oder spezifischen Anwendungen formuliert werden müssen. Nur dann können sie als allgemeine Grundlage soziologischer Erklärungen dienen. Die in der Soziologie traditionell enge Verbindung zwischen Handlungs- und Sozialtheorie führt dagegen tendenziell dazu, jeder neuen Sozialtheorie eine neue Sichtweise menschlichen Handelns zu Grunde zu legen (zu den Problemen solcher sog. „Bastardtheorien“ siehe Esser 2000d: 343ff.; Lindenberg 1991).

4 Die Definition der Situation in soziologischen Handlungstheorien

Das Konzept der Definition der Situation ist eines der einflussreichsten handlungstheoretischen Konzepte innerhalb der Soziologie. Eine Situation zu definieren heißt, ihr eine bestimmte Interpretation zu geben, also eine bestimmte Situationsdeutung vorzunehmen. Dabei gilt nach William Isaac Thomas berühmter Formulierung: „Wenn Menschen Situationen als real definieren, so sind auch ihre Folgen real.“ (Thomas 1965; Thomas und Thomas 1928). Dieses sog. Thomas-Theorem verweist darauf, dass die Situationsdeutung (wie „objektiv“ falsch sie auch immer erscheinen mag) reale Konsequenzen hat, und zwar dadurch, dass das Handeln von Akteuren auf ihrer Definition der Situation basiert. Dabei geht es nicht nur darum, dass Handeln innerhalb von Situationen immer auf *subjektiven* Einschätzungen fußt, also um die Einsicht, die im Rahmen des RC-Ansatzes durch die SEU-Theorie Berücksichtigung gefunden hat. Das soziologisch relevanteste Verständnis des Thomas-Theorems verweist vielmehr auf die Konstitution der Situation selbst, die erst durch Interpretations- und Konstruktionsleistungen seitens eines oder mehrerer Akteure zustande kommt (siehe Thomas und Znaniecki 1927: 68ff.). Hier zeigt sich eine Grundannahme des soziologischen Konstruktivismus: Es gibt keine Lohnverhandlungen, Geburtstage, Beerdigungen, Ehekrisen, Freundschaften oder Autounfälle als quasi natürliche Gegebenheiten, sondern dies sind alles Situationen (unterschiedlicher zeitlicher Ausdehnung und Beobachtbarkeit), die einen Großteil ihrer realen Konsequenzen den sozial geprägten Interpretationen verdanken, die Akteure den jeweiligen Geschehnissen geben.

Im Folgenden wird eine Reihe zentraler soziologischer Beiträge zur Ausarbeitung des Konzepts der Definition der Situation vorgestellt. Wie sich zeigt, unterscheiden sich diese vor allem darin, welche grundlegenden, die Situation „rahmenden“ Orientierungen theoretisch in den Blick genommen werden und worin ihre Konsequenzen für das Handeln der Akteure gesehen werden.

4.1 Die normative Orientierung in Talcott Parsons' voluntaristischer Theorie des Handelns

Talcott Parsons' „The Structure of Social Action“ (1937) stellt zweifelsohne eines der *handlungstheoretischen* Schlüsselwerke der Soziologie dar. Bekanntlich nimmt Parsons in diesem Werk eine systematische Exegese der heute (und nicht zuletzt durch die Parsonsche Rezeption) klassisch gewordenen Autoren Weber, Durkheim, Pareto und Marshall vor und stellt gerade auch unter handlungstheoretischem Blickwinkel die These auf, dass deren Arbeiten in zentralen Aspekten konvergiert hätten. Seine vor diesem Hintergrund entwickelte *voluntaristische Theorie des Handelns* war ein erster großer Syntheseversuch, der die handlungstheoretische Diskussion der folgenden Jahrzehnte nachhaltig geprägt hat. In deren Rahmen grenzten sich so unterschiedliche Ansätze wie der Symbolische Interaktionismus, der RC-Ansatz oder die phänomenologische Soziologie kritisch von Parsons und zunehmend auch untereinander ab (siehe dazu etwa Joas und Knöbl 2004; Schmid 2004).

Das Zentrum von Parsons' voluntaristischer Theorie des Handelns bildet der sog. „action frame of reference“ (Parsons 1937: 43ff.). Dieser ist ein *begrifflicher* Bezugsrahmen für das Verständnis menschlichen Handelns, der beansprucht, die notwendigen Elemente oder Bestandteile zu identifizieren, die jedem Handeln – Parsons spricht analytisch auch vom „unit act“ – zu Grunde liegen.³³ Zu diesen Elementen gehört zunächst der *Akteur* selbst, seine *Ziele* und die Handlungssituation, die sich unterteilen lässt in die dem Akteur verfügbaren *Mittel* des Handelns und die vom Akteur nicht kontrollierten *Bedingungen* des Handelns. Soweit entsprechen die von Parsons unterschiedenen Elemente den Grundbestandteilen zweckrationaler Handlungsmodelle. Bei Verwendung der Rationalitätsannahme ergibt sich das ökonomische oder utilitaristische Handlungsmodell: Der Akteur wählt unter den verfügbaren Mitteln dasjenige aus, das unter den gegebenen Bedingungen verspricht, seine Ziele am stärksten zu realisieren. Die These von Parsons ist nun, dass sich auf der Basis dieser Elemente allein noch kein tragfähiges Handlungsmodell aufstellen lässt. Dazu bedürfe es vielmehr eines weiteren Elements, der sog. *normativen Standards* bzw. einer entsprechenden *normativen Orientierung* des Akteurs.

³³ Aus der Perspektive einer erklärenden Soziologie war die darin angelegte Überbetonung begrifflichen Arbeitens freilich ein Kardinalfehler, der die handlungstheoretische Diskussion innerhalb der Soziologie bis heute prägt und von der Hypothesen testenden empirischen Sozialforschung abschneidet (siehe dazu noch die Zwischenbetrachtung im Anschluss an Kapitel 5.5).

Diese normative Orientierung nimmt in Parsons' voluntaristischer Theorie des Handelns die Stellung der Definition der Situation ein. Denn sie strukturiert die eigentliche Handlungswahl in zweifacher Weise vor. Erstens führt sie zu einer Eingrenzung der Handlungsmittel, da nicht alle Mittel oder Alternativen normativ zulässig sind. Dies ist unmittelbar einsichtig, insoweit Normen eine bestimmte Art zu handeln vorschreiben bzw. verbieten. Somit ist die Menge der im Einklang mit einer Norm stehenden Handlungen kleiner als die Menge aller prinzipiell offen stehenden Alternativen. Zweitens besteht der vorstrukturierende Einfluss der normativen Orientierung bereits auf der *vorgelagerten* Ebene der Handlungsziele. Die normative Orientierung bestimmt, welche Zustände Akteure überhaupt als erstrebenswerte Ziele ansehen.

Um diese beiden Einflussebenen auseinander zu halten, ist es sinnvoll, zwischen Normen und Werten zu unterscheiden (Parsons 1937: 400). Dann wird deutlich, dass die *primäre* Bedeutung normativer Standards in der Selektion erstrebenswerter Handlungsziele besteht (Schneider 2002: 100). Dass sich Akteure in ihrer Mittelwahl durch Normen einschränken lassen, liegt daran, dass sie entsprechende Werte bereits auf der Ebene der Handlungsziele als „an end in itself“ (Parsons 1937: 75), also als selbstgenügsame Ziele ansehen. Da Werte relativ abstrakt sind, müssen sie, um in konkreten Situationen handlungswirksam zu werden, durch Normen spezifiziert werden, welche die Wahl der Handlungsmittel regeln.

Diese Unterscheidung von Werten und Normen und ihrer selektiven Wirkung auf die Handlungsziele und -mittel der Akteure ist ansatzweise bereits bei Max Weber und Emile Durkheim zu finden. Sie wird später bei der Entwicklung des Modells der Frame-Selektion aufgegriffen. Nicht nur aus Sicht des RC-Ansatzes ist jedoch zunächst kritisch nachzufragen, weshalb Werte und Normen überhaupt solch eine starke Macht über die Akteure haben. Die Antwort von Parsons verweist auf die Prozesse der Institutionalisierung und Internalisierung.

Parsons geht davon aus, dass Werte und Normen von den Akteuren normalerweise internalisiert werden: „The normal concrete individual is a morally disciplined personality. This means above all that the normative elements have become “internal”, “subjective” to him. He becomes, in a sense “identified” with them.“ (Parsons 1937: 385f.) Prozesse der Internalisierung finden zum großen Teil bereits in der frühkindlichen Sozialisation statt, innerhalb derer die Antriebsenergien des Menschen (vor allem durch seine Eltern) so umgeleitet werden, dass sie sich mit Werten verbinden. Der homo oeconomicus ist in dieser Perspektive niemals Realität, da Menschen von ihrer Geburt an immer schon in Sozialzusammenhänge eingebunden sind, die ihre Handlungsziele über Internalisierungsprozesse sozial verträglich gestalten.

Die Handlungswirksamkeit von Werten und Normen basiert zudem auf Prozessen der Institutionalisierung. Da nämlich verschiedene Werte in derselben Handlungssituation konträre Handlungsziele und -mittel nahe legen können, müssen Akteure wissen, in welcher

Art von Situation sie welchem Wert bzw. welchen normativen Regeln folgen sollen. Dies ist auch äußerst wichtig für die Handlungskoordination zwischen mehreren Akteuren – und damit für die soziale Ordnung –, da diese davon abhängt, inwieweit Akteure wissen, welche Art des Handelns sie in einer bestimmten Situation voneinander *erwarten* können. Die Institutionalisierung von Werten leistet nun genau dies: Werte werden in Normen übersetzt und es wird gleichzeitig geregelt, in welchen Situationen welche Normen gelten. Als Folge der Spezialisierung gesellschaftlicher Wissensbestände geschieht dies zumeist in der Form sozialer Rollen, d.h. es wird ein gesamtes Bündel an normativen Regeln an das Innehaben einer bestimmten Position geknüpft (Berger und Luckmann 1980: 148ff.). Die Konformität mit der sozialen Rolle wird dann – neben Internalisierungsprozessen – auch durch externe Sanktionen garantiert.

Die Betonung von Prozessen der Internalisierung und der Institutionalisierung gehört zweifelsohne zu den Grundfesten der Soziologie. Sie verweisen bereits auf wichtige sozialtheoretische Anknüpfungspunkte jeder soziologischen Handlungstheorie. Entsprechend finden sie sich keineswegs nur bei Parsons, sondern auch in wissenssoziologischen und rollentheoretischen Ansätzen oder dem weberianischen Forschungsprogramm (Berger und Luckmann 1980; Lepsius 1997; Popitz 1975; Schwinn 2001).

Kritisch ist jedoch einzuwenden, dass der Verweis auf Internalisierung und Institutionalisierung *handlungstheoretisch* unzureichend ist. Erstens ist unklar, warum Akteure, die Werte und Normen internalisieren, überhaupt noch externer Sanktionen bedürfen. Daraus ergibt sich das von Siegwart Lindenberg beschriebene „sociologist’s dilemma“, entweder die Internalisierungsthese relativieren und dem ökonomischen Handlungsmodell einen zentralen Platz einräumen oder aber die soziologisch zentrale Bedeutung externer Sanktionen negieren zu müssen (Lindenberg 1983: 451). Zweitens bilden Werte und Normen kein vollkommen kohärentes System, das in jeder Situation eindeutig ein bestimmtes Handeln vorschreibt. Unter Umständen kommt es zu Konflikten zwischen widersprüchlichen normativen Anforderungen.

Derartige Fragen werden zentral, sobald man sich der Herausforderung stellt, soziales Handeln und seine Wirkungen kausal zu erklären. Parsons’ begrifflicher Bezugsrahmen verweist lediglich darauf, dass jedes Handeln in einer bestimmten Hinsicht immer auch einer Orientierung an Werten und Normen bedarf. Selbst wenn man dieser These zustimmt, ist damit für das Ziel einer *erklärenden* Handlungstheorie noch relativ wenig gewonnen. Anstatt bei abstrakten orientierenden Feststellungen über die konstitutiven Elemente des Handelns stehen zu bleiben, wäre hierfür die Frage zu beantworten, unter welchen Bedingungen welches Handeln zu erwarten ist (Homans 1969). Mit Ausnahme des RC-Ansatzes wurde dies allerdings auch von den meisten anderen soziologischen Handlungstheorien nicht

systematisch geleistet, selbst wenn diese in expliziter Abgrenzung zu Parsons' voluntaristischer Theorie des Handelns entwickelt wurden.

4.2 Die Ausarbeitung des Konzepts der Definition der Situation im interpretativen Paradigma

Das sog. interpretative Paradigma ist die eigentliche Geburtswiege des Konzepts der Definition der Situation. Ihm entstammt nicht nur das bereits genannte Thomas-Theorem, sondern Autoren, die gemeinhin zu diesem Paradigma gezählt werden, haben es auch am stärksten ausgearbeitet. Dies geschah in den 1950er und 1960er Jahren nicht zuletzt in kritischer Abgrenzung von Parsons' voluntaristischer Theorie des Handelns. An der interpretativen Kritik an Parsons sind in unserem Zusammenhang zwei Punkte hervorzuheben, die unmittelbar das Konzept der Definition der Situation betreffen.

Erstens verwies die Kritik darauf, dass gemeinsam geteilte Werte und Normen nicht einfach „immer schon da“ sind, so dass sich Akteure bloß noch an ihnen zu orientieren brauchen (Garfinkel 1967: 68). Sie sind vielmehr endogenes und prinzipiell immer wieder neu herzustellendes Resultat der Interaktionen zwischen Anwesenden. Parsons' zu objektivierende Redeweise von Werten und Normen werde diesem flüssigen Charakter nicht gerecht. Sie versperre analytisch den Blick auf die Aushandlungsprozesse, aus denen ein situativer Konsens über Inhalt und Geltung von Werten und Normen hervorgehen könnte (Blumer 1969: 73; Blumer 1981: 149; Strauss 1978).

Zweitens verwiesen Anhänger interpretativer Ansätze darauf, dass die Handlungskoordination zwischen Akteuren, auf der soziale Ordnung basiert, viel voraussetzungsreicher sei als von Parsons angenommen. Genauer gesagt sei die Vorstellung, dass Werte und Normen Handlungskoordination gewährleisten könnten, zumindest auf eklatante Weise unvollständig und müsse sowohl „nach hinten“ als auch „nach vorne“ ergänzt werden: Nach vorne, insofern Werte und selbst Normen häufig keine eindeutigen Handlungsanweisungen gäben, sondern vielmehr erst aktiv interpretiert und dabei der konkreten Situation angepasst werden müssten (Heritage 1984: 9f.; Turner 1962). Nach hinten, da sich Akteure in sozialen Situationen wechselseitig bestimmten Normalitäts- oder Wirklichkeitsvorstellungen versicherten, die noch grundlegender seien als eine Orientierung an Werten und Normen und eine Voraussetzung für diese darstellten.

Diese zweite Einsicht in ein noch tiefer liegendes Fundament sozialer Wirklichkeit war vor allem für die phänomenologische Soziologie von Alfred Schütz und den an diese anschließenden Ansatz der Ethnomethodologie konstitutiv (Cicourel 1973b; Garfinkel 1967). Nach Aaron Cicourel muss der Handelnde „mit Mechanismen oder Basisregeln ausgestattet sein, die es ihm erlauben, Situationshintergründe zu identifizieren, die zu einer „angemessenen“ Bezugnahme auf Normen führen würden; die Normen wären dann Oberflächenregeln und nicht grundlegend [...]“ (Cicourel 1973a: 167). Harold Garfinkels Krisenexperimente decken derartig grundlegende Regeln auf, indem alltägliche Interaktionen gezielt gestört werden (Garfinkel 1967: 42f.). Beispielsweise ließ sich zeigen, dass Kommunikationsteilnehmer implizit wechselseitig voneinander erwarten, dass explizite Mitteilungen durch relevantes Hintergrundwissen vervollständigt werden. Noch bevor man sich über normative Fragen innerhalb der Gesprächs- und Handlungssituation verständigen kann, muss vorausgesetzt werden können, dass sich alle Teilnehmer an diese Erwartung halten. Werden dagegen – wie in Garfinkels Experimenten – banal erscheinende Äußerungen (etwa die begrüßend gemeinte Frage: „Wie geht’s?“) als erläuterungs- und spezifizierungsbedürftig dargestellt, so reagieren Akteure verstört, verärgert und erleben das entsprechende Verhalten als „sinnlos“. Das ausnahmslose Bemühen, die Situation über eine entsprechende Interpretation wieder zu normalisieren (z.B. „Dies ist wohl ein Scherz.“), kann als Beleg der anthropologischen These gelten, dass menschliche Akteure auf eine gewisse sinnhafte Rahmung von Situationen angewiesen sind (siehe dazu Berger und Luckmann 1980: 49ff.).

Beide Aspekte – die notwendige Konkretisierung und Kontextualisierung von Werten und Normen sowie die noch tiefer ansetzende Konstitution sozialer Wirklichkeit über Basisregeln – erweitern die Möglichkeiten der soziologischen Handlungs- und Situationsanalyse. Prinzipiell können sich Akteure bzw. Situationen danach *unterscheiden*, ob und auf welche Weise bestimmte Werte und Normen konkretisiert und kontextualisiert werden (können) und welche grundlegenden Basisregeln Verwendung finden. Darin besteht die potentielle Relevanz dieser Phänomene für eine *erklärende* Handlungstheorie. Ihre soziologische Bedeutung erhalten sie unter anderem dadurch, dass Akteure die entsprechenden Orientierungsleistungen gewöhnlich in Interaktion mit anderen erbringen und dabei auf „Sinnsysteme“ zurückgreifen, „die jedem Einzelnen in *ähnlicher* Form subjektive und situative Sinnzuschreibungen nahe legen“ (Reckwitz 2004: 314, Hervorhebung nicht im Original). Diese situativen „Sinnzuschreibungen“ und die dahinter stehenden „Sinnsysteme“ verweisen auf das, was hier als „Definition der Situation“ bezeichnet wird.

Interpretative Ansätze haben sich also in einem weitaus umfangreicheren Ausmaß mit der Frage auseinandergesetzt, welche Orientierungsleistungen Akteure in (sozialen) Situationen erbringen. So sind es denn auch diese Ansätze (und nicht Parsons’ voluntaristische Theorie des Handelns), die das Konzept der Definition der Situation in hinreichend breiter Form

entwickelt haben. Allerdings wird die Redeweise von der „Definition der Situation“ dabei durchaus heterogen gebraucht. Vor allem lässt sich die Definition der Situation als Prozess (oder Ergebnis eines Prozesses) auf der individuellen oder sozialen Ebene betrachten.

Ich gehe zunächst auf die individuelle Ebene ein. Thomas zufolge ist eine Definition der Situation „an interpretation, or point of view, and eventually a policy and a behavior pattern“ (Thomas 1937: 18). Eine Definition der Situation stellt also zunächst *eine spezifische Interpretation oder Sichtweise der Situation* dar. Die zu definierende oder objektive Situation ist dabei zunächst die Gesamtheit dessen, dem Akteure prinzipiell Aufmerksamkeit zuwenden können.³⁴ Die *subjektive* – und ebenso die intersubjektiv geteilte, also soziale – Situation *konstituiert* sich erst durch Interpretations- und Konstruktionsleistungen seitens eines oder mehrerer Akteure (Thomas und Znaniecki 1927: 68ff.). Dabei greifen Individuen zumeist auf verfügbare Kategorien wie beispielsweise „Vorstellungsgespräch“, „Bestechungsversuch“ oder „Flirt“ zurück.

Es ist nützlich, diese Kategorien, mit deren Hilfe Akteure Situationen definieren, als *Frames*, also als Rahmen, zu bezeichnen (Bateson 1996). Der Frame-Begriff verweist darauf, dass es sich bei diesen Kategorien um „Organisationsprinzipien“ (Goffman 1977: 19) handelt. Frames strukturieren die weitere Wahrnehmung der Situation, in gewisser Weise analog zu Bilderrahmen, die eine Fläche in verschiedene Bereiche mit unterschiedlichem Sinn (Bild, Tapete) unterteilen (Bateson 1996: 254). Frames bestimmen damit, was in welcher Weise als (nicht) zu einer Situation gehörend wahrgenommen wird. Beispielsweise gehört der nackte Körper einer Frau *als* Objekt erotischer oder auch nur ästhetischer Wahrnehmung *nicht* zur Situation einer ärztlichen Untersuchung (Goffman 1974: 35f.). Frames haben also eine Selektionsfunktion, sie sind gleichzeitig exklusiv und inklusiv. Diese Selektionsfunktion bezieht sich auf das weitere Erleben des Akteurs (einschließlich seiner situationsspezifischen Emotionen) und – handlungstheoretisch entscheidend – auf sein Verhalten. Dies war im oben

³⁴ Sie umfasst daher nicht nur „äußere“ Bestandteile der Situation, sondern auch „innere“ wie etwa die Stimmung oder Identität des Akteurs. Diesen „inneren“ Bestandteilen kann ein Akteur selbstverständlich auch Aufmerksamkeit zuweisen und sie in bestimmter Weise interpretieren. Die Begriffe „innere“ und „äußere“ sind dabei in Anführungszeichen gesetzt, weil dieser Abgrenzung selbst schon eine Interpretationsleistung, also eine bestimmte Definition der Situation zu Grunde liegt. Denn prinzipiell bzw. aus der Akteursperspektive ist die Abgrenzung der äußeren und der inneren Welt als eine „Konstruktion erster Ordnung“ selbst kontingent. Darauf verweist etwa Joas in seiner Betonung des Körperschemas (Joas 1992: 245ff.). Nichtsdestotrotz ist es aus der Perspektive des soziologischen Beobachters häufig zweckmäßig, analytisch zwischen äußeren und inneren Bestandteilen der Situation zu unterscheiden (siehe etwa Esser 1999c: 50ff.).

zitierten Verweis von Thomas auf eine „letztlich“ folgende Verhaltenspolitik und ein entsprechendes Verhaltensmuster bereits angedeutet. Auf den Punkt bringt es Ralph H. Turner als zentraler Autor der interaktionistischen Rollentheorie:

„In most situations in which people act toward one another they have in advance a firm understanding of how to act and of how other people will act. They share common and pre-established meanings of what is expected in the action of the participants, and accordingly each participant is able to guide his own behavior by such meanings.“ (Turner 1962: 35)

Die Beantwortung der Goffmanschen Frage „Was geht hier eigentlich vor?“ (Goffman 1977: 35) mit Hilfe eines passenden Frames geht also mit der Aktivierung eines entsprechenden Handlungswissens einher. Dieses prägt sowohl das eigene Verhalten als auch die Erwartungen hinsichtlich des Verhaltens anderer Situationsteilnehmer. Dass Frames Interaktionsordnungen bereit halten (Hitzler 1992: 452), impliziert indes nicht, dass diese das Handeln der Akteure eindeutig regeln oder gar unmittelbar bestimmen. Im interpretativen Paradigma wird vielmehr betont, dass sich Akteure über Prozesse der Reflexion und Interpretation mit sozialen Erwartungen auseinandersetzen und über Aushandlungsprozesse zu prinzipiell immer wieder neuen Kompromissen über den Sinn und die Handlungserfordernisse von Situationen gelangen. Entscheidend ist hierfür ihre Fähigkeit zur Perspektivenübernahme, deren Bedeutung vor allem von George Herbert Mead herausgearbeitet wurde (Mead 1968) und die wohlgerneht Konsensbildung ebenso ermöglicht wie Täuschungen (Goffman 1977: 98ff.).

Damit sind wir bereits bei der Definition der Situation als sozialem Interaktionsprozess. Dieser wird im interpretativen Paradigma als *Prozess wechselseitigen Anzeigens und Interpretierens* gefasst. Neben der Fähigkeit zur Perspektivenübernahme hat Mead die Bedeutung *signifikanter Symbole* für diesen Prozess herausgearbeitet. Entsprechend untersucht der im Anschluss an ihn systematisierte Ansatz des Symbolischen Interaktionismus (Blumer 1973), wie sozial geteilte Situationsdefinitionen aus der *symbolvermittelten Interaktion* mehrerer Individuen entstehen. Welche Analysemöglichkeiten dies bietet, lässt sich bereits anhand einer einfachen Interaktion zwischen zwei Individuen skizzieren.

Individuum 1 verhält sich in einer Weise, die bei Individuum 2 eine Reaktion auslöst, welche wiederum bei beiden Individuen ein bestimmtes Anschlussverhalten zur Folge hat. Zur Illustration sei ein männlicher Diskothek-Besucher betrachtet, der einem weiblichen Besucher drei Sekunden lang in die Augen schaut. Dadurch und insofern die Frau auf dieses Verhalten reagiert, etwa ihr Gegenüber anlächelt (oder auch abweisend reagiert), erlangt das

auslösende Verhalten „Sinn“. Denn die Reaktion der Frau bezieht sich nicht auf das In-die-Augen-Sehen an sich (welches auch rein zufälligen Ursprungs sein könnte), sondern auf seine „*Bedeutung als Anzeichen für ein zukünftig zu erwartendes Verhalten*“ (Schneider 2002: 181). Mit anderen Worten *interpretiert* die Frau das Verhalten als *Geste*, etwa des Interesses an einer weiter gehenden Kontaktaufnahme. Insofern ihre Reaktion bei ihrem männlichen Gegenüber wiederum ein Anschlussverhalten zur Folge hat, ergibt sich eine soziale Definition der Situation (z.B. als Flirt), die nicht notwendigerweise bereits vorab in subjektiven Intentionen der Akteure angelegt war, sondern ein endogenes Resultat ihrer Interaktion darstellt.

Der Symbolische Interaktionismus zeigt somit die Notwendigkeit auf, den anfänglichen subjektiven Sinn von Interaktionsteilnehmern von der sozialen Definition der Situation analytisch zu unterscheiden, und regt dazu an zu untersuchen, inwiefern sich selbst ihr subjektiver Sinn erst aus der sozialen Interaktion ergibt. Andererseits dürfte außer Frage stehen, dass Akteure immer schon bestimmte Wissensbestände und entsprechende Deutungs- und Verhaltensdispositionen in soziale Interaktionsprozesse mitbringen. Daraus, dass diese Wissens Elemente und Bewertungen der Akteure typischerweise hinreichend ähnlich sind, resultiert eine gewisse Regelmäßigkeit und Erwartbarkeit sozialer Interaktionen im Alltag.³⁵ Dies gilt nicht nur für Frames, also verfügbare Deutungsmuster für Situationen, sondern auch für die entsprechenden Situationsobjekte. So versteht etwa Mead unter signifikanten Symbolen (oder signifikanten Gesten) solche Verhaltenselemente, deren Sinn den Akteuren bewusst *verfügbar* ist und von ihnen gemeinsam *geteilt* wird. Erst dadurch sind Interaktionsteilnehmer in der Lage, die sich aus einer Geste ergebenden Möglichkeiten der Reaktion und weiterer Anschluss handlungen zu antizipieren.

Zusammenfassend betrachtet enthält das interpretative Paradigma bereits die zentralen Elemente, die notwendig sind, um die Definition der Situation in eine erklärende Handlungstheorie einzubeziehen. Die Situationsdeutung eines Akteurs hängt danach von den Situationsobjekten, ihrer Bedeutung („Signifikanz“) und den verfügbaren Frames ab, wobei zu den Situationsobjekten zuvorderst das Verhalten anderer Akteure zu zählen ist. Verhaltensrelevant wird die Definition der Situation vermittelt über die Aktivierung entsprechender Handlungsdispositionen, Erwartungen, Bewertungen und Emotionen. Das

³⁵ Dabei sind selbstverständlich immer auch neuartige Verhaltens- und Deutungselemente relevant und die Beteiligten nehmen eine aktive und teilweise durchaus auch „kreative“ Haltung ein (Joas 1992). Diese Kreativität ist aber nur durch bzw. vor dem Hintergrund einer weitreichenden Erwartbarkeit sozialer Interaktionen möglich.

interpretative Paradigma hat es allerdings versäumt, diese orientierenden Feststellungen in ein explizites Selektionsmodell, also eine erklärende Handlungstheorie zu überführen.

Ein Hauptgrund für dieses Versäumnis besteht im Pochen auf paradigmatische Eigenständig- und Höherwertigkeit gegenüber konkurrierenden Ansätzen wie dem RC-Ansatz oder Parsons' voluntaristischer Theorie des Handelns. In Abgrenzung zu diesen wird häufig betont, dass der Ausgangspunkt des Symbolischen Interaktionismus *nicht* einzelne Akteure und deren Deutungen und Handlungen seien, sondern dass dieser *von vornherein* auf der Ebene der sozialen Interaktion ansetze (Joas und Knöbl 2004: 197). Wie in Kapitel 10.1 gezeigt wird, handelt es sich dabei insofern um einen künstlichen (jedenfalls keine verschiedenen Paradigmen begründenden) Gegensatz, als alle Analysemöglichkeiten „interaktionistischer Ansätze“ auch dann erhalten bleiben, wenn man Interaktionsprozesse im Makro-Mikro-Makro-Modell untersucht und dabei eine beim einzelnen Akteur ansetzende Handlungstheorie verwendet.³⁶

Noch in einer anderen Hinsicht hat die interpretative Absetzbewegung gegenüber traditionelleren handlungstheoretischen Ansätzen erkenntnishindernde Folgen gehabt. Die von Weber und Parsons herausgearbeitete Bedeutung von Werten wird von interpretativen Autoren tendenziell, und häufig auch ganz explizit, zu Gunsten von Basisregeln, Frames, signifikanten Symbolen und situativen Interaktionsprozessen negiert. Wie das folgende Unterkapitel zeigt, lassen sich die handlungstheoretischen Einsichten des interpretativen Paradigmas jedoch durchaus dazu verwenden, die handlungsleitende Bedeutung von Werten zu präzisieren. Ausgehend vom Konzept der Situationsdefinition wird es so möglich, die handlungstheoretischen Einsichten sehr verschiedener Ansätze zu integrieren.

³⁶ Die Diskussion über den Primat der Interaktion gegenüber dem einzelnen Akteur ist für eine erklärende Soziologie ebenso fruchtlos wie die über ihren Primat gegenüber sozialen Regeln. Zwar gilt zweifellos: Der Einzelne wird grundlegend und „immer schon“ durch soziale Interaktion geprägt und dies betrifft selbst seinen subjektiven Sinn in der Handlungssituation und seine Identität. Und ebenso: Soziale Regeln ergeben sich als situativer, immer wieder neu herzustellender Kompromiss aus dem Gruppenleben. Diese scheinbar tiefen Einsichten stellen aber lediglich bestimmte Erkenntnisinteressen und Orientierungshypothesen dar. Man kann genauso die umgekehrte Wirkrichtung oder eben die Wechselwirkungen zwischen der Interaktion und dem einzelnen Akteur oder sozialen Regeln in den Blick nehmen. Mehr noch: Jede konkrete soziologische Erklärung *muss* bestimmte Akteursmerkmale oder Regelemente voraussetzen, auch wenn es prinzipiell immer möglich ist, diese selbst zum Explanandum zu machen.

4.3 Wertereflexion als Situationsdefinition bei Max Weber, Jürgen Habermas und Raymond Boudon

Als kollektive Vorstellungen des Wünschenswerten (Kluckhohn 1954: 395) sind Werte zweifelsohne von großer gesellschaftlicher Bedeutung. So kann man weberianisch argumentieren, dass sich zentrale gesellschaftliche Handlungsbereiche – etwa Religion, Politik, Ökonomie oder Kunst – zuvorderst in den zu Grunde liegenden Wertideen unterscheiden (Schluchter 1988; Schwinn 2001; Weber 1978: 536ff.). Dass Werte in der Regel nicht unmittelbar das Alltagshandeln leiten, sondern nur indirekt über Prozesse der Interpretation und Institutionalisierung, ändert nichts an ihrer Bedeutung für die Differenzierungsstruktur moderner Gesellschaften. Zudem kann die theoretische Bezugnahme auf Werte in bestimmten Situationen durchaus zum verstehenden Erklären des Handelns beitragen. Anstatt dem Konzept der Werte jegliche handlungstheoretische Bedeutung abzusprechen, soll es daher in Beziehung zum Konzept der Situationsdefinition gesetzt werden. Anknüpfend an Max Webers Konzept der Wertrationalität wird dargestellt, wie sich die Reflexion über Werte als Spezialfall einer überlegten Situationsdefinition begreifen lässt. Anschließend wird gezeigt, dass diese Konzeptualisierung zentrale Argumentationsmuster von Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns und Boudons „Cognitivist Model“ erfasst.

Den Ausgangspunkt unserer Argumentation bildet die orientierende Funktion von Werten und Normen, die bereits Parsons in seiner Redeweise von der normativen Orientierung zum Ausdruck brachte. Auch Werte scheinen in gewisser Weise eine „Definition der Situation“ zu leisten, denn sie beinhalten eine bestimmte Sichtweise auf eine Handlungssituation und „liefern abstrakte und generalisierte Orientierungen, die als Prämissen des Handelns fungieren“ (Schwinn 2001: 349).

Nichtsdestotrotz sind Werte von Situationsdeutungen zu unterscheiden. Ein Wert gibt keine *unmittelbare* Antwort auf die Goffmansche Frage „Welche Art von Situation liegt hier eigentlich vor?“. Es ist beispielsweise nicht sinnvoll davon sprechen, dass ein Akteur eine Situation als „Menschenrechte“ definiert. Die Werte, die als „Menschenrechte“ bezeichnet werden, können aber den Kontext für Fragen der Situationsdeutung darstellen. Ein Beispiel wäre die Frage, ob eine bestimmte Situation als „Menschenrechtsverletzung“ definiert werden muss (vgl. dasselbe Beispiel bei Stachura 2006: 439). Eine „Menschenrechtsverletzung“ ist

eine Situationsdeutung, die „Menschenrechte“ dagegen beinhalten Werte, vor deren Hintergrund sich die Frage nach dieser Situationsdeutung erst stellt.

Werte können aber nicht nur den Hintergrund für Situationsdefinitionen bilden. Es kann bei der Definition der Situation auch *direkt* um den Wertbezug der aktuellen Situation gehen. Dann ist die Beziehung zwischen Frames und Werten noch enger. An anderer Stelle habe ich als Beispiel die Situation eines Vaters betrachtet, der als Unternehmer entscheiden muss, eine Führungsposition an seinen Sohn oder einen anderen, besser geeigneten Kandidaten zu vergeben (Kroneberg 2007). Hier geraten zwei verschiedene Werte in Konflikt: der der familiären Solidarität und der der Wirtschaftlichkeit. Wenn beide Werte für den Akteur hinreichend bedeutsam sind, wird sich ihm die Frage stellen, welcher Wert in der vorliegenden Situation gilt, also legitimerweise Geltung beansprucht. Genau dies ist aber eine Frage nach der angemessenen *Definition* der Situation.

Auf diesen Spezialfall, in dem es um den Wertbezug der Situation geht, hat bereits Max Weber verwiesen, und zwar bei seiner Beschreibung *wertrationalen* Handelns. Ein charakteristisches Merkmal dieses (Ideal-)Typs ist die „bewußte Herausarbeitung der letzten Richtpunkte des Handelns“ (Weber 1980: 12). Mit den letzten Richtpunkten sind die *Werte* gemeint, die beim wertrationalen Handeln zunächst bewusst herausgearbeitet werden, bevor es zu einem an diesen orientierten Handeln kommt.³⁷ Weber lässt jedoch offen, was genau diese bewusste Herausarbeitung der Werte beinhaltet. Generell ist bei ihm keine systematische Analyse von Wertereflexionen zu finden.

Als Ergebnis einer neueren handlungstheoretischen Diskussion liegt jedoch solch eine Analyse vor, die explizit an Weber anschließt (Esser 2003; Greve 2003; Kroneberg 2007; Stachura 2006). Wie bereits erwähnt, geht es bei der Wertereflexion um die Frage, welcher Wert in der vorliegenden Situation gilt. In derartigen Fällen kann man daher von *wertbezogenen Frames* sprechen (Kroneberg 2007). Diese haben die Form „Situation, in der Wert X gilt“. Dabei lassen sich generell zwei Fälle unterscheiden:

„Im einfachsten Fall fragt sich der Akteur nur, ob ein bestimmter Wert in der Situation gilt (Frame 1) oder aber nicht (Frame 2). Der Wertbezug der zweiten Situationsdeutung bleibt in diesem Fall latent, d.h. der Frame wird vom Akteur nicht als Geltung eines alternativen Wertes spezifiziert. In manchen Fällen identifiziert der

³⁷ Diese bewusste Herausarbeitung ist nicht kennzeichnend für jegliches eigenwertorientierte Handeln, sondern eben nur für den Idealtyp des *wertrationalen* Handelns (Schluchter 1998: 260ff.). Dessen spezifische „Rationalität“ ergibt sich darüber hinaus „durch *konsequente planvolle* Orientierung“ an diesen Werten (Weber 1980: 12, Hervorhebung nicht im Original).

Akteur hingegen *mehrere* potentielle Wertbezüge der Situation und es lässt sich insofern mit Weber davon sprechen, dass verschiedene Werte in der Situation um „Geltung heischend“ an den Akteur herantreten (Weber 1968: 123). Der Akteur entscheidet dann, *welchen* Eigenwert aus einer Reihe möglicher Wertbezüge er seinem Handeln zu Grunde legt.“ (Kroneberg 2007: 227)

Im zuvor betrachteten Beispiel identifiziert der Vater/Unternehmer mehrere Wertbezüge. Der Frame „Situation, in der der Wert der familiären Solidarität gilt“ steht dem Frame „Situation, in der der Wert der Wirtschaftlichkeit gilt“ gegenüber. Zusätzlich ist es natürlich möglich, dass der Akteur zu dem Schluss kommt, dass beide Werte gleichermaßen (oder beide nicht) gelten.

Da der Akteur innerhalb der Wertereflexion „wissen will, welche Wertbezüge die Situation bestimmen“ (Stachura 2006: 447), bildet er *bewusst* eine Erwartung darüber aus, welcher Frame tatsächlich am besten auf die Situation passt, d.h. in diesem speziellen Fall: welcher Wert aktuell legitimerweise Geltung beansprucht. Dieser *Angemessenheitsglauben* setzt sich aus drei Komponenten zusammen, die gleichzeitig unterschiedliche inhaltliche Bezugspunkte der Wertereflexion bilden (Kroneberg 2007: 226ff.):

1. Der Akteur kann die Situation daraufhin untersuchen, ob bestimmte Merkmale vorliegen, welche die Geltung eines bestimmten Wertes anzeigen. Auch hier geht es also um signifikante Symbole und es wird bereits deutlich, warum die Wertereflexion als spezielle Definition der Situation angesehen werden kann. So könnte der Vater bzw. Unternehmer in unserem Beispiel etwa die Lebenssituation des Sohnes eingehender betrachten. Wenn dieser etwa (im Unterschied zum alternativen Kandidaten) eine eigene Familie ernähren muss und durch den Bau eines Hauses Risiken eingegangen ist, mag dies dafür sprechen, dem Wert der familiären Solidarität eine besondere Geltung in der Situation zuzuschreiben. Diese Signifikanz bestimmter Situationsmerkmale für die situative Geltung eines Wertes bildet einen zweiten möglichen Gegenstand der Wertereflexion. Dies ist eine eher theoretische Frage, welche das Vorliegen der Situationsmerkmale bereits voraussetzt. Selbst wenn der Sohn sich in einer Situation besonderer Bedürftigkeit befindet, ließe sich noch *hinterfragen*, ob der Wert familiärer Solidarität bei Bedürftigkeit in besonderem Maße gilt.
2. Schließlich kann der Akteur die Frage nach der situativen Wertgeltung auch als Anstoß nehmen, die Geltung der jeweiligen Werte an sich zu hinterfragen. Dann geht es um den subjektiven Wertglauben. So könnte im betrachteten Beispiel der

Vater überlegen, ob er im Allgemeinen zu sehr dazu tendiert, den eigenen Betrieb über alles und gerade auch über die eigene Familie zu stellen (ob also der auf den Wert der Wirtschaftlichkeit bezogene Frame übermäßig dominant ist).

Webers Rede von der „bewußten Herausarbeitung der letzten Richtpunkte des Handelns“ lässt sich also als Spezialfall einer reflektierten Definition der Situation rekonstruieren, bei der es um die situative Geltung eines oder mehrerer Werte geht. Der dabei ausgebildete Angemessenheitsglauben, dass ein bestimmter Wert situativ gilt, ist umso höher, je eindeutiger Situationsmerkmale vorliegen, welche die Relevanz des Wertes anzeigen, je stärker diese Signifikanz ist und je stärker der subjektive Wertglauben des Akteurs ist.

Während Weber das Thema der Wertereflexion nur angedacht hat, stehen Situationsdefinitionen, bei denen es um normative Geltungsansprüche geht, im Zentrum von Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns (Habermas 1981a, b):

„Der Begriff des kommunikativen Handelns schneidet aus der Situationsbewältigung vor allem zwei Aspekte heraus: den *teleologischen Aspekt* der Verwirklichung von Zwecken (oder der Durchführung eines Handlungsplans) und den *kommunikativen Aspekt* der Auslegung der Situation und der Erzielung eines Einverständnisses. Im kommunikativen Handeln verfolgen die Beteiligten ihre Pläne auf der Grundlage einer gemeinsamen Situationsdefinition einvernehmlich.“ (Habermas 1981b: 193)

Im Unterschied zu Weber rückt Habermas (sprachlich vermittelte) Interaktionen zwischen mehreren Beteiligten ins Zentrum seiner Betrachtung. Wie im Zitat deutlich wird, verlangt kommunikatives Handeln im Sinne von Habermas, dass die Beteiligten ein *Einverständnis* erzielen. Das bedeutet, dass sie einen von einem Sprecher erhobenen Geltungsanspruch intersubjektiv anerkennen (Habermas 1981b: 184). Nur wenn diese Bedingung erfüllt ist, kann die von den Interaktionspartnern gewünschte Handlungskoordination gelingen (Habermas 1981b: 194). Dabei lassen sich die im Rahmen einer Äußerung erhobenen Geltungsansprüche auf die subjektive, objektive und soziale Welt beziehen (Habermas 1981a: 376, 412ff.).

Als Beispiel sei wiederum der Vater betrachtet, der als Unternehmer entscheiden muss, eine Führungsposition an seinen Sohn oder einen anderen, besser geeigneten Kandidaten zu vergeben. Angenommen, er bespricht sein Dilemma mit seiner Frau und sagt zu ihr: „Ich denke, ich sollte ihm [ihrem Sohn] den Job geben, jetzt wo er sich mit dem Hausbau solche finanziellen Risiken aufgeladen hat.“ Diese Äußerung enthält u.a. folgende drei Geltungsansprüche: (1) Der Sohn befindet sich tatsächlich in einer finanziell riskanten

Situation (Wahrheit in Bezug auf die objektive Welt). (2) Der Vater denkt wirklich, dass er ihm den Job geben solle – und benutzt seine Äußerung nicht etwa nur strategisch, um etwas über die Meinung seiner Frau zu erfahren (Wahrhaftigkeit in Bezug auf die subjektive Welt). (3) In der beschriebenen Situation ist es normativ geboten, dem Sohn den Job zu geben (normative Richtigkeit in Bezug auf die soziale Welt).

Es sei der Fall betrachtet, in dem der dominierende Geltungsaspekt, unter dem „der Sprecher seine Äußerung *vor allem* verstanden haben möchte“ (Habermas 1981a: 414), der Anspruch auf *normative* Richtigkeit ist. Die für die Handlungskoordination zentrale Frage ist, wann es diesbezüglich zu einem *Einverständnis* kommt. Habermas unterscheidet zwei Arten von Bedingungen, die beide erfüllt sein müssen, damit ein Akteur einen kommunikativ erhobenen, normativen Geltungsanspruch akzeptiert (Habermas 1981a: 405f.):

Erstens muss dem Akteur hinreichend klar sein, zu welchen Handlungen er und die anderen Beteiligten sich verpflichten, wenn sie den Geltungsanspruch intersubjektiv anerkennen. Diese Bedingung verweist wiederum auf die Notwendigkeit der Interpretation und Konkretisierung normativer Geltungsansprüche. Zweitens muss der Akteur wissen, ob der normative Geltungsanspruch gerechtfertigt werden kann. Dabei gilt es zu unterscheiden „zwischen der *Gültigkeit* einer Handlung bzw. der zugrunde liegenden Norm, dem *Anspruch*, daß die Bedingungen für deren Gültigkeit erfüllt sind, und der *Einlösung* des erhobenen Geltungsanspruchs, d.h. der Begründung, daß die Bedingungen für die Gültigkeit einer Handlung bzw. der zugrunde liegenden Norm erfüllt sind“ (Habermas 1981a: 406).

Die zweite Bedingung umfasst also drei Aspekte, auf die sich die Rechtfertigung eines normativen Geltungsanspruchs beziehen kann. In auffallender Weise stimmen diese mit den Komponenten des Angemessenheitsglaubens überein, die ich in meiner Konzeptualisierung von Wertereflexionen unterschieden habe: Die „*Gültigkeit*“ der Norm entspricht dem subjektiven Wertglauben und der „*Geltungsanspruch*“ bezieht sich darauf, dass die Bedingungen für die Wertgeltung in der aktuellen Situation erfüllt sind, also auf die anderen beiden Komponenten des Angemessenheitsglaubens. Zur von Habermas genannten „*Einlösung*“ des Geltungsanspruchs kommt es, wenn der Nachweis erbracht werden kann, dass die signifikanten Situationsmerkmale vorliegen und dass diese tatsächlich auf die Geltung eines bestimmten Wertes hinweisen.³⁸

³⁸ Nach Habermas ist es für das Einverständnis ausreichend, wenn ein Sprecher „die *Gewähr* dafür übernehmen kann, erforderlichenfalls überzeugende Gründe“ angeben zu können, „die einer Kritik des Hörers am Geltungsanspruch standhalten“ (Habermas 1981a: 406). Eine Wertereflexion und umfassende kommunikative Verständigung ist also nicht in jedem Fall notwendig.

Dass sich Habermas' Ausführungen mit der im Anschluss an Weber vorgelegten Konzeptualisierung einer Wertereflexion decken, weist darauf hin, dass letztere die zentralen Bezugspunkte und Variationsquellen wertbezogener Situationsdefinitionen erfasst. Im Gegensatz zu Weber, der das Thema der Wertereflexion nur angedacht hat, bilden Situationsdefinitionen hinsichtlich normativer Geltungsansprüche einen zentralen und systematisch entwickelten Bestandteil der Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas.³⁹ Aus der Perspektive einer erklärenden Handlungstheorie vollkommen ungenügend ist freilich die eklatante Vernachlässigung des Motivationsproblems (Reese-Schäfer 1997: 134ff.), also der Frage, ob und unter welchen Bedingungen Akteure überhaupt dazu motiviert sind, an einem Diskurs teilzunehmen und ihr Handeln nach einem erzielten Einverständnis zu richten.

Dieses Defizit wird auch von anderen Ansätzen geteilt, in denen angemessenheitsorientierte Reflexionen zwar zutreffend beschrieben, aber nicht in ihren Voraussetzungen und ihrer Reichweite näher spezifiziert werden. Dies gilt etwa für Raymond Boudons „Cognitivist Model“ oder die von March und Olsen beschriebene „Logik der Angemessenheit“ (Boudon 1996, 1998, 2001; Boudon und Betton 1999; March und Olsen

³⁹ Allerdings geht diese Theorie wohlgerne weit über den Teil der Argumentation hinaus, der hier kurz dargestellt wurde. Die meisten, und für Habermas' Anliegen wohl auch wichtigsten, Bestandteile dieser Theorie sind jedoch für das Projekt einer erklärenden Handlungstheorie von vernachlässigbarer Bedeutung. Diese Bestandteile betreffen vor allem die äußerst aufwendig begründeten, aber letztlich unhaltbaren Letztbegründungsansprüche von Habermas' Diskursethik (Reese-Schäfer 1997: 111ff.; Schluchter 1988: 314ff.). Die für Habermas typische „merkwürdige Melange zwischen sozialwissenschaftlicher Faktizitätsorientierung und fundamentalistischem Realitätstranszendierungsanspruch“ (Reese-Schäfer 1997: 118) wird u.a. direkt im Anschluss an die hier dargestellte Argumentation sichtbar. So scheint der Übergang zu den normativen Zielsetzungen der Theorie bereits durch, wenn Habermas die These aufstellt, dass verständigungsorientierte Äußerungen, mit denen ein kritisierbarer Geltungsanspruch verbunden ist, eine „bindende“ und „rational motivierende Kraft“ hätten (Habermas 1981a: 406). Im Begründungszusammenhang dieser Aussage ist auch die zentrale Behauptung einzuordnen, der zufolge verständigungsorientierter Sprachgebrauch der „*Originalmodus*“ und strategischer Sprachgebrauch demgegenüber „parasitär“ sei (Habermas 1981a: 388). Diese, unter großem Aufwand mit Hilfe der Sprechakttheorie begründete These hat sich in der kritischen Diskussion von Habermas' Theorie als unhaltbar erwiesen (für einen ausgezeichneten Überblick siehe Greve 1999). Aus der Perspektive einer erklärenden Soziologie muss wohlgerne bereits die Art der zugrunde liegende Fragestellung äußerst bedenklich erscheinen. Fragen nach dem „Primat“ eines Phänomens gegenüber einem anderen haben schon häufig weg von empirischen Erklärungszielen und hin zu unlösbaren und letztlich auch unfruchtbaren Diskussionen geführt.

1989). Ausführliche Darstellungen und Einordnungen dieser Ansätze finden sich bereits bei Esser (2000e: 92ff.; 2001: 316ff.; 2003). Hier wird daher nur kurz auf Boudons Konzept eingegangen, das zeigt, dass sich die herausgearbeiteten Charakteristika von Wertereflexionen auf reflektierte Situationsdefinitionen generell übertragen lassen.

Boudons Konzeption unterscheidet drei *Formen* der Rationalität. Instrumentalistischen Kosten-Nutzen-Kalkülen stellt er eine axiologische und eine kognitive Rationalität gegenüber und sieht darin jeweils unterschiedliche Arten, Handeln oder Überzeugungen zu begründen. Die *axiologische Rationalität* entspricht Webers Wertrationalität (Boudon 1996: 124). Entsprechende Begründungen verweisen auf normative Standards, z.B. darauf, dass ein Handeln oder ein Urteil gut, gerecht oder legitim sei (Boudon 1996: 123). *Kognitive Rationalität* kommt in Begründungen zum Ausdruck, die Handeln oder Urteile als wahr, wahrscheinlich, plausibel etc. auszeichnen (Boudon 1996: 124). Boudons Modell zielt darauf ab, verstehend *zu erklären*, warum bestimmte Akteure dazu kommen, bestimmte derartige Überzeugungen zu entwickeln (und entsprechend zu handeln).

Die Erklärung erfolgt, indem allgemeinere *Prinzipien* identifiziert werden, aus deren Anwendung die konkreten Überzeugungen der Akteure im betrachteten empirischen Fall resultieren. Zur Veranschaulichung sei ein auf Adam Smith zurückgehendes Beispiel betrachtet (Boudon 1996: 143; Boudon und Betton 1999: 370f.; Smith 1776: Kap. 10). Das Explanandum besteht in der (im 18. Jahrhundert) sozial geteilten Überzeugung, dass Bergleute einen höheren Lohn erhalten sollten als Soldaten. Dieses lässt sich laut Smith bzw. Boudon mit Hilfe des Reziprozitätsprinzips erklären. Wenn Löhne als Kompensationen für Leistungen angesehen werden, sollte bei gleichen Leistungen eine gleiche Entlohnung erfolgen. Hinsichtlich der Leistungen bzw. ihrer Kosten seien die Berufe des Bergmannes und des Soldaten aber annähernd gleich: Sie erforderten ähnliche Ausbildungszeiten und –kosten und beinhalteten ähnlich hohe Risiken, zu denen vor allem das Risiko frühzeitigen Ablebens zähle. Ein zentraler Unterschied bestehe dagegen in der Bedeutung des Soldaten für die Verteidigung der Nation und der im Vergleich dazu sehr viel alltäglicheren, rein ökonomischen Funktion des Minenarbeiters:

„– This difference and others have the consequence that the death of the two men has a different social meaning. The miner's death will be identified as an accident, the death of the soldier on the battlefield as a sacrifice.

– Because of this difference in the social meaning of their respective activities, the soldier should be entitled to symbolic rewards, in terms of moral prestige, symbolic distinctions, funeral honors in case of death on the battlefield, etc.

- For symmetric reasons, the miner is not entitled to the same symbolic rewards.
- As the contribution of the two categories in terms notably of risk and investment is the same, the equilibrium between contribution and retribution can only be restored by making the salary of the miners higher.
- This system of reasons is responsible for our *feeling* that the miner *should* be paid a higher amount than the soldier.“ (Boudon 1996: 143; Boudon und Betton 1999: 370f.)

Welche Prinzipien – etwa das Reziprozitätsprinzip – auf welche Weise für Begründungen herangezogen werden, variiert zwischen Personen, sozialen Gruppen und Gesellschaften. Das Modell von Boudon ist daher eher als Forschungsheuristik anzusehen, die zu erklären hilft, wie ein bestimmter Angemessenheitsglauben zustande kommt. Bei einer konsequenten empirischen Vorgehensweise müsste die kausale Bedeutung der verschiedenen Argumente selbstverständlich erst nachgewiesen werden. Auch ist davon auszugehen, dass nicht alle Individuen auf derselben Elaborationsstufe argumentieren (Kohlberg 1996), was berücksichtigt werden müsste, sobald nicht nur gesellschaftlich weitgehend geteilte Überzeugungen, sondern inter-individuelle Unterschiede betrachten würden.

Das zitierte Beispiel ist in unserem Zusammenhang auch insofern interessant, als es *keine* Wertereflexion darstellt. Denn es geht offensichtlich nicht um die Frage, ob ein bestimmter bzw. welcher Wert in einer Situation gilt. „Bergleute sollten mehr verdienen als Soldaten“ bzw. „Bergleute sollten *nicht* mehr verdienen als Soldaten“ sind dennoch zwei konkurrierende Sichtweisen auf die Situation. Es geht also auch hier um ein Problem der Definition der Situation. Und auch hier lassen sich die drei Komponenten des Angemessenheitsglaubens als zentrale Bezugspunkte der Begründungsstrategie aufzeigen:

So kann man erstens hinterfragen, ob das Reziprozitätsprinzip generell im Kontext von Entlohnungsfragen relevant ist. Dies wäre dann in der Tat eine Frage nach der Wertgeltung. Man kann zweitens überlegen, ob die symbolischen nicht-monetären Formen der Wertschätzung, die Soldaten, nicht aber Bergleute empfangen, tatsächlich in die Kompensation-Leistungs-Rechnung mit einzubeziehen sind. Diese Frage bezöge sich auf die Signifikanz bestimmter Situationsmerkmale für die Situationsdefinition. Schließlich kann man drittens beispielsweise in Frage stellen, ob und in welchem Ausmaß Soldaten tatsächlich diese Wertschätzung zuteil wird. Dies wäre die Frage nach dem Vorliegen der Situationsobjekte.

Die drei Komponenten des Angemessenheitsglaubens erscheinen also geeignet, die Bezugspunkte reflektierter Situationsdefinitionen generell zu erfassen. Sie sind demnach nicht auf Wertereflexion im engeren, oben erläuterten Sinne beschränkt. Die Gemeinsamkeit aller derart angemessenheitsorientierter Reflexionen besteht darin, dass nach *guten Gründen* für eine bestimmte Sichtweise der Situation gesucht wird (Boudon und Betton 1999: 368). Bei dieser Suche greifen Akteure auf grundlegendere, für den Moment unhinterfragte

Situationsdefinitionen zurück, im betrachteten Beispiel etwa auf die Definition des Todes von Bergleuten als „Unfall“, des von Soldaten dagegen als „Opfer“. Und bis auf Weiteres akzeptiert wird schließlich derjenige Frame, der als am stärksten begründet erscheint (Boudon und Betton 1999: 368).

Boudons Konzeption stellt also eine wertvolle *Forschungsheuristik* dar, welche die Suche nach Brückenhypothesen anleiten kann, wenn es um die Erklärung des Ergebnisses reflektierter Situationsdefinitionen geht. Sie geht allerdings davon aus, dass Akteure rein angemessenheitsorientiert sind, und bedarf daher des ergänzenden Einbezugs affektiver Verzerrungen von Überzeugungsbildungsprozessen, etwa durch Wunschenken. Generell mangelt es Boudons Konzeption (ebenso wie der von Habermas) an einer systematischen Behandlung des Motivationsproblems. Eng damit zusammen hängt die mangelnde Thematisierung des Übergangs von der Reflexion zum Handeln. Dieser wird ebenso vernachlässigt wie schon bei Weber und Habermas. Gleiches gilt hinsichtlich der Aufstellung eines präzisen Selektionsmodells.

Die vorgenommene ausführliche Betrachtung von Wertereflexionen als Spezialfall reflektierter Situationsdefinitionen wird in Kapitel 6.3 aufgegriffen. Dort werden die gewonnenen Einsichten in ein *erklärendes* Selektionsmodell überführt, das die möglichen Bezugspunkte und Variationsquellen reflektierter Situationsdefinitionen präzisiert und auch die Folgeprozesse bis zum Handeln expliziert. Ein für das Ziel einer *integrativen* Handlungstheorie ebenso zentrales Resultat besteht in der Explikation der Beziehungen zwischen Situationsdefinitionen und Werten. Damit ist eine Brücke geschlagen zwischen den interpretativen Ansätzen, die das Konzept der Situationsdefinition entwickelt haben, und einer wichtigen Gruppe von Ansätzen, die eher auf die Bedeutung von Werten und Normen verweisen. Zu dieser zweiten Gruppe gehören nicht nur Weber und Parsons, sondern auch aktuelle Werte-Theorien, die aufgrund überzeugender Messverfahren in der quantitativen empirischen Sozialforschung äußerst einflussreich sind (Schwartz 1992, 2006).

4.4 Ausgewählte formale Modellierungen der Definition der Situation

Den Ausarbeitungen des Konzepts der Definition der Situation in den dargestellten soziologischen Ansätzen ist ein eklatanter Mangel gemeinsam: Es fehlt ein präzises Selektionsmodell, das zur Handlungserklärung eingesetzt und aus dem empirisch prüfbar Hypothesen gewonnen werden können. Es scheint, als habe die (nur teilweise berechtigte) substantielle Kritik am RC-Ansatz auch einer Abkehr von den Kriterien der Kausalität, Präzision und Testbarkeit Vorschub geleistet, die zu den Minimalanforderungen erklärender Theorien zu zählen sind. Im RC-Ansatz waren diese Kriterien noch weitgehend erfüllt. Es überrascht daher nicht, dass die wichtigsten Versuche einer formalen Modellierung der Definition der Situation ausgehend vom RC-Ansatz unternommen wurden. In Kapitel 3.5 war allerdings bereits festgestellt worden, dass dessen Kernannahmen allein nicht geeignet sind, diesen Phänomenbereich in hinreichender Allgemeinheit sowie in seinem gesamten explanativen und heuristischen Potential zu erfassen. Die Erweiterungen des RC-Ansatzes zum Einbezug von Situationsdefinitionen sind denn auch umso überzeugender, je stärker sie über dessen Kernannahmen hinausgehen und neuartige Konzepte einführen. Im Folgenden gehe ich vor allem auf drei derartige Erweiterungen ein: die Prospect-Theory von Kahneman und Tversky, das Diskriminationsmodell von Lindenberg und den Identitätstheoretischen Ansatz von Akerlof und Kranton.

Die Arbeiten von Kahneman und Tversky (Kahneman und Tversky 1979; Tversky und Kahneman 1986, 1992) bildeten den Ausgangspunkt einer eingehenderen Beschäftigung mit Framing-Effekten im RC-Ansatz. Sie sind im Kontext eines empirischen Forschungsprogrammes zu verorten, dem es darum geht, durch Experimente *Anomalien* gängiger Entscheidungstheorien zu identifizieren (Thaler 1992). Vor allem zwei der von Kahneman und Tversky identifizierten Anomalien sind in unserem Zusammenhang zentral. Erstens konnten sie nachweisen, dass menschliches Entscheiden stark referenzpunktabhängig ist (Kahneman und Tversky 1984; Tversky und Kahneman 1991). Objektiv gleiche Auszahlungen (etwa in Geldeinheiten) werden danach unterschiedlich beurteilt, je nachdem, ob sie in Bezug auf einen Referenzpunkt als mögliche Gewinne oder mögliche Verluste erscheinen. Gemessen an einem solchen Referenzpunkt entsprechen mögliche Verluste einem größeren Nutzenunterschied als mögliche Gewinne von objektiv gleicher betragsmäßiger Größe. Im Rahmen ihrer Prospect Theory modellieren Kahneman und Tversky dieses Phänomen über eine spezifische Bewertungsfunktion, die im Verlustbereich konvex und relativ steil, im Gewinnbereich dagegen konkav und weniger steil ist. Aus dieser

Modellierung lassen sich eine Reihe empirisch prüfbarer Hypothesen ableiten, u.a. dass Akteure weniger risikobereit sind, wenn es um mögliche Gewinne geht, als wenn es um mögliche Verluste geht. Es kommt also entscheidend auf den Referenzpunkt an, von dem aus bestimmte Konsequenzen als Gewinne oder Verluste erscheinen. Die zweite zentrale Anomalie besteht darin, dass dieser Referenzpunkt stark mit anscheinend irrelevanten Unterschieden in der Darstellung der objektiv gleichen Informationen variiert (Tversky und Kahneman 1986). Dies verletzt das Invarianz-Axiom, dem zufolge äquivalente Darstellungsweisen eines Entscheidungsproblems dieselben Präferenzen offenbaren sollten (Arrow 1982). Kahneman und Tversky zeigten, dass sich die Lokalisierung des Referenzpunktes und damit die Definition der Situation als Verlust- oder Gewinn-Situation systematisch beeinflussen lässt, indem man unterschiedliche Aspekte objektiv gleicher Entscheidungsprobleme hervorhebt.

Die Prospect Theory zeigt exemplarisch, wie sich empirische Erklärungsgewinne erzielen lassen, wenn man die Einsicht in die Bedeutung der Definition der Situation in formal präzise Modellierungen überführt. Als generelle Theorie der Situationsdefinition eignet sie sich jedoch offenbar nicht, da sie lediglich die Deutung einer Situation als „Gewinn-Situation“ oder „Verlust-Situation“ zu betrachten erlaubt. Die Prospect Theory spezifiziert außerordentlich präzise, auf welche Weise diese Frames das Entscheidungsverhalten beeinflussen. Hinsichtlich anderer (Typen von) Situationsdefinitionen schweigt sie sich indes aus. Insofern stellt sie kein allgemeines Modell der Definition der Situation dar.

Ein weitaus allgemeineres Framing-Modell hat Siegwart Lindenberg entwickelt (Lindenberg 1989a, 1993). Seinem *Diskriminationsmodell* liegt ein spezifischer Frame-Begriff zu Grunde. Danach besteht ein Frame aus einem situativen Ziel und entsprechenden Kriterien, die es erlauben, mögliche Ergebnisse der Situation nach ihrem Grad der Zielverwirklichung zu ordnen (Lindenberg 1989a: 188). Durch diese enge Bindung des Frame-Konzepts an den Begriff der Ziele sichert Lindenberg seinem Modell ebenfalls eine hohe Anschlussfähigkeit an Rational-Choice-Theorien, und hier vor allem an die SEU-Theorie, da diese Handeln ja als Maximierung gegebener Ziele unter situativen Restriktionen betrachten.

Lindenberg ist jedoch darum bemüht, ein deskriptiv weitaus realistischeres Modell aufzustellen. So geht er erstens von der Grundannahme aus, „that the cognitive limitations (including the limited span of attention) are so severe that human beings will be able to *focus only on one main goal at a time.*“ (Lindenberg 1993: 20). Menschliche Akteure betrachten

ihre Handlungsalternativen also nur unter *einem* dominierenden Frame im obigen Sinne. Zwar wird analog zur SEU-Theorie angenommen, dass sie für jede Handlungsalternative einen Erwartungsnutzen ausbilden, aber die Bewertung der möglichen Handlungsergebnisse erfolgt nur hinsichtlich eines situativen Ziels.

Neben dieser Annahme einer selektiven Orientierung besteht der zweite Unterschied zur einfachen SEU-Theorie darin, dass die Annahme, nach der Akteure die Alternative mit dem maximalen Erwartungsnutzen wählen, durch eine probabilistische Selektionsregel ersetzt wird. Das Diskriminationsmodell sagt also lediglich die Wahrscheinlichkeit P_i vorher, mit der eine bestimmte Handlungsalternative i gewählt wird. Diese ist umso höher, je größer der Erwartungsnutzen g_i der Handlungsalternative ist. Genauer wird jeweils die Differenz zwischen dem Erwartungsnutzen und einer Konstanten U_0 betrachtet, welche dem Durchschnitt der Erwartungsnutzen aller Alternativen entspricht: $(g_i - U_0)$. Die Wahrscheinlichkeit P_i , eine bestimmte Handlungsalternative i zu wählen, hängt zum einen von der Abweichung ihres Erwartungsnutzens vom Durchschnitt ab. Zum anderen kommt es darauf an, wie sensitiv der Akteur gegenüber dieser Abweichung ist. Die Nutzendifferenz wird entsprechend mit einem Sensitivitätsparameter β gewichtet. Somit lautet die vollständige Formel für die Wahrscheinlichkeit einer Handlungsalternative i :

$$P_i = \beta(g_i - U_0) + 1/n.$$

Mit n wird hier die Anzahl der Handlungsalternativen bezeichnet. Der zweite Summand $1/n$ besagt also, dass alle Handlungsalternativen tendenziell mit der gleichen Wahrscheinlichkeit gewählt werden, wenn der erste Summand jeder Alternative null approximiert. Letzteres kann zwei Ursachen haben: Entweder die Alternativen unterscheiden sich kaum in ihrem Erwartungsnutzen ($(g_i - U_0) \sim 0$ für alle i) oder der Sensitivitätsparameter β approximiert 0. In beiden Fällen resultiert eine geringe „Diskriminierung“ zwischen den Alternativen. Der zentrale theoretische Stellenwert dieser Größe erklärt die Bezeichnung des Modells als Diskriminationsmodell.

Das innovative Element dieser Selektionsregel und ihr zentraler Stellenwert für das Diskriminationsmodell als *Framing*-Theorie ergeben sich aus der Interpretation und Endogenisierung des Sensitivitätsparameters β .⁴⁰ Dieser bezeichnet die *situative Salienz* β des

⁴⁰ Isoliert betrachtet bedeutet die probabilistische Fassung der Selektionsregel keinen besonders erwähnenswerten Unterschied zur SEU-Theorie. Theoretisch ist es ohne Weiteres möglich, deterministische Rational-Choice-Modelle um einen Zufallsterm zu erweitern (siehe etwa die umfangreiche Literatur zu „probabilistic voting“ Burden 1997: 1153), und implizit geschieht dies in jeder statistischen Anwendung von Rational-Choice-Theorien (Brüderl 2004: 168).

dominanten Ziels oder Frames, welche von einer Reihe von *Hintergrundaspekten* abhängt. Dies sind Aspekte, die nicht relevant für die Verwirklichung des dominanten Ziels sind. Veränderungen in den Hintergrundaspekten können dazu führen, dass die situative Salienz des dominanten Frames derart gering wird, dass der Akteur nicht mehr effektiv zwischen den Handlungsalternativen diskriminieren kann (auch wenn die Netto-Nutzendifferenzen auf Basis des dominanten Ziels konstant bleiben). In diesem Fall kommt es zu einem *Frame-Wechsel* hin zu einem anderen Ziel, das bislang nur zu den Hintergrundaspekten gehörte.

Ein von Lindenberg zur Illustration verwendetes Beispiel bezieht sich auf einen Richter, dessen dominantes Ziel darin besteht, Gerechtigkeit (i.S. des Rechts) zu maximieren (siehe Lindenberg 1989a: 191f.). Vereinfachend sei angenommen, dieses Ziel würde nahe legen, einen Angeklagten zu verurteilen, und die einzige verbleibende Handlungsalternative sei ein Freispruch. Zu den Hintergrundaspekten zählen unter anderem Ziele wie die Maximierung sozialer Wertschätzung oder die Maximierung von Einkommen (Lindenberg 1989a: 192).⁴¹ Diese sind nicht dominant, haben aber einen indirekten und damit potentiell auch direkten Einfluss auf das Handeln: Wenn ein Richter etwa mit einem hohen Geldbetrag bestochen wird, um einen Freispruch zu erwirken, sinkt die situative Salienz des dominanten Ziels. Sofern die Netto-Nutzendifferenzen nach dem dominanten Ziel nicht allzu groß sind, wird die extrem verringerte Salienz ~~bedeuten~~, dass der Richter mit nah ~~zu~~ gleicher Wahrscheinlichkeit den Angeklagten verurteilt oder aber freispricht (Lindenberg 1989a: 192). Annahmegemäß führt solch eine geringe Diskriminierungsfähigkeit dazu, dass es zu einem Frame-Wechsel kommt, so dass der ehemalige Hintergrundaspekt „Maximierung von Einkommen“ zum situativ dominanten Ziel wird.

Die generelle Hypothese zum Frame-Wechsel ist also, dass bei einer nahezu vollständigen Angleichung der Wahlwahrscheinlichkeiten derjenige Hintergrundaspekt das neue dominante Ziel wird, der die situative Salienz des bisherigen Frames am stärksten reduziert hat (Lindenberg 1989a: 189).

Mit seinem Diskriminationsmodell hat Lindenberg ein Selektionsmodell aufgestellt, das sowohl den Einfluss der Situationsdefinition (im Sinne einer Zielorientierung) auf das Handeln als auch die Aktivierung des dominierenden Frames selbst spezifiziert. Allerdings hat die Kritik eine Reihe von Schwächen in der Formalisierung identifiziert (siehe Lüdemann und Rothgang 1996). So wird beispielsweise die funktionale Beziehung zwischen den Hintergrundaspekten und der situativen Salienz des dominanten Ziels formal nicht näher spezifiziert (eine vollständigere Formalisierung entwickelt Braun 1997). Substantiell ist vor

⁴¹ Damit erweist sich die situative Salienz als Schnittstelle zu Lindenbergs Konzept sozialer Produktionsfunktionen (Lindenberg 1989a: 191), das an späterer Stelle eingehender diskutiert wird (siehe Kapitel 10.2).

allem fragwürdig, ob die Diskriminierungsfähigkeit verschiedener Zielorientierungen empirisch tatsächlich so zentral ist, wie in dem Modell angenommen wird.

Im Kontext des oben betrachteten Beispiels: Wird ein Richter mit einem verlockenden Bestechungsangebot konfrontiert, so kann dies sicherlich einen Wechsel seiner Zielorientierung zur Folge haben. Diese Implikation des Diskriminationsmodells würde wohl von nahezu allen anderen Framing-Ansätzen geteilt. Spezifisch an Lindenberg's Modell ist hingegen die Annahme, der Frame-Wechsel käme *indirekt* zustande. Zumindest formal beeinflusst das Bestechungsangebot *zunächst* die Wahrscheinlichkeiten der Handlungswahl nach dem bislang dominanten Ziel (der Gerechtigkeitsmaximierung). Diese würden angeglichen und der Akteur würde das dominante Ziel letztlich *deswegen* wechseln, weil er dadurch wieder zwischen den Handlungsalternativen diskriminieren kann.

Es fehlen bislang sowohl theoretische Argumente als auch empirische Belege dafür, dass Frame-Wechsel kausal in dieser spezifischen Weise mit der begrenzten Rationalität von Akteuren zusammenhängen.⁴² Andererseits bildet gerade diese Hypothese letztlich den am stärksten explizierten, informationshaltigen Kern des Diskriminationsmodells: Welche von verschiedenen Zielorientierungen situativ dominiert, hängt kausal von deren Diskriminierungsfähigkeit ab. Die ebenfalls testbar scheinende Annahme, nach der immer *nur eine* Zielorientierung dominiert, wird dagegen durch den Verweis auf Hintergrundziele wieder stark zurückgenommen. Es wäre auch offensichtlich unrealistisch, von einer derart extrem begrenzten Rationalität auszugehen (Lüdemann und Rothgang 1996: 280; Prisching 1993).

Ein weiteres Problem des Diskriminationsmodells besteht in der Begrenztheit seines Frame-Konzepts. Im Vergleich zur Prospect Theory vermag es zwar eine weitaus größere Klasse von Framing-Phänomenen zu erfassen, dies geschieht aber lediglich unter dem Gesichtspunkt der im Handeln verfolgten Ziele. Mit der Definition von Frames als Zielorientierungen werden gerade diejenigen *grundlegenderen* Orientierungsleistungen der Akteure ausgeblendet, die durch das Konzept der Situationsdefinition im interpretativen Paradigma und anderen Ansätzen erfasst werden (Lüdemann und Rothgang 1996: 285f.).

⁴² Auch müsste methodisch gezeigt werden, wie man empirisch testen kann, ob Frame-Wechsel derart vermittelt über die verringerte Diskriminierungsfähigkeit bisher dominanter Ziele zustande kommen. Eine prinzipiell testbare Implikation des Diskriminationsmodells ist, dass Veränderungen von Hintergrundaspekten *umso eher* einen Wechsel des bisher dominanten Ziels zur Folge haben, je geringer die Netto-Nutzendifferenzen hinsichtlich dieses Ziels ausfallen. Empirisch müsste gezeigt werden, dass die Netto-Nutzendifferenzen nach dem bisherigen Ziel unter dem neuen Frame nicht mehr (bzw. wieder nur indirekt) wirken. Die Implikation, dass ein Ziel X umso stärker auf die Handlungswahl wirkt, je geringer die Netto-Nutzendifferenzen nach einem anderen Ziel G sind, würde nämlich auch aus einem konventionellen SEU-Modell folgen, in das mehrere Ziele *gleichzeitig* bzw. direkt eingehen.

Wenn beispielsweise eine Ehe als „intakt“, „brüchig“ oder „gescheitert“ definiert wird, sind dies keine Zielorientierungen, sondern Situationsdeutungen, die mehr oder weniger stark mit bestimmten Zielorientierungen einhergehen können. Auch betrifft der strukturierende Einfluss von Situationsdefinitionen nicht nur die Bewertungen von Handlungsalternativen, sondern auch die Erwartungen der Akteure. In neueren Arbeiten wird dies auch von Lindenberg stärker thematisiert. Dabei nimmt er die Konzeption der hier vertretenen Handlungstheorie auf, nach der Framing-Prozesse vor allem über die Aktivierung mentaler Modelle verhaltenswirksam werden (Lindenberg 2008). Die Entwicklung eines erklärenden Selektionsmodells unterbleibt jedoch.

Die Prospect Theory und das Diskriminationsmodell sind von ihrer Konzeption her formale Selektionsmodelle, die beanspruchen, informationshaltige Hypothesen über die Definition der Situation und ihren Einfluss auf das Handeln aufzustellen. Daneben existieren Ansätze, die lediglich einen allgemeinen formalen Bezugsrahmen vorgeben, welcher Phänomene der Definition der Situation einzubeziehen erlaubt. Ein solcher Bezugsrahmen beinhaltet selbst noch keine informationshaltigen Hypothesen. Ihm kommt vielmehr vor allem eine heuristische und systematisierende Funktion bei der Konstruktion formaler Modellierungen zu.

Dies gilt etwa für den von George A. Akerlof zusammen mit Rachel E. Kranton vorgelegten Ansatz. Die Autoren bleiben dabei dem ökonomischen Programm treu, Verhalten bzw. die ihm zu Grunde liegenden Präferenzen über Nutzenfunktionen darzustellen (Akerlof und Kranton 2000). Sie erweitern die Nutzenfunktion allerdings auf eine Weise, die es ihnen erlaubt, die *Identität* der Akteure zu integrieren und endogenisieren. Formal hängt der Nutzen eines Akteurs j von seinen eigenen Handlungen \mathbf{a}_j ab sowie von den Handlungen der anderen relevanten Akteure \mathbf{a}_{-j} (wobei die fettgedruckten Buchstaben auf Vektoren verweisen). Dies entspricht soweit dem konventionellen RC-Ansatz, wie er etwa der traditionellen Spieltheorie zu Grunde liegt: Die Kombination der gewählten Handlungen spannt einen Ergebnisraum auf, bezüglich dessen die Akteure konsistente Präferenzen besitzen. Die Erweiterung von Akerlof und Kranton besteht darin, den Nutzen U_j zusätzlich von der Identität I_j (oder dem Selbstbild) des Akteurs j abhängig zu machen:

$$U_j = U_j(\mathbf{a}_j, \mathbf{a}_{-j}, I_j)$$

Akerlof und Kranton spezifizieren, auf welche Weise der Nutzen eines Akteurs von seiner Identität abhängen kann. Der Term I_j wird entsprechend mit dahinter stehenden Faktoren verbunden:

$$I_j = I_j(\mathbf{a}_j, \mathbf{a}_j; \mathbf{c}_j, \varepsilon_j, \mathbf{P})$$

Der Term \mathbf{c}_j bezeichnet die *sozialen Kategorien*, die einem Akteur j zugewiesen werden. Diese Kategorien beinhalten bestimmte *Vorschriften* \mathbf{P} . Jeder Akteur j besitzt nun *individuelle Merkmale* ε_j , welche dem durch die Vorschriften \mathbf{P} ausgedrückten Ideal einer sozialen Kategorie mehr oder weniger nahe kommen können. Gleiches gilt für die Handlungen des Akteurs und die der anderen Akteure: Auch diese können den Vorschriften \mathbf{P} mehr oder weniger entsprechen. Die Identität eines Akteurs j ist also eine Funktion der eben beschriebenen Faktoren.

Dieser formale Bezugsrahmen erweitert die Analysemöglichkeiten des traditionellen RC-Ansatzes gewaltig. Vor allem erlaubt er und regt dazu an, die grundlegende soziologische Einsicht in die Bedeutung der Definition der Situation einzubeziehen:

„[...] individual behavior would depend on what sociologists would call the “situation” – who is matched with whom and in what context. When an individual’s identity is associated with multiple social categories, the “situation” could determine, for example, which categories are most salient.“ (Akerlof und Kranton 2000: 731)

Akerlof und Kranton illustrieren anhand verschiedener empirischer Anwendungsfelder (Geschlechterdiskriminierung, Armut u.a.), wie man über eine Spezifikation der Nutzen- und Identitätsfunktion zu formalen Erklärungsmodellen bestimmter Phänomene gelangen kann (für eine umfangreichere Anwendung siehe Dickson und Scheve 2006). Die so spezifizierten Modelle besitzen dann auch empirisch informationshaltige Implikationen.

Für viele Anwendungen ist solch ein formaler Bezugsrahmen ausreichend, als erklärende Handlungstheorie dagegen nicht. So wird nicht generell formuliert, unter welchen Bedingungen Akteure welche Identität aktivieren oder wann sie sich eher an bestimmte Vorschriften sozialer Kategorien halten bzw. wann sie eher gegenläufigen Anreizen folgen. Der Bezugsrahmen von Akerlof und Kranton greift diesbezüglich zwar wichtige Einsichten aus dem interpretativen Paradigma auf: dass es zentral auf die Übereinstimmung zwischen „individuellen Merkmalen“ (allgemein: signifikanten Symbolen) und „sozialen Kategorien“ (allgemein: Frames) ankommt oder dass „Vorschriften“ sowohl die Definition der Situation als auch das erwartete Handeln strukturieren. Die damit angedeuteten allgemeinen Mechanismen werden aber *handlungstheoretisch* nicht ausreichend expliziert. Wenn die handlungstheoretischen Mechanismen nicht im Zentrum einer Anwendung stehen, kann das Arbeiten mit einem derartigen formalen Bezugsrahmen genügen. Selbst dann trägt dieses jedoch notgedrungen einen stärkeren ad-hoc Charakter. Die methodologische Frage, wann auf

derartige vereinfachende Annahmen zurückgegriffen werden kann, greife ich an späterer Stelle auf (siehe Kapitel 11).

Einen weiteren, in seiner Zielsetzung durchaus ähnlichen Bezugsrahmen hat Thomas Kron im Anschluss an Uwe Schimank (2000) entwickelt. An zentraler Stelle sieht dieser fünf verschiedene Akteurstypen vor: homo oeconomicus, homo sociologicus, Identitätsbehaupter, emotional man und homo politicus (siehe Kron 2005, 2006). Als Heuristik sollen diese Akteurstypen ebenfalls bei der Aufstellung von Nutzenfunktionen helfen. Vor allem entsprechen ihnen typisch unterschiedliche Zielorientierungen. Diese können in verschiedenen Mischungsverhältnissen in die nutzentheoretisch modellierte Wahl zwischen Handlungsalternativen eingehen.⁴³ Verglichen mit dem Ansatz von Akerlof und Kranton, der von inhaltlich beliebig definierbaren Identitäten ausgeht, wirkt eine derartige Typenunterscheidung zweifelsohne standardisierender auf Anwendungen. Sie bedeutet aber auch einen Verlust an Flexibilität und wirft vor allem die Frage nach der Begründbarkeit der prinzipiell beliebig erweiterbaren Typen auf (Etzrodt 2007). Ähnliches gilt für die von Lindenberg entwickelte Hierarchie von Zielorientierungen (siehe Lindenberg 2001). Welche dieser Heuristiken sich in der Forschungspraxis am stärksten zur Konstruktion von Brückenhypothesen bewährt, bleibt abzuwarten.

Die behandelten formalen Modelle zeigen, dass sich auch die als „Definition der Situation“ bezeichneten Phänomene präzise modellieren lassen.⁴⁴ Um zu einer integrativen und erklärenden Handlungstheorie zu gelangen, sollte das Konzept der Situationsdefinition jedoch in hinreichender Breite erhalten bleiben, anstatt es auf bestimmte Aspekte, wie „Identitäten“, „Verlust- und Gewinn-Frames“ oder Zielorientierungen zu verkürzen. Auch die theoretische Erklärung der Situationsdefinition und des Handelns muss breiter ansetzen bzw. expliziter durchgeführt werden, als dies die dargestellten Ansätze erlauben. Wie sich zeigt, besteht ein Schlüssel hierzu in der Berücksichtigung einer zweiten Klasse von Phänomenen, die von

⁴³ Krons Bezugsrahmen enthält darüber hinaus noch eine Reihe weiterer Vorschläge. So bezieht er Ambiguität bei den Erwartungen der Akteure mit ein und schwächt die Maximierungsannahme durch die Einführung eines Zufallsterms ab. Der Einbezug von Zufallseinflüssen ist im RC-Ansatz schon seit längerem bekannt (siehe etwa die umfangreiche Literatur zum „probabilistic voting“, zitiert in (Burden 1997: 1153)). Krons Vorschlag, Ambiguität im RC-Ansatz mit Hilfe von Fuzzy-Logik zu modellieren, erweitert hingegen die gebräuchlichen Modellierungstechniken.

⁴⁴ Dies gilt auch für Modelle der stärker psychologisch fundierten experimentellen Spieltheorie (Geanakoplos, Pearce und Stacchetti 1989). Diese ermöglichen, den Einfluss von Frames auf Erwartungen und, darüber vermittelt, auch auf Präferenzen abzubilden (Dufwenberg, Gächter und Hennig-Schmidt 2006).

diesen völlig ausblendet wird: der variablen Rationalität der Akteure. Im folgenden Kapitel werden wiederum zunächst zentrale soziologische Ansätze dargestellt, die dieses Konzept entfaltet und seine soziologische Relevanz deutlich gemacht haben. Erst dann wird das Modell der Frame-Selektion dargestellt, das sowohl die Definition der Situation als auch die variable Rationalität der Akteure einer formalen Modellierung zuführt.

5 Variable Rationalität in soziologischen Handlungstheorien

Annahmen über den Grad der Rationalität von Handlungen stellen ein zentrales Merkmal dar, hinsichtlich dessen sich handlungstheoretisch fundierte Ansätze in der Soziologie unterscheiden lassen (Alexander 1988: 307). Wie schon bei der Betonung der Vorstrukturierung des Handelns durch die Definition der Situation des Akteurs treten auch hier nahezu alle soziologischen Ansätze in explizite Opposition zum ökonomischen Handlungsmodell. Bei der Definition der Situation ging es diesen Ansätzen darum aufzuzeigen, dass jede Wahl zwischen Handlungsalternativen Ausdruck vorstrukturierender Orientierungsleistungen ist und diese fundamental (als Bedingung ihrer Möglichkeit) voraussetzt. Im jetzt zu besprechenden Zusammenhang wird dagegen die Rationalität der Wahlentscheidungen selbst zum Thema gemacht und häufig in Frage gestellt.

Dabei wurde und wird den ökonomischen Handlungsmodellen nicht selten ein Rationalitätsbegriff unterstellt, den diese mehrheitlich überhaupt nicht vertreten. Dies gilt jedenfalls für RC-Theorien, die mit der Annahme der Nutzenmaximierung lediglich die Konsistenz von Präferenzen in der Handlungssituation behaupten und vollkommen ausblenden, wie die Präferenzordnungen zustande kommen oder welche Wirkungsmechanismen dem Handeln zu Grunde liegen.

Trotz dieses Missverständnisses hat die soziologische Kritik am RC-Ansatz auch in dieser Hinsicht wichtige Resultate zu Tage gefördert. Wie ich im Folgenden zeige, hat sich in vielen prominenten Ansätzen die zentrale Einsicht durchgesetzt, dass von einer variablen Rationalität von Akteuren ausgegangen werden sollte, und zwar in dem Sinne, dass menschlichem Handeln meist unterschiedliche Grade und Formen von Rationalität zu Grunde liegen. Auch wenn diese Betrachtungsweise nicht notwendigerweise im *Widerspruch* zu ökonomischen Handlungsmodellen steht, so geht sie doch erheblich über dieses hinaus und stellt einen wichtigen Grundpfeiler für eine integrative erklärende Handlungstheorie dar.

5.1 Max Webers Typen sozialen Handelns

Mit seiner Unterscheidung von vier Typen sozialen Handelns hat Max Weber die Entwicklung handlungstheoretischer Konzepte in der Soziologie bis heute nachhaltig geprägt. Dies gilt gerade auch für die Kernannahme der variablen Rationalität der Akteure. Sie ist für Webers Unterscheidung zumindest insoweit konstitutiv, als hier zwei „rationale“ Handlungstypen – das zweck- und wertrationale Handeln – weniger bewussten oder reflektierten Handlungstypen gegenübergestellt werden. Die weniger rationalen Handlungstypen sind das traditionale (besser: gewohnheitsmäßige) Handeln, das auf eingelebter Gewohnheit basiert, sowie das affektuelle Handeln, welches „durch aktuelle Affekte und Gefühlslagen“ bedingt ist (Weber 1980: 12). Von geringerer Rationalität kann hier insofern gesprochen werden, als rein gewohnheitsmäßiges oder affektuelles Handeln nicht auf Basis einer Reflexion erfolgt. Der Akteur entscheidet nicht bewusst zwischen alternativen Handlungsmöglichkeiten, sondern folgt derjenigen, welche routinisiert ist oder durch den aktuellen Affekt nahe gelegt wird.

Tabelle 2: Eine vereinfachende Rekonstruktion der Handlungstypologie von Max Weber (nach Schluchter 1998: 259)

Handlungstypus:	Gegenstand rationaler Kontrolle:			
	Mittel	Zweck	Wert	Folge
zweckrational	+	+	+	+
wertrational	+	+	+	-
affektuell	+	+	-	-
traditional	+	-	-	-

Auch die Binnendifferenzierungen zwischen zweck- und wertrationalem Handeln sowie zwischen traditionalem und affektuellen Handeln ist im Sinne unterschiedlicher Rationalitätsgrade interpretiert worden (siehe Tabelle 2). Danach ist der zweckrationale Handlungstyp derjenige mit dem höchsten Rationalitätsgrad, da der Akteur hier die Mittel, Zwecke, Werte und Folgen des Handelns systematisch mit einbezieht (Schluchter 1998: 259). Wertrationales Handeln ist im Vergleich dazu weniger rational, da der Akteur hierbei die Folgen des Handelns ausblendet. Beim affektuellen Handeln werden *zusätzlich* die Werte

außen vor gelassen und beim traditionellen Handeln schließlich sogar die Zwecke des Handelns.

Dieser auf Wolfgang Schluchter zurückgehende Versuch einer Rekonstruktion der Weberschen Handlungstypologie ist aufgrund seiner Eleganz äußerst einflussreich gewesen (siehe etwa Habermas, Esser). Weniger beachtet wurde, dass Schluchter selbst an gleicher Stelle anfügt, dass diese Rekonstruktion der Weberschen Unterscheidung wohl nicht gerecht wird. Denn spätestens seit seinen „Soziologischen Grundbegriffen“ geht Weber von einer *Gleichrangigkeit* von zweck- und wertrationalem Handeln aus (Schluchter 2005: 23). Dieser wird die beschriebene Rekonstruktion insofern nicht gerecht, als wertrationales Handeln hier – über das Kriterium der (Nicht-)Berücksichtigung von Folgen – als *weniger rationale* Form des Handelns dargestellt wird. Dass die beschriebene Rekonstruktion unzureichend ist, sieht man auch daran, dass sie eine falsche Zuordnung sog. *verantwortungsethisches* Handelns nahe legt.

Grundlegend ist hier die berühmte Unterscheidung zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik. Gesinnungsethisches Handeln verlangt lediglich, eine Handlung zu wählen, der eine gute Absicht zu Grunde liegt. Dagegen handelt ein Akteur verantwortungsethisch, insofern er eine Handlung wählt, die auch in ihren zu erwartenden Konsequenzen den Wert so weit wie möglich realisiert (Schluchter 1988: 251ff.; Weber 1968: 505). Im Vergleich dieser beiden Typen stellt verantwortungsethisches Handeln also die rationalere Form der Wertverwirklichung dar, da der Akteur hier die wertbezogenen Folgen systematisch mit einbezieht. Insofern verantwortungsethisches Handeln eine besonders rationale Form der Wertbefolgung ist, sollte man es dem wertrationalen Handlungstypus zuschlagen. Genau dies wird aber unmöglich, wenn man Webers Typen des Handelns in der oben beschriebenen Art und Weise rekonstruiert. Da beim verantwortungsethischen Handeln Folgen mit einbezogen werden, würde man sie auf Basis dieser Rekonstruktion zum zweckrationalen Handeln zählen müssen, da nur dieses an Folgen orientiert ist (Schluchter 1998: 259f.).

Schluchter hat daher eine komplexere Rekonstruktion der Weberschen Handlungstypologie entwickelt (Schluchter 1998: 260ff.). Webers Wertlehre aufgreifend, geht Schluchter davon aus, dass Handeln primär affektiv, erfolgs- oder eigenwertorientiert sein kann. Von diesen drei strukturellen Grundorientierungen analytisch zu unterscheiden sei der Rationalisierungsgrad von Handlungen, also die Anzahl der kontrollierten Handlungsaspekte (Mittel, Zwecke, Werte, Folgen). Dies gilt insbesondere für erfolgs- und eigenwertorientiertes Handeln, wohingegen affektuelles Handeln in seinem Rationalisierungsgrad prinzipiell bzw. definitorisch beschränkt ist (Schluchter 1998: 261). Da an dieser Stelle vor allem die Gleichrangigkeit von zweck- und wertrationalem Handeln interessant ist, sehe ich in der weiteren Darstellung vom affektuellen Handeln ab.

Tabelle 3 zeigt den Merkmalsraum, den man erhält, wenn man die obige Rationalitätsskala des Einbezugs von Mitteln, Zwecken, Werten und Folgen mit dem Vorliegen einer Erfolgs- oder einer Eigenwertorientierung kreuztabelliert (vgl. Schluchter 1998: 265). In diesem lassen sich drei Handlungstypen identifizieren (rituelles, zwecktraditionales und werttraditionales Handeln), die insofern nicht-rational sind, als die Akteure keine Entscheidung zwischen mehreren Zwecken treffen: Ein Akteur führt eine Handlung *unhinterfragt* als Mittel aus oder folgt einem Zweck, ohne verschiedene Zwecke gegeneinander oder gegen Folgen abwägen zu können.

Daneben ergeben sich unterschiedliche rationale Handlungstypen, je nachdem, ob ein Akteur erfolgs- oder eigenwertorientiert ist bzw. Entscheidungen zwischen Zwecken nur auf Basis „absoluter Werte“ (materiale Rationalität) oder auch unter Bezugnahme auf Folgen (formale Rationalität) trifft. Die beiden eigenwertorientierten Handlungstypen entsprechen gesinnungsethischem und verantwortungsethischem Handeln. Im *gesinnungsethischen* Fall sieht der Akteur von jeglichen Folgen ab. In den seltenen Fällen, in denen ein Wert eindeutig ein bestimmtes Handeln fordert, führt es dieses unhinterfragt aus. Ansonsten überlegt er, welches Handeln dem Wert am stärksten entspricht. *Verantwortungsethischem* Handeln liegt dagegen immer eine Abwägung zu Grunde, innerhalb derer der Akteur (im idealtypischen Fall) ausschließlich wertbezogene Folgen mit einbezieht. Beide Handlungstypen lassen sich in dieser Typologie somit angemessen als Untertypen *wertrationalen* Handelns darstellen. Diesen kann man das zweckrationale Handeln gegenüberstellen, das dadurch gekennzeichnet ist, dass der Akteur erfolgsorientiert *und* unter Berücksichtigung auch nicht-wertbezogener Folgen entscheidet.

Den beiden Untertypen wertrationalen Handelns wird hier also nur *ein* zweckrationaler Handlungstyp gegenübergestellt. Dies ist eine Abweichung gegenüber Schluchters Vorschlag, der auch das zweckrationale Handeln verdoppelt, indem er „material zweckrationales“ und „formal zweckrationales“ Handeln unterscheidet (Schluchter 1998: 262ff.). Dadurch entsteht ein Untertyp zweckrationalen Handelns, in dem der Akteur nicht an Folgen orientiert ist (sic!), sondern Entscheidungen zwischen Zwecken ausschließlich auf Basis „absoluter Werte“ trifft (sog. material zweckrationales Handeln). Diese Charakterisierung steht aber offenbar im Widerspruch zu Webers eigener Definition zweckrationalen Handelns. Zudem bleibt unklar, inwieweit noch von Erfolgsorientierung gesprochen werden kann, wenn der Akteur keine Folgen mit einbezieht, sondern auf Basis absoluter Werte handelt. Ich schlage daher vor, den Begriff des zweckrationalen Handelns für Handlungen zu reservieren, die die absolute Wertgeltung aufgeben und systematisch die Folgen des Handelns mit abwägen. Folgen ausblendendes, auf absoluten Werten basierendes Handeln (d.h. „rational materiales“ Handeln) ist hingegen immer eigenwertorientiert. Im Gegensatz zu Schluchter wird daher der im Merkmalsraum logisch mögliche Fall „material zweckrationalen“ Handelns gestrichen.

Tabelle 3: Gesinnungsethisches, verantwortungsethisches und zweckrationales Handeln bei Max Weber. Eine Systematik in Anlehnung an Schluchter (1998)

	Erfolgsorientiert	Eigenwertorientiert
Nicht-rational formal (Nur an Mitteln orientiert, keine Entscheidung zwischen Mitteln möglich)	Rituelles Handeln [Unhinterfragte Handlungsselektion]	
Nicht-rational material (An Mitteln und Zwecken orientiert, keine Entscheidung zwischen Zwecken möglich)	<i>Zwecktraditional</i> [Unhinterfragte Handlungsselektion]	<i>Wertraditional</i> [Unhinterfragte Handlungsselektion]
Rational material (An Mitteln, Zwecken und Werten orientiert, Entscheidung zwischen Zwecken nach „absoluten Werten“)	X	
Rational formal (An Mitteln, Zwecken, Werten und Folgen orientiert, Entscheidung zwischen Werten sowie Werten und Folgen möglich)	Zweckrational [Reflektierte Handlungsselektion ohne prinzipielle Beschränkung der einbezogenen Folgen]	Wertrational – verantwortungsethisch [Reflektierte Handlungsselektion unter Einbezug <i>wertbezogener</i> Folgen]

Das Interesse an Webers Typen des Handelns ist keineswegs rein theoriegeschichtlicher Natur. Vielmehr knüpft an ihnen noch heute in Form des weberianischen Forschungsprogramms eine zumindest im deutschsprachigen Raum bedeutsame handlungstheoretische Richtung an (Bienfait et al. 2003; Schluchter 2005; Schwinn 2001; Stachura 2006, 2009). Der bleibende Einfluss der Handlungstypen ist wohl wenigstens teilweise darauf zurückzuführen, dass in ihnen ein gewichtiger Teil der soziologisch bedeutsamen Komplexität in der Handlungsverursachung zum Ausdruck kommt. Dies gilt vor allem für die Einsicht, dass Akteure in ihrem Handeln manchmal bewusst die möglichen Folgen abwägen, in anderen Fällen aber diese Folgen unbewusst aufgrund aktueller Affekte oder eingelebter Gewohnheit oder aber bewusst aufgrund entsprechender Werthaltungen ausblenden. Aus meiner weitgehend Schluchters Arbeiten folgenden Rekonstruktion wurde deutlich, dass Weber nicht nur verschiedene Grade der Rationalität unterschieden hat, sondern

auch unterschiedliche Formen der Rationalität, nämlich erfolgsorientiertes rationales Handeln und eigenwertorientiertes rationales Handeln.⁴⁵

Eine soziologisch zufriedenstellende integrative Handlungstheorie sollte es erlauben, die von Weber unterschiedenen Typen des Handelns zu rekonstruieren. Allerdings bedeutet dies keinesfalls, dass man Webers Handlungstypen ins Zentrum solch einer Theorie stellen sollte. Vielmehr sind diese für eine erklärende Handlungstheorie mit Sicherheit ungenügend. Erstens mangelt es ihnen an einer systematischen typologischen Herleitung. Anstatt zu viel Energie auf deren Rekonstruktion zu verschwenden, sei daran erinnert, dass Weber selbst explizit nicht beanspruchte, „eine irgendwie erschöpfende Klassifikation der Typen des Handelns zu geben“ (Weber 1980: 13), und bei ihrer Aufstellung eher von seinem substantiellen Interesse an gesellschaftlichen Rationalisierungsprozessen geleitet war.⁴⁶ Zweitens müsste eine *erklärende* Handlungstheorie beantworten, wann Akteure erfolgsorientiert und wann sie eigenwertorientiert oder wann sie affektuell und wann gewohnheitsmäßig handeln (Hempel 1965; Norkus 2001: 314). Sobald man die Ebene der Idealtypen verlässt, stellt sich zudem die Frage, wie diese empirisch selten in reiner Form auftretenden Orientierungen zusammenwirken (Hempel 1965; Norkus 2001: 314). Mit dieser Frage hat man sich aber bereits von einem rein typologischen oder idealtypischen Vorgehen verabschiedet.

5.2 Die These der Ausblendung von Kosten-Nutzen-Erwägungen bei Emile Durkheim, Randall Collins, Jon Elster und Amitai Etzioni

Wie bereits betont, beinhaltet Webers Abgrenzung zweckrationalen Handelns von affektuell, traditionalem und wertrationalem Handeln die wichtige Einsicht, dass Akteure unter (nicht hinreichend spezifizierten) Umständen die möglichen Folgen des Handelns ausblenden, es also zu keiner Kosten-Nutzen-Abwägung kommt. Generell kann man diese Vorstellung als eine Kernthese soziologischer Handlungskonzepte ansehen. In diesem

⁴⁵ Dies wurde neuerdings unter anderem von Raymond Boudon in seinem Konzept der „kognitiven Rationalität“ aufgegriffen, auf das bereits bei der Diskussion wertbasierter Situationsdefinitionen eingegangen wurde.

⁴⁶ Auch Schluchter widmet sich in seinen neuesten Arbeiten weniger dem Anliegen eine wirkliche *Handlungstypologie* zu rekonstruieren, sondern belässt es bei einer sehr einfachen, direkt an Webers eigene Ausführungen anknüpfenden Rekonstruktion der vier Typen des Handelns (Schluchter 2006: 267f.).

Abschnitt gehe ich kurz auf einige besonders einflussreiche Formulierungen anderer Autoren ein.

Bereits vor Weber hat *Emile Durkheim* darauf hingewiesen, dass normative Überzeugungen zu einer Ausblendung von Anreizüberlegungen führen können. Ganz explizit betont er dies etwa, wenn er im Rahmen seiner Religionssoziologie Phänomene „moralischer Autorität“ beschreibt. Eine nahezu zwanghafte Wirkung habe eine Vorstellung, wenn sie „mit einer derartigen Kraft begabt ist“, dass sie „automatisch Handlungen hervorruft oder verhindert, von denen man überhaupt nicht mehr bedenkt, ob sie nützlich oder schädlich sind“ (Durkheim 1981: 286, Hervorhebung im Original).

Durkheim illustriert dies am Beispiel von Personen, denen moralische Autorität zugeschrieben und denen gemeinhin mit Ehrfurcht begegnet würde. Der Meinung derartiger Personen würden wir folgen, ohne „die Vor- oder Nachteile der Einstellung, die uns vorgeschrieben oder empfohlen sind“, zu betrachten. Wenn eine solche Person einen Befehl gäbe und dies mit einer starken „Intensität des Geisteszustands“ tue, entstünde ein „moralischer Zwang“ dem Befehl Folge zu leisten, welcher „jeden Gedanken an Überlegung und an Berechnung aus“ schließe (Durkheim 1981: 286).

Durkheim spricht auch von einem „innerlichen und rein geistigen Druck“ (Durkheim 1981: 286), es geht ihm hier also nicht um externe soziale Sanktionen. Allerdings entwickelt er nicht systematisch, in Abhängigkeit von welchen Faktoren die Wirksamkeit dieses moralischen Zwanges variiert.⁴⁷ So zentral diese Vorstellung für seine Soziologie ist, bleibt sie doch handlungstheoretisch unterentwickelt.

In jüngster Zeit hat *Randall Collins* explizit an Durkheim angeschlossen und dessen Erkenntnisse zur Bedeutung von „Ritualen“ mit Elementen interpretativer Ansätze zu einer mikrosoziologischen Theoriesynthese verbunden (Collins 2004). Auch Collins geht in seiner Theorie der Interaktionsrituale davon aus, dass individuelle Akteure einem Zwang unterliegen können: Situationen könnten Kontrolle über das Handeln von Akteuren ausüben. Dies gelte

⁴⁷ Dies wird an der beschriebenen Stelle deutlich, wenn Durkheim die These aufstellt, dass diese Macht kollektiver Vorstellungen „selbst jene fühlen, die jene Überzeugungen nicht teilen“, dann aber nicht etwa auf die Bedeutung sozialer Sanktionen verweist, sondern auf eine „einfache Ausstrahlung geistiger Energie, die in ihr liegt“ (Durkheim 1981: 287). Hier wie auch an anderen Stellen seines Werkes führt die an der Physik angelehnte Metaphorik eher zur Verdunklung und hat – gerade im Kontext der Redeweise vom Zwang sozialer Tatbestände – einer zu großen Teilen unberechtigten Lesart von Durkheim als Kollektivist Vorschub geleistet.

insbesondere für erfolgreiche Interaktionsrituale wie etwa Sportveranstaltungen, Rockkonzerte oder auch hitzige Diskussionsrunden. Diese würden bei Individuen starke „emotionale Energie“ hervorrufen, wodurch es zu einer Ausblendung von Kosten-Nutzen-Überlegungen kommen würde:

„Social sources of EE [emotional energy; CK] directly energize behavior; the strongest energizing situation exerts the strongest pull. Subjectively, individuals do not experience such situations as controlling them; because they are being filled with energy, they feel that they control. [...] But they need not exercise any conscious calculation over the costs and benefits of various alternatives. When EE is strong, they see immediately what they want to do.“ (Collins 2004: 181f.)

Der letzte Satz des Zitats enthält wiederum die bereits bei Weber und Durkheim zu findende Hypothese einer Ausblendung von Anreizen im Handeln. Dieses Ausblenden wird Collins zufolge letztlich durch Emotionen verursacht. Die Erklärungskraft seiner Theorie der Interaktionsrituale besteht darin aufzuzeigen, in Abhängigkeit von welchen Faktoren Interaktionsrituale in der Lage sind, emotionale Energie und andere Ergebnisse (z.B. geteilte Symbole oder Moralvorstellungen) zu produzieren.

Handlungstheoretisch entwickelt Collins dagegen keine Hypothesen über das Zusammenwirken verschiedener Einflussfaktoren. Der Grund dafür ist darin zu sehen, dass Collins von der Annahme ausgeht, dass Individuen emotionale Energie maximieren. Handlungstheoretisch müssen daher alle Wirkungszusammenhänge auf die Kurzformel „Maximierung von emotionaler Energie“ heruntergebrochen werden, was die Entwicklung eines umfassenderen Modells variabler Rationalität verhindert.⁴⁸ Es ist jedoch zweifelhaft, ob diese handlungstheoretische Kurzformel eine für soziologische Erklärungen ausreichend breite Mikrofundierung darstellt. Dass dies wohl nicht so ist und selbst Collins die Sichtweise, dass emotionale Energie das primäre Konstrukt auf der Ebene der Akteure ist, nicht konsistent durchzuhalten vermag, zeigen unter anderem folgende Ausführungen:

„Between interactions, EE [emotional energy; CK] is carried in the individual’s stock of symbols, in the cognitive part of the brain; it is an emotional mapping of the various kinds of interactions that those symbols can be used in, or that can be thought about through symbols. Thus emotional energy is specific to particular kinds of

⁴⁸ Vielmehr erinnert Collins’ Beschreibung von Handeln als Maximierung emotionaler Energie stark an Positionen des frühen Utilitarismus Benthamischer Prägung und des Behaviorismus. Die Bedeutung der kognitiven und interpretativen Dimension wird von Collins zwar keinesfalls vernachlässigt, erscheint aber handlungstheoretisch gegenüber der emotionalen Energie eher als Residualphänomen.

situations; it is a readiness for action, that manifests itself in taking the initiative in particular sorts of social relationships with particular persons.“ (Collins 2004: 118)

Hier wird offensichtlich, dass letztlich auch Collins wieder auf die handlungstheoretischen Konstrukte Bezug nehmen muss, die bereits im Kapitel zur Definition der Situation dargestellt worden sind: Individuen verfügen kognitiv über eine Menge an Symbolen und dies ist letztlich Wissen über typische Situationen einschließlich entsprechenden Handlungswissens. Die expansive und damit tendenziell aufweichende Redeweise von emotionaler Energie („emotional mapping“, „EE is carried in“ etc.) kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass man ohne diese Konzepte nicht auskommt und man sie ebenso ins Zentrum der Handlungstheorie rücken könnte. Freilich sollte auch nicht umgekehrt vernachlässigt werden, dass die Verankerung, die Aktivierung und der Einsatz von Situations- und Handlungswissen eine emotionale Dimension besitzen. Hinsichtlich emotionaler Motivationsaspekte und deren Rückbindung an soziale Situationen beinhaltet die Theorie von Collins denn auch wichtige Einsichten, auch wenn sie handlungstheoretisch nicht breit genug angelegt ist.

Ein weiterer Autor, der die These der Ausblendung von Kosten-Nutzen-Überlegungen vertritt, ist Jon Elster. Elster geht es darum, die autonome Wirkungsweise sozialer Normen und deren Nicht-Reduzierbarkeit auf Interessensphänomene aufzuzeigen. Dieser Ausgangspunkt ist ein merklicher Unterschied zu Collins' Fokus auf emotionale Energie. Er stimmt eher mit dem von Weber überein, der den Grund für die Folgenausblendung beim wertrationalen Handeln ja im „bewußten Glauben an den [...] *unbedingten* Eigenwert eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und *unabhängig vom Erfolg*“ sah (Weber 1980: 12). Ganz ähnlich definiert Elster soziale Normen und grenzt normgeleitetes Handeln von einem Verständnis rationalen Handelns ab, das stark an Webers Definition von Zweckrationalität erinnert:

„Rational action is concerned with outcomes. Rationality says, ‘If you want to achieve Y, do X’. By contrast, I define social norms by the feature that they are *not outcome-oriented*. [...] The imperatives expressed in social norms either are unconditional, or, if conditional, are not future-oriented.“ (Elster 1989: 98)

Trotz dieses im Vergleich zu Collins weitaus traditionelleren Ausgangspunktes gelangt Elster zu einer ganz ähnlichen Einschätzung der zentralen Bedeutung von Emotionen für die autonome Wirkungsweise sozialer Normen. Besonders anschaulich ist in diesem Zusammenhang seine Formulierung vom „grip on the mind“:

„Social norms have a *grip on the mind* that is due to the strong emotions their violations can trigger. I believe that the emotive aspect of norms is a more fundamental feature than the more frequently cited cognitive aspects.“ (Elster 1989: 100)

Im Gegensatz zu Weber, der emotionale und wertbasierte Motivationsbestandteile in Form unterschiedlicher Idealtypen analytisch getrennt hat, verweist Elster somit wie Collins auf Emotionen als einen zentralen Mechanismus normbasierten Handelns. Elster beschäftigt sich zudem ausführlich mit Versuchen die Entstehung und Wirkungsweise sozialer Normen im RC-Ansatz zu erklären bzw. abzubilden. In diesem Kontext präzisiert Elster seine Kritik am RC-Ansatz, indem er auf das sog. *Axiom von Archimedes* verweist. Dieses besagt, „that some kind of “trade-off” will always be possible“ (Borch 1968: 21; siehe auch Elster 1979: 126f.). Elster zufolge ist dieses Axiom nicht allgemeingültig bzw. nicht ausreichend, da soziale Normen häufig unbedingt geltende Imperative beinhalten und daher abwägungsresistent seien.

Fast zeitgleich mit Elster hat sich schließlich Amitai Etzioni in seinem Buch „The Moral Dimension“ (Etzioni 1988) entschieden gegen den traditionellen RC-Ansatz gewendet und die handlungstheoretische Bedeutung normativer und emotionaler Faktoren betont. Etzioni spricht von normativ-affektiven Faktoren oder kurz von N/A-Faktoren und stellt diese logisch-empirischen oder L/E-Faktoren gegenüber. Die letztere Bezeichnung erklärt sich aus Etzionis Definition von Rationalität, nach der rational handelnde Akteure auf Basis empirischer Evidenz und logischen Schlussfolgern diejenigen Mittel wählen, die ihren Zielen am zuträglichsten sind (Etzioni 1988: 91). Der Kern von Etzionis handlungstheoretischem Beitrag besteht in der Unterscheidung verschiedener Wirkungsweisen, in denen normativ-affektive Faktoren das Handeln von Akteuren prägen.

Die von Etzioni als *Exklusion* bezeichnete Wirkungsweise entspricht der These einer Ausblendung von Anreizen, wie sie bereits bei Durkheim, Weber, Elster und Collins nachgewiesen wurde:

„Excluded options are not considered by the actors; they are blocked from conscious deliberation [...] only one course of action or means is deemed appropriate. [...] When N/A fully excludes L/E considerations, actors choose a course of action without exploring alternatives, because they sense it is the right way to proceed.“ (Etzioni 1988: 96)

Als Beispiele nennt Etzioni Situationen der Hilfeleistung oder impulsives Kaufverhalten. In manchen Situationen kommt es dagegen nur zu einer partiellen Exklusion von Handlungsalternativen durch normativ-affektive Faktoren, so dass innerhalb der Menge wahrgenommener Alternativen wieder unter rationalen Gesichtspunkten gewählt wird. Bei Bildungs- oder Berufswahlentscheidungen würden etwa bestimmte Möglichkeiten erst gar nicht in Erwägung gezogen, ohne dass damit nur noch eine einzige Alternative übrig bliebe. Neben der (vollkommenen oder partiellen) Exklusion erläutert Etzioni noch zwei weitere Wirkungsweisen normativ-affektiver Faktoren.

Mit *Infusion* bezeichnet Etzioni den Einfluss normativ-affektiver Faktoren auf den Prozess der Auswahl zwischen mehreren Handlungsalternativen (Etzioni 1988: 98ff.). Dies gelte zum einen für die Bewertung der verschiedenen Alternativen, in die häufig normativ-affektive Faktoren eingingen. Hier wird allerdings nicht hinreichend klar, inwiefern sich dieser Einfluss von der Vorstellung von Präferenzen oder Zielen im RC-Ansatz unterscheidet. Die zweite von Etzioni genannte Form der Infusion bezieht sich auf das normativ oder affektiv verursachte Überspringen und vorzeitige Abbrechen bestimmter Schritte des Entscheidungsprozesses.

Drittens können normativ-affektive Faktoren *legitimierte Zonen der Indifferenz* festlegen (Etzioni 1988: 101f.). Damit ist gemeint, dass derartige Faktoren erst festlegen, wo vermeintlich rational auf Basis empirischer Evidenz und logischen Schlussfolgern entschieden wird. Beispiele wären etwa moderne Vorstellungen eines rationalen Konsums („Stiftung Warentest“, u.ä.) oder aber die normativen Anforderungen an das Verhalten von Arbeitnehmern. Hier greift Etzioni offensichtlich ein altes, unter anderem bei Durkheim und Parsons zu findendes Argument auf, demzufolge selbst offenbar rationales eigeninteressiertes Handeln erst durch ein normatives Fundament ermöglicht wird.

Auch Etzioni geht es also darum, ausgehend von einer bestimmten Konzeption (zweck-) rationalen Handelns, die Grenzen einer derartigen Sichtweise offen zu legen. Alle in diesem Abschnitt besprochenen Autoren wenden sich – mehr oder weniger explizit – gegen „das ökonomische Handlungsmodell“. Es verwundert daher nicht, dass die These einer Ausblendung von Kosten-Nutzen-Erwägungen in wechselndem terminologischen Gewand immer wieder auftaucht – zusammen mit der Forderung nach einer Handlungstheorie, die diese Begrenztheit überwindet (ebenso beispielsweise auch Wikström 2004, 2006). Durchgesetzt hat sich indes keine dieser Gegenkonzeptionen. In einem kürzlich erschienen Diskussionsforum zum 20jährigen Erscheinen von Etzionis „The Moral Dimension“ bemerkt etwa Beckert, dass selbst die Wirtschaftssoziologie nicht Etzionis Ansatz gefolgt ist (Beckert 2008), und ein anderer Beitrag setzt sich bezeichnenderweise mit der Frage auseinander, ob nicht bereits Parsons in „The Structure of Social Action“ von 1937 Gleiches in anderer Terminologie ausgeführt hätte (Lehman 2008).

Ein wichtiger (wenn nicht der zentrale) Grund für diesen mangelnden Theoriefortschritt besteht im Versäumnis, ein konkurrenzfähiges Selektionsmodell aufzustellen, welches die beschriebenen Einsichten präzisiert und explanativ nutzbar macht. Es reicht nicht zu wiederholen und zu illustrieren, dass die Ausblendung von Kosten-Nutzen-Erwägungen und andere ähnliche Phänomene existieren. Es muss vielmehr darum gehen, eine Handlungstheorie zu formulieren, die Hypothesen darüber abzuleiten erlaubt, unter welchen Bedingungen und mit welchen Konsequenzen derartige Phänomene auftreten.

Wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird, stellen die handlungstheoretischen Arbeiten von Alfred Schütz eine der wichtigsten Vorarbeiten zur Entwicklung einer solchen Theorie dar. Wie bereits Durkheim und Weber geht Schütz von der Annahme einer variablen Rationalität aus, entwickelt sich aber in einer deutlich anderen, für das interpretative Paradigma typischen Richtung weiter.

5.3 Variable Rationalität in der Theorie des Alltagshandelns von Alfred Schütz

Auch die verschiedenen Autoren, die dem interpretativen Paradigma zugerechnet werden können, gehen von der Annahme variabler Rationalität aus. Beispielsweise betont Anselm Strauss in einer Grundannahme seiner interaktionistischen Theorie des Handelns, dass Handlungen nicht notwendigerweise rational sind (Strauss 1993: 30), und führt in einer weiteren Annahme die Grundunterscheidung zwischen Routine-Interaktionen und problematischen Interaktionen ein (Strauss 1993: 43). Diese Unterscheidung wurde vor allem von Alfred Schütz entwickelt, der innerhalb der Soziologie wohl am systematischsten die variable Rationalität der Akteure zum Gegenstand theoretischer Überlegungen gemacht hat. Wie schon die im vorherigen Kapitel dargestellten Autoren betont Schütz die häufige Abwesenheit abwägender Reflexion im menschlichen Verhalten. Im Gegensatz zu ihnen führt er dies jedoch nicht auf die Bedeutung von Werten oder Moralvorstellungen zurück. In für das interpretative Paradigma typischer Manier konzentriert sich Schütz vielmehr zunächst auf das Verstehen alltäglichen Handelns (welches bei Weber als traditionaler bzw. *gewohnheitsmäßiger* Handlungstypus theoretisch eher eine Randstellung einnahm).

Nach Schütz bilden die Erfahrungen im Alltag normalerweise „eine Kette von Selbstverständlichkeiten“ (Schütz und Luckmann 1979: 32). Und dies gilt wohlgermerkt,

obwohl jede Situation *prinzipiell* neu ist. Der Grund ist, dass Akteure mit einem weitgehend impliziten und hinreichend abstrahierenden Wissensvorrat ausgestattet sind, den sie verwenden, um aktuelle Erfahrungen einzuordnen. Der Wissensvorrat besteht also aus „Typisierungen“ – d.h. mentalen Schemata oder Modellen –, welche dem Akteur eine Fraglosigkeit der Wahrnehmung und des Handelns ermöglichen, *ohne* dass dazu eine Eins-zu-eins-Identität von aktueller und vergangener Erfahrung erforderlich ist.⁴⁹ Dies geschieht auf Basis eines grundsätzlichen Vertrauens in die relative Konstanz der Welt und damit in die grundsätzliche Wiederholbarkeit früherer erfolgreicher Handlungen. Eine Terminologie von Edmund Husserl aufgreifend, spricht Schütz auch von den Idealisierungen des „Und So Weiter“ und des „Ich Kann Immer Wieder“ (siehe u.a. Schütz und Luckmann 1979: 29, 42, 65f.).

Die implizite Verwendung derartiger Idealisierungen erklärt sich daraus, dass der Erfahrungsvorrat der Akteure „zur Lösung praktischer Probleme“ dient (Schütz und Luckmann 1979: 36). Prinzipiell könnten sich Akteure zwar unbegrenzt über die Beschaffenheit der Welt Gedanken machen. Faktisch tun sie dies jedoch nur, soweit dies zur Bewältigung ihrer Situation notwendig erscheint (Schütz und Luckmann 1979: 149, 151). „[F]ür die Bewältigung der *aktuellen* Situation“, also zum Lösen praktischer Probleme bzw. zum Erreichen der aktuellen Handlungsziele können die allermeisten Sachverhalte unthematisiert bleiben (Schütz und Luckmann 1979: 151, Hervorhebung im Original). Wenn ein Akteur beispielsweise einen Gegenstand in einem Supermarkt kaufen möchte, ist es für die Abwicklung des Kaufvorganges bis auf Weiteres irrelevant, ob der Kassierer im Supermarkt gut oder schlecht gelaunt ist oder ob er die Unterschrift des Kunden wirklich prüft oder nur so tut. Dies sind dann sog. *offene* Möglichkeiten. Unter Umständen werden ehemals fraglose Situationsbestandteile jedoch problematisch und zum Gegenstand bewusster Auslegungsprozesse – aus offenen werden dann sog. *problematische* Möglichkeiten. In dieser Unterscheidung kommt die Annahme variabler Rationalität zum Ausdruck: Unhinterfragt verwendete Typisierungen einerseits, bewusste Auslegung problematischer Situationsbestandteile andererseits.

In zweierlei Hinsicht ist die Theorie des Alltagshandelns von Schütz von wegweisender Bedeutung für das in dieser Arbeit vorgestellte Selektionsmodell. Erstens hat er detailliert

⁴⁹ Dieser Punkt verweist erneut darauf, dass auch das unhinterfragte Alltagshandeln ständige, wenn auch meist unbewusste Orientierungsleistungen des Akteurs verlangt: „Das bloß durch die Neuigkeit jeder aktuellen Erfahrung gegebene Fragliche wird im routinemäßigen Ablauf der Ereignisse in der natürlichen Einstellung routinemäßig in Fraglosigkeit überführt.“ (Schütz und Luckmann 1979: 32)

beschrieben, auf welche Weise sowohl die Definition der Situation als auch das Handeln (Schütz spricht meist von der „Bestimmung“ und der „Bewältigung“ der Situation) als reflektierte Wahlentscheidungen zwischen problematischen Möglichkeiten *oder* als fraglose Anwendung von Typisierungen und „Rezepten“ vonstatten gehen können. Zweitens hat er darüber hinaus bereits die *Bedingungen* thematisiert, unter denen der eine oder der andere Fall zu erwarten ist.

Die analytische Trennung zwischen Situationsdefinition und Handeln einerseits und automatischer und reflektierender Informationsverarbeitung andererseits ist beispielsweise im folgenden Zitat ersichtlich:

„In der natürlichen Einstellung dient der lebensweltliche Wissensvorrat vor allem dazu, aktuelle Situationen zu bestimmen *und* zu bewältigen. Wie die Analyse [...] gezeigt hat, involviert dies entweder die *roulinemäßige* Anwendung des aus vergangenen Erfahrungen sedimentierten Gewohnheitswissens oder auch die *Auslegung* und Wiederauslegung vergangener Erfahrungen und Situationen. Der aktuelle Wissensvorrat wirkt foglich *entweder* als „*automatisches*“ Verhaltensmuster *oder* als ein explizites Interpretationsschema.“ (Schütz und Luckmann 1979: 286f., Hervorhebungen nicht im Original)

Die automatische Anwendung von Typisierungen aus dem aktuellen Wissensvorrat ist bereits oben skizziert worden. Den reflektierenden Prozess der Auslegung der Situation beschreibt Schütz nun als angemessenheitsorientiertes Abwägen relativer Glaubwürdigkeiten. Es handelt sich dabei um einen Prozess der Ausbildung eines Angemessenheitsglaubens, ganz so wie er bereits in Kapitel 4.3 im Kontext von Wertreflexionen spezifiziert wurde:

„Nach Abwägen der relativen Glaubwürdigkeiten und eventuell nach weiterer Auslegung und Bestimmung der in der Situation involvierten Erfahrungsobjekte und Relationen wird eine Entscheidung getroffen, die die Glaubwürdigkeit des einen Elements bestätigt, die des anderen aufhebt oder ein neues Wissensselement ausbildet, das den früheren seinem Sinn nach übergeordnet ist und eine zur Lösung der Situation ausreichende Glaubwürdigkeitsstufe hat. Auf diese Weise wird der in der Situation zutage getretene Widerspruch zwischen Wissensselementen in Widerspruchslosigkeit überführt.“ (Schütz und Luckmann 1979: 193)

Hinsichtlich des Handelns spricht Schütz auch von der fraglosen Anwendung von „Gebrauchsanweisungen“ und „Rezepten“ (Schütz 1972: 58). Häufig (etwa aufgrund „roulinemäßiger“ Passung oder stark „auferlegten“ Interesses) kommt es zum Handeln, *ohne* dass es „eine dem Handeln deutlich bewußte, in der Erinnerung normalerweise wieder faßbare Wahl zwischen inhaltlich verschiedenen Entwürfen“ gibt (Schütz und Luckmann 1984: 51). Vielmehr setzt die Handlung „wie von selbst“ ein, sofern sie nicht bewusst unterdrückt wird. Nur

in Situationen des Zweifels kommt es auch hinsichtlich des Handelns zum reflektierenden Abwägen zwischen problematischen Möglichkeiten (Schütz und Luckmann 1984: 55ff.).⁵⁰

Wie bereits erwähnt, besteht die zweite entscheidende Leistung von Schütz darin, bereits Hypothesen darüber aufgestellt zu haben, unter welchen Bedingungen Akteure einen Situationsbestandteil nicht mehr als fraglos gegeben, sondern als problematisch ansehen, wann also aus einer „Routine-Situation“ eine „problematische Situation“ wird (Schütz und Luckmann 1979: 150). Dies geschieht immer dann, wenn „eine aktuelle Erfahrung nicht schlicht in einen im Wissensvorrat vorhandenen Typus – und zwar auf der situationsrelevanten Ebene der Typ-Bestimmtheit – ‚hineinpasst‘“ (Schütz und Luckmann 1979: 246). Diese *mangelnde Passung* kann sich ergeben, wenn „keine routinemäßige Deckung“ zwischen Situationsbestandteil und Wissenselement zustande kommt, wenn das Wissenselement zu unbestimmt ist, um das Handeln in der aktuellen Situation hinreichend anzuleiten, oder wenn sich zwei Wissenselemente in der aktuellen Situation als widersprüchlich herausstellen (ebd.). Mit dieser zentralen Einflussgröße verweist Schütz bereits auf eine der vier Determinanten der Reflexion, welche durch die experimentelle Forschung im Umkreis der (sozial-)psychologischen dual-process-Theorien belegt wurden und auf die bereits in Kapitel 3.5.2 hingewiesen wurde (Chaiken und Trope 1999; Strack und

⁵⁰ Im Anschluss an die Definition der Situation kann der Akteur also vor problematischen Handlungsalternativen stehen oder nicht. Eine andere Interpretation scheint die folgende Stelle nahe zu legen, an der Schütz direkt zum Gebrauch des Konzepts der Definition der Situation in anderen Ansätzen Stellung nimmt: „Die heutige Soziologie sagt, der Handelnde müsse ‚die Situation definieren.‘ Er tut dies, indem er eine soziale Umwelt ‚offener Möglichkeiten‘ in ein geschlossenes Feld ‚problematischer Möglichkeiten‘ verwandelt, in welchem Wahl und Entscheidung, insbesondere die sogenannte ‚rationale‘ Wahl und Entscheidung möglich werden.“ (Schütz 1971a: 96) Zu beachten ist jedoch, dass Schütz die Begriffe bewusst in Anführungszeichen setzt, da es ihm hier um die *als-ob*-Methodologie anderer Ansätze geht. Diese postuliert, dass „der Soziologie das beobachtete soziale Handeln so beschreiben muß, *als ob* es in einem vereinigten Feld echter Alternativen *aufträte*, also in einem Feld problematischer und nicht offener Möglichkeiten.“ (Schütz 1971a: 97, Zweite Herhorhebung nicht im Original). Nach Schütz führt die Definition der Situation also keineswegs immer dazu, dass Handeln auch *subjektiv* (und nicht nur aus der Beobachterperspektive) zwischen problematischen Alternativen stattfindet. Die zitierte Stelle sollte daher *nicht* derart interpretiert werden, dass Schütz Frames als „*vorgefertigte* Muster problematischer Möglichkeiten“ ansieht oder die subjektive Definition der Situation „als Umwandlung offener in problematische Möglichkeiten“ (Esser 2001: 132). Die Situationsdefinition bildet zwar den Hintergrund, vor dem viele Alternativen als offen und unter Umständen manche als problematisch erscheinen. Es ist aber auch möglich, dass sich der Akteur subjektiv keinerlei problematischen Alternativen gegenüber sieht.

Deutsch 2004): Wenn die Passung eines Wissenselementes auf Bestandteile der aktuellen Situation hoch ist, besteht tendenziell kein Anlass für eine Reflexion.

Auch die Motivation als zweite Determinante der Reflexion wird von Schütz berücksichtigt, insofern er darauf verweist, dass „sowohl thematische als auch interpretative Relevanz unlöslich mit Motivationsrelevanz verknüpft ist“ (Schütz und Luckmann 1979: 254). Es kommt daher darauf an, wie „*motivationsmäßig* wichtig“ eine „interpretative Entscheidung“ für den Akteur ist, in welchem Ausmaß sie also „für sein Verhalten, für sein Handeln, letztlich für seine Lebensführung relevant ist.“ (Schütz und Luckmann 1979: 255).⁵¹ Den übrigen zwei Determinanten, den Gelegenheiten zur Reflexion und ihrem Aufwand, hat Schütz dagegen deutlich weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Es lassen sich jedoch auch hier – jedenfalls bei genauerem Hinsehen – vereinzelte Hinweise finden (siehe bereits Esser 2001: 151).

So führt Schütz an einer Stelle aus, dass Akteure „normalerweise handeln müssen und nicht reflektieren können, um den Forderungen des Augenblicks zu genügen“ (Schütz 1972: 32), was auf die Bedeutung der situativ variablen *Gelegenheiten* zur Reflexion verweist. Und in seinem bekannten Aufsatz zum Fremden betont Schütz, dass das Wissen der Handelnden „ein Wissen von vertrauenswürdigen *Rezepten* [ist], um damit die soziale Welt auszulegen und um mit Dingen und Menschen umzugehen, damit die besten Resultate in jeder Situation *mit einem Minimum von Anstrengung* und bei Vermeidung unerwünschter Konsequenzen erlangt werden können“. (Schütz 1972: 58, Hervorhebung nicht im Original). Diese Stelle verweist nicht nur wiederum auf die Motivation zur Reflexion („Vermeidung unerwünschter Konsequenzen“), sondern auch auf die generelle Tendenz, Anstrengungen soweit wie möglich zu vermeiden. Vor allem Peter L. Berger und Thomas Luckmann haben, wichtige Einsichten der deutschen philosophischen Anthropologie aufgreifend, diesen Aspekt systematisch eingearbeitet (Berger und Luckmann 1980). Danach befreien Institutionen Akteure von der „Bürde der Entscheidung“ (Berger und Luckmann 1980: 57) und ermöglichen ihnen eine „Routinegewißheit“, durch die sie „Zeit und Kraft [...] für ihre gesamte seelische Ökonomie“ sparen (Berger und Luckmann 1980: 61).⁵²

⁵¹ Schütz spricht entsprechend auch von der „motivationsrelevanten Definition der Situation“ (Schütz 1971b: 161). Das heißt, dass jede Situation praktisch „nur *beschränkt auslegungsbedürftig*“ ist, da sie „nur insofern bestimmt zu werden [braucht], als dies zu deren Bewältigung notwendig ist“ (Schütz und Luckmann 1979: 149).

⁵² Berger und Luckmann knüpfen hier an Arnold Gehlen an, der auch von der „Gewißheit des Selbstverständlichen“ spricht (Gehlen 1974: 72). „Es sieht so aus, als ob in dem Element „Tradition“ etwas für unsere innere Gesundheit Unverzichtbares steckte. [...] In Traditionen des Verhaltens, des Wertens und Geltenlassens werden doch, in langen Zeiten herausexperimentiert, Fundamente gelegt, die man nicht dauernd in Frage stellen muß, die keine Entscheidungszumutungen stellen, weil sie habitualisiert sind. Und außerdem ist unser Einverständnis mit den anderen im gleichen Traditionsrahmen ja konfliktlos schon gegeben. [...] Das ist eine ungeheure Entlastung, die wir für eine ewige Belastung mit dem „*discriminative*

Wenn man verschiedene Stellen im Gesamtwerk von Schütz verbindet und die an ihn anschließende Wissenssoziologie mit einbezieht, findet man also durchaus Hinweise auf alle vier Determinanten der Reflexion, die in der (sozial-)psychologischen Forschung mittlerweile auch experimentell gut belegt sind.⁵³

Zusammenfassend betrachtet hat Schütz damit sicherlich die umfassendste theoretische Behandlung der variablen Rationalität der Akteure vorgelegt und dabei wohlgerne auch die Definition der Situation systematisch mit einbezogen. Allerdings ging es Schütz weniger um eine *erklärende* Handlungstheorie als um eine sog. Konstitutionsanalyse der Lebenswelt und der Strukturen des Alltagshandelns.⁵⁴ Seine begrifflichen phänomenologischen Ausführungen gehen dabei noch deutlich über die hier vorgenommene selektive Darstellung hinaus (siehe etwa die Darstellungen bei Esser 2001; Schneider 2002). Aus der Perspektive der erklärenden Soziologie defizitär bleibt jedoch die mangelnde Präzisierung des *Zusammenwirkens* der verschiedenen Einflussgrößen. Auch wenn die Theorie von Schütz bereits wichtige Orientierungshypothesen bereithält, fehlt die Aufstellung eines Selektionsmodells, aus dem sich dann auch empirisch prüfbare Kausalhypothesen ableiten lassen könnten.

Bevor einige formale Modelle dargestellt werden, die die variable Rationalität der Akteure zum Gegenstand haben, wende ich mich im folgenden Abschnitt kulturtheoretischen Perspektiven zu, die im Zuge des „cultural turn“ in den Sozialwissenschaften an Popularität gewonnen haben. Auch wenn sie teilweise einen anderen geistesgeschichtlichen Hintergrund als die Theorie von Schütz haben (Joas und Knöbl 2004: 188f.), stimmen sie doch in vielerlei Hinsicht mit seinen Ausführungen überein.

strain“, dem Unterscheidungs- und Entscheidungsdruck, preisgegeben haben. Und weiter: nur auf der Basis des Selbstverständlichen, gewohnheitsmäßig Gewordenen und der Kritik und Kontrolle Entzogenen kann man „sublimieren“, kann man hohe Lösungen improvisieren oder einmal im vollen Bewußtsein des Gewichts und Risikos ein geistiges oder moralisches Experiment versuchen“ (Gehlen 1974: 64).

⁵³ Damit korrigiere ich meine am Rande einer Diskussion mit Christian Etzrodt geäußerte Einschätzung, bei Schütz fehlten die vier mittlerweile erforschten Determinanten der Reflexion (Kroneberg 2008b: 268, FN 5). Für das von Etzrodt im Anschluss an Schütz aufgestellte „Alternativmodell“ behält diese Einschätzung allerdings ihre Gültigkeit (ebd.).

⁵⁴ Mit dem Begriff der Lebenswelt wird bei Schütz „jener Wirklichkeitsbereich“ bezeichnet, „den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit schlicht gegeben bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist.“ (Schütz und Luckmann 1979: 25)

5.4 Kulturtheoretische Perspektiven: Pierre Bourdieu und neuere praxistheoretische Ansätze

Die Arbeiten von interpretativen Autoren wie Blumer, Cicourel, Garfinkel, Goffman oder Schütz haben zu einer „Verschiebung vom *homo sociologicus* zu einem kulturtheoretischen, wissensorientierten Verständnis menschlichen Handelns“ geführt (Reckwitz 2004: 306). Diese kulturtheoretische Perspektive wurde in unterschiedliche Richtungen weiter ausgearbeitet (für einen ausführlichen Überblick siehe Reckwitz 2000). Teile dieser Entwicklungen sind ausgesprochen einflussreich und für die in dieser Arbeit entwickelte Handlungstheorie von besonderer Bedeutung. Dazu zählt zuvorderst Pierre Bourdieus Konzept des Habitus. Im Folgenden stelle ich daher zunächst Bourdieus Erklärungsansatz dar und diskutiere dann eine Reihe weiterer praxistheoretischer Argumente. Selbstverständlich ist die Darstellung dabei wiederum selektiv, weil an der hier verfolgten Zielsetzung einer integrativen und erklärenden Handlungstheorie orientiert.

Ein Spezifikum kultur- und praxistheoretischer Ansätze hatten wir bereits bei der Darstellung interpretativer Ansätze kennen gelernt. Anstatt wie Weber oder auch noch Parsons Werte und Interessen als Erklärungsfaktoren heranzuziehen, wird ein Schwerpunkt auf subtiler wirkende und häufig auch *vorreflexive* Prädispositionen gelegt. *Pierre Bourdieus* handlungstheoretische Ausführungen sind in besonderem Maße durch diese Schwerpunktsetzung geprägt. Zentral ist hierbei sein Konzept des Habitus. Dieser ist ein „Erzeugungsprinzip“, das den Wahrnehmungen, Bewertungen und Handlungsmustern eines Akteurs zu Grunde liegt. Als solches besteht der Habitus nicht aus einzelnen konkreten Gewohnheiten („habits“), sondern ist ein viel tiefer liegendes, nicht direkt beobachtbares Dispositionssystem. Als theoretisches Konstrukt hat es für Bourdieu „unter anderem die Funktion, die stilistische Einheitlichkeit zu erklären, die die Praktiken und Güter eines einzelnen Akteurs oder einer Klasse von Akteuren miteinander verbindet“ (Bourdieu 1998: 21). Ein Beispiel für solch eine stilistische Einheitlichkeit wären etwa der Bildungseifer, Ernst und Fleiß und der dadurch entstehende Eindruck der Angestrengtheit, wie sie Bourdieu dem französischen Kleinbürgertum der 60er Jahre zugeschrieben hat (Bourdieu 1987a: 500ff.).

Da Kleinbürger sozialen Aufstieg anstrebten (im Gegensatz zur Arbeiterklasse hätten sie dabei nämlich eine durchaus beachtliche Erfolgswahrscheinlichkeit), ohne in frühester Kindheit mit dem notwendigen („hoch“-)kulturellen Wissen ausgestattet worden zu sein, versuchten sie diesen Mangel im Rahmen von Bildungseinrichtungen auszugleichen. Im

Unterschied zum frühkindlichen, spielerischen Umgang mit Kulturgegenständen im Bildungsbürgertum und der Vertrautheit und Gewissheit, die dieser Umgang mit sich bringt, machten sich Kleinbürger fast zwangsläufig die Ernsthaftigkeit und relative methodische Strenge zu eigen, mit der Kulturgegenstände in Bildungseinrichtungen behandelt und besprochen würden. Dies umfasse vor allem auch die Orientierung auf eine sachliche Korrektheit von kulturbezogenen Urteilen, wodurch eine tendenziell „gierig-bemühte wie naiv-ernsthafte Fixierung“ auf legitime Kultur entstehe (Bourdieu 1987a: 513).

In dieser Weise disponiert der Habitus den Kleinbürger zu bestimmten Wahrnehmungen und Bewertungen („Geschmack“), aber auch zu bestimmten Praktiken, also Handlungsmustern. Dies gilt Bourdieu zufolge nicht nur für den Bereich des Umgangs mit Kulturgegenständen. Vielmehr kommt es zu einer *Generalisierung* dieser Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsweisen, die sich entsprechend auch in anderen Situationen und institutionellen Kontexten zeigen. So tendierten etwa Kleinbürger dazu, eher nur ein Kind zu bekommen, um durch diese Zurückhaltung den eigenen Aufstieg in der Nachfolgeneration absichern oder möglichst viele Ressourcen in deren weiteren Aufstieg investieren zu können (Bourdieu 1987a: 529f.).

Selbstverständlich ist es eine empirische Frage, in welchem Ausmaß diese „stilistische Einheitlichkeit“ tatsächlich besteht und wie stark sie an die Klassenlage von Akteuren rückgebunden ist. Hier geht es nur um Bourdieus zu Grunde liegende Handlungstheorie. Für deren Einschätzung ist es lediglich wichtig festzustellen, dass Bourdieu nicht den Fehler macht, das Konzept des Habitus zu reifizieren. So nimmt er *nicht* an, dass es *den einen* Habitus gibt, der das Handeln eines Akteurs strukturiert. Vielmehr lassen sich Variationen in den Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata *analytisch* auf verschiedenen Ebenen voneinander abgrenzen. Entsprechend kann man nicht nur den Habitus unterschiedlicher sozialer Klassen in den Blick nehmen, sondern auch den verschiedener Klassenfraktionen (z.B. Handwerker, Landwirte, Intellektuelle oder Techniker), Generationen oder gar den von Individuen, in den dann wohl auch deren Persönlichkeit eingeht. Insofern folgt Bourdieu in diesem Punkt der Einsicht der erklärenden Soziologie, dass theoretische Konstrukte je nach der vorliegenden Fragestellung spezifiziert werden müssen und sollten.

In seinen handlungstheoretischen Ausführungen betont Bourdieu immer wieder, wie weitgehend Handeln durch den Habitus strukturiert wird. Nicht zuletzt in Konfrontation zum RC-Ansatz hebt er hervor, dass selbst aus der Beobachterperspektive rational erscheinendes Handeln in Wirklichkeit auf weitgehend unbewusst wirkende und langfristig ausgebildete Dispositionssysteme zurückzuführen sei. Die typischerweise zu beobachtende Anpassung des Handelns an die objektiven Möglichkeiten bestehe, „ohne daß doch die

Handlungssubjekte das geringste Kalkül angestellt oder auch nur, mehr oder minder bewußt, eine Einschätzung der Erfolgsaussichten vorgenommen haben müßten.“ (Bourdieu 1976: 167). Wie an vielen anderen Stellen ist Bourdieu hier sichtlich bemüht, die Bedeutung zukunftsgerichteter, bewusst gebildeter Erwartungen zu relativieren.

Bourdieu wurde daher wiederholt ein handlungstheoretischer Determinismus vorgeworfen, da er das Verhalten zu eng an den Habitus und damit letztlich die Klassenlage binde (Celikates 2006; Janning 1991: 168f.; Reckwitz 2000: 308ff.; Reckwitz 2003: 297). Demgegenüber ist jedoch zu betonen, dass der Habitus nicht unmittelbar zu bestimmten Handlungen (oder Gedanken, Wahrnehmungen und Bewertungen) führt. Aus ihm ergibt sich lediglich eine *Disposition* zu bestimmten Arten zu handeln. Wie genau ein Akteur handelt, ergibt sich unter anderem aus dem jeweiligen Kontext („Feld“) und den Eigenschaften der spezifischen Situation sowie daraus, wie er den verbleibenden Spielraum ausgestaltet (Bourdieu und Wacquant 1996: 115). Der Habitus eines Akteurs schränkt seine Art zu handeln also einerseits durchaus ein und disponiert zu bestimmten Handlungsformen, lässt ihm aber andererseits innerhalb dieser Grenzen und Konditionierungen einen prinzipiell unbegrenzten Spielraum. Entsprechend stellt Bourdieu fest, der Habitus böte eine „konditionierte und bedingte Freiheit“, die „der unvorhergesehenen Neuschöpfung ebenso fern [steht] wie der simplen mechanischen Reproduktion ursprünglicher Konditionierungen.“ (Bourdieu 1987b: 103). Diese Gleichzeitigkeit von Begrenztheit und Indeterminiertheit zu erfassen, stellt zweifelsohne eine große Herausforderung für jede Handlungstheorie dar. Sie verweist zudem bereits auf die variable Rationalität der Akteure, insofern deren Handeln *in bestimmter Hinsicht* unhinterfragt durch den Habitus geprägt ist, *in anderer Hinsicht* aber durchaus reflexiv und kreativ ist.⁵⁵ In Reaktion auf seine Kritiker hat Bourdieu mittlerweile sogar explizit zugestanden, dass es neben dem Habitus noch weitere Erzeugungsprinzipien gibt:

„Der Habitus ist ein Produktionsprinzip von Praktiken unter anderen, und obwohl er sicher häufiger eingesetzt wird als jedes andere – „wir sind“ heißt es bei Leibniz, „in Dreiviertel unserer Handlungen Automaten“ –, ist doch nicht auszuschließen, daß unter gewissen Umständen – insbesondere in Krisensituationen, in denen die unmittelbare Angepaßtheit von Habitus und Feld auseinanderbricht – andere Prinzipien, so das bewußte und rationale Kalkül, an seine Stelle treten.“ (Bourdieu 1989: 397)

⁵⁵ Wie in Kapitel 6 gezeigt wird, lässt sich dies im MFS darstellen, wenn man zwischen Skript- und Handlungsselektion trennt und die Unterscheidung eines automatisch-spontanen und eines reflexiv-kalkulierenden Modus der Selektion relational (d.h. analytisch) interpretiert.

Auch Bourdieu bestreitet also nicht die Existenz verschiedener Erzeugungsprinzipien, die hier als variable Rationalität der Akteure bezeichnet wird. Er hat dieser Variation und ihren Determinanten jedoch keine theoretische Aufmerksamkeit geschenkt.⁵⁶ Es bleibt dadurch unklar, wann genau das bewusste rationale Kalkül empirisch relevant wird und in welcher Weise es handlungsleitend wirkt (König 2003: 109). In diesem Punkt besitzt Bourdieus Werk ein eklatantes handlungstheoretisches Defizit und fällt weit hinter die Theorie des Alltagshandelns von Schütz zurück. Dennoch stellt es einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer Handlungstheorie dar, welche die variable Rationalität der Akteure systematisch berücksichtigt: Vor allem in Form seines Habitus-Konzepts hat Bourdieu aufgezeigt, auf welche Weise Verhalten durch spontan oder vorreflexiv wirkende Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata geprägt sein kann, und welche soziologische Relevanz, etwa für die Erklärung sozialer Ungleichheit, derartigen Phänomenen zukommt.

In programmatischen Beiträgen zu sog. praxistheoretischen Kulturtheorien werden neben der Bedeutung vorreflexiver Dispositionssysteme noch eine Reihe weiterer Elemente hervorgehoben, die teilweise bereits bei Bourdieu sowie einer Reihe anderer Autoren zu finden sind. Der Erklärungsanspruch und die analytische Orientierung, die noch bei Bourdieu deutlich erkennbar ist, werden dabei jedoch häufig zu Gunsten des Ziels, lediglich ein „handlungstheoretisches Vokabular“ (Reckwitz 2004) zu entwickeln, aufgegeben. Nicht alle Elemente praxistheoretischer Ansätze sind daher für eine erklärende Handlungstheorie relevant und manche stehen ihrer Entwicklung sogar entgegen. Dies gilt insbesondere für die Forderung, *soziale* Praktiken – und nicht etwa einzelne Handlungen oder kognitive Selektionen – als „kleinste Einheit der sozialwissenschaftlichen Analyse“ zu behandeln, wie sie u.a. Reckwitz in seiner Kritik sog. mentalistischer Kulturtheorien vorbringt:

„Für die *mentalistischen Kulturtheorien* ist der Ort des Sozialen auf der Ebene mentaler Eigenschaften zu suchen [...]. Kleinste Einheiten der sozialwissenschaftlichen Analyse sind dann die *kognitiven Strukturen* oder *mental-intentionalen Akte*. Für die *Praxistheorien* sind der Ort des Sozialen und die kleinste Einheit der sozialwissenschaftlichen Analyse stattdessen die ‚*sozialen* Praktiken‘ (die Praktik des Verhandeln, des

⁵⁶ Bourdieus mangelndes Interesse an anderen Erzeugungsprinzipien steht in der Tradition der Auffassung, der Soziologie müsse es in erster Linie um die (sozialen) Begrenzungen der menschlichen Wahlfreiheit gehen. Entsprechend betrachtet er vor allem die Rückbindung des Habitus an die soziale Herkunft und gegenwärtige Klassenlage, seine strukturierende Kraft und seine Wechselwirkungen mit dem jeweiligen sozialen Feld.

Konsumierens, eines wissenschaftlichen Diskurses etc.) – diese werden als routinisierte Formen körperlicher ‚performances‘ und sinnhafter Verstehensleistungen begriffen, welche in der Praxis *untrennbar* aneinander gekoppelt auftreten.“ (Reckwitz 2004: 318, Hervorhebungen nicht im Original)

Praxistheoretische Ansätze fallen hier einer Variante der „fallacy of misplaced concreteness“ (Alfred North Whitehead) zum Opfer. Sicherlich werden „mental-intentionale Akte“ *empirisch* niemals von isolierten Akteuren als punktuelle und rein kognitive Orientierungsleistungen erbracht. Vielmehr ist jede Situationsdefinition auf irgendeine Weise sozial konstituiert, in eine zeitlich ausgedehnte und ebenfalls soziale Praxis eingebettet und die Körper der Beteiligten spielen dabei ohne Frage auch immer eine konstitutive Rolle. Daraus, dass all dies empirisch „untrennbar“ aneinander gekoppelt ist, ziehen praxistheoretische Ansätze jedoch falsche Konsequenzen. Was empirisch gekoppelt ist, kann *analytisch* dennoch *zunächst* getrennt behandelt werden. Nur eine Handlungstheorie, die individuelle Situationsdefinitionen zunächst als individuelle Selektionen erklärt, kann als Mikrofundierung von Analysen sozialer Prozesse dienen, innerhalb derer mehrere Akteure in ihren Situationsdefinitionen aneinander anschließen und diese wechselseitig durch ihr Handeln beeinflussen.

Es hätte dagegen verheerende Konsequenzen, wenn man stattdessen *soziale* Praktiken als „kleinste Einheit der sozialwissenschaftlichen Analyse“ behandeln würde. Denn wie sollen etwa Verlauf und Ergebnisse von Verhandlungsprozessen (oder beliebigen anderen sozialen Praktiken) erklärt oder verstanden werden, wenn diese Prozesse selbst die *kleinste* Analyseeinheit darstellen? Ein Rekurs auf die Deutungsschemata, Strategien und normativen Überzeugungen einzelner Beteiligter wäre dann ja streng genommen eine unzulässige Betrachtung kleinerer Einheiten. Ironischerweise geraten derartige Praxistheorien somit in eine ähnliche Problemlage wie dezidiert makrosoziologische Ansätze: Eine Erklärung der interessierenden Zusammenhänge und Prozesse kann immer nur durch eine verdeckte Verletzung der eigenen theoretischen und methodologischen Prinzipien geleistet werden. Oder aber praxistheoretische Arbeiten geben das Ziel einer wissenschaftlichen Erklärung vollkommen zu Gunsten eines rein begrifflich-deskriptiven Herausschälens der wechselseitigen Bezogenheit und komplexen Verwobenheit von Körperlichkeit, Sozialität, Temporalität etc. auf.⁵⁷

⁵⁷ In der zu Grunde liegenden meta-theoretischen Perspektive scheinen Handlungstheorien denn auch nur ein „Vokabular“ bereit zu stellen und als „begriffliches Instrumentarium für empirische Analysen [zu] dienen“ (Reckwitz 2004: 325). Anstatt die *explanative* Bedeutung von Handlungstheorien zu diskutieren, wird

Insgesamt besteht der Hauptbeitrag praxistheoretischer Kulturtheorien für die Entwicklung einer erklärenden Handlungstheorie in einem vertieften Verständnis der Wirkungsweise inkorporierter und vorbewusster kultureller Dispositionssysteme. Akteure schöpfen in ihrem Handeln aus einem kulturellen Repertoire an (mehr oder weniger) sozial geteilten Gewohnheiten, Fähigkeiten und Ausdrucksformen, um immer wieder neue Handlungsstrategien zu entwerfen (Swidler 1986). Wenn kulturell geprägte Akteure auf konkrete Handlungssituationen treffen, entsteht daraus für das Verhalten immer eine Gleichzeitigkeit von kultureller Begrenztheit und praktischer Indeterminiertheit, wie sie bereits im Kontext von Bourdieus Habitus-Konzept beschrieben wurde.

Um das explanative Potential dieser Vorstellungen zu realisieren, bedarf es jedoch einer stärker analytischen Spezifikation der beschriebenen Wirkungszusammenhänge. Dies gilt insbesondere für die Fragen, wie genau kulturelle Repertoires dazu führen, dass Akteure in bestimmter Weise handeln, und wie die immer verbleibenden Handlungsspielräume ausgenutzt werden. Beide lassen sich nur beantworten, indem man die variable Rationalität der Akteure noch expliziter zum Thema macht, als dies in den dargestellten kulturtheoretischen Ansätzen geschieht, und dabei den entscheidenden Schritt zu einer selektionstheoretischen Spezifikation wagt.

5.5 Zur formalen Modellierung variabler Rationalität: Das Modell von Ronald A. Heiner

Im Rahmen des RC-Ansatzes wurde früh mit der Entwicklung formaler Modelle begonnen, welche erklären helfen sollten, warum menschliches Entscheidungshandeln selten den wirtschaftswissenschaftlichen Lehrbüchern folgt, sondern vielmehr durch eine mitunter extrem begrenzte Rationalität gekennzeichnet ist. Ausgehend von den frühen Arbeiten von Herbert Simon bestand die Lösung zunächst darin, die Beschaffungs- und Verarbeitungskosten von Informationen mit einzubeziehen und ihren Grenzerträgen

bezeichnenderweise noch eher darauf verwiesen, „dass Sozialtheorien [...] kulturelle Semantiken für das menschliche Selbstverständnis liefern und insofern – ob sie wollen oder nicht – eine ethisch-politische Dimension besitzen“ (Reckwitz 2004: 325).

gegenüberzustellen (Riker und Ordeshook 1973; Simon 1955; Stigler 1961; Stigler und Becker 1977). Phänomene begrenzter Rationalität erscheinen dann nicht als Widerspruch zur Maximierungsannahme, sondern im Gegenteil als deren Ausdruck (Riker und Ordeshook 1973: 23). Da sowohl Kosten als auch Grenzerträge zusätzlicher Informationen von Fall zu Fall variieren können, lässt sich zudem erklären, warum und in Abhängigkeit von welchen Faktoren die Rationalität menschlichen Entscheidungsverhaltens variiert.

Eine Darstellung der verschiedenen, in ihren Implikationen weitgehend übereinstimmenden Modelle gibt Esser (siehe Esser 1999c: Kap. 8). Im Folgenden beschränke ich mich auf das besonders umfassende und erklärungsstarke Modell von Ronald A. Heiner (Heiner 1983, 1985, 1988). Ausgangspunkt ist ein Verhaltensrepertoire, das eine Menge A an Handlungsalternativen umfasst, und eine spezifische Handlung a , die nicht Teil dieser Menge ist. Die Frage ist nun, unter welchen Umständen es sich für einen Akteur lohnt, über die begrenzte Auswahl, die das Verhaltensrepertoire bietet, hinaus auch noch die Alternative a mit einzubeziehen. Die variable Rationalität besteht hier also in der Anzahl der betrachteten Alternativen, wobei sich über eine entsprechende Definition der Menge A beliebige Punkte auf dem Kontinuum der Anzahl einbezogener Alternativen betrachten lassen. Das Modell von Heiner konzeptualisiert den Einbezug einer zusätzlichen Handlungsalternative in die Wahlentscheidung selbst als (vorgeschaltete) Selektion. Dadurch wird es möglich, diese Meta-Selektion selbst wiederum nutzentheoretisch zu erklären.

Aus der Wahl der Handlung resultiert ein Gewinn g_a , wenn sie tatsächlich die optimale Alternative darstellt, und ein Verlust l_a , wenn dies nicht so ist. Gewinn und Verlust werden dabei als Differenz zum Ertrag bei einer Auswahl nur aus der Alternativenmenge A gemessen. Die Wahrscheinlichkeit, dass Bedingungen vorliegen, unter denen die Handlung a optimal ist (genauer: zu mindestens so hohen Erträgen führt wie jede Alternative aus der Menge A), wird mit π_a bezeichnet. Wäre ein Akteur immer dazu in der Lage, die optimale Alternative zu identifizieren, so wäre mit der Handlung a insgesamt ein Erwartungsnutzen $\pi_a g_a + (1 - \pi_a) l_a$ verbunden – im Vergleich zu der begrenzten Auswahl auf Basis von A . Das Modell von Heiner geht aber davon aus, dass Akteuren auch Fehler unterlaufen können, die Reflexion also nicht immer gelingt. Die bedingten Wahrscheinlichkeiten, dass sich der Akteur für die Handlung a entscheidet, wenn sie optimal bzw. nicht optimal ist, werden als r_a bzw. w_a notiert. Entsprechend ist der zusätzliche Erwartungsnutzen aus dem Einbezug der Handlung a gleich

$$\Delta EU(a) = r_a \pi_a g_a + w_a (1 - \pi_a) l_a.$$

Der Einbezug der zusätzlichen Handlung a – also ein Mehr an Rationalität – lohnt sich, wenn der zusätzliche erwartete Gewinn $r_a \pi_a g_a$ den erwarteten Verlust $w_a(1 - \pi_a)l_a$ übersteigt. Diese Ungleichung lässt sich zu der von Heiner betrachteten Reliabilitätsbedingung umformen:

$$\frac{r_a}{w_a} > \frac{l_a}{g_a} \cdot \frac{1 - \pi_a}{\pi_a}$$

Der Quotient auf der linken Seite der Ungleichung kann als Reliabilität, d.h. als Zuverlässigkeit interpretiert werden, mit der ein Akteur die Handlung a unter den „richtigen“ Zuständen der Welt wählt anstatt unter den falschen (Heiner 1985: 391). Wenn Akteure keine Fehler machen ($r_a = 1$ und $w_a = 1$), lohnt es sich immer die zusätzliche Handlungsalternative a mit einzubeziehen: Die konventionelle Entscheidungstheorie nimmt an, dass dieser Grenzfall für alle objektiv möglichen Handlungsalternativen a zutrifft (Heiner 1985: 392). Sie ist im Modell von Heiner insofern als Spezialfall enthalten. Dieser ist jedoch angesichts der Komplexität empirischer Handlungssituationen nicht besonders realistisch.

In seinen weiteren Analysen zeigt Heiner auf, wie sich aus einem derartigen Modell variabler Rationalität informationshaltige Hypothesen ableiten lassen, die zum Verständnis sozialer Phänomene beitragen (Heiner 1983: 567ff.; Heiner 1985). Dabei disaggregiert er die sich unter Unsicherheit ergebende Fehlerwahrscheinlichkeit in zwei zusammenwirkende Aspekte: die Imperfektheit der verfügbaren Information und die Imperfektheit in der *Verarbeitung* der verfügbaren Information (Heiner 1985: 393f.). Eine zentrale Implikation des Modells besagt, dass *detailliertere* Informationen unter Umständen eher zu einer *Begrenzung* der Alternativenmenge führen, da sie die Fehleranfälligkeit von in ihrer Informationsverarbeitung imperfekten Akteuren erhöht. Es sind gerade die Komplexität und Unsicherheit als Merkmale von Handlungssituationen, die dazu führen, dass Akteure auf Basis von Regeln (Routinen, Instinkten, Normen u.ä.) handeln, und die somit zur Vorhersagbarkeit menschlichen Handelns beitragen.

Für eine Beurteilung von Heiners Modell ist es sinnvoll danach zu fragen, ob bzw. inwieweit es die vier erwähnten, empirisch belegten Determinanten der Reflexion zu berücksichtigen vermag. Explizit einbezogen werden vor allem die Gelegenheiten und die Motivation zur Reflexion. Bessere Gelegenheiten zur Reflexion lassen sich im Modell durch einen höheren Wert des Reliabilitätsquotienten r_a/w_a abbilden. Je besser die Gelegenheiten sind, desto weniger Fehler macht der Akteur. Dies hängt sowohl von seinen Kompetenzen als auch von der Komplexität und weiteren Eigenschaften der Entscheidungssituation ab (Heiner

1985: 393f.). Die Motivation zur Reflexion steigt mit dem Gewinn (g_a), den die zusätzliche Handlungsalternative verspricht, und sinkt mit dem Verlust (l_a), der durch ihre Wahl entstehen könnte. Leicht ergänzen bzw. berücksichtigen ließe sich auch der Reflexionsaufwand als dritte Determinante der Reflexion. Da Gewinn und Verlust im Vergleich zum Ertrag bei einer Auswahl nur aus der Alternativenmenge A gemessen werden, geht in diese Größen auch der Reflexionsaufwand als Kosten einer erweiterten Auswahl ein. Die vierte Determinante lässt sich schließlich theoretisch mit der Höhe der Wahrscheinlichkeit ($1 - \pi_a$) in Verbindung bringen. Diese ist umso höher, je stärkere Anzeichen dafür bestehen, dass eine Handlung aus der begrenzten Alternativenmenge A bereits optimal ist, es also der zusätzlichen Handlung a nicht bedarf.

Das Modell vermag demnach alle vier Determinanten der Reflexion zu berücksichtigen. Zudem ist es Heiner – wie bereits zuvor einer Reihe anderer Autoren (Riker und Ordeshook 1973; Stigler 1961; Stigler und Becker 1977) – gelungen, ein präzises Selektionsmodell zu entwickeln, das erklärt, wann Akteure mehr oder weniger rational entscheiden. Damit ist der entscheidende Schritt zu einer erklärenden Handlungstheorie getan, welcher bei den soziologischen Ausarbeitungen des Konzepts der variablen Rationalität unterblieben ist.

Ein Grundproblem informationsökonomischer Ansätze besteht jedoch darin, dass sie den wirklichen Entscheidungsprozessen bzw. der substantiellen Interpretation von Modellparametern zu wenig Aufmerksamkeit schenken. Dadurch werden wichtige Aspekte vernachlässigt und es entstehen theoriearchitektonische Probleme wie das eines unendlichen Regresses. Wie von Kritikern bereits früh betont wurde, ist es nicht möglich, rational zu entscheiden, ob man sich rational entscheiden bzw. reflektieren sollte (Stiglitz 1985: 23; Winter 1964: 264). Erstens sind dazu Informationen notwendig, die bereits einen Beginn der Reflexionstätigkeit voraussetzen (Collins 1993: 66). Zweitens könnte man auch die Entscheidung über das Entscheiden wieder zum Gegensatz einer Entscheidung dritter Ordnung machen und dies ließe sich ad infinitum fortsetzen (Kappelhoff 2004: 80; Schneider 2006). Die in den Formeln des Modells von Heiner und ähnlicher Modelle ausgedrückten Zusammenhänge können daher *nicht* im Sinne eines Nutzen-Kosten-Kalküls unter bewusster Ausbildung zukunftsbezogener Erwartungen interpretiert werden.

Gegen diese Kritik könnte man noch einwenden, dass im RC-Ansatz eine derart psychologische Interpretation gewöhnlich ohnehin nicht vertreten würde. Durch den Verzicht auf eine nähere substantielle Interpretation gehen jedoch wichtige Aspekte und Einsichten verloren, die von sozialpsychologischen und soziologischen Arbeiten herausgearbeitet worden

sind. Nicht zuletzt deshalb hat Herbert Simon in seinen späteren Beiträgen die psychologischen, der variablen Rationalität zu Grunde liegenden Mechanismen in den Vordergrund gerückt (Simon 1993). In deren Zentrum steht die unkontrollierte Aktivierung mentaler Modelle durch die Wiedererkennung musterartiger symbolischer Hinweisreize und die darauf folgende, oftmals ebenfalls unreflektierte und emotionale Auslösung von Verhaltensprogrammen.

Eine derartige realistischere Interpretation macht u.a. deutlich, dass die Anzeichen dafür, dass man auch ohne Reflexion eines bestimmten Sachverhalts auskommt, *keine* rein kognitive Erwartung darüber sind, ob ein begrenztes Verhaltensrepertoire ausreicht. Vielmehr geht es um die *Aktivierung* einer bestimmten Disposition oder eines ganzen Programms, die unter Umständen mit starken Emotionen einhergeht – etwa wenn Interaktionsteilnehmer mutwillig eine als geltend empfundene Norm zu verletzen scheinen. Eine starke Aktivierung mag dem Organismus durchaus als reliables Signal dafür dienen, dass eine ganz bestimmte bekannte Reaktionsweise jetzt höchst situationsrelevant und problemlösend ist. Diese Funktionalität sollte jedoch deutlich von der Zielorientierung zukunftsbezogener Erwartungen und reflektierter Entscheidungen abgegrenzt werden. Andernfalls entsteht zwangsläufig ein zu kognitivistisches und dadurch empirisch inadäquates Bild der handlungsgenerierenden Mechanismen. Man verliert damit insbesondere die Fähigkeit, jene Fälle variabler Rationalität explanativ zu berücksichtigen, die von soziologischen Autoren wie Durkheim, Elster oder Collins hervorgehoben wurden. In diesen erfolgt die Begrenzung der berücksichtigten Handlungsalternativen aufgrund stark verankerter normativer Überzeugungen, die mit entsprechenden Emotionen verknüpft sind. Die *Gründe* der Akteure sind dabei ebenfalls häufig normativer Natur (Boudon 1996, 2003) und haben nichts mit der Funktionalität einer Begrenzung des Verhaltensrepertoires zu tun.

Für das Ziel einer integrativen erklärenden Handlungstheorie bleibt somit Folgendes festzuhalten: Erstens sollte der Idee, den Grad der Rationalität als Ergebnis einer Meta-Selektion zu erklären, gefolgt werden, um auf diese Weise zu einer präzisen selektionstheoretischen Spezifikation zu gelangen. Zweitens sollte die substantielle Interpretation dieser Meta-Selektion mit Bedacht erfolgen. Vor allem sollten ihre Parameter im Sinne der empirisch belegten Determinanten der variablen Rationalität interpretiert werden können. Erst darüber wird es drittens möglich, das Konzept der variablen Rationalität mit dem der Definition der Situation zu verknüpfen, wobei die situative Aktivierung von mentalen Modellen und Verhaltensprogrammen das entscheidende Bindeglied bildet.

Zwischenbetrachtung: Die Vielfalt soziologischer Handlungskonzepte und das Ziel einer erklärenden integrativen Handlungstheorie

In der kritischen Diskussion des RC-Ansatzes wurden mit der Definition der Situation und der variablen Rationalität der Akteure zwei Phänomene hervorgehoben, deren Einbezug für die Entwicklung einer erklärungsstärkeren und soziologisch fruchtbareren Handlungstheorie zentral erscheint. Zudem wurde auf experimentelle Befunde verwiesen, die ihre zentrale Bedeutung als Variationsquellen menschlichen Handelns belegen. Es ist daher kein Zufall, dass in der Soziologie bereits eine Vielzahl handlungstheoretischer Arbeiten vorliegt, die diese Phänomene zum Gegenstand haben oder sogar ins Zentrum ihrer Betrachtung rücken. Die Liste der in den beiden vorangehenden Kapiteln behandelten Autoren dürfte deutlich machen, dass man die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure mit gutem Recht als Kernkonzepte der soziologischen handlungstheoretischen Tradition bezeichnen kann.

Die Darstellung der bisherigen Ansätze ergibt allerdings nicht nur das Bild gemeinsamer Grundthemen, sondern auch das einer ausgesprochenen Vielfalt in der verwendeten Terminologie und den betrachteten Aspekten. Dies wirft die Frage auf, wie mit dieser Vielfalt theoretisch umzugehen ist. Das Ziel des im folgenden Kapitel dargestellten Modells der Frame-Selektion besteht darin, die Orientierungshypothesen traditioneller soziologischer Ansätze in eine analytisch präzise, integrative Handlungstheorie zu überführen und dabei nicht zuletzt auch die Erklärungskraft des RC-Ansatzes zu bewahren. Dieser Anspruch unterscheidet das Modell der Frame-Selektion von anderen Syntheseversuchen, die kein erklärendes Selektionsmodell, sondern lediglich integrative Konzeptualisierungen entwickeln.

Beispielsweise hat bereits Jeffrey C. Alexander betont, dass die verschiedenen mikrosoziologischen Ansätze jeweils nur begrenzte Sichtweisen menschlichen Handelns bereitstellen und es daher zuvorderst einer Synthese rationalistischer und nicht-rationalistischer Theorien bedarf, um eine zufriedenstellende allgemeine Handlungstheorie zu entwickeln (Alexander 1988: 308). Sein eigenes Modell versucht die verschiedenen Theorieelemente als analytische Dimensionen einer umfassenderen Konzeptualisierung zu integrieren, die an Parsons' unit act angelehnt ist. Damit entwickelt Alexander lediglich „a more complex way of conceptualizing the basic components of contingent action“ (Alexander 1988: 312). Obwohl er in seiner Zielsetzung von einem „microempirical model of individual action“ spricht (Alexander 1988: 301), handelt es sich dabei offenbar *nicht* um ein erklärendes Selektionsmodell, aus dem sich empirisch prüfbare Hypothesen ableiten ließen.

Gleiches gilt für den Synthesversuch von Mustafa Emirbayer und Ann Mische, die die vielleicht komplexeste Konzeptualisierung menschlichen Handelns in der Soziologie vorgelegt haben (Emirbayer und Mische 1998). In deren Zentrum steht die Vorstellung eines Dreiklangs der Handlungswirksamkeit („*chordal triad of agency*“). Damit ist gemeint, dass jedes Handeln drei zeitliche Bezüge aufweist, nämlich auf die Vergangenheit, die Zukunft und die Gegenwart hin orientiert ist (Emirbayer und Mische 1998: 971). Emirbayer und Mische bezeichnen diese zeitlichen Orientierungen als das iterationale, das projektive und das praktisch-evaluative Element der Handlungswirksamkeit. Empirisch variabel sei, welcher dieser Bezüge bei einem konkreten Handeln dominiere. Ihre Konzeptualisierung sieht weiter vor, dass jede dieser Orientierungen die jeweils anderen als „Untertöne“ enthält (Emirbayer und Mische 1998: 972). Schließlich charakterisieren sie die drei Orientierungen jeweils über drei „dominante Töne“. Beispielsweise umfasst die iterationale, vergangenheitsbezogene Orientierung die Prozesse der selektiven Aufmerksamkeit, der Wiedererkennung von Typen und der kategorialen Einordnung (Emirbayer und Mische 1998: 979). Jede der zeitlichen Orientierungen weist demnach „ihre eigene interne Klangstruktur“ auf, die aus ihren drei dominanten Tönen und den zwei, auf die anderen zeitlichen Orientierungen verweisenden Untertönen besteht (Emirbayer und Mische 1998: 972).

Die Konzeptualisierung von Emirbayer und Mische besitzt zweifelsohne ausufernde Züge (siehe dazu selbst Emirbayer und Mische 1998: 972, FN 8). Die Entwicklung derartiger Konzeptualisierungen ist die logische Konsequenz eines Theorieverständnisses, das die Hauptaufgabe der soziologischen Handlungstheorie darin sieht, menschliches Handlungsvermögen möglichst zutreffend und detailliert zu beschreiben. Dieses wurde bereits in Kapitel 2.4 als typisch für *komplexitätserschließende Ansätze* beschrieben.

In dieser metatheoretischen Perspektive werden Theoriediskussionen zu einer Konkurrenz der Konzeptualisierungen, der tieferen oder angemesseneren Erfassung des Gegenstands. Bezeichnenderweise trägt der Aufsatz von Emirbayer und Mische den Titel „What is Agency?“ und „Was ist Handeln?“ gilt Joas und Knöbl als eine der Hauptfragen der Sozialtheorie (Joas und Knöbl 2004). Die Möglichkeit, bestimmte Fragen (z.B. die nach der in anderen Ansätzen stillschweigend vorausgesetzten Körperkontrolle der Akteure) zu stellen, wird dabei häufig als Argument für die *Höherwertigkeit* der eigenen Konzeptualisierung und damit des eigenen Ansatzes vorgebracht. Dies ist insofern verfehlt, als die Güte von Konzeptualisierungen bzw. abstrahierenden Annahmen immer nur in Bezug auf ein Erklärungsproblem bzw. im Rahmen von kausalen Erklärungen beurteilt werden kann.

Zudem führt eine durch „Was ist“-Fragen geleitete Theorieentwicklung zu einem weiteren Problem. Es existiert keine Stoppregel für die Komplexitätssteigerung in der Gegenstandserfassung. Das Ergebnis sind eine Vervielfachung der betrachteten Teilaspekte bzw. der begrifflichen Struktur sowie immer prinzipieller werdende oder tiefer zielende Problematisierungen ehemals sehr einsichtig wirkender Annahmen. Dadurch leistet diese Form der „Theorie“-Entwicklung kaum einen Beitrag für das Aufstellen, empirische Überprüfen und vorläufige Akzeptieren oder Verwerfen von Kausalhypothesen. Im Gegenteil:

Das Aufstellen theoretischer Modelle wird mit der fortschreitenden Komplexität der Gegenstandserfassung immer schwieriger.⁵⁸

Aus der Perspektive der erklärenden Soziologie muss der Vielfalt soziologischer Handlungskonzepte daher anders begegnet werden. Der erste Schritt besteht darin, zu erkennen bzw. anzuerkennen, dass verschiedene Ansätze von unterschiedlichen Aspekten des Gegenstands *abstrahieren* (Schneider 2002: 298ff.). Insoweit sie dies tun, beschäftigen sie sich mit unterschiedlichen Fragen und es macht wenig Sinn, über die Höherwertigkeit ihres „handlungstheoretischen Vokabulars“ (Reckwitz 2004) zu diskutieren. Vielmehr sollte es zweitens darum gehen, die Beziehungen zwischen den verwendeten Konzepten offen zu legen. Idealerweise können dadurch Ansatzpunkte für eine theoretische Integration innerhalb einer umfassenderen *und* erklärenden Handlungstheorie identifiziert werden.

Hinsichtlich der Konzepte der Definition der Situation und der variablen Rationalität der Akteure wurden in den vorherigen Kapiteln einige derartige Integrationsmöglichkeiten herausgearbeitet. Ein wichtiger Fall ist das Konzept der Werte, das bei Weber, Durkheim und Parsons eine zentrale Stellung einnimmt, von interpretativen, kulturtheoretischen oder praxistheoretischen Ansätzen dagegen als inadäquat kritisiert wird. Letztere fokussieren stattdessen auf den situativ sensitiven und durch subtile Prädispositionen angeleiteten Handlungsfluss (Emirbayer und Mische 1998; Joas 1992). Beispielsweise bringt Collins diese Kritik unter Bezugnahme auf zentrale Konzepte von Weber und Parsons wie folgt zum Ausdruck:

„We are told of something called „legitimacy“, and of „values“, floating somewhere in the conceptual sky beyond the heads of real people in ordinary situations.“ (Collins 2004: 103)

Kritisiert wird hier offensichtlich vor allem die *Abstraktionshöhe* von Konzepten wie dem der Legitimität oder dem der Werte. Wie Collins selbst bemerkt, ist es jedoch durchaus möglich, die mit diesen Begriffen bezeichneten Phänomene in spezifische Kognitionen und

⁵⁸ Gleichwohl können durch komplexere Konzeptualisierungen neue und potentiell interessante Teilaspekte des Explanandums ins Blickfeld geraten. So betont der neopragmatistische Ansatz von Joas, dass Ziele der Akteure selten exogen und fix vorgegeben sind, sondern sich vielmehr häufig erst im Handlungsverlauf herauskristallisieren (Joas 1992). Im Rahmen einer *erklärenden* Theorie wäre beispielsweise danach zu fragen, unter welchen Bedingungen Ziele relativ stabil sind und wann sie im Gegensatz dazu eher Produkt des Handlungsverlaufs sind. Auf diese Weise bliebe man nicht bei einer neuen Konzeptualisierung stehen, sondern könnte letztlich einen Zuwachs an theoretischem und empirischem Wissen erlangen.

damit verbundene Emotionen zu übersetzen (Collins 2004: 102). So wurde in Kapitel 4 aufgezeigt, welche Beziehungen zwischen dem Konzept der Werte und zentralen Konzepten interpretativer Ansätze, nämlich dem der Situationsdeutung und dem der signifikanten Symbole, bestehen. Danach lassen sich Reflexionen über Werte als Spezialfall überlegter Situationsdefinitionen begreifen, in denen es darum geht, welcher Wert in der aktuellen Situation zu Recht Geltung beansprucht. Während Wertereflexionen im Alltag eher Ausnahmeerscheinungen darstellen, haben fast alle Situationen einen latenten Wertbezug. Wie Collins zu Recht betont, sind sich Akteure dieses Wertbezugs meist nicht bewusst. Um handlungsleitend zu wirken, bedürften Werte daher einer Institutionalisierung und Internalisierung in Form von situativ bzw. symbolisch aktivierten Handlungsregeln und -dispositionen. Das Konzept der Werte ist demnach nicht generell inadäquat oder unnütz, sondern bedarf der Verknüpfung mit handlungsnäheren Konzepten. Eine integrative erklärende Handlungstheorie sollte erlauben, diese Beziehungen im Rahmen eines Selektionsmodells zu spezifizieren und damit explanativ nutzbar zu machen.

Die Darstellung bisheriger theoretischer Arbeiten zur Definition der Situation und variablen Rationalität der Akteure erlaubt noch weitere derartige Beziehungen aufzudecken. Auch diese zeigen, dass ein Großteil der Unterschiede zwischen verschiedenen Ansätzen in erster Linie unterschiedliche Abstraktionsniveaus widerspiegelt. Zumindest hinsichtlich der beiden hier interessierenden Phänomene kann eine entsprechende Anordnung vorgenommen werden.

Dabei sind Parsons' voluntaristische Theorie des Handelns und der RC-Ansatz die abstraktesten Ansätze. Parsons richtet sein Hauptaugenmerk darauf, dass *jedes* Handeln einer normativen Orientierung bedarf und durch diese geprägt ist. Im RC-Ansatz wird umgekehrt betont, dass *jedes* Handeln als Ausdruck konsistenter Präferenzen sowie von Restriktionen und Erwartungen analysiert werden kann. Beide Sichtweisen sind insofern äußerst abstrakt, als Unterschiede in den genaueren handlungsgenerierenden Mechanismen ausgeblendet werden. Bei Parsons geschieht dies vor dem Hintergrund eines rein konzeptuell bleibenden Interesses an den notwendigen Bestandteilen menschlichen Handelns. Im RC-Ansatz zeigt sich darin die Bevorzugung eines möglichst sparsamen Handlungsmodells, dessen Anwendung ohne Betrachtung psychologischer Entscheidungsprozesse auskommt.

Auf einem niedrigeren Abstraktionsniveau bewegen sich die handlungstheoretischen Ausführungen von Max Weber und Alfred Schütz. Mit seiner Handlungstypologie fokussiert Weber von vornherein auf Unterschiede in der Handlungsverursachung. Wie gezeigt wurde, spiegeln diese Unterschiede teilweise die variable Rationalität der Akteure (traditionales und

affektuelles im Gegensatz zu zweck- und wertrationalem Handeln), teilweise die unterschiedliche Bedeutung einer vorgängigen, überlegten Situationsdefinition (wertrationales im Gegensatz zu zweckrationalem Handeln) wider. Auch Schütz bezieht Situationsdeutungen und unterschiedliche Arten der Informationsverarbeitung als Variationsquellen menschlichen Handelns mit ein. Anstatt bei Typen des Handelns stehen zu bleiben, beantwortet seine Theorie des Alltagshandelns, unter welchen Bedingungen das unhinterfragte Befolgen von Routinen bewussten Auslegungsprozessen weicht. Zudem beschreiben er und andere Autoren des interpretativen Paradigmas genauer, wie Akteure zu einer Definition der Situation gelangen und welche Bedeutung dabei signifikanten Symbolen zukommt. Die Theorie von Schütz leistet damit die am weitesten gehenden Vorarbeiten für eine erklärende Handlungstheorie, welche die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure berücksichtigt.⁵⁹

Die von soziologischen Ansätzen betrachtete Komplexität in der Handlungsverursachung wurde allerdings bislang nur teilweise in analytisch präzise Selektionsmodelle überführt. Die in den Kapiteln 4.4 und 5.5 dargestellten formalen Modelle sind zwar in vielerlei Hinsicht wegweisend. Ihre Reichweite bleibt aber unter anderem dadurch begrenzt, dass sie in der Regel ausschließlich auf die Definition der Situation *oder* Bedingungen und Konsequenzen variabler Rationalität fokussieren. Das im Folgenden dargestellte Modell der Frame-Selektion stellt eine integrative Handlungstheorie dar, die beide Phänomene und ihre Verknüpfung berücksichtigt. Obwohl sie substantiell über die Kernannahmen des RC-Ansatzes hinaus geht,

⁵⁹ Auf einem ähnlichen Abstraktionsniveau wie Weber und Schütz operieren einige weitere der behandelten Ansätze. Sie beschränken sich auf eine eingehendere Analyse bestimmter Aspekte, z.B. der Bedingungen für die Anerkennung von Geltungsansprüchen (Boudon, Habermas) oder der Ausblendung von Kosten-Nutzen-Überlegungen aufgrund starker Emotionen (Collins, Elster). Dagegen könnte man neuere praxistheoretische Ansätze auf einem *niedrigeren* Abstraktionsniveau verorten. Substantiell dürfte die hier entwickelte Handlungstheorie in der Lage sein, die meisten der von diesen Ansätzen hervorgehobenen Phänomene einzubeziehen. Dies gilt etwa für die Bedeutung präreflexiver Handlungsdispositionen (Bourdieu 1987b; Swidler 1986), den konstitutiven Situationsbezug menschlichen Handelns (Joas 1992: 235) oder Phänomene des Selbst-Framings (siehe bereits Esser 2001: 306f.). Unter soziologischen Erklärungsgesichtspunkten wenig fruchtbar erscheint dagegen die Betrachtung menschlichen Verhaltens als eines „flüssigen“, „wechselhaften“, „offenen“, „rekursiven“ oder kreativen Prozesses (Emirbayer und Mische 1998: 988). Empirisch hätte wohl niemand etwas an dieser Charakterisierung auszusetzen. Wissenschaftstheoretisch spiegelt sie jedoch eine Position wider, die fälschlicherweise suggeriert, auf jegliche Abstraktion verzichten zu können, und dabei empirische Erklärungsziele aus den Augen zu verlieren droht.

bleibt sie andererseits seinem von analytischer Präzision geprägten Erklärungsideal verpflichtet.

6 Das Modell der Frame-Selektion

Im Folgenden wird das Modell der Frame-Selektion (MFS) dargestellt. Es greift die wichtigen soziologischen Einsichten in die Bedeutung der Definition der Situation und der variablen Rationalität auf und überführt sie in eine *erklärende* Handlungstheorie. Da diese Konzepte durchaus facettenreich und mehrdeutig sind, bedarf es zunächst einer Reihe von Spezifizierungen. Diese werden im folgenden Abschnitt vorgenommen. Gleichzeitig werden die Grundgedanken der Frame-Selektionstheorie dargestellt, wie sie von Hartmut Esser entwickelt worden sind (Esser 1996a, 2001). Dabei zeigt sich, auf welche Weise das Modell an die in den vorherigen Kapiteln dargestellten handlungstheoretischen Ansätze anschließt und deren zentrale Argumente zu integrieren erlaubt. Erst danach wird das MFS formal entwickelt.

6.1 Grundlegende Konzepte des MFS

Frames, Skripte, Handeln

Thomas zufolge ist die Definition einer Situation „an interpretation, or point of view, and eventually a policy and a behavior pattern“ (Thomas 1937: 18). Es ist jedoch analytisch geboten, die *Folgen* einer Situationsdefinition nicht bereits in die Definition des Konzepts mit aufzunehmen. Nur dann wird die Frage, inwieweit mit einer bestimmten Situationsdefinition Handlungsrichtlinien und ein Verhaltensmuster verknüpft sind, der theoretischen und empirischen Analyse zugänglich. Das MFS trennt daher zwischen drei substantiellen Selektionen: Der Selektion eines Frames, eines Skripts und einer Handlungsalternative.

Einer Situation eine bestimmte Interpretation zu geben, heißt sie in bestimmter Weise zu rahmen bzw. sie mit Hilfe eines entsprechenden Frames zu interpretieren. Frames sind also Situationsdeutungen und beantworten als solche die Frage „Was geht hier eigentlich vor?“ (Goffman 1977: 35). Dabei kann zunächst vollkommen offen gelassen werden, ob der Akteur

sich diese Frage bewusst stellt oder ob er die Situation vor- oder unbewusst interpretiert (siehe dazu noch unten). In jedem Fall verlangt jegliches Handeln ein Mindestmaß an Situationsverständnis, welches immer auch eine Orientierungsleistung des Akteurs darstellt.

Das MFS ermöglicht den Einfluss der Situationsdeutung beim verstehenden Erklären des Handelns zu berücksichtigen. Damit wird jedoch nicht verlangt, die gesamte Definition der Situation des Akteurs zu rekonstruieren. Dies wäre eine nicht zu bewältigende Aufgabe. Denn grundsätzlich gilt, dass jede Situation „*unbeschränkt auslegbar*“ ist (Schütz und Luckmann 1979: 149):

„Jede Situation hat einen unendlichen inneren und äußeren Horizont; sie ist nach ihren Beziehungen zu anderen Situationen, Erfahrungen usw. auslegbar, auf ihre Vorgeschichte und ihre Zukunft hin. Zugleich ist sie unbeschränkt auf die sie konstituierenden Einzelheiten zerlegbar und interpretierbar.“ (Schütz und Luckmann 1979: 149)

Es ist daher prinzipiell unmöglich, alle unbewussten und bewussten Annahmen zu rekonstruieren, die ein Akteur in einer bestimmten Situation seinem Handeln zu Grunde legt. Von der grundsätzlichen Unmöglichkeit dieses Unterfangens abgesehen, wäre bereits sein Versuch verfehlt. Denn dem MFS geht es nicht um eine essentialistische Betrachtung des Phänomens „Situationsdefinition“, sondern um das Ziel, soziologisch interessante *Variation* im Verhalten zu erklären.

Zunächst muss daher in Form einer möglichst klaren Fragestellung bestimmt werden, um welche Variation es geht. Ausgehend davon sind Hypothesen darüber zu entwickeln, ob und inwiefern die interessierende Variation im Handeln auf bestimmte, typische Unterschiede in der Situationsdefinition zurückzuführen ist. Frames (und Gleiches gilt auch für Skripte und Handlungsalternativen) sind folglich *analytisch* durch den soziologischen Beobachter abzugrenzen. Dies gilt auch, wenn sich das Erkenntnisinteresse unmittelbar auf die Erklärung unterschiedlicher Situationsdeutungen bezieht (z.B. Meulemann und Hellwig 2001).

Gerade aufgrund dieses analytischen Gebrauchs des Frame-Konzepts ist eine Minimaldefinition zu befürworten, nach der ein Frame eine bestimmte Deutung einer Situation bzw. eines Merkmals einer Situation darstellt. Insofern solch eine Deutung immer impliziert, die Partikularität der vorliegenden Situation mit schon Bekanntem in Bezug zu setzen, ist es nützlich, den kognitionspsychologischen Begriff des *Schemas* oder *mental*

Modells zu verwenden (Augoustinos und Walker 1995: 32; Moskowitz 2005: 162f.).⁶⁰ Entsprechend werden Frames im MFS häufig auch als mentale Modelle der Situation bezeichnet (Esser 2001: 262). Es ist allerdings erneut zu betonen, dass Frames analytisch abzugrenzen sind und sich daher auch auf einzelne Situationsmerkmale beziehen können (vgl. Strauss und Quinn 1997: 52).

Im MFS werden individuelle Situationsdefinitionen als *Selektion* aus einer Alternativenmenge konzeptualisiert.⁶¹ Dies ist unabdingbar, um dem Anspruch einer erklärenden Handlungstheorie gerecht zu werden. Denn nur so kann erklärt werden, *warum* ein Akteur eine Situation auf eine *bestimmte* Weise, also „so und nicht anders“ definiert hat. Dies gilt auch für die Beantwortung der anschließenden Frage, warum ein Akteur ein bestimmtes Skript (oder kein Skript) aktiviert.

Für die meisten Situationen verfügen Akteure über typische Handlungsdispositionen oder ganze Handlungsprogramme, welche im MFS als Skripte bezeichnet werden. Es sind mentale Modelle des Handelns innerhalb definierter Situationen (Esser 2001: 263). Sie setzen also eine gewisse Situationsdeutung immer schon voraus.

Skripte können sich auf zeitlich mehr oder weniger ausgedehntes Verhalten beziehen, auf individuelles Handeln ebenso wie auf geordnete Abläufe sozialen Handelns (z.B. das Anzünden einer Zigarette oder die Teilnahme an einem Gottesdienst). Der aus der Kognitionspsychologie stammende Begriff des Skriptes (Abelson 1976, 1981; Schank und Abelson 1977) wird im MFS damit bewusst weit gefasst. Er erlaubt die Betrachtung verschiedener Arten von Normen, Konventionen, Routinen und anderer kultureller und emotionaler Verhaltensprogramme (Elster 1989: 100ff.). Wichtig ist, dass Skripte als

⁶⁰ Augoustinos und Walker definieren den Schema-Begriff als „a mental structure which contains general expectations and knowledge of the world. This may include general expectations about people, social roles, events, and how to behave in certain situations“ (Augoustinos und Walker 1995: 32). Das MFS fokussiert auf zwei Arten solcher Schemata (mentale Modelle der Situation und solche des Handelns). Ergänzend zur zitierten Definition ist zu beachten, dass ihre mentale Verankerung nicht rein kognitiver Natur ist, sondern eine emotionale Komponente besitzt.

⁶¹ Damit wird keinesfalls behauptet, dass alle Interaktionsteilnehmer bereits klar umrissene und feste Deutungsalternativen in soziale Situationen „mitbringen“ und es in diesen nur noch um die Frage geht, welche von ihnen zur Situationsdefinition verwendet werden sollte. Dies würde aus der Perspektive interpretativer Ansätze zu Recht als inadäquat erscheinen. Die in Anwendungen (in aller Regel nachträglich) zu spezifizierenden Selektionsmengen werden im MFS vielmehr ganz explizit als analytische Konstruktionen des soziologischen Beobachters aufgefasst.

Handlungsdispositionen oder –programme nicht nur Handlungswissen umfassen, sondern um Ziele herum organisiert sind (Schank und Abelson 1977: 15) bzw. eine motivationsmäßige Bindung („commitment“) beinhalten (Abelson 1981: 719).

Nachdem ein Akteur die vorliegende Situation definiert und möglicherweise ein entsprechendes Skript aktiviert hat, beantwortet er die Frage „Was werde ich tun?“. Dies kann auf Basis des zuvor aktivierten Skripts geschehen. Nicht immer folgen Akteure aber in ihrem Handeln den sozialen Erwartungen, eigenen Routinen oder emotional aufgeladenen Verhaltensprogrammen. Zudem existiert kein Skript, das das Handeln in jeglicher Hinsicht eindeutig regeln würde. Skripte enthalten vielmehr Leerstellen, die der Akteur auf Basis situativer Erwägungen ausfüllen muss (Abelson 1981). Die Handlungsselektion ist daher ein dritter, analytisch eigenständiger Schritt.

Die meisten Rational-Choice-Theorien betrachten ausschließlich die Handlungsselektion. Das MFS berücksichtigt dagegen die Bedeutung der „Definition der Situation“ über die Schritte der Frame- und Skript-Selektion, die dem Handeln vorausgehen und es prägen. Auf diese Weise vermag es die zentralen handlungstheoretischen Einsichten zu integrieren, die in den diversen soziologischen Ansätzen gewonnen worden sind.

Beispielsweise lässt sich Bourdieus Konzept des Habitus im MFS rekonstruieren, indem man die Bewertungs- und Wahrnehmungsschemata als Frames und die Handlungsschemata als Skripte begreift. Ein anderes Beispiel ist die – gegen Parsons' Konzeption vorgebrachte – Einsicht interpretativer Ansätze, dass Normen erst handlungsleitend werden können, nachdem grundlegendere Orientierungs- und Interpretationsleistungen erbracht worden sind. Diese vorgelagerten Prozesse können im MFS als Frame- und Skript-Selektion konzipiert werden. Hier zeigt sich auch der analytische Mehrgewinn einer Unterscheidung von Frames und Skripten: Wenn Interesse an einer tieferen Analyse der Voraussetzungen des Handelns besteht, können durch diese Konstrukte unterschiedlich grundlegende Orientierungsleistungen erfasst werden.

Das MFS erlaubt also die in soziologischen Ansätzen hervorgehobenen handlungsleitenden Phänomene einzubeziehen.⁶² Die individuellen und situativen Merkmale, die es als Handlungstheorie in den Vordergrund stellt, sind denn auch unmittelbar soziologisch anschlussfähig. Beispielsweise unterscheiden sich Akteure infolge unterschiedlicher Sozialisationsprozesse darin, über welche Frames und Skripte sie verfügen und wie stark

⁶² Dies gilt, obwohl die vom MFS verwendeten Konstrukte terminologisch stärker an Theorien aus der kognitiven Sozialpsychologie und der kulturellen Anthropologie angelehnt sind. Wie im Folgenden gezeigt wird, besitzen diese Theorien ein explanatives Potential, das es für die Soziologie nutzbar zu machen gilt (DiMaggio 1997).

diese mental verankert sind. Frames und Skripte bilden den „lebensweltlichen Wissensvorrat“ (Alfred Schütz) eines Akteurs und stehen somit für die Prägung seiner Identität durch den gesellschaftlich-kulturellen Kontext (Mead 1968). Auch die situative Aktivierung der mentalen Modelle ist zu großen Teilen sozial bestimmt. So zeigen sich Akteure oft wechselseitig das Gelten einer bestimmten Situationsdefinition an (Blumer 1973: 90ff.). Eine Übereinstimmung zwischen der subjektiven Definition der Situation und den Situationsdefinitionen der jeweils anderen Akteure ist zudem gerade in sozialen Situationen eine Grundvoraussetzung für gemeinsames Handeln (Blumer 1973: 97f.; Stryker 1981: 17) und somit für die Befriedigung der eigenen Interessen (Schütz und Luckmann 1979: 302ff.). Akteure besitzen daher ein praktisches Interesse daran, möglichst *zutreffend* zu erfassen, in welcher Art von Situationen sie sich befinden und welches Handeln von ihnen erwartet wird (March und Olsen 1989: 22f.; Schütz und Luckmann 1979: 193, 201f.). Auch wenn sie letztlich *subjektive* Vorgänge der Orientierung beschreiben, sind die Definition der Situation und die Aktivierung eines Handlungsprogramms durch einen Akteur also in vielfacher Hinsicht ein Resultat sozialer Prozesse.

Automatisch-spontaner und reflexiv-kalkulierender Modus der Selektion

Empirisch können die Frame-, Skript- und Handlungsselektionen jeweils mehr oder weniger kontrolliert und reflektiert durchgeführt werden. Darin kommt die variable Rationalität der Akteure zum Ausdruck. Das MFS berücksichtigt dieses Konzept, indem es zwei Modi der Informationsverarbeitung unterscheidet: Einen automatisch-spontanen Modus (as-Modus) und einen reflexiv-kalkulierenden Modus (rc-Modus) der Selektion. Im rc-Modus trifft der Akteur eine elaborierte Entscheidung unter systematischer Berücksichtigung und Abwägung einzelner Informationen und zu erwartender Folgen. Im as-Modus erfolgt die Selektion dagegen unhinterfragt oder unbedingt. Es wird eine bestimmte Alternative selegiert, die auf Basis mentaler Modelle und unmittelbar wahrnehmbarer Situationsobjekte am stärksten aktiviert ist. Wiederum sind einige Erläuterungen notwendig, um möglichen Fehlinterpretationen der Gegenüberstellung von as- und rc-Modus entgegen zu wirken. Erstens behauptet das MFS *nicht*, dass die beiden Modi zwei unterschiedlichen Systemen im menschlichen Gehirn entsprechen. Für die Psychologie und Hirnforschung sind Fragen nach den neurophysiologischen Korrelaten äußerst relevant (Osman 2004). Für soziologische Fragestellungen kann die idealtypische Modi-Unterscheidung jedoch verwendet werden, ohne sich in derartigen Fragen festlegen zu müssen. Zweitens ist zu beachten, dass nahezu jedes Handeln automatische *und* reflektierte Komponenten aufweist (Emirbayer und Mische 1998).

Dies wird in sozialpsychologischen dual-process-Theorien (u.a. Fazio 1990) ebenso betont wie in soziologischen Arbeiten. So weist etwa Schütz immer wieder darauf hin, dass ein stabiler unhinterfragter Sinnhorizont überhaupt erst die Problematisierung einzelner Situationselemente ermöglicht (Schütz und Luckmann 1979). Auch im rc-Modus zeigen die Akteure also keine Hyperrationalität und können niemals *alles* in Frage stellen.⁶³ Dem MFS geht es entsprechend *nicht* darum, konkretes, empirisch beobachtbares Verhalten als automatisch-spontan oder reflektiert zu klassifizieren. Es wird vielmehr analytisch danach gefragt, in *welcher Hinsicht* Akteure eine Selektion unhinterfragt oder unbedingt durchführen. Leitend ist dabei immer die Fragestellung, die bestimmt, welche Variation im Verhalten (zwischen typischen Akteuren und/oder Situationen) man erklären möchte.

Es wäre daher falsch, den as- und rc-Modus als *Endpunkte* eines Kontinuums verschiedener Modi oder Heuristiken anzusehen, das angibt, wie elaboriert die Informationsverarbeitung in der aktuellen Situation ist (Payne, Bettman und Johnson 1988).⁶⁴ Stattdessen wird hier eine analytische Interpretation der Modus-Unterscheidung bevorzugt, die sich an beliebigen Punkten eines solchen Kontinuums anwenden lässt (ebenso Heiner 1983).

⁶³ Umgekehrt erlaubt der as-Modus keinesfalls nur einfachste Stimulus-Response-Mechanismen abzubilden. Dass eine bestimmte Situationsdeutung oder Handlungsalternative in der Handlungssituation als alternativlos gesehen wird, kann beispielsweise das Ergebnis eines elaborierten moralischen Diskurses zu einem früheren Zeitpunkt sein.

⁶⁴ Diese Sichtweise ist zwar einerseits durchaus plausibel, bringt aber andererseits eine Reihe von Problemen mit sich. Erstens stellt ein Großteil der situationsspezifischen „Heuristiken“ keine Modi der Informationsverarbeitung dar. Vielmehr wären sie im MFS als Skripte zu konzeptualisieren. Ein Beispiel aus der Literatur ist die Blickheuristik, nach der Menschen zumeist verfahren, wenn sie einen durch die Luft fliegenden Ball zu fangen versuchen (Gigerenzer 2004: 63). Diese sieht vor, dass man den Ball fixiert, zu laufen beginnt und seine Laufgeschwindigkeit so anpasst, dass der Blickwinkel konstant bleibt. Zweitens ist fragwürdig, ob sich verschiedene Modi in der Tat entlang eines Kontinuums der Elaboration und Anstrengung anordnen ließen. Man kann beispielsweise die Menge der betrachteten Alternativen oder aber die Menge der herangezogenen Kriterien (Nutzenargumente) begrenzen, womit man bereits bei zwei Dimensionen wäre. Drittens sollte man die *psychologische* Abgrenzung zwischen automatischen und kontrollierten Prozessen nicht eins-zu-eins im MFS übernehmen, auch wenn dessen zwei Modi begrifflich an diese Unterscheidung angelehnt sind. Viele Handlungen, die man in soziologischen Anwendungen des MFS als Handlungen im as-Modus betrachten würde (z.B. das traditionelle Befolgen der Wahlnorm), sind nicht automatisiert im engeren Sinne (wie z.B. das Bedienen eines Fahrrads). Anstatt den as- und rc-Modus theoretisch als Extrempole zu definieren (und damit den Großteil sozialen Handelns faktisch auszuschließen!), sollte man sie daher als analytisches Gegensatzpaar einsetzen.

Zur Veranschaulichung seien zwei Kategorien von Wohnungssuchenden betrachtet (vgl. das Beispiel in Etzioni 1988: 97f.): Die erste Kategorie sucht nur innerhalb des eigenen Viertels, wohingegen für die andere Kategorie auch Wohnungen des angrenzenden Viertels in Frage kommen. Beide Kategorien betrachten *mehrere* Handlungsoptionen innerhalb einer *begrenzten* Alternativenmenge. „Essentialistisch“ könnte man daher schlussfolgern, beide Suchstrategien entsprächen weder dem as- noch dem rc-Modus. Analytisch lässt sich dagegen danach fragen, warum für bestimmte Akteure eine Wohnung im angrenzenden Viertel nicht in Frage kommt (as-Modus), während andere Akteure diese in Erwägung ziehen (rc-Modus). Man kann das Skript, eine Wohnung nur im eigenen Viertel zu suchen, im as-Modus befolgen und gleichzeitig darüber nachdenken, welche Wohnung genau man innerhalb des eigenen Viertels wählt (da dieses Skript diesbezüglich eine Leerstelle aufweist). Über eine gezielte inhaltliche Spezifikation des Skripts, um dessen automatisch-spontanes Befolgen es geht, lassen sich also unterschiedlichste Heuristiken im MFS betrachten – ohne weitere Modi der Informationsverarbeitung einführen zu müssen.

Die Unterscheidung des as- und des rc-Modus erscheint für die allermeisten soziologischen Fragestellungen als ausreichend. Immerhin arbeiten selbst die dual-process-Theorien der Sozialpsychologie mit einer derartigen Gegenüberstellung (Chaiken und Trope 1999). Wie in Kapitel 5 ausführlich dargestellt wurde, gehört die Kontrastierung eines rationalen, in einer bewussten Wahl gründenden Handelns und eines unhinterfragten Handelns schon zu den Grundzügen klassischer soziologischer Handlungskonzepte (Schütz und Luckmann 1979; Weber 1980).

Modus-Selektion

Die Unterscheidung unterschiedlicher Arten, Typen oder Dimensionen des Handelns ist ein charakteristisches Merkmal soziologischer Handlungskonzepte. Für empirische Erklärungszwecke reichen derartige Unterscheidungen jedoch nicht aus. Sie provozieren vielmehr die Frage, wann das Handeln der Akteure der einen oder der anderen Gesetzmäßigkeit folgt, wann welche Dimensionen relevant sind und wie sie zusammenwirken (Hempel 1965; Norkus 2001: 314).⁶⁵ Dies gilt auch für die hier eingeführte Unterscheidung von as- und rc-Modus. Der Modus der Selektion wird im MFS daher selbst zum Erklärungsgegenstand. Ausgangspunkt ist wiederum der Gedanke, dass man die Anwendung eines bestimmten Modus der Informationsverarbeitung als Ergebnis einer Selektion betrachten kann.

⁶⁵ Handlungstypen können durchaus bereits zur Erklärung verwendet werden. Gert Albert bezeichnet sie daher zu Recht als „ceteris paribus-Gesetze“ (Albert 2005: 398). Allerdings ist eine Theorie erklärungskräftiger, die angibt, unter welchen Bedingungen welcher Idealtyp des Handelns zu erwarten ist, und die zudem erklärt, welches Handeln unter nicht-idealtypischen Bedingungen auftritt (Hempel 1965).

Die sog. *Modus-Selektion* bestimmt, ob ein Akteur die Frame-, Skript- und Handlungsselektion jeweils im as- oder im rc-Modus durchführt (und ist insofern eine Meta-Selektion). Sie ist durch einen Zielkonflikt gekennzeichnet, da der rc-Modus dem Handelnden zwar eine genauere Analyse ermöglicht, aber andererseits mit Reflexionskosten in Form verbrauchter Zeit und Energie verbunden ist. Um die Lösung dieses Selektionsproblems durch den menschlichen Organismus abzubilden, wird im MFS eine entscheidungstheoretische Darstellung verwendet. Allerdings handelt es sich bei der Modus-Selektion substantiell um einen *vorbewussten* Vorgang der Zuweisung von Aufmerksamkeit, der sich weitgehend der Kontrolle durch den Akteur entzieht und lediglich in *Analogie* zu einer bewussten Entscheidung modelliert wird. Für diese Vorgehensweise sprechen vor allem zwei Argumente:

Erstens kommt der Modus-Selektion im MFS die Aufgabe zu, möglichst präzise anzugeben, wie die sozialpsychologisch erforschten Determinanten des Modus empirisch zusammenwirken. Sich dabei ad hoc auf irgendeine funktionale Verbindung festzulegen, wäre ähnlich unbefriedigend, wie die Faktoren theoretisch unverbunden nebeneinander stehen zu lassen. Schon in Ermangelung anderer Alternativen liegt es daher nahe, auf eine weithin bekannte Selektionstheorie zurückzugreifen. Für eine entscheidungstheoretische Herleitung spricht zweitens zusätzlich, dass das selektive Einschalten einer stärker elaborierten Informationsverarbeitung ohne Frage eine Selektionsleistung des menschlichen Organismus ist. Zu einem gewissen Grad ist jede Reflexion aufwendig. Aufgrund knapper Zeit und Energie sollte es daher nur dann zu ihr kommen, wenn Anzeichen dafür vorliegen, dass sie notwendig und möglich ist und dass relativ viel auf dem Spiel steht (vgl. Roth 1995: 207ff.).

Die Spezifikation der Modus-Selektion im MFS basiert auf Erkenntnissen der sozialpsychologischen dual-process-Theorien, die durch zahlreiche experimentelle Studien gewonnen wurden (Chaiken und Trope 1999; Mayerl 2009: Kap. 2; Stocké 2002). Danach sind vier Variablen ausschlaggebend für den Modus der Informationsverarbeitung: Motivation, Opportunitäten, Aufwand und Aktivierung. Der reflexiv-kalkulierende Modus ist umso wahrscheinlicher, je größer die *Motivation* zur Reflexion ist und je eher die individuellen Fähigkeiten und situativen Anforderungen eine Reflexion zulassen (*Opportunitäten*) (Fazio 1990). Die Motivation ist vor allem deshalb wichtig, weil der elaboriertere Modus immer einen höheren *Aufwand* in Form von Zeit und Energie mit sich bringt. Solange keine hohe Motivation zur Reflexion vorliegt, werden Situationsdeutung, Skript-Aktivierung und Handlungsselektion daher eher spontan vorgenommen. Dies verlangt aber eine

ausreichend starke mentale *Aktivierung* einer Alternative. Die Stärke der Aktivierung signalisiert dem Akteur ihre situative Relevanz und Anwendbarkeit.

Diese Aktivierung ist theoretisch besonders interessant, da sie die Definition der Situation und die variable Rationalität miteinander verbindet: Beide Phänomene gründen zu großen Teilen auf mentalen Strukturen und der Stärke ihrer Aktivierung. Ein weiteres Verbindungsglied ergibt sich daraus, dass auch die Determinanten der Modus-Selektion durch das Vorliegen von Situationsobjekten beeinflusst sind, die beispielsweise hohe Reflexionskosten oder die Geltung der spontan aktivierten Alternative anzeigen.

Die experimentelle sozialpsychologische Forschung hat nicht nur das Phänomen variabler Rationalität, sondern auch seine wichtigsten Einflussfaktoren empirisch belegt. Es fehlt allerdings ein erklärendes formales Modell, das spezifiziert, wie diese Faktoren *zusammenwirken*. Das MFS füllt diese Lücke, indem es die Einsichten der dual-process-Theorien in eine selektionstheoretische Modellierung überführt.

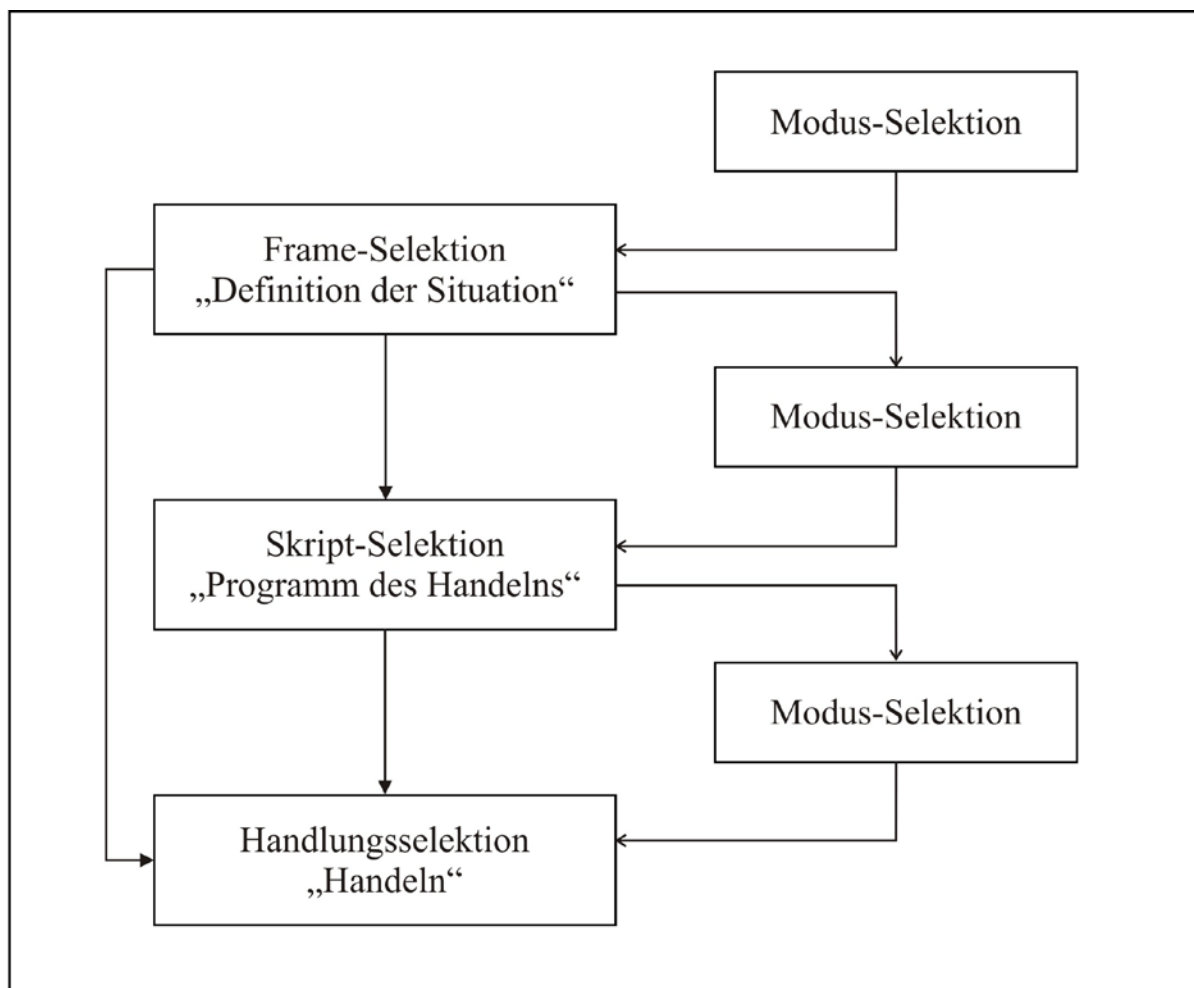


Abbildung 5: Die im MFS betrachteten Selektionen

In Abbildung 5 sind die Komponenten des MFS graphisch dargestellt. Die Pfeile stehen dabei für kausale Beziehungen zwischen den verschiedenen Selektionen, die im Rahmen der folgenden Darstellung näher erläutert werden. Da der Modus bestimmt, auf welche Art und Weise die „inhaltlichen“ Selektionen vor sich gehen, geht den Frame-, Skript- und Handlungsselektionen jeweils eine zugehörige Modus-Selektion voraus. Bereits an dieser Stelle ist zu betonen, dass die in der Abbildung dargestellten Komponenten lediglich analytische *Möglichkeiten* darstellen. Für alle Komponenten gilt, dass sie nicht in jeder Anwendung des MFS relevant und umsetzbar sind. Indem es verschiedene Ansatzpunkte für gegebenenfalls starke Vereinfachungen von vornherein vorsieht, genügt das MFS dem in Kapitel 2.3 betonten Kriterium der Modulierbarkeit (Lindenberg 1992: 6).

Nachdem nun die Grundlagen für das Verständnis des MFS gelegt worden sind, wird das Modell im Folgenden formal entwickelt. In einem ersten Schritt werden die Prozesse der Definition der Situation (Frame-Selektion), der Aktivierung eines Handlungsprogramms (Skript-Selektion) sowie der Bildung einer Handlungsintention (Handlungsselektion) betrachtet. Dabei wird jeweils zwischen dem automatisch-spontanen und dem reflexiv-kalkulierenden Modus der Informationsverarbeitung unterschieden. Im zweiten Schritt wird die Modus-Selektion dargestellt, die bestimmt, in welchem Modus die Frame-, Skript- und Handlungsselektionen erfolgen.

6.2 Frame-, Skript- und Handlungsselektion im as-Modus

Das MFS betrachtet Frames und Skripte als analytisch abgegrenzte Einheiten innerhalb eines Netzwerks gelernter Assoziationen.⁶⁶ Frames und Skripte sind untereinander verbunden und können sowohl über diese Verknüpfungen als auch durch externe Situationseinflüsse aktiviert werden. Abbildung 6 gibt einen schematischen Überblick über die Faktoren, welche die Selektionen eines Frames, eines Skripts und einer Handlung im as-Modus bestimmen und verortet die Parameter, die im Folgenden eingeführt werden.

⁶⁶ Die Formalisierung des as-Modus im MFS stimmt in ihrer Grundintuition insbesondere mit der Logik konnektionistischer Computermodelle menschlichen Verhaltens überein (siehe Strauss und Quinn 1997: 52).

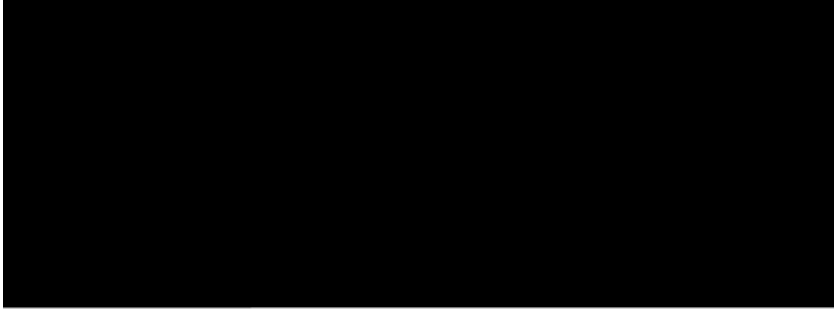


Abbildung 6: Bestandteile der automatisch-spontanen Aktivierung von Frames, Skripten und Handlungsalternativen

Generell gilt für den as-Modus, dass immer diejenige Alternative selegiert wird, die mental am stärksten aktiviert ist. Das Selektionsgewicht der Alternativen wird daher auch als Aktivierungsgewicht bezeichnet und mit AW (,activation weight') abgekürzt. Die Determinanten des Aktivierungsgewichts werden nun nacheinander für die Frame-, Skript- und Handlungsselektion beschrieben.

Die **Frame-Selektion** im as-Modus folgt dem Grad der unmittelbar erfahrenen Passung eines Frames zu einer aktuell vorliegenden Situation. Dieser Passungsgrad wird als *Match* bezeichnet. Er ist hoch, wenn ein Akteur bestimmte Situationsobjekte deutlich wahrnimmt, wenn ihm diese signifikanten Symbole das Vorliegen einer bestimmten Situation anzeigen und wenn der entsprechende Frame mental stark verankert ist (vgl. Esser 1996a: 19; Esser 2001: 270). Entsprechend ist der Match eines Frames i bestimmt durch den Grad der generellen Verfügbarkeit des Frames ($a_i \in [0,1]$), den Grad des Vorliegens der für den Frame signifikanten Objekte in der aktuellen Situation ($o_i \in [0,1]$) und die Stärke der mentalen Verknüpfung zwischen den Objekten und dem Frame ($l_i \in [0,1]$).⁶⁷

- *Generelle Verfügbarkeit* des Frames (availability a_i): Die generelle Verfügbarkeit eines Frames entspricht der Stärke seiner mentalen Verankerung. Über diesen Parameter vermag das MFS zu berücksichtigen, dass sich Akteure in ihrer generellen Disposition, bestimmte Situationsdeutungen vorzunehmen, unterscheiden. Diese Unterschiede gründen unter anderem auf unterschiedlichen Erfahrungen im Lebensverlauf, die

⁶⁷ Einem Vorschlag Essers folgend kann man bei Bedarf zusätzlich berücksichtigen, dass sich die Passung aller Frames um einen Faktor $(1 - d)$ reduziert, falls die Wahrnehmung der Situationsobjekte durch interne oder externe Einflüsse ($d \in [0,1]$) gestört ist (Esser 2001: 270).

wiederum systematisch mit der Sozialisation in verschiedenen sozialen Kontexten variieren.

- *Vorliegen signifikanter Situationsobjekte* (objects o_i): Unter Situationsobjekten werden jegliche Bestandteile der externen Situation verstanden. Dazu zählen Gegenstände ebenso wie Gesten oder Äußerungen anderer Situationsteilnehmer. Der Parameter o_i bezieht sich prinzipiell auf die Gesamtheit der Situationsobjekte, deren Vorliegen für die Passung eines Frames relevant ist. Der Grad ihres Vorliegens lässt sich selbstverständlich nicht ohne Einführung weiterer Operationalisierungen bzw. Messannahmen quantifizieren. Hier geht es zunächst nur darum, einen theoretisch wichtigen Sachverhalt im Modell zu berücksichtigen: *Situationen* können sich systematisch danach unterscheiden, in welchem Ausmaß ihre Bestandteile (Situationsobjekte) die Passung eines bestimmten Frames anzeigen.
- *Mentale Verknüpfung* zwischen den Objekten und dem Frame (link l_i): Dieser Parameter bezieht sich wiederum auf ein Merkmal des Akteurs. Die kognitive Repräsentation eines Situationstyps umfasst Repräsentationen typischer Situationsobjekte. Genau auf dieser mentalen Verknüpfung basiert der Match-Mechanismus. Die Verknüpfung kann dabei mehr oder weniger stark ausgeprägt sein. Die Frage „Wie signifikant sind bestimmte Situationsobjekte für einen Frame?“ lässt sich unabhängig vom Grad des Vorliegens der Objekte in der aktuellen Situation und unabhängig von der generellen Verfügbarkeit des Frames stellen. Geht man von einem bestimmten Frame und vorliegenden Situationsobjekten aus, so hat die Stärke dieser Signifikanz- oder Symbolisierungsbeziehung einen eigenständigen Einfluss auf den Match. Wie signifikant ein bestimmtes Situationsobjekt (z.B. „20 Sekunden Schweigen unter Gesprächsteilnehmern“) für einen Frame (z.B. „Missglückte Kommunikation“) ist, variiert häufig systematisch zwischen Kulturen, Gesellschaften, sozialen Milieus und sozialen Beziehungen. Es handelt sich also um eine Variationsquelle von soziologischem Interesse.

Das Selektionsgewicht $AW(F_i)$ eines Frames F_i entspricht seinem Match m_i , der sich multiplikativ aus den drei genannten Komponenten zusammensetzt:

$$AW(F_i) = m_i = o_i \cdot l_i \cdot a_i \quad (6.1)$$

Eine Definition der Situation im as-Modus hängt dem MFS zufolge ausschließlich vom Match der zugänglichen Frames ab: Es wird der Frame mit der höchsten Passung zur vorliegenden Situation selektiert, also der Frame mit dem *maximalen Match* m_i .⁶⁸

Bei der **Skript-Selektion** ist zu beachten, dass sie immer vor dem Hintergrund einer bestimmten Definition der Situation (Frame i) stattfindet. Das Aktivierungsgewicht eines Skripts im as-Modus ergibt sich aus drei Komponenten: Der generellen Verfügbarkeit des Skripts ($a_j \in [0,1]$), seiner Zugänglichkeit ($a_{ji} \in [0,1]$) und dem Match des vorher aktivierten Frames ($m_i \in [0,1]$). Je stärker diese Faktoren jeweils ausgeprägt sind, umso eher wird das entsprechende Skript selektiert. Die Interpretation dieser einzelnen Komponenten ist wie folgt:

- *Generelle Verfügbarkeit* des Skripts (availability a_j): Dieser Parameter bezeichnet die Stärke der mentalen Verankerung eines Skripts als Handlungsdisposition. Wenn es sich bei dem Skript um eine Norm handelt, entspricht dies dem Grad ihrer Internalisierung. Bei einer Routine kann man von der Stärke der Habitualisierung sprechen. Die mentale Verankerung beinhaltet also weit mehr als (implizites oder explizites) Handlungswissen. Beispielsweise geht es nicht nur darum, ob ein Akteur eine bestimmte Norm kennt, sondern darum, wie stark er sie internalisiert hat. Die Verankerung als Handlungsdisposition bedeutet in diesem Fall, dass das Skript mit Emotionen verknüpft oder aufgeladen ist, wobei Konformität positiv und Zuwiderhandeln negativ belegt ist. Im Unterschied zu den beiden folgenden Komponenten stellt die generelle Verfügbarkeit eines Skripts ein mittelfristig stabiles Merkmal des Akteurs dar, das er gewissermaßen in die Situation mitbringt.
- *Zugänglichkeit* des Skripts (accessibility a_{ji}): Die Zugänglichkeit eines Skripts ergibt sich vor allem aus zwei Einflussquellen. *Erstens* sind Skripte kognitiv innerhalb assoziativer Netzwerke mit Repräsentationen entsprechender Situationen (Frames) verbunden. Je stärker die Assoziation zwischen einem Frame und einem Skript ist, umso größer ist die Zugänglichkeit des Skripts im Zuge einer Aktivierung des Frames. Neben dieser ‚spreading activation‘-Komponente ist die Zugänglichkeit eines Skripts auch noch von externen Einflüssen abhängig. So können Skripte *zweitens* auch direkt

⁶⁸ Anknüpfungspunkte für diese Modellierung lassen sich sowohl in Essers eigener Interpretation des interpretativen und normativen Paradigmas als auch in der Kritik an seinem früheren Modell der Frame-Selektion finden (Esser 2001: 114; Etzrodt 2000: 777; Rohwer 2003: 343).

durch Situationsobjektive aktiviert werden.⁶⁹ Dies macht sich etwa die sozialpsychologische Forschung zunutze, die durch experimentelle Priming-Techniken die Zugänglichkeit bestimmter Normen erhöht.⁷⁰

- *Match* des aktivierten Frames (m_i): Die Aktivierung von Skripten ist generell geringer, je unsicherer sich der Akteur darüber ist, in welcher Situation er sich befindet. Dies folgt direkt aus den vorausgehenden Überlegungen: Da Skripte situationsspezifisch sind, hängt die Stärke ihrer Aktivierung auch von der Eindeutigkeit der Situationsdefinition ab. Die Wahrscheinlichkeit einer Aktivierung verringert sich für *alle* zugänglichen Skripte umso stärker, je niedriger der Match des aktivierten Frames ist. Dabei ist zu beachten, dass sich die Stärke des Matches im Zuge der Frame-Selektion geändert haben kann. Falls es zu einer Frame-Selektion im rc-Modus gekommen ist, entspricht der hier relevante Wert des Matches der auf diese Weise

⁶⁹ In früheren Arbeiten blieb diese zweite Komponente unberücksichtigt (Kroneberg 2005, 2007). Es wäre jedoch unrealistisch, anzunehmen, dass die Zugänglichkeit eines Skripts *ausschließlich intern* mit der Stärke der mentalen Verknüpfung zum aktivierten Frame variiert. Die zweite, externe Einflussquelle ist analog zum Match eines Frames zu sehen. Eine analoge Aufgliederung in entsprechende Parameter wäre leicht möglich, wird aber der Einfachheit halber nicht als integraler Bestandteil des MFS eingeführt. Denn in aller Regel reicht es, Brückenhypothesen über den Effekt beider Einflüsse auf die Zugänglichkeit zu formulieren. Dennoch sei an dieser Stelle gezeigt, wie eine Formalisierung aussehen würde. Notwendig wären drei Schritte: Erstens wäre die Zugänglichkeit wieder enger als mentale Verknüpfung zwischen aktiviertem Frame und Skript zu definieren, so dass sich die erste Einflussquelle als $(a_j \cdot a_{ji} \cdot m_i)$ ergäbe. Zweitens wären Parameter für den Grad des Vorliegens der Situationsobjekte (o_j) und den Grad ihrer Verknüpfung mit dem Skript (l_j) einzuführen, so dass man die zweite Einflussquelle analog zum Match als $(a_j \cdot l_j \cdot o_j)$ formalisieren könnte. Das Aktivierungsgewicht eines Skripts könnte dann drittens als gewichtete Summe dieser beiden Einflussquellen spezifiziert werden: $AW(S_j|F_i) = \alpha(a_j \cdot a_{ji} \cdot m_i) + \beta(a_j \cdot l_j \cdot o_j)$, wobei $\alpha, \beta \in [0,1]$ und $\alpha + \beta = 1$.

⁷⁰ Mayerl (2009) wendet ein, dass die Verfügbarkeit und Zugänglichkeit eines Skripts zu eng zusammenhängen, um empirisch getrennt zu werden, und man sie daher auch theoretisch nicht unterscheiden sollte. „Denn wenn ein Skript zugänglich ist, ist es auch verfügbar, und ist es nicht zugänglich, dann ist es unerheblich, ob es auch verfügbar ist oder nicht, da es ohnehin nicht prozessiert wird.“ (Mayerl 2009: 239) Diesem Zitat ist zwar zuzustimmen, nicht jedoch den von Mayerl gezogenen Konsequenzen (siehe Higgins 1996: 134). Erstens kann ein Skript bei konstanter Zugänglichkeit unterschiedlich stark aktiviert sein, je nachdem *wie stark* es verfügbar/verankert ist. Zweitens stellen Verfügbarkeit und Zugänglichkeit zwei (auch empirisch) deutlich zu unterscheidende Variationsquellen dar, wenn Unterschiede zwischen sozialen Milieus, Kulturen etc. betrachtet werden (Higgins 1996: 134). Beispielsweise sind (durchschnittliche) inter-kulturelle Unterschiede in der Verfügbarkeit eines Ehrenkodex von Unterschieden in seiner Zugänglichkeit zu trennen, die sowohl kulturell als auch situativ variieren.

bewusst gebildeten Erwartung. Da die Situation in diesem Fall systematisch daraufhin untersucht wurde, welcher Frame objektiv gilt, dürfte der neue Wert des Matches häufig von der spontanen Passung beim Eintritt in die Situation abweichen.

Im Anschluss an eine bestimmte Definition der Situation (Frame i) wird ein Skript S_j also umso eher selegiert, je stärker es mental verankert ist (generelle Verfügbarkeit $a_j \in [0,1]$), je stärker es mit dem Frame i und vorliegenden Situationsobjekten verbunden ist (Zugänglichkeit $a_{ji} \in [0,1]$) und je eindeutiger der Frame i selegiert wurde (Match m_i). Das Selektionsgewicht eines Skripts S_j im as-Modus ergibt sich als Produkt dieser Komponenten:

$$AW(S_j|F_i) = m_i \cdot a_{ji} \cdot a_j \quad (6.2)$$

Das Skript mit dem größten Aktivierungsgewicht wird selegiert. In der multiplikativen Verknüpfung kommt u.a. zum Ausdruck, dass in einer bestimmten Situation ein Skript, das sich auf eine vollkommen andere Situation bezieht ($a_{ji} = 0$), auf keinen Fall aktiviert wird, unabhängig davon, wie stark es mental verankert ist (a_j). Im Sinne von Schütz gehört das Skript einem anderen „Wirklichkeitsbereich geschlossener Sinnstruktur“ an und ist daher bis auf Weiteres thematisch irrelevant (Schütz und Luckmann 1979: 232).

Kommt es zu einer **Handlungsselektion** im as-Modus, so versucht der Akteur das zuvor aktivierte Skript auszuführen. Dies ist jedoch nur möglich, wenn das Skript die betrachtete Handlungswahl hinreichend regelt. Daher ist für die Selektion des Handelns im as-Modus ein weiterer Parameter relevant: der Grad der Regelung einer Handlungswahl durch das Skript ($a_{kj} \in [0,1]$). Wenn ein Skript hinsichtlich einer bestimmten Handlung eine Leerstelle aufweist ($a_{kj} = 0$), ist eine Handlungsselektion im as-Modus nicht möglich – selbst im Falle eines sehr stark aktivierten Skripts ($AW(S_j|F_i) = 1$). Zudem hängt die Aktivierung der vom Skript nahe gelegten Handlungsalternative davon ab, wie stark das Skript selbst aktiviert ist (und damit von allen bislang eingeführten Parametern). Unsicherheit über die vorliegende Situation und das adäquate Skript führt also zu einer Reduzierung der spontanen Aktivierung. Dabei muss wieder berücksichtigt werden, dass das Aktivierungsgewicht des Skripts unter Umständen das Ergebnis eines vorangehenden Reflexionsprozess (Frame- und/oder Skript-Selektion im re-Modus) widerspiegelt.

Das Selektionsgewicht für die Handlungsalternative A_k im as-Modus lautet somit

$$AW(A_k|F_i, S_j) = AW(S_j|F_i) \cdot a_{kj}. \quad (6.3)$$

Ein skriptkonformes Handeln ergibt sich demnach automatisch-spontan bei einer eindeutigen Definition der Situation und einem zugehörigen, mental stark verankerten Skript,

das die Handlungswahl (in der analytisch interessierenden Hinsicht) ausreichend regelt. Typische Beispiele sind das Befolgen von Alltagsroutinen oder emotionale Reaktionen.

Der as-Modus entspricht einem Prozess der automatischen Mustererkennung und Schemaaktivierung (Simon 1993; Vanberg 2002). Die sich ausbreitende Aktivierung führt von wahrgenommenen Situationsobjekten und dem selektierten Frame zu einem bestimmten Skript und einer bestimmten Handlungsalternative. Ausschlaggebend sind jeweils die Eindeutigkeit der Hinweisreize, die mentale Verankerung der entsprechenden Strukturen und die Stärke ihrer Verknüpfung. Dieser Aktivierungsprozess ist nicht rein kognitiv zu verstehen, sondern besitzt eine motivationale Dimension (Bargh et al. 2001). Skripte sind Handlungsprogramme, die sich in vergangenen Situationen bewährt haben bzw. vom Akteur als mit seinen Wert- und Zielvorstellungen übereinstimmend erlebt wurden. Die Aktivierung von Skripten löst daher entsprechende motivationale Handlungstendenzen aus, und dies selbst dann, wenn sich der Akteur dieses Zielverfolgens nicht bewusst ist (Bargh et al. 2001: 1015). Der Aktivierungsprozess kann jedoch unterbrochen werden, wenn die Aktivierung an einem Übergang zu schwach wird (siehe zu den genauen Bedingungen noch Abschnitt 6.4). Dann kommt es zu einer Frame-, Skript- oder Handlungsselektion im rc-Modus.

6.3 Frame-, Skript- und Handlungsselektion im rc-Modus

Der rc-Modus entspricht einer substantiell grundlegend anderen Selektionslogik. Er ist dadurch gekennzeichnet, dass der Akteur verschiedene Alternativen systematisch miteinander vergleicht und in einem Reflexionsprozess zu einer Entscheidung gelangt. Abgesehen von dieser wichtigen Gemeinsamkeit können sich Selektionen im rc-Modus allerdings erheblich in ihren Bestimmungsfaktoren unterscheiden. Trotz dieser inhaltlichen Heterogenität können Selektionen im rc-Modus in aller Regel mit Hilfe einer der Entscheidungsregeln formalisiert werden, die im RC-Ansatz entwickelt worden sind. Dabei bietet sich der Einfachheit halber zunächst eine Darstellung mit Hilfe der Wert-Erwartungstheorie bzw. SEU-Theorie an.⁷¹ Eine

⁷¹ Hier, wie in der soziologischen Rezeption generell (Diekmann und Voss 2004: 16ff.), wird relativ lose von SEU-Theorie gesprochen, um zu betonen, dass die zu Grunde gelegte Wert-Erwartungstheorie von *subjektiven* Erwartungen ausgeht. Insbesondere die messtheoretischen Bestandteile der ursprünglich auf Savage zurückgehenden SEU-Theorie lassen sich soziologisch selten gewinnbringend einsetzen.

Analyse der Frame-, Skript- oder Handlungsselektion verlangt dann für jede Alternative die relevanten Erwartungen und Bewertungen zu identifizieren (die sich auf Zustände der Welt beziehen, die hier mit dem Laufindex $m = 1, \dots, M$ unterschieden werden) und entsprechende SEU-Gewichte aufzustellen:

$$\text{SEU}(\cdot) = \sum p_m U_m, \quad (6.4)$$

wobei $\text{SEU}(\cdot)$ entweder $\text{SEU}(F_i)$, $\text{SEU}(S_j|F_i)$ oder $\text{SEU}(A_k|F_i, S_j)$ entspricht, je nachdem ob sich die Gleichung auf das SEU-Gewicht eines Frames F_i , eines Skriptes S_j oder einer Handlungsalternative A_k bezieht.

Eine **Frame-Selektion** im rc-Modus beinhaltet ein *bewusstes Nachdenken* über die Situation und ein Überprüfen *verschiedener* möglicher Situationsdeutungen. Dabei versucht der Akteur seine Unsicherheit über den Charakter der Situation aufzulösen und zu einer möglichst angemessenen Situationsdefinition zu gelangen. Insoweit geht es *allein* darum, wie stark verschiedene Frames auf die Situation *passen*. Diese Passung wird im MFS als *Angemessenheitsglauben* ($p_i \in [0,1]$) bezeichnet. Im Unterschied zum spontanen Match eines Frames, der vom Akteur *unmittelbar erfahren* wird, handelt es sich hierbei auch subjektiv um eine *Erwartung*. Der Akteur bildet sie für jeden in Betracht gezogenen Frame bewusst aus. und in sie gehen somit auch bewusst prozessierte Informationen ein.

Um diesen grundlegenden Unterschied zum as-Modus zu betonen, formalisiert das MFS Frame-Selektionen im rc-Modus mit Hilfe der SEU-Theorie (siehe zudem die weiter unten genannten Gründe). Um Zweifel auszuräumen, dass dies konsistent möglich ist (Etzrodt 2008), sei kurz die formale Struktur der Entscheidungssituation betrachtet. Der Angemessenheitsglauben ist als Erwartungsparameter auf sog. Zustände der Welt ($j = 1, \dots, J$) zu beziehen. Er entspricht der Erwartung, die fragliche Situation durch die Selektion des Frames F_i zutreffend zu interpretieren. Die hier relevanten Zustände der Welt können daher direkt über die *tatsächliche Geltung* der betrachteten Frames definiert werden: „Frame 1 gilt“, „Frame 2 gilt“ etc. Wenn aber die mit j indizierten relevanten Zustände der Welt derart direkt über die Geltung der unterschiedlichen Frames F_i (mit $i = 1, \dots, N$) definiert sind, ist es unnötig, zwei verschiedene Laufindizes zu verwenden. Der Angemessenheitsglauben wird daher im Folgenden nicht mit p_j , sondern mit p_i bezeichnet.⁷²

⁷² Dieser eigentlich einfache Sachverhalt hat in einer Diskussion mit Christian Etzrodt zu Verwirrung geführt (Etzrodt 2007, 2008; Kroneberg 2008b). In dieser habe ich deutlich zu machen versucht, dass man auch in diesem Spezialfall getrennte Laufindizes für die Alternativenmenge und die Menge der Zustände der Welt verwenden *kann* (obwohl sie substantiell redundant sind). Dies würde inhaltlich nichts an der zu Grunde liegenden Entscheidungsmatrix ändern. Es würde lediglich deutlicher, dass die Formalisierung von Frame-Selektionen im rc-Modus in diesem Aspekt keinesfalls der SEU-Theorie widerspricht. Diese Verständnishaile hat in der Rezeption durch Etzrodt jedoch zur Konstruktion einer abwegigen Entscheidungsmatrix geführt

Trotz des substantiellen Unterschieds zum as-Modus ist der *Bezug* der Erwartungsbildung bei einer reflektierten Definition der Situation derselbe wie im automatisch-spontanen Modus. Denn es wird ja genau das problematisch, was dort unhinterfragt die Situationsdefinition bestimmt: die Passung zwischen mentalem Modell der Situation und Situationsmerkmalen (vgl. Schütz und Luckmann 1979: 148ff.). Der bewusst gebildete Angemessenheitsglauben p_i setzt sich entsprechend aus denselben Komponenten zusammen wie der Match m_i im automatisch-spontanen Modus. Der Akteur kann im rc-Modus also das Vorliegen der Situationsobjekte (o_i^{rc}), die Signifikanz dieser Objekte für einen Frame (v_i^{rc}) sowie die Sinnhaftigkeit des Frames selbst (a_i^{rc}) problematisieren.⁷³ Der Angemessenheitsglauben p_i entspricht dem Produkt dieser Größen:

$$p_i = o_i^{rc} \cdot v_i^{rc} \cdot a_i^{rc} \quad (6.5)$$

Die Reflexion über die Angemessenheit der betrachteten Frames kommt in entsprechenden Werten des jeweiligen Angemessenheitsglaubens p_i zum Ausdruck. Dies ist ein Fall „kognitiver Rationalität“ (Boudon 1996) und entspricht der „Logik der Angemessenheit“ im Sinne von March und Olsen (March und Olsen 1989). Es geht soweit ausschließlich um die Angemessenheit der betrachteten Frames.

Gleichwohl verfolgt der Akteur mit der Ausbildung dieser Erwartungen natürlich ein generelles Interesse, d.h. es existiert eine Motivation für diese Deutungsarbeit: das *generalisierte* und gewöhnlich implizit bleibende Interesse an einer zutreffenden und auch sozial angemessenen Sicht der Situation. Man kann es auch als „ideelle[s] Interesse nach einer Sinnordnung der Welt“ (Stachura 2006: 449-450) bezeichnen. Im Rahmen der SEU-Theorie lässt es sich formal durch einen über alle Alternativen konstanten und daher thematisch nicht

(Etzrodt 2008: 273). Vor allem wurde dabei vernachlässigt, dass sich eine angemessene Situationsdefinition selbstverständlich nur dann ergibt, wenn der Akteur den Frame wählt, der tatsächlich gilt. In der Entscheidungsmatrix ist der Nutzen \bar{U}_{Sinn} daher nur auf der Hauptdiagonalen einzutragen, auf der gewählter und geltender Frame übereinstimmen (vgl. Etzrodt 2008: 273).

⁷³ Beispielsweise kann ein Einsatzleiter der Polizei hinsichtlich einer Demonstration hinterfragen, inwieweit sich bestimmte Provokationen *tatsächlich* häufen und wie verbreitet Vermummungen sind (o_i^{rc}), inwieweit diese Art von Situationsmerkmalen *tatsächlich* Anzeichen für Gewaltbereitschaft darstellen (v_i^{rc}) und ob die Vorstellung von „Gewaltbereitschaft“ in Bezug auf Demonstrationen generell überhaupt eine sinnvolle Deutungskategorie ist (a_i^{rc}).

relevanten Nutzenterm repräsentieren. Bezeichnet man diese Konstante mit \bar{U}_{Sinn} , so lässt sich jedem Frame i ein Erwartungsnutzen $p_i \cdot \bar{U}_{\text{Sinn}}$ zuordnen:

$$\text{SEU}(\text{Frame } i) = p_i \cdot \bar{U}_{\text{Sinn}} = o_i^{\text{rc}} \cdot v_i^{\text{rc}} \cdot a_i^{\text{rc}} \cdot \bar{U}_{\text{Sinn}} \quad (6.6)$$

Sofern die Definition der Situation in dieser Weise rein angemessenheitsorientiert erfolgt, spielt das konstante ideelle Interesse für die Frame-Selektion *keine* systematische Rolle: Die Akteure sind nur damit beschäftigt, „gute Gründe“ im Rahmen einer „kognitiven Rationalität“ (Boudon 1996) zu entwickeln, um letztlich den tatsächlich *angemessenen* Frame anzuerkennen. Da \bar{U}_{Sinn} konstant ist, wird derjenige Frame gewählt, für den sich der stärkste Angemessenheitsglauben (p_i) ergibt.

Ganz so rein angemessenheitsorientiert geht es jedoch nicht immer zu, wenn Menschen Situationen deuten. Wie die Literatur zu „wishful thinking“ zeigt (siehe Babad und Katz 1991), tendieren Akteure häufig dazu, solche Interpretationen zu begünstigen, deren Wahrheit für sie besonders zuträglich wäre. Die Theorie der Laienepistemologie oder laienhaften Erkenntnissuche von Kruglanski stellt dem Bedürfnis nach Angemessenheit (need for validity) daher generell das Bedürfnis nach bestimmten Ergebnissen (need for specific outcomes) gegenüber (Kruglanski 1989, 1990). Durch das letztere Bedürfnis gelangen Akteure unter Umständen auch dann zu spezifischen, ihren Wünschen entsprechenden Festlegungen, wenn es angemessenere Alternativen gibt. Ein Beispiel für derartiges Wunschdenken ist der starke und robuste Einfluss der Parteipräferenz auf die Vorhersage des Wahlergebnisses (Babad 1995; Babad, Hill und O'Driscoll 1992): Anhänger einer Partei deuten die Situation eher als auf einen Sieg der präferierten Partei hinweisend.

Ein derartiger Einfluss von Wünschen und Ängsten auf reflektierte Frame-Selektionen lässt sich darstellen, indem man die vorangehende Gleichung durch zusätzliche, spezifische Nutzen- und Kostenterme erweitert (z.B. $\text{SEU}(\text{Frame } i) = p_i \cdot \bar{U}_{\text{Sinn}} + U_k$ oder $\text{SEU}(\text{Frame } i) = p_i \cdot \bar{U}_{\text{Sinn}} - C_k$).⁷⁴ Darin kommt substantiell zum Ausdruck, dass die Deutung einer fraglich

⁷⁴ Ein weiteres Beispiel sind etwa Eltern, die es trotz relativ schlechter Schulleistungen ihres Kindes „einfach nicht wahrhaben wollen“, dass ihr Kind nicht für den Besuch eines Gymnasiums geeignet ist. Für diese mag das Eingeständnis bzw. der Frame „Mein Kind ist nicht gymnasiumstauglich“ mit hohen psychischen Kosten verbunden sein. Sie werden daher unter Umständen selbst gegen widerstreitende Evidenz zu dem Schluss kommen, ihr Kind sei für das Gymnasium geeignet. Dies kann beispielsweise mit hohen Bildungsaspirationen der Eltern und ihrer Einbettung in entsprechende Bezugsgruppen zusammenhängen.

gewordenen Situation häufig eine durchaus *emotionale* Angelegenheit ist. Es wäre falsch davon auszugehen, dass Akteure immer ausschließlich „nach Abwägen der Indizienwerte“ eine „Entscheidung nach „bestem Wissen und Gewissen““ treffen (ebenso Etzrodt 2007: 376; Schütz und Luckmann 1979: 201f.). Die Modellierung der Frame-Selektion mit Hilfe der SEU-Theorie hat also auch den Vorteil, die Darstellung der Vielzahl von Fällen zu erlauben, in denen die Situationsdefinition *nicht rein* angemessenheitsorientiert erfolgt, sondern in denen die Wünsche und Ängste von Akteuren ihre Definition der Situation beeinflussen.⁷⁵

Die eben vorgenommene Charakterisierung reflektierter Frame-Selektionen als generell angemessenheitsorientiert, aber durchaus durch Emotionen beeinflussbar, trifft auch auf die **Skript-Selektion** im rc-Modus zu. Hier beschäftigt sich der Akteur allerdings bewusst mit einer spezifischeren Frage: „*Welches* Verhalten ist in einer derartigen Situation angemessen oder sozial erwartet?“ (March und Olsen 1989). Wie diese Formulierung schon zeigt, sind der typische Fall von reflektierten Skript-Selektionen Norm- oder Regelkonflikte, also Situationen, deren normative Anforderungen durch Ambiguität oder Widersprüche gekennzeichnet sind (Hechter und Opp 2001; March und Olsen 1989: 24f.).

Andere Arten von Skripten können dagegen kaum Gegenstand einer reflektierten Auswahl werden. Dazu zählen rein emotionale Verhaltensprogramme (z.B. Fluchtverhalten), die als Programm nur automatisch als Reaktion auf emotional hoch aufgeladene Hinweisreize ausgelöst werden. Ein weiterer, soziologisch relevanterer Fall sind inkorporierte, weitgehend unbewusst wirkende kulturelle Verhaltensdispositionen im Sinne Bourdieus (z.B. eine bestimmte Art des Redens). Diese können häufig deshalb nicht zu einem Gegenstand einer reflektierten Auswahl werden, weil ihr Inhalt für die Akteure nicht einmal verbalisierbar ist und weil der as-Modus für ihr reibungsloses Operieren konstitutiv ist.

Noch in einer anderen Hinsicht ist die Bedeutung von Skript-Selektionen im rc-Modus einzuschränken: Häufig stellen diese keinen eigenständigen empirischen Vorgang dar, sondern münden direkt in eine reflektierte Handlungselektion. Ein Akteur, der darüber nachdenkt, welches Handlungsprogramm auf die Situation passt, tut dies in der Regel vor dem

⁷⁵ Zu beachten ist, dass in derartigen Fällen die Stärke des Interesses an einer zutreffenden Sicht der Situation, also der Wert von \bar{U}_{Sinn} , durchaus relevant wird: Er gibt an, wie einflussreich der Angemessenheitsglauben relativ zu den anderen Einflussfaktoren ist. Diese relative Einflussstärke ist ein Merkmal, von dem angenommen werden kann, dass es systematisch zwischen verschiedenen Personengruppen sowie zwischen Situationstypen *variiert*. Seine Konstanz bezieht sich also nur auf die betrachteten Frames (und ist nicht interindividuell oder inter-situational zu verstehen).

Hintergrund eines praktischen Interesses: Wenn eine befriedigende Handlungswahl in der Situation möglich erscheint, *ohne* zunächst über die Geltung verschiedener Skripte zu reflektieren, wird er sich nach erfolgter Situationsdefinition sofort der reflektierten Handlungsselektion widmen. Gleiches gilt, wenn der Akteur über kein potentiell relevant erscheinendes Skript verfügt.

Es gibt jedoch Anwendungen, in denen es sinnvoll ist, reflektierte Skript-Selektionen als eigenständigen Vorgang anzusehen. Ein empirisch besonders wichtiger Fall sind etwa Regelkonflikte innerhalb von Organisationen, wie sie im Neuen Institutionalismus betrachtet werden (DiMaggio und Powell 1991; March und Olsen 1989). In Organisationen kann es häufig zu Unklarheiten darüber kommen, welches Vorgehen in einer konkreten Situation Anwendung finden sollte:

„The number and variety of alternative rules assure that one of the primary factors affecting behavior is the process by which some of those rules, rather than others, are evoked in a particular situation.“ (March und Olsen 1989: 24)

Wegen der weitreichenden, den folgenden Handlungsverlauf entscheidend prägenden Rolle institutioneller Skripte wenden Akteure dieser Frage der Regelgeltung häufig eigene Aufmerksamkeit zu, noch bevor sie sich der eigentlichen, aktuell anstehenden Handlungsselektion widmen. Ein anderes Beispiel sind Akteure, die mit konkurrierenden Auslegungen eines religiösen Wertes konfrontiert sind. So können innerhalb einer Religion gesinnungs- und verantwortungsethische Auffassungen, wie man zur Erlösung gelangt, nebeneinander bestehen (Schluchter 1988: 251ff.; Weber 1968: 505).

Die Formalisierung von Skript-Selektion im rc-Modus ist identisch mit der von Frame-Selektionen. Das SEU-Gewicht eines Skripts S_j ergibt sich aus dem entsprechenden Angemessenheitsglauben p_j , der mit \bar{U}_{sim} multiplikativ verknüpft ist, sowie möglichen zusätzlichen, spezifischen Kosten- oder Nutzentermen.

Wenden wir uns schließlich der **Handlungsselektion** im rc-Modus zu. Sie ist im Unterschied zur Frame- und Skript-Selektion häufig dadurch gekennzeichnet, dass der Akteur *explizit unterschiedliche* Konsequenzen der verschiedenen Alternativen, ihre Bewertung und subjektiven Eintrittswahrscheinlichkeiten in Betracht zieht. Für die auch formale Spezifikation dieser Selektion kann auf diverse Entscheidungsregeln zurückgegriffen werden, die im RC-Ansatz entwickelt worden sind. Worauf es allein ankommt, ist die empirische

Geltung der diesbezüglichen Brückenhypothesen. Diese können empirisch oder mit Hilfe spezifischer Theorien gewonnenen werden. Als Ausgangspunkt bietet sich häufig wiederum eine Modellierung mit Hilfe der SEU-Theorie an. Der Akteur wählt dann diejenige Alternative, die seinen subjektiv erwarteten Nutzen maximiert. Alternativ können aber auch Entscheidungsregeln unterstellt werden, die den Annahmen spieltheoretischer Gleichgewichtskonzepte entsprechen.

Generell nimmt das MFS an, dass auch Handlungssektionen im rc-Modus durch die Definition der Situation vorstrukturiert und beeinflusst werden. Frames und Skripte aktivieren spezifische Wissensbestände, Ziele, Wertorientierungen und Emotionen, die sich sowohl auf die Erwartungen als auch auf die betrachteten Konsequenzen und Bewertungen auswirken können. Zudem können Frames und Skripte den wahrgenommenen Alternativenraum und die Erwartungen der Akteure beeinflussen.

Bei einer Modellierung mit Hilfe der SEU-Theorie lässt sich dies formal dadurch ausdrücken, dass man die Menge der Handlungsalternativen A , die Erwartungen p sowie die Bewertungen U jeweils als Funktion des selektierten Frames und Skripts darstellt:⁷⁶

$$SEU(A_k|F_i, S_j) = \sum p_m(., F_i, S_j) U_m(., F_i, S_j) \quad \text{für alle } A_k \in A(., F_i, S_j). \quad (6.7)$$

Das MFS erfüllt hier die gleiche Funktion eines sensitivierenden Modellierungsrahmens wie der Vorschlag von Akerlof und Kranton (2000) (siehe Kapitel 4.4). An die Stelle der Identität in der erweiterten Nutzenfunktion dieses Ansatzes treten im MFS der selektierte Frame und ein möglicherweise selektiertes Skript. In Anwendungen des MFS müssen diese Einflüsse näher spezifiziert werden. Da das MFS den Prozess der Situationsdefinition ohnehin in den Blick nimmt, sollte es leichter fallen, derartige Einflüsse zu erkennen und bei der Modellierung von Handlungssektionen im rc-Modus zu berücksichtigen.

Ein Beispiel für eine entsprechende Ausgestaltung von Handlungssektionen im rc-Modus ist die Prospect Theory von Kahneman und Tversky (1979) (siehe Kapitel 4.4). Sie kann im Rahmen des MFS zur Ausgestaltung der Handlungssektion im rc-Modus verwendet werden, *sofern* Unterschiede im Handeln erklärt werden sollen, die durch die Selektion eines Gewinn- oder Verlust-Frames zustande kommen. Ein anderes Beispiel wäre die Theorie von Falk und Fischbacher (2006), die eingesetzt werden könnte, wenn durch die Situationsdefinition Reziprozitätsnormen relevant werden.

⁷⁶ Die Punkte in den Klammern verweisen darauf, dass diese Größen selbstverständlich auch von anderen, hier nicht näher spezifizierten Faktoren abhängen. Standardmäßig ist etwa anzunehmen, dass die Höhe der Erwartungen von ihrem Ausgangsniveau und neuer Information abhängt, die Alternativenmenge von grundlegenden Restriktionen und der Nutzen von bestimmten Zuständen der Welt.

Dies sind wohlgermerkt relativ spezifische Theorien, die in ihrem begrenzten Gegenstandsbereich aber äußerst erklärungskräftig sind. Aus Sicht des MFS sind diese Theorien zwar ergänzungsbedürftig, da in ihnen u.a. die Möglichkeit und Bedingungen unhinterfragter oder unbedingter Befolgung von Normen zu kurz kommen. Sie sind aber äußerst wertvoll, um *in bestimmten Situationen* Handlungsselektionen *im rc-Modus* zu erklären.

Für die Spezifikation von Handlungsselektionen im rc-Modus kann also mitunter auf existierende RC-Theorien zurückgegriffen werden. Um Missverständnisse zu vermeiden, ist es jedoch äußerst wichtig zu beachten, wie diese Modellierungen *im MFS* substantiell zu interpretieren sind. Das MFS interpretiert die entsprechenden Gleichungen psychologisch, nämlich als Modellierung eines *reflektierten* Entscheidungsprozesses. Dies ist ein Unterschied zum RC-Ansatz, der diese als gleichermaßen gültig für unbewusste oder spontane Handlungsselektionen ansieht. Ansonsten übernimmt das MFS jedoch die im RC-Ansatz vorherrschende technische Interpretation von Nutzenfunktionen als *Ausdruck von Präferenzen*. Im Unterschied zu einer weit verbreiteten soziologischen Fehlinterpretation gilt es hier nochmals zu betonen, dass der Nutzenbegriff nicht für eine bestimmte Klasse „erfolgsorientierter“ oder „zweckrationaler“ Motive steht (siehe bereits Kapitel 2.4).

Die SEU-Theorie kann daher im MFS auch zur Formalisierung einer rein wertbasierten reflektierten Handlungswahl verwendet werden: Der Akteur zieht dann ausschließlich Nutzenargumente in Betracht, die angeben, wie stark eine Handlung in ihren Eigenschaften und/oder Konsequenzen einen bestimmten Wert realisiert. Die Nutzenwerte geben also lediglich wieder, dass der Akteur die Wertverwirklichung positiv bewertet. Im RC-Ansatz sind derartige Modellierungen häufig zu Recht als ad hoc kritisiert worden. Im MFS dagegen lässt sich diese extreme Einschränkung der betrachteten Nutzenargumente als Ergebnis der vorangehenden Frame-, Skript- und Modus-Selektionen des Akteurs erklären (siehe dazu bereits ausführlich Kroneberg 2007).

Werte mit unbedingtem Geltungsanspruch fordern, dass der Akteur bei seiner Handlungswahl wertfremde Anreize ausblendet und *ausschließlich* auf Wertverwirklichung abzielt. Diese Forderung kann im MFS als Skript konzeptualisiert werden, obgleich Werte über diese Forderung hinaus meist zu unspezifisch sind, um Handlungswahlen zu regeln (siehe bereits Kapitel 4.3). Hinsichtlich des Ausblendens anderer Anreize folgt der betrachtete Akteur diesem Skript automatisch-spontan (denn in *dieser* Hinsicht ist der Regelungsgrad der Handlungswahl durch das Skript sehr hoch). Hinsichtlich der Frage, welche der dann immer noch in Frage kommenden Handlungen der Akteur wählt, führt er jedoch eine Handlungsselektion im rc-Modus durch (denn in *dieser* Hinsicht ist der Regelungsgrad der Handlungswahl durch das Skript zu gering). Dies ist eben jene Gleichzeitigkeit von

Unbedingtheit und Kalkulation, die Max Weber für den Fall wertrationalen Handelns beschrieben hat.⁷⁷ Die ebenfalls in Kapitel 4.3 diskutierte Unterscheidung zwischen gesinnungsethischem und verantwortungsethischem Handeln entspricht inhaltlich unterschiedlichen Skripten – je nachdem, ob der Wert normativ fordert, bei seiner Verwirklichung von jeglichen Folgen abzusehen oder nicht (Kroneberg 2007).

Das Beispiel wertrationalen Handelns illustriert den bereits angesprochenen allgemeinen Sachverhalt: Skripte beeinflussen die Handlungsselektion keinesfalls nur dann, wenn diese im as-Modus abläuft. Ein Akteur, der sein Handeln unhinterfragt oder unbedingt (also im as-Modus) an einem Skript ausrichtet, wird dies unter Umständen auch dann noch tun, wenn er vor einer Handlungswahl steht, die vom Skript nicht ausreichend geregelt wird. Er muss diese Handlungswahl zwar reflektiert, also im rc-Modus treffen, aber er schließt dabei alle jene Handlungsalternativen automatisch-spontan aus, die dem Skript eindeutig widersprechen.⁷⁸ Wie bereits erwähnt, beinhaltet die Verankerung von Skripten eine motivationsmäßige Bindung (Abelson 1981: 719; Schank und Abelson 1977: 15). Der Akteur verfolgt die mit einem stark verankerten Skript verbundenen Ziele daher auch dann, wenn es eine Leerstelle aufweist. Dies gilt freilich nur, solange er nicht auf Situationsobjekte stößt, die Anlass dazu geben, die Angemessenheit der zu Grunde gelegten Situationsdefinition oder des Skripts in Frage zu stellen (Frame- bzw. Skript-Selektion im rc-Modus).

⁷⁷ Auf den ersten Blick mag diese Konzeptualisierung widersprüchlich erscheinen, da sie annimmt, dass eine Handlungsselektion einerseits im as-Modus, andererseits im rc-Modus durchgeführt wird. Dies verkennt aber, dass die Unterscheidungen des MFS nicht essentialistisch, sondern analytisch zu verstehen sind. Der Zweck der analytischen Unterscheidungen einer erklärenden Handlungstheorie besteht darin, Variation im Handeln zu erklären (siehe dazu bereits Kapitel 2). Im soeben betrachteten Fall sind dies einerseits Unterschiede zwischen Akteuren, die wertbasiert handeln (as-Modus), und solchen, die dies nicht tun (rc-Modus). Andererseits werden Unterschiede *innerhalb* der ersten Gruppe wertbasiert handelnder Akteure betrachtet. Diese beziehen sich auf die Auswahl einer wertkonformen Handlungsalternative. Diese zweite Quelle von Variation ist über eine Spezifikation der Handlungsselektion im rc-Modus zu erklären, obwohl diese Teilgruppe von Akteuren im Vergleich zu *nicht* rein wertbasiert handelnden Akteuren automatisch-spontan nur prinzipiell wertkonforme Alternativen in Betracht zieht. Ob man eine Handlungsselektion dem rc-Modus oder dem as-Modus zuweist, hängt also davon ab, welche Akteursgruppen man miteinander vergleicht bzw. welche Unterschiede im Handeln man betrachtet.

⁷⁸ Dies ist genau das Phänomen, das Etzioni als „exclusion“ bezeichnet (siehe Kapitel 5.2). In Lindenberg's neueren Arbeiten entspricht es einer Handlungswahl vor dem Hintergrund eines „normative goal-frames“ (siehe u.a. Lindenberg 2008). Auch die in Bourdieus Arbeiten betonte Gleichzeitigkeit von Schemata-Strukturierung und Innovation, wie sie im „praktischen Sinn“ zum Ausdruck kommt, lässt sich auf diese Weise im MFS reformulieren.

Frame-, Skript- und Handlungsselektionen im rc-Modus sind also dadurch gekennzeichnet, dass der Akteur eine überlegte Entscheidung zwischen mehreren wahrgenommenen Alternativen trifft. Gerade bei der Frame- und Skript-Selektion kann dabei die bewusste Ausbildung eines Angemessenheitsglaubens (also von Erwartungen) im Vordergrund stehen. Es ist aber auch möglich, dass sich ein Akteur durch Emotionen bzw. Interessen zu einer bestimmten Sichtweise verleiten lässt, obwohl eine angemessenere Alternative existiert. Handlungsselektionen im rc-Modus können vollends durch Kosten- und Nutzenabwägungen geprägt sein. Der Einfluss der Situationsdefinition und des aktivierten Skripts kann aber auch hier so stark sein, dass sowohl Erwartungen und Bewertungen entscheidend geprägt sind und bestimmte Handlungsalternativen erst gar nicht in Erwägung gezogen werden.

Das MFS lässt derartige Einflüsse erwarten und macht es möglich sie systematisch zu betrachten. Es enthält aber – vor einer weiteren Spezifikation in konkreten Anwendungen – keine empirisch testbaren Hypothesen darüber, *wie genau* diese Einflüsse aussehen. In diesem Punkt entfällt die Hauptlast der Erklärung daher auf Brückenhypothesen, die empirisch oder mit Hilfe spezifischerer Theorien gewonnen werden können. Nichtsdestotrotz ist das MFS weit mehr als ein Modellierungsrahmen. Die informationshaltigen Hypothesen des MFS beziehen sich unter anderem auf die Bedingungen, unter denen Akteure unhinterfragt oder unbedingt eine bestimmte Alternative selektieren (as-Modus), anstatt eine größere Zahl an Alternativen, Informationen und Anreize reflektierend zu betrachten (rc-Modus). Diese Hypothesen können aus der Modus-Selektion gewonnen werden, welche den Gegenstand des folgenden Abschnitts bildet.

6.4 Die Modus-Selektion

Der Modus der Informationsverarbeitung entscheidet mit darüber, welche Einflussfaktoren die Frame-, Skript- und Handlungsselektion bestimmen. Um zu erklären, wie ein Akteur eine Situation definiert, welches Verhaltensprogramm er aktiviert und wie er letztlich handelt, ist es daher elementar, die *Bedingungen* zu kennen, unter denen der eine oder der andere Modus zu erwarten ist. Diese Zusammenhänge sind Gegenstand der Modus-Selektion, wobei der Frame-, Skript- und Handlungsselektion jeweils eine Modus-Selektion analytisch vorgelagert ist (siehe bereits Abbildung 5).

Die Modus-Selektion wird entscheidungstheoretisch mit Hilfe der SEU-Theorie *hergeleitet*, wobei sich die Modellierung an Erkenntnissen der sozialpsychologischen dual-process-Theorien orientiert. Wie bereits erwähnt, handelt es sich bei der Modus-Selektion um einen *vorbewussten* Prozess, der bestimmt, ob ein Akteur einem Sachverhalt Aufmerksamkeit zuweist oder nicht. An *dieser* Stelle wird nur deshalb auf die SEU-Theorie zurückgegriffen, weil sie erlaubt, den Zusammenhang zwischen Motivation, Aufwand, Opportunitäten und Aktivierung systematisch herzuleiten und dabei die Intuition eines angepassten Einsatzes von Reflexion zu berücksichtigen.⁷⁹

Die Alternativen der Modus-Selektion sind der automatisch-spontane und der reflektiert-kalkulierende Modus der Informationsverarbeitung. Welche Auszahlungen ein Akteur im as-Modus und im rc-Modus jeweils erwarten kann, hängt von zwei externen Situationsmerkmalen ab: (a) Ob ausreichende Gelegenheiten zur Reflexion bestehen oder nicht und (b) ob die Alternative, die spontan aktiviert werden kann, tatsächlich optimal ist oder nicht. Entscheidend sind nun die subjektiven Einschätzungen dieser objektiven Gegebenheiten: (a) Die *wahrgenommenen* Reflexionsopportunitäten p ($\in [0,1]$) entsprechen der subjektiven Wahrscheinlichkeit, dass eine Reflexion erfolgreich durchgeführt werden kann. (b) Das Aktivierungsgewicht der automatisch aktivierbaren Alternative $AW(.)$ entspricht hier der subjektiven Wahrscheinlichkeit, dass diese Alternative tatsächlich optimal ist. Eine starke spontane Aktivierung signalisiert, dass es ausreichend oder sogar wichtig ist, dieser am stärksten aktivierten Alternative zu folgen. Je nachdem, ob die Frame-, Skript- und Handlungsselektion betrachtet wird, ist dieses Aktivierungsgewicht gleich m_i , $AW(S_j|F_i)$ oder $AW(A_k|F_i, S_j)$. Die Modus-Selektion ist ansonsten für die Frame-, Skript- und Handlungsselektion formal identisch. Ihre weitere Herleitung erfolgt daher der Einfachheit halber nur für die Frame-Selektion.

Es sei mit F_i der Frame mit dem höchsten Match in der aktuellen Situation bezeichnet. Die Höhe des Match m_i zeigt an, wie stark der Frame auf die aktuelle Situation passt. Im Rahmen der entscheidungstheoretischen Herleitung kann m_i daher als die (subjektive) Wahrscheinlichkeit bezeichnet werden, dass dieser Ausgangsframe gilt. Die

⁷⁹ Dies bedeutet wohlgerne *nicht*, dass das MFS einem instrumentalistischen Theorieverständnis folgen würde. Wenn Experimente zeigen sollten, dass die vier Determinanten anders zusammenwirken, als es die Spezifikation der Modus-Selektion impliziert, wäre diese falsifiziert und müsste modifiziert werden.

Gegenwahrscheinlichkeit $(1 - m_i)$ entspricht somit dem Geltungsspielraum alternativer Frames. Einen alternativen Frame F_j kann der Akteur nur dann zur Situationsdefinition heranziehen, wenn er die Geltung des Ausgangsframes bewusst in Frage stellt, also die Situation im rc-Modus definiert. Der Match variiert ebenso zwischen 0 und 1 wie die wahrgenommenen Reflexionsopportunitäten. Beide Parameter können daher im Rahmen der entscheidungstheoretischen Herleitung analog zu Erwartungen interpretiert werden.

Tabelle 4: Die Entscheidungsmatrix der Modus-Selektion

Alternativen	Zustände der Welt mit subjektiven Auftrittswahrscheinlichkeiten			
	Reflexionsopp. ausreichend; F_i gilt $p \cdot m_i$	Reflexionsopp. ausreichend; F_j gilt $p \cdot (1 - m_i)$	Reflexionsopp. nicht ausreichend; F_i gilt $(1 - p) \cdot m_i$	Reflexionsopp. nicht ausreichend; F_j gilt $(1 - p) \cdot (1 - m_i)$
rc-Modus	$U_i - C$	$U_{rc} - C$	$U_i - C$	$- C_f - C$
as-Modus	U_i	$- C_f$	U_i	$- C_f$

Anmerkungen: p = Reflexionsopportunitäten, m_i = Match des Frames i , U_i = mit dem Frame i assoziierter Nutzen, U_{rc} = mit dem rc-Modus assoziierter Nutzen, C = Reflexionskosten, C_f = Kosten einer unangemessenen Selektion. Alle Parameter stehen für subjektive Größen, deren Werte sich allein aus unmittelbar wahrnehmbaren Situationsmerkmalen und Akteurseigenschaften ergeben.

Da angenommen werden kann, dass die beiden Situationsmerkmale unabhängig voneinander variieren, ergeben sich aus ihrer Kombinationen vier verschiedene Situationstypen. Diese werden entscheidungstheoretisch als *Zustände der Welt* bezeichnet (Eisenführ und Weber 2003: 35f.; Savage 1954: 8ff.). Sie werden nun hinsichtlich der Auszahlungen analysiert, die bei der Selektion der beiden Modi jeweils zu erwarten sind (vgl. Tabelle 4):

Bei der Selektion des *rc-Modus* fallen in allen vier Zuständen der Welt Reflexionskosten C in Form von Zeit und Energie an, selbst wenn die Reflexion aufgrund unzureichender Opportunitäten misslingt. Betrachtet werden zunächst die beiden Zustände der Welt, in denen ein zum Ausgangsframe alternativer Frame j gilt (Spalten 3 und 5 in Tabelle 4):

- Wenn die Reflexionsopportunitäten ausreichen, wird der Akteur über eine reflexive Durchdringung der Situation bemerken, dass ein alternativer Frame gilt. Der auf diese Weise realisierbare Nutzen wird mit U_{rc} bezeichnet. Gewichtet man die in diesem Zustand der Welt im rc-Modus realisierbare Auszahlung mit der Wahrscheinlichkeit dieses Zustandes, so ergibt sich als erwartete Auszahlung $p(1 - m_i)(U_{rc} - C)$.

- Wenn die Reflexionsopportunitäten dagegen nicht ausreichen, ist es dem Akteur unmöglich, die Geltung des alternativen Frames festzustellen. Er wird die Situation daher auch im rc-Modus falsch definieren. Die bei einer unangemessenen Situationsdefinition anfallenden Kosten werden mit C_f bezeichnet. Insgesamt resultiert somit $(1 - p)(1 - m_i)(-C_f - C)$.

Ob die Reflexionsopportunitäten ausreichen, ist hingegen irrelevant, wenn objektiv ohnehin der Ausgangsframe i gilt (Spalten 2 und 4 in Tabelle 4):

- Bei ausreichenden Reflexionsopportunitäten erkennt der Akteur im rc-Modus, dass eine Reflexion gar nicht nötig gewesen wäre, da der Ausgangsframe i am besten zur Situation passt. Es resultiert eine Auszahlung von $U_i - C$, gewichtet mit pm_i .
- Bei ungenügenden Reflexionsopportunitäten kann nur der Frame i herangezogen werden. Da dieser objektiv gilt, beträgt die Auszahlung auch hier $U_i - C$, gewichtet mit der Auftrittswahrscheinlichkeit $(1 - p)m_i$.

Bei der Selektion des *as-Modus* wird der Ausgangsframe i in *jedem* Zustand der Welt *automatisch* selegiert. Da keine Reflexion stattfindet, sind die Reflexionsopportunitäten offensichtlich irrelevant. Der Nutzen U_i wird in den beiden Zuständen der Welt realisiert, in denen der Ausgangsframe objektiv gilt. Die Wahrscheinlichkeit dafür beträgt m_i . Gilt der Ausgangsframe hingegen nicht, so kommt es zu einer falschen Situationsdefinition, woraus annahmegemäß Kosten in Höhe von C_f resultieren.

Addiert man die in den vier Zuständen der Welt bei der Selektion der beiden Modi jeweils erwartbaren Auszahlungen, so erhält man die SEU-Gewichte der beiden Modi. Die aus der Entscheidungsmatrix abgeleiteten Gleichungen der Modus-Selektion lauten somit wie folgt:

$$SEU(as) = m_i U_i - (1 - m_i) C_f \quad (6.8)$$

$$\begin{aligned} SEU(rc) &= pm_i(U_i - C) + p(1 - m_i)(U_{rc} - C) + (1 - p)m_i(U_i - C) + (1 - p)(1 - m_i)(-C - C_f) \\ &= p(1 - m_i)U_{rc} + (1 - p)(1 - m_i)(-C_f) + m_i U_i - C \end{aligned} \quad (6.9)$$

Entsprechend der üblichen Entscheidungsregel kommt es genau dann zur Reflexion, wenn $SEU(rc)$ größer als $SEU(as)$ ist. Aus einfachen Äquivalenzumformungen dieser Ungleichheit ergibt sich die folgende Reflexionsbedingung:

$$p(1 - m_i)(U_{rc} + C_f) > C \quad (6.10)$$

Diese Ungleichung hat eine anschauliche Interpretation: Ein Akteur wird genau dann über unterschiedliche mögliche Situationsdefinitionen reflektieren, wenn der Nutzen dieser Aktivität die Reflexionskosten C übersteigt. Dass der Ausdruck auf der linken Seite der Ungleichung den Nutzen einer Reflexion gegenüber einer automatisch-spontanen Situationsdefinition wiedergibt, ist leicht ersichtlich: Wenn ausreichende Reflexionsopportunitäten bestehen (p) und tatsächlich ein alternativer Frame j gilt ($1 - m_i$), kann der Akteur erstens den Nutzen einer angemessenen Definition der Situation (U_{rc})

realisieren und zweitens die Kosten einer unangemessenen Situationsdefinition (C_f) vermeiden.

Die Summe ($U_{rc} + C_f$) entspricht den Opportunitätskosten einer falschen Entscheidung im as-Modus. In den sozialpsychologischen dual-process-Theorien wird dies als „Motivation“, „perceived costliness of a judgemental mistake“ oder „fear of invalidity“ bezeichnet (Fazio 1990: 92). Um die Notation zu vereinfachen, definieren wir diese Reflexionsmotivation als $U \equiv U_{rc} + C_w$. Auch ansonsten reproduziert die entscheidungstheoretische Modellierung die Erkenntnisse der kognitiven Sozialpsychologie: Akteure machen umso eher von einem elaborierteren, aber auch aufwendigeren Modus der Informationsverarbeitung Gebrauch, je mehr auf dem Spiel steht, je weniger eindeutig die Situation ist, je günstiger die Gelegenheiten zur Reflexion und je niedriger die Reflexionskosten sind.

Diese Ergebnisse gelten ebenso für die Modus-Selektionen, die der Skript- und Handlungsselektion vorausgehen. Man muss lediglich in den Gleichungen 6.8, 6.9 und 6.10 den Match m_i durch das höchste Aktivierungsgewicht $AW(S_j|F_i)$ bzw. $AW(A_k|F_i, S_j)$ ersetzen. Die Aktivierungsgewichte von Frame, Skript bzw. Handlungsalternative sind soziologisch unmittelbar anschlussfähige Konstrukte: Sie beziehen sich auf Faktoren wie die Klarheit der Situationsdefinition, die Existenz konkurrierender Normen und Routinen oder den Grad ihrer Verinnerlichung. Auch die anderen Determinanten der Modus-Selektion lassen sich bei der Handlungserklärung in den Fokus der Betrachtung rücken. So variieren die Reflexionskosten C u.a. mit dem Informationsbedarf, der vor allem mit dem Vorwissen des Akteurs und der Komplexität der Situation variieren dürfte (Mayerl 2009: 205, 233; Quandt und Ohr 2004). Die Motivation zur Reflexion U ist umso höher, je stärker Situationsmerkmale signalisieren, dass „viel auf dem Spiel steht“. Daneben kann die Motivation auch durch ein inter-individuell unterschiedlich stark ausgeprägtes generelles Bedürfnis nach Kognition beeinflusst sein (zum sog. „Need for Cognition“ siehe Cacioppo und Petty 1982; Cacioppo et al. 1996; Petty und Cacioppo 1984; Petty, Cacioppo und Goldmann 1981). Schließlich variieren die wahrgenommenen Reflexionsopportunitäten p in Abhängigkeit von Faktoren wie Zeitdruck, Mehrfachbelastung oder individuelle Verarbeitungskapazität. Generell gilt es zu beachten, dass sich die Werte aller Parameter der Modus-Selektion *allein* aus dem Zusammenspiel von Akteurseigenschaften und unmittelbar wahrnehmbaren Situationsmerkmalen ergeben.⁸⁰

⁸⁰ Der Einwand, die Modus-Selektion setze die Kenntnis von Parametern voraus, die erst nach der Selektion des rc-Modus bekannt seien (Collins 1993: 66; Etzrodt 2000: 774f.; Witt 1993: 285), ist daher unberechtigt. Auch

Aus dem Ergebnis der Modus-Selektion lassen sich bereits eine Reihe interessanter Schlussfolgerungen ziehen. Ein für soziologische Anwendungen besonders wichtiges Resultat erhält man, wenn man nicht die Reflexionsbedingung, sondern umgekehrt die Bedingung für den as-Modus, $SEU(as) \geq SEU(rc)$, betrachtet. Löst man diese Ungleichung nach den Aktivierungsgewichten auf, so erhält man die folgenden Bedingungen für den as-Modus bei der Frame-, Skript- und Handlungsselektion:

$$m_i \geq 1 - C/(pU) \quad (6.11a)$$

$$AW(S_j|F_i) \geq 1 - C/(pU) \quad (6.11b)$$

$$AW(A_k|F_i, S_j) \geq 1 - C/(pU) \quad (6.11c)$$

Auf Basis dieser Ungleichungen wird im folgenden Abschnitt eine Reihe von Hypothesen abgeleitet. Wie ein Vergleich der Ungleichungen verdeutlicht, werden die Voraussetzungen dafür, dass der Akteur im automatisch-spontanen Modus verbleibt, von Selektion zu Selektion größer. Dafür sei der Schwellenwert $1 - C/(pU)$ konstant gehalten. Betrachtet werden nur die linken Seiten der Ungleichungen, also die oben in ihren Komponenten dargestellten spontanen Aktivierungsgewichte (siehe die Gleichungen 6.11a, 6.11b und 6.11c). Damit es zur *Frame*-Selektion im as-Modus kommen kann, müssen die Situationsobjekte die Geltung eines bestimmten Frames relativ eindeutig anzeigen. Für eine *Skript*-Selektion im as-Modus ist *zusätzlich* erforderlich, dass der Akteur über ein Skript verfügt, das relativ stark mental verankert und zugänglich ist. Eine *Handlungs*selektion im as-Modus verlangt schließlich *zusätzlich*, dass das Skript die Handlungswahl relativ stark regelt. Eine uneindeutige Definition der Situation und eine Unsicherheit über das sozial erwartete Handeln wirken sich also auch auf das Handeln aus, und zwar in einer verringerten Disposition einfach einem der Situationsdefinition entsprechenden Skript zu folgen (vgl. Esser 2001: 291). Zudem lässt sich schlussfolgern, dass grundlegendere Orientierungen im Alltagsleben seltener zum Gegenstand bewusster Reflexion werden als die eigentliche Handlungswahl.

Eine weitere zentrale Folgerung aus den Ungleichungen betrifft den Spezialfall, in dem das Aktivierungsgewicht maximal, also gleich 1 ist. Wie sich zeigen lässt, ist dann die Ungleichung $AW(.) \geq 1 - C/(pU)$ immer erfüllt: Da die Parameter C und U per definitionem strikt größer als null sind, ist der Schwellenwert $1 - C/(pU)$ auf das Intervall $]-\infty, 1[$ beschränkt. Wenn $AW(.)$ gleich 1 ist, wird der Schwellenwert also immer überschritten. Über

geht das Modell *nicht* davon aus, dass Akteure bewusst komplizierte Berechnungen durchführen (Opp 2004b: 260). Formalisiert wird vielmehr gerade die *begrenzte* Rationalität der Akteure.

diesen Spezialfall lässt sich die „Unbedingtheit“ im Handeln oder in bestimmten Situationsdeutungen darstellen, deren Bedeutung in klassischen soziologischen Handlungskonzepten betont wird (siehe Kapitel 5.2 sowie bereits Esser 2000a). Eine *extrem* starke mentale Verankerung und situative Aktivierung von Frames, Normen, Routinen führt bereits für sich genommen dazu, dass diesen mentalen Modellen automatisch-spontan gefolgt wird.

Im Gegensatz zu jüngerer Kritik am MFS (Mayerl 2009; Rössel 2005: 170ff.) gilt es allerdings zu beachten, dass damit die Bedeutung der anderen Determinanten der Modus-Selektion keinesfalls negiert wird. Eine maximale Aktivierung (z.B. ein perfekter Match bei der Frame-Selektion) ist ein extremes Szenario. Auch wenn bisherige Arbeiten ausschließlich diese Unbedingtheit in den Fokus gerückt haben (z.B. Esser 2000a), lassen sich ähnliche Szenarien auch für die anderen Parameter betrachten. Beispielsweise führt eine *extrem* starke Motivation zur Reflexion sicher zum Wechsel in den rc-Modus: Über eine weitere Umformung der Reflexionsbedingung erhält man $pU > C/(1 - AW(.))$. Wenn ausreichende Reflexionsopportunitäten (p) bestehen und die Motivation (U) *gegen unendlich* geht, ist diese Bedingung selbst dann erfüllt, wenn die Reflexionskosten hoch sind und die Ausgangsalternative sehr stark aktiviert ist. So gilt etwa hinsichtlich der Frame-Selektion im MFS:

„Wenn „viel auf dem Spiel steht“ oder es „um Leben und Tod geht“, zögert und reflektiert man, unabhängig vom Match eines Situationsmodells – so lange man auch die Möglichkeit zum Nachdenken hat.“ (Mayerl 2009: 187)⁸¹

Diese ersten Schlussfolgerungen deuten bereits an, dass sich aus der Modus-Selektion eine Reihe interessanter Hypothesen gewinnen lassen. Für empirische Anwendungen des MFS reicht es wohlgerne aus, das *Ergebnis* der Herleitung der Modus-Selektion zu betrachten. Die Details der Herleitung selbst dürften dagegen soziologisch kaum von Interesse sein. Der folgende Abschnitt widmet sich ausführlich der Ableitung empirisch überprüfbarer Hypothesen aus dem MFS.

⁸¹ Die Kritik von Rössel und Mayerl, dass im MFS keine „motivationale Exit-Option aus dem automatisch-spontanen Modus besteht“ (Mayerl 2009: 226), ist somit zurückzuweisen. Das MFS entspricht vielmehr durchaus der Erkenntnis der Social-Cognition-Forschung, dass „andere Typen von Motivation – allen voran die situative fear of invalidity – so groß sein [können], dass selbst ein sicher geglaubtes Situationsmodell nicht einfach fraglos automatisch prozessiert wird“ (Mayerl 2009: 187).

6.5 Hypothesengewinnung auf Basis des MFS

Das MFS besitzt eine Vielzahl empirisch überprüfbarer Implikationen. Es sagt vorher, welche Faktoren für bestimmte Selektionen relevant sind, und legt sich darüber hinaus auch auf eine bestimmte Art des Zusammenwirkens fest. Beispielsweise geht das Modell davon aus, dass die Komponenten des Matches, der die spontane Aktivierung von Situationsdeutungen bestimmt, multiplikativ verknüpft sind. Diese Hypothese eines interaktiven Zusammenwirkens von signifikanten Situationsobjekten und mentaler Verfügbarkeit wird empirisch von sozialpsychologischen Studien belegt (Bargh et al. 1986; Higgins und Brendl 1995). Insofern das MFS eine Reihe (sozial-)psychologischer Forschungsergebnisse (z.B. zu den Determinanten der Modus-Selektion) aufgreift, kann es bereits als relativ empirisch abgesichert gelten.

Im Folgenden gehe ich nur auf eine Auswahl von Zweifach-Interaktionshypothesen ein, die sich aus dem MFS gewinnen lassen. Diese sind für die soziologische Handlungstheorie von besonderem Interesse, da sie sich auf die Bedingtheit von Anreizeffekten beziehen. Zudem bildet der Test derartiger Hypothesen den Gegenstand der folgenden empirischen Anwendungen.

Durch die Berücksichtigung zweier Modi der Selektion lenkt das MFS den Blick auf bestimmte Formen der Heterogenität (man könnte auch sagen: Komplexität) in der Handlungsverursachung. Häufig hängt eine Selektion im rc-Modus von anderen Faktoren als eine Selektion im as-Modus ab oder zumindest von zusätzlichen. So werden innerhalb einer reflektierten Definition der Situation ganz andere Informationen relevant als beim spontanen Match zwischen Frame und Situationsobjekten. Bei einer überlegten Handlungsselektion wiederum werden häufig Folgen in Betracht gezogen, die im as-Modus völlig ausgeblendet werden. In Anwendungen ist mit Hilfe von Brückenhypothesen zu spezifizieren, welche Faktoren eine betrachtete Selektion beeinflussen, je nachdem in welchem der beiden Modi sie erfolgt. Bei der Aufstellung solcher Brückenhypothesen kann auf bereichsspezifische Theorien, Resultate empirischer Forschung oder sonstiges empirisches Hintergrundwissen zurückgegriffen werden.

Der Ausgangspunkt jeder Anwendung des MFS sind also Brückenhypothesen über die modus- und selektionsabhängige Relevanz bestimmter Faktoren (mentale Modelle, Symbole, Anreize, Normen, Informationen etc.). Ausgehend davon, lässt sich das explanative Potential des Modells realisieren, indem man die Bedingungen betrachtet, unter denen die

verschiedenen Faktoren wirksam werden. Diese Bedingungen sowie die Form ihres Zusammenwirkens sind in der Modus-Selektion spezifiziert. Aus ihr lassen sich die wichtigsten Hypothesen des MFS gewinnen.

Im Folgenden wird gezeigt, wie genau sich Hypothesen aus dem MFS ableiten lassen. Dabei beschränke ich mich auf die Handlungsselektion, da es in den meisten soziologischen Anwendungen letztendlich darauf ankommt, soziales Handeln zu erklären. Die Art der Hypothesenableitung lässt sich aber ohne Weiteres auf die Frame- und Skript-Selektion übertragen.

Die den Modus der Handlungsselektion bestimmende Modus-Selektion gibt an, unter welchen Bedingungen der Akteur unter Ausblendung anderer Anreize und Alternativen einem Skript folgt (as-Modus) und wann er im Gegensatz dazu gerade dadurch zu einer Entscheidung gelangt, dass er zwischen diesen abwägt (rc-Modus).⁸² Betrachtet man die Bedingungen für den as-Modus (siehe bereits Gleichung 6.11c), so ergibt sich:

$$AW(A_k|F_i, S_j) \geq 1 - C/(pU).$$

Es kommt also zur Selektion der vom Skript S_j nahe gelegten Handlung A_k im as-Modus, solange deren automatisch-spontane Aktivierung, $AW(A_k|F_i, S_j)$, mindestens so groß wie der Schwellenwert auf der rechten Seite der Ungleichung ist. Wie hoch dieser Schwellenwert ist, hängt von den Reflexionskosten (C), den Reflexionsopportunitäten (p) und der Reflexionsmotivation (U) ab. Der Einfachheit halber werden diese Einflussfaktoren zunächst nicht weiter betrachtet. Ich bezeichne den Schwellenwert $1 - C/(pU)$ daher abkürzend als τ und nehme an, dass er im Intervall $(0,1)$ liegt.⁸³ Die vorherige Ungleichung wird dann zu

$$AW(A_k|F_i, S_j) \geq \tau.$$

⁸² Der Einfachheit halber wird also im Weiteren angenommen, dass ein Akteur im rc-Modus Anreize berücksichtigt, die bei einer Handlungsselektion im as-Modus keine Rolle spielen. Der Spezialfall rein wertrationalen Handelns im rc-Modus wird also nicht betrachtet.

⁸³ Die Parameter C , p und U können per definitionem nur positive Werte annehmen. Der Schwellenwert $1 - C/(pU)$ ist daher auf das Intervall $(-\infty, 1)$ beschränkt. Im Intervall $(0,1)$ liegt er, wenn gilt: $C < pU$. Im Folgenden wird also substantiell angenommen, dass die Reflexionskosten kleiner sind als die mit den Reflexionsopportunitäten gewichtete Motivation. Andernfalls käme es *immer* zum as-Modus, und zwar unabhängig von der Verfügbarkeit und Aktivierung eines mentalen Modells $AW(\cdot)$. Für die meisten soziologischen Anwendungen ist dies ein unrealistisches Szenario. In speziellen Situationen – etwa Massenpaniken – mögen die Reflexionskosten jedoch derartig hoch sein, dass Akteure selbst dann spontan auf Hinweisreize reagieren, wenn diese vergleichsweise schwach sind.

Ist diese Bedingung erfüllt, so kommt es zur Handlungsselektion im as-Modus. Wenn $AW(A_k|F_i, S_j)$, also das automatisch-spontane Selektionsgewicht der durch das selektierte Skript am stärksten aktivierten Handlungsalternative, hinreichend groß ist, führt der Akteur diese Handlungsalternative aus, und zwar *unabhängig* von anderen Anreizen oder Alternativen. Dies impliziert die folgende Hypothese:

*Hypothese 1: Je größer das automatisch-spontane Selektionsgewicht der durch das selektierte Skript am stärksten aktivierten Handlungsalternative ist, umso geringer ist tendenziell der Einfluss anderer Anreize und Alternativen auf die Handlungsselektion. Wenn dieses Selektionsgewicht maximal ist, sollte kein (statistisch signifikanter) Einfluss anderer Anreize und Alternativen mehr feststellbar sein.*⁸⁴

Aus dieser Hypothese lassen sich spezifischere Hypothesen gewinnen, die empirisch getestet werden können. Wie dargelegt, ist das Selektionsgewicht der automatisch-spontan zugänglichen Handlungsalternative umso höher,

- je eindeutiger die Situation definiert werden konnte,
- je stärker diese Situationsdefinition und Situationsmerkmale ein bestimmtes Skript aktivieren,
- je stärker dieses Skript mental verankert ist und
- je eindeutiger dieses Skript eine bestimmte Handlungsalternative nahe legt.

Kombiniert man diese Annahmen des MFS mit der zuvor abgeleiteten Hypothese 1, so ergeben sich folgende Hypothesen:

Hypothese 1.1: Angenommen, ein Frame ist bei einem Akteur mit einem stark verankerten Skript verbunden, das die Handlungswahl hinreichend regelt. Dann gilt: Je eindeutiger die Situation gemäß diesem Frame definiert werden kann, desto geringer ist tendenziell der Einfluss anderer Anreize und Alternativen auf die Handlungsselektion.

Hypothese 1.2: Angenommen, ein Akteur hat eine Situation hinreichend definiert und verfügt über ein stark verankertes Skript, das die Handlungswahl hinreichend regelt. Dann

⁸⁴ Der im ersten Teil der Hypothese aufgestellte Zusammenhang gilt nur „tendenziell“, weil der Schwellenwert τ zwischen Individuen und Situation variiert und, zumindest mit Umfragedaten, nicht exakt bestimmt werden kann. Der zweite Teil der Hypothese lässt sich hingegen unabhängig von τ vorhersagen, da es für $AW(.) = 1$ immer zum as-Modus kommt. Vom Einfluss „anderer“ Anreize ist die Rede, weil verinnerlichte Normen – aus der Perspektive des weiten RC-Ansatzes – auch als ein Anreiz unter anderen betrachtet werden könnten.

gilt: *Je stärker dieses Skript in der Situation (d.h. auf Basis der Situationsdefinition und externer Hinweisreize) aktiviert wird, desto geringer ist tendenziell der Einfluss anderer Anreize und Alternativen auf die Handlungsselektion.*

Hypothese 1.3: Angenommen, ein Akteur hat in einer hinreichend definierten Situation ein Skript aktiviert, das die Handlungswahl hinreichend regelt. Dann gilt: *Je stärker dieses Skript mental verankert ist, desto geringer ist tendenziell der Einfluss anderer Anreize und Alternativen auf die Handlungsselektion.*

Hypothese 1.4: Angenommen, ein Akteur hat in einer hinreichend definierten Situation ein mental stark verankertes Skript aktiviert. Dann gilt: *Je stärker dieses Skript die Handlungswahl regelt, desto geringer ist tendenziell der Einfluss anderer Anreize und Alternativen auf die Handlungsselektion.*

Die den Zusammenhangshypothesen jeweils vorangestellten Annahmen ergeben sich aus der *multiplikativen* Verknüpfung der vier Bestandteile des Aktivierungsgewichts. Ist einer dieser Faktoren zu niedrig ausgeprägt, so wird sich der vom MFS vorhergesagte Zusammenhang nicht oder nur sehr schwer beobachten lassen. So wird im Extremfall einer Ausprägung von null das gesamte Selektionsgewicht ebenfalls null, unabhängig davon, wie die anderen Faktoren ausgeprägt sind. Dies ist auch substantiell unmittelbar einleuchtend. Beispielsweise ist es offensichtlich irrelevant, wie stark ein bestimmtes Skript mental verankert ist, wenn dieses überhaupt nicht als situationsrelevant eingeschätzt wird (vgl. Hypothese 1.3). Ebenso spielt es keine Rolle, wie stark ein Skript die Handlungswahl regelt, wenn dieses überhaupt nicht verinnerlicht ist (vgl. Hypothese 1.4). Dass die aufgestellten Zusammenhangshypothesen nur unter den vorangestellten Bedingungen gelten, dient keinesfalls der Immunisierung der Theorie. Eine hinreichend starke Ausprägung der jeweiligen Faktoren lässt sich vielmehr in der Regel bereits auf der Basis von Plausibilitätsüberlegungen begründen. Die entsprechenden Annahmen gehen in die Menge der expliziten Brückenhypothesen ein und sind damit kritisierbar und prinzipiell empirisch prüfbar.

Die Hypothesen 1.1. bis 1.4 implizieren statistische Interaktionseffekte (siehe dazu noch ausführlich Kapitel 7): Die Wirkung anderer Anreize auf die Handlungsselektion variiert systematisch mit der Ausprägung der vier Bestandteile des automatisch-spontanen

Selektionsgewichts.⁸⁵ In den in dieser Arbeit durchgeführten empirischen Anwendungen werden einige dieser Hypothesen regressionsanalytisch getestet. Hierfür – wie auch für die im Anhang A1 der Arbeit dargestellte Ableitung von Dreifach-Interaktionshypothesen – ist es erforderlich, die Art der vorhergesagten Interaktionseffekte genauer zu betrachten.

Dazu sei ein additives Regressionsmodell zu Grunde gelegt, in dem alle Prädiktoren auf das Einheitsintervall kodiert wurden (d.h. auf jeder Prädiktorvariablen entspricht 0 dem minimalen und 1 dem maximalen Wert). Der Einfachheit halber betrachte ich nur eine einzige Anreizvariable, die im rc-Modus (nicht aber im as-Modus) verhaltensrelevant ist. Die in den Hypothesen 1.1. bis 1.4 vorhergesagten Interaktionseffekte zwischen dieser Anreizvariablen und dem jeweils betrachteten Bestandteil des Aktivierungsgewichts werden im Regressionsmodell durch zwei Komponententerme und einen Produktterm abgebildet (siehe dazu ausführlich noch Kapitel 7). Die Effekte der Komponententerme geben den Effekt der entsprechenden Variablen (Anreizvariable oder Aktivierungsbestandteil) unter der Bedingung wieder, dass die jeweils andere Variable ihren minimalen Wert von 0 annimmt. Wenn es sich bei dem betrachteten Anreiz um Kosten des betrachteten Verhaltens handelt, ist dieser konditionale Effekt negativ. Handelt es sich dagegen um einen Nutzen des betrachteten Verhaltens, so ist dieser Effekt positiv. Der Produktterm gibt an, wie sich dieser konditionale Effekt verändert, wenn der Aktivierungsbestandteil von seinem Minimum auf sein Maximum steigt: Gemäß den abgeleiteten Hypothesen sollte ein negativer Kosten-Effekt durch einen positiven Produktterm ausgeglichen werden, ein positiver Nutzen-Effekt entsprechend durch einen negativen Produktterm. Um nicht fortwährend diese Fallunterscheidung treffen zu müssen, spreche ich in den folgenden Kapiteln von *abschwächender* Zweifach-Interaktion oder abschwächendem Moderator-Effekt.

In dieser Arbeit wird das MFS empirisch auf die Erklärung der Wahlteilnahme und der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg angewendet. Zuvor werden in den nächsten beiden Abschnitten lerntheoretische Erweiterungsmöglichkeiten dargestellt und ein Überblick über bisherige empirische Anwendungen des MFS gegeben.

⁸⁵ Das MFS *verbietet* also andere Formen des Zusammenwirkens, etwa dass der Effekt anderer Anreize umso *größer* ist, je stärker bei einem Akteur ein in der Situation stark aktiviertes Skript mental verankert ist, welches die Handlungswahl hinreichend regelt (vgl. Hypothese 1.3). Die Kritik von Etzrodt (Etzrodt 2007), das MFS sei nicht falsifizierbar, ist daher zurückzuweisen (siehe ausführlich Kroneberg 2008b).

6.6 Der Prozess der Enkodierung

Gegenstand des MFS als Handlungstheorie ist der Prozess der *Dekodierung*. Konfrontiert mit einer Situation versuchen Akteure unter Rückgriff auf ihre Wissensbestände und Verhaltensprogramme Problemlösungen zu erarbeiten. Davon analytisch zu unterscheiden ist der Prozess der *Enkodierung*, in dem diese Programme auf- und abgebaut, verstärkt und abgeschwächt werden (Strauss und Quinn 1997: 103; Vanberg 2000, 2002). In bestimmten Anwendungen kann es interessant sein, diesen Prozess der Enkodierung mit einzubeziehen. Diesbezügliche Theorien, Modelle und Hypothesen lassen sich systematisch mit den exogenen Parametern des MFS verknüpfen. Welche Analysemöglichkeiten sich daraus ergeben und wie diese Schnittstellen ausgearbeitet werden können, soll im Folgenden kurz veranschaulicht werden.

Die im vorherigen Abschnitt abgeleiteten Hypothesen spezifizieren Bedingungen, unter denen Akteure gegenüber einer Vielzahl von Anreizen immun sind, da sie automatisch-spontan einem stark verankerten Skript folgen. Dies gilt jedoch zunächst nur für die betrachtete Situation, also einen zeitlich begrenzten Ausschnitt. Bezieht man den Prozess der Enkodierung mit ein, so lassen sich kurz- und langfristige Einflüsse unterscheiden und weitergehende Hypothesen aufstellen. In *kurzfristiger* Perspektive sagt das MFS vorher, dass automatisch-spontane Situationsdefinitionen und Handeln unabhängig von rein materiellen Anreizen sind. Ein Einfluss materieller Anreize ist nur möglich, wenn diese symbolisch oder kulturell wirken, hängt also vom Inhalt zugänglicher Frames und Skripte ab.

Als Beispiel sei betrachtet, wie eine Frau die Qualität ihrer Ehe einschätzt (Frame-Selektion). Das MFS lässt erwarten, dass sich ein Arbeitsplatzverlust des Ehepartners nur dann auf die wahrgenommene Qualität der Ehe auswirkt, wenn ein bestimmter Lebensstandard einen integralen Teil ihres Eheverständnisses darstellt (Roussell 1980). Andernfalls wird ein Arbeitsplatzverlust *nicht* dazu führen, dass sie die Definition der Ehe als „funktionierende Ehegemeinschaft“ in Frage stellt. Die ökonomische Situation des Mannes stellt dann kein für den Frame relevantes Situationsobjekt dar und die Stabilität der Ehe ist – von Seiten der Frau – *kurzfristig unabhängig* von Einkommensfluktuationen.

Langfristig können jedoch auch Veränderungen rein materieller Anreize eine ehemals „unbedingte“ Definition der Situation beeinflussen. So ist es durchaus wahrscheinlich, dass sich ein Absinken des Lebensstandards langfristig auch bei solchen Ehen auswirkt, deren Rahmung (aufgrund eines bestimmten Eheverständnisses) zunächst unabhängig von Einkommensfluktuationen war. Wenn der Ehemann über Monate hinweg keine neue Arbeit findet und die materielle Lebensqualität dadurch spürbar gesunken ist, kann sich bei der Ehefrau mehr und mehr die Verankerung des Frames „Wir sind eine funktionierende Ehegemeinschaft“ abschwächen. Darüber kann es zur Reflexion kommen, in deren Rahmen sich die bis dahin „im Hintergrund“ gebliebenen Veränderungen des Ehe-Gewinns auswirken.

Über den Prozess der *Enkodierung*, der die Verankerung und den Inhalt von Frames und Skripten bestimmt (Strauss und Quinn 1997: 103; Vanberg 2000: 25ff.), können also auch kurzfristig unbedingte Situationsdefinitionen (oder ein skriptkonformes Handeln) langfristig untergraben werden (Esser 1999c: 358).

Auf diese Weise kann erklärt werden, warum sich Auszahlungsänderungen empirisch oft erst mit *Zeitverzögerungen* auf die Definition der Situation und das Handeln auswirken. Dieses als Hysteresis-Effekt bezeichnete Phänomen gehört ebenfalls zu den grundlegenden Einsichten soziologischer Theorien. Sie ist bereits bei Marx zu finden und wird von Bourdieu verwendet, um den Unterschied seines Habitus-Konzepts zu RC-Theorien herauszuarbeiten (Bourdieu 1987b: 114ff.). Auch wenn der Habitus eine an bestimmte Voraussetzungen angepasste und insofern „rationale“ Strategie darstellt, beruht er doch nicht auf einer reflektierten Kosten-Nutzen-Abwägung. Dies zeigt sich gerade an seiner kurz- und mittelfristigen Trägheit gegenüber veränderten Anreizen. Ebenso zentral war dieses Argument in der US-amerikanischen Diskussion über die „culture of poverty“ (Hannerz 1969: 193f.; Lewis 1968). Erweitert um lerntheoretische Hypothesen vermag das MFS diese Einsicht zu bewahren und erweist sich somit auch in dieser Hinsicht als geeignete Mikrofundierung soziologischer Analysen.⁸⁶

Auf Basis der Konzeption von Frames und Skripten als Netzwerke gelernter Assoziationen lassen sich die Möglichkeiten einer Verknüpfung des MFS mit lerntheoretischen Überlegungen weiter präzisieren. Frames und Skripte bestehen als mentale Strukturen aus aufeinander bezogenen Elementen, die assoziativ sowohl miteinander als auch mit bestimmten Situationsobjekten, Werten und Emotionen verbunden sind (siehe dazu Strauss und Quinn 1997). Es kann angenommen werden, dass die Stärke ihrer mentalen Verankerung davon abhängt, inwieweit sie in der Vergangenheit emotional als zuträglich erlebt wurden (vgl. Homans 1974: Kap. 2). So dürfte etwa die mentale Verankerung eines Frames (a_i) umso größer sein, je häufiger seine Selektion mit positiven Emotionen einherging. Dasselbe kann für die Enkodierung bestimmter signifikanter Objekte angenommen werden. Über diese

⁸⁶ Entscheidend ist hierfür wiederum die Annahme variabler Rationalität bzw. die theoretisch zugelassene Möglichkeit spontaner, anreizunabhängiger Skript-Befolgung. Dagegen ist die Hypothese eines Hysteresis-Effekts kaum begründbar, wenn man Routinen im RC-Ansatz als Ergebnisse eines fortwährenden Nutzenkalküls zu rekonstruieren versucht: „[...] even if behaviours become a habit individuals may continually ‘recalculate’ to make sure that the behavioural consequences taken into account have not changed and, thus, that their habit is the best behavioural choice for them.“ (Friedrichs und Opp 2002: 403)

Prozesse assoziativen Lernens kann der erfahrene Nutzen innerhalb eines Frames *langfristig* die Höhe seiner Verankerung und darüber auch seine Passung beeinflussen.

Schließlich lassen sich auch formale lerntheoretische Modelle an das MFS anschließen bzw. zur Endogenisierung seiner Parameter verwenden. Zur Veranschaulichung sei dies für das Modell von Macy und Flache aufgezeigt, auf das bereits in Kapitel 3.5.2 verwiesen wurde. Dieses Modell adaptiven Verhaltens spezifiziert, wie vergangene Auszahlungen bestimmte Verhaltensdispositionen abschwächen oder aber verstärken. Abgeleitet wird dabei direkt die Wahrscheinlichkeit, eine bestimmte Handlung a zum Zeitpunkt $t+1$ auszuführen ($p_{a,t+1}$). In der Übertragung auf das MFS tritt an die Stelle dieser Wahrscheinlichkeit die Verankerung des mentalen Modells i , $a_{i,t+1}$.

Die Verankerung des mentalen Modells i zum Zeitpunkt $t+1$, $a_{i,t+1}$, hängt von drei Größen ab (für das Folgende siehe Macy und Flache 2002: 7231): Dem Ausgangswert zum Zeitpunkt t , $a_{i,t}$, der Lernrate l ($\in [0,1]$) und dem Stimulus $s_{i,t}$. Für einen positiven Stimulus erhöht sich die Verankerung, für einen negativen reduziert sie sich:

$$a_{i,t+1} = \begin{cases} a_{i,t} + (1 - a_{i,t})l s_{i,t}, & \text{für } s_{i,t} \geq 0 \\ a_{i,t} + a_{i,t}l s_{i,t}, & \text{für } s_{i,t} < 0 \end{cases}$$

Vom einem Zeitpunkt zum anderen verändert sich die Verankerung also umso stärker, je größer der Stimulus und die Lernrate l sind. Der Stimulus $s_{i,t}$ ist eine Funktion der Differenz zwischen der erfahrenen Auszahlung $\pi_{i,t}$ und dem mit dem mentalen Modell verknüpften Anspruchsniveau $A_{i,t}$.⁸⁷

$$s_{i,t} = \frac{\pi_{i,t} - A_{i,t}}{\max \left\{ \left| \pi_i^{\max} - A_{i,t} \right|, \left| \pi_i^{\min} - A_{i,t} \right| \right\}}$$

Die Division durch den Betrag der maximal möglichen Differenz dient lediglich der Normierung auf das Einheitsintervall, auf das die Verankerung beschränkt ist. Übersteigt die erfahrene Auszahlung das Anspruchsniveau, so ist dies ein positiver Stimulus und die Verankerung des mentalen Modells erhöht sich proportional. Analoges gilt für den Fall, dass die Auszahlung niedriger als das Anspruchsniveau ausfällt.

Schließlich erlaubt das Modell zu betrachten, wie sich das Anspruchsniveau selbst über die Zeit hinweg verändert. Da sich Akteure an erfahrene Auszahlungen gewöhnen, passt es sich in die Richtung der erfahrenen Auszahlung $\pi_{i,t}$ an. Die Stärke bzw. Schnelligkeit der Gewöhnung wird durch ein Habitationsgewicht h ($\in [0,1]$) modelliert:

$$A_{i,t+1} = (1 - h) A_{i,t} + h\pi_{i,t}$$

Die Höhe des neuen Anspruchsniveaus befindet sich folglich zwischen seinem vorherigen Wert und der in der vergangenen Periode erlebten Auszahlung.

⁸⁷ Im Unterschied zur Modellierung bei Macy und Flache ist es in unserem Kontext sinnvoll, verschiedene Anspruchsniveaus je nach mentalem Modell zuzulassen (deswegen das Subskript i). Beispielsweise könnte so berücksichtigt werden, dass das Anspruchsniveau innerhalb des Frames „intakte Ehe“ höher ist als innerhalb des Frames „defekte Ehe“.

Durch die Verbindung des MFS mit dem lerntheoretischen Modell von Macy und Flache lässt sich dessen bereits in Kapitel 3.5.2 erwähntes Problem begrenzter Reichweite überwinden. Anstatt Verhalten rein adaptiv bzw. vergangenheitsgesteuert zu erklären, beziehen sich die Verstärkungsprozesse nur auf Verankerung, Verknüpfung und Inhalt der Frames und Skripte. Diese beeinflussen zwar die automatisch-spontane Aktivierung mentaler Modelle. Ob diesen ohne zukunftsbezogene reflektierte Abwägungsprozesse gefolgt wird oder nicht, hängt aber immer auch von situativen sowie weiteren akteursspezifischen Einflüssen ab.⁸⁸

Besonders interessant sind die Fälle, in denen adaptive Verstärkungsprozesse letztlich zu einem Modus-Wechsel führen. Ein Infragestellen ehemals unhinterfragter Situationsdeutungen und Handlungsprogramme ist dabei ebenso möglich wie das zunehmend selbstverständliche Weiterverfolgen eines zunächst immer wieder abgewogenen Handelns, z.B. beim Entstehen von Vertrauen (vgl. Lahno 2002; Williamson 1993). Insgesamt ergibt sich somit eine weitaus realistischere bzw. vollständigere Modellierung von Prozessen der De- und Enkodierung.

Die Verbindung des MFS mit dem Modell von Macy und Flache macht zudem deutlich, dass das MFS auch in einem komplementären Verhältnis zum lerntheoretischen Ansatz von Homans steht. Wie sich leicht zeigen ließe, lassen sich dessen zentrale Propositionen aus ihrem Modell auch formal ableiten (siehe Homans 1974: Kap. 2). Im Kontext der meisten soziologischen Anwendungsprobleme reicht es jedoch aus, auf Basis des MFS den Prozess der Dekodierung zu betrachten bzw. mit einfachen lerntheoretischen Anschlussannahmen zu arbeiten. Häufig wird dies auch durch die Begrenztheit der verfügbaren Daten erzwungen, welche den Einbezug individueller Lerngeschichten unmöglich macht.

⁸⁸ Dies sollte nicht als Kritik am Modell von Macy und Flache verstanden werden. So trägt deren Verwendung einer probabilistischen Selektionsregel bereits der Tatsache Rechnung, dass Verhalten nicht ausschließlich vergangenheitsorientierten adaptiven Verstärkungsprozessen folgt. Die hier vorgenommene Verknüpfung ihres Modells mit dem MFS hat vielmehr eine umfassendere Modellierung von De- und Enkodierungsprozessen zum Ziel. Zudem dürfte es aufgrund der verfolgten Fragestellung bzw. der Datenlage in den allermeisten Fällen ausreichen bzw. lediglich möglich sein, einen der beiden Modelltypen anzuwenden.

6.7 Bisherige Anwendungen des Modells

Bevor das MFS in dieser Arbeit empirisch angewendet und dabei auftretende Fragen der statistischen Modellierung diskutiert werden, gebe ich einen kurzen Überblick über einige bisherige Anwendungen. Dies dient vor allem der Veranschaulichung seiner empirischen Anwendungsmöglichkeiten in diversen soziologischen Forschungsfeldern. Eine umfassende Diskussion aller bisherigen empirischen Anwendungen des MFS kann an dieser Stelle nicht erfolgen.

Empirische Anwendungen der früheren Fassung des MFS bzw. der Frame-Selektionstheorie von Esser existieren unter anderem zur Erklärung von Scheidungen (Esser 2002a, b), Entscheidungen in experimentellen Dilemma-Szenarien (Stocké 2002), von Befragtenverhalten (Stocké 2004) sowie von Ost-West-Unterschieden in der Wahlbeteiligung (Becker 2004). Zudem wurde sie theoretisch zur Erklärung ethnischer Konflikte (Esser 1999a), kollektiven Handelns (Schnabel 2006), der Wahlentscheidung (Behnke 2001) sowie des Verhaltens in Niedrigkostensituationen (Quandt und Ohr 2004) angewendet. Die in diesem Kapitel dargestellte aktuelle Fassung des MFS (Kroneberg 2005) hat zu einer Reihe weiterer empirischer Anwendungen und Tests geführt. Diese beziehen sich auf die Erklärung von Bildungsentscheidungen (Kroneberg, Stocké und Yaish 2006), der Wahlteilnahme (Kroneberg 2006), von Fertilität (Eckhard 2008; Nauck 2007), von Kriminalität (Eifler 2009; Kroneberg, Heintze und Mehlkop 2008, 2010), der Stabilität von Partnerschaften (Hunkler und Kneip 2008), von Spendenverhalten (Mayerl 2009) und von Umweltverhalten (Best 2009).

Bisherige Anwendungen des MFS lassen sich in zwei Gruppen unterteilen. In einer ersten Gruppe wird versucht, zentrale Konstrukte des MFS möglichst direkt zu messen und ausgewählte Hypothesen zu testen. Zweitens existieren Anwendungen, in denen das MFS zwar nicht getestet, aber als handlungstheoretische Mikrofundierung genutzt wird. Ich diskutiere zunächst die erste Gruppe von Arbeiten. In deren Zentrum stehen häufig die Hypothesen, denen zufolge eine bestimmte, stark auferlegte Definition der Situation bzw. ein stark verankertes Skript dazu führen kann, dass andernfalls relevante Anreize bei der Situationswahrnehmung und beim Handeln ausgeblendet werden (Hypothesen 1.1 und 1.3 in Kapitel 6.5).

Beispielsweise vermag Stocké statistisch zu zeigen, dass instrumentelle Anreize zu sozial erwünschtem Antwortverhalten in Umfragen ihre Erklärungskraft in dem Maße verlieren, in dem die Befragten eine kooperative und konformistische Befragtenrolle einnehmen, d.h., in der Umfragesituation ein Skript aktivieren, welches „eine bedingungslose Unterstützung der aktuellen Umfrage durch möglichst korrekte Antworten“ impliziert (Stocké 2004: 306). Ähnliche Zusammenhänge ließen sich auch in den anderen Anwendungen auffinden. So können hohe elterliche Bildungsaspirationen die Wahl der Schulform beim Übergang in die Sekundarstufe I weitgehend unabhängig von den schulischen Leistungen des eigenen Kindes werden lassen (Kroneberg, Stocké und Yaish 2006). Ebenso scheint ein ausgeprägtes Umweltbewusstsein zumindest tendenziell den Einfluss der Verhaltenskosten auf die Teilnahme am Recycling zu reduzieren (Best 2009).

In der Anwendung von Eckhard gelingt der Nachweis, dass der bekannte negative Zusammenhang zwischen dem Bildungsabschluss von Frauen und ihrer Familiengründungsrate verschwindet, wenn eine familienorientierte Rahmung der eigenen Partnerschaft vorliegt (Eckhard 2008). Das Abitur – im Unterschied zu niedrigeren Abschlüssen – dient dabei als Indikator höherer Opportunitätskosten der Familiengründung. Dagegen besteht der negative Effekt andauernder Ausbildungsphasen auf die Familiengründung auch bei familienorientierter Rahmung der Partnerschaft. Dies spricht dafür, dass eine derartige Rahmung zwar eine Familiengründung unbedingt vorsieht, aber ebenso eine verantwortungsvolle Planung des Zeitpunktes dieser Entscheidung. Ihr Aufschub bis zum Abschluss von Ausbildungsphasen erscheint demnach weniger als Anreizeffekt, denn als Ausdruck von Angemessenheitsvorstellungen und normativen Überzeugungen.

Die aus dem MFS ableitbare Hypothese einer Moderatorwirkung internalisierter Normen auf die Verhaltensrelevanz von Anreizen wird zudem von empirischen Studien bestätigt, die das MFS nicht als theoretische Grundlage verwenden (siehe z.B. Wagner 1995). Vor allem in der Kriminologie wurde diese Hypothese schon früh im Kontext der Abschreckungsforschung formuliert (Grasmick und McLaughlin 1978; Zimring und Hawkins 1968) und konnte vielfach belegt werden (siehe Kroneberg, Heintze und Mehlkop 2008, 2010). Auch in diesem Forschungsgebiet ermöglicht das MFS eine systematischere Ableitung bisheriger und Gewinnung zusätzlicher Hypothesen (Kroneberg, Heintze und Mehlkop 2008, 2010). So lässt sich etwa die Definition der Situation über das Konzept der Neutralisierungen einbeziehen (aus der Perspektive des MFS siehe Eifler 2009; allgemein siehe u.a. Sykes und Matza 1957). Sobald gute Gründe bestehen, die Geltung von Normen in der Handlungssituation zu hinterfragen, verlieren diese tendenziell ihre abschirmende Wirkung hinsichtlich devianter Alternativen (Kroneberg, Heintze und Mehlkop 2008, 2010; Paternoster und Simpson 1996).

Wie direkt die Hypothesen des MFS getestet werden können und welche weiteren Einsichten seine Anwendung ermöglicht, hängt zuvorderst von den verfügbaren Daten ab. Bemerkenswerte Fortschritte bei der Operationalisierung zentraler Konstrukte wurden etwa im familiensoziologischen Anwendungsbereich gemacht. Im Unterschied zu den ersten Anwendungen, in denen nur relativ indirekte Indikatoren eingesetzt werden konnten (Esser

2002a, b), entwickeln neuere familiensoziologische Arbeiten weitaus differenziertere Operationalisierungen.

In seiner bereits erwähnten Studie operationalisiert Eckhard (2008) die Deutung der Paarbeziehung als familienorientierte Partnerschaft über das Vorliegen dreier Merkmale. Die Befragten sehen ihre Partnerschaft erstens als intakt und zweitens als sehr enge gefühlsmäßige Bindung an. Zudem stimmen sie drittens der Aussage, dass Sexualität eine große Rolle in ihrer Paarbeziehung spielt, *nicht* voll zu. Nur über das Kriterium der relativierten Bedeutung der Sexualität lassen sich familienorientierte von partnerorientierten Beziehungskonzepten abgrenzen, die im Zuge der Entmonopolisierung traditioneller Leitbilder entstanden sind. In partnerorientierten Beziehungen steht die emotionale Bindung zwischen den Partnern im Vordergrund, *ohne* dass von einer dauerhaften gemeinsamen Zukunft und einer gemeinsamen Familiengründung ausgegangen würde. Nur durch diese differenzierte Operationalisierung vermag Eckhard den oben berichteten Interaktionseffekt nachzuweisen.

In ihrer Analyse der Partnerschaftsstabilität verwenden Hunkler und Kneip (2008) eine direkte Messung der Rahmung der Beziehung als unauflösliche Institution. Zudem operationalisieren sie auch zwei weitere Komponenten der Situationsdefinition im MFS: das Vorliegen bestimmter Situationsobjekte und ihre Signifikanz für die Situationsdefinition. Konkret wurde erhoben, inwiefern bestimmte Ereignisse aufgetreten sind (Alkohol-, Tabletten- oder andere Drogenprobleme, Fremdgehen sowie körperliche Gewalt) und inwieweit diese jeweils von den Befragten persönlich als ernsthaftes Beziehungsproblem angesehen werden. Auch hier bestätigen sich die aus dem MFS abgeleiteten Hypothesen.

Schließlich ist zu erwähnen, dass einige Überprüfungen von MFS-Hypothesen mit Hilfe von Längsschnittdaten (Eckhard 2008) bzw. (quasi-)experimentellen Forschungsdesigns (Best 2009; Mayerl 2009; Stocké 2002) vorliegen. Insofern sich auf dieser Basis eher Kausalschlüsse ziehen lassen als bei einer Analyse von Querschnittdaten, stellen diese Studien besonders aussagekräftige Tests dar.⁸⁹

⁸⁹ Die Ergebnisse der Studien von Best und Eckhard wurden bereits beschrieben. Während die Analysen von Eckhard die aus dem MFS abgeleiteten Hypothesen zu den Determinanten der Familiengründung klar bestätigen, gilt das für die Ergebnisse der Studie von Best nur tendenziell: Die zentralen Interaktionseffekte stimmen zwar in ihrer Richtung mit dem MFS überein, die Sicherheit der Schätzungen genügt jedoch nicht den konventionellen statistischen Signifikanzniveaus. Zu beachten ist hierbei jedoch das im folgenden Kapitel dargestellte Problem geringer Teststärke. Die Studien von Stocké zum sog. „Asian Disease Problem“ sowie die von Mayerl zum Spendenverhalten bestätigen eine ganze Reihe zentraler MFS-Hypothesen. Im Unterschied zu den meisten Anwendungen mit gewöhnlichen Umfragedaten erlauben ihre Forschungsdesigns, die vom MFS vorhergesagte Bedeutung der Reflexionsmotivation und –opportunitäten zu untersuchen und nachzuweisen. Hinsichtlich der Interpretation der Ergebnisse von Mayer ist anzumerken, dass seine Kontrastierung des MFS mit einem „Modell der Frame-Selektion mit Exit-Option“ auf einer Fehlinterpretation des MFS basiert. Wie oben dargestellt wurde, geht dieses ebenfalls davon aus, dass eine extrem hohe Reflexionsmotivation mit Sicherheit zum Wechsel in den rc-Modus führt.

Eine zweite Gruppe von Anwendungen testet das MFS nicht direkt, verwendet es aber als handlungstheoretische Mikrofundierung zur Ableitung weiter gehender Hypothesen. Derartige Arbeiten erlauben das Potential einer Handlungstheorie für Anwendungen einzuschätzen, in denen das primäre soziologische Erkenntnisinteresse größeren sozialen Zusammenhängen gilt.

Ein Beispiel einer derartigen Anwendung des MFS ist die Erklärung von Ost-West-Unterschieden in der Wahlbeteiligung, die Rolf Becker entwickelt hat (Becker 2004). Becker nimmt an, dass sich ostdeutsche Wähler aufgrund ihrer anderen politischen Sozialisation häufiger im rc-Modus für oder gegen eine Teilnahme an Wahlen entscheiden. Ihre Entscheidung hängt dabei unter anderem von der Überzeugung ab, über die Wahlbeteiligung politischen Einfluss ausüben zu können. Diese Einflusserwartung ist eine Anreizvariable, die nur oder hauptsächlich im rc-Modus relevant wird. Der Zusammenhang zwischen der Einflusserwartung und dem Teilnahmeverhalten sollte bei ostdeutschen Wählern daher stärker sein als bei westdeutschen Wählern, von denen Becker annimmt, dass sie sich eher im as-Modus für oder gegen die Wahlteilnahme entscheiden. Die von Becker konstruierte Erklärung basiert also auf einer Brückenhypothese, der zufolge der Modus der Wahlteilnahme systematisch zwischen ost- und westdeutschen Wahlberechtigten variiert (Becker 2004: 324).

Ein weiteres Beispiel stellt Bernhard Nauck's komparative Studie zu Fertilitätsentscheidungen dar (Nauck 2007). Unter Zuhilfenahme des MFS gelingt es Nauck, eine integrative Erklärung von Fertilitätsentscheidungen zu entwickeln, die ökonomische Anreize ebenso berücksichtigt wie die kulturelle Rahmung und Regelung des generativen Verhaltens. Die gängigen Rational-Choice-Theorien der Fertilität betonen vor allem die individuell unterschiedlichen, aber in modernen Gesellschaften generell gestiegenen Kosten von Kindern sowie ihren unterschiedlichen Nutzen (etwa Arbeitsnutzen, Versicherungsnutzen, Konsumnutzen), die ebenfalls von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängen (etwa der Verfügbarkeit von Arbeitskräften und Versicherungen über den Markt oder den Staat). Objektive Anreizstrukturen allein vermögen jedoch weder die enorme Variation im generativen Verhalten *zwischen* verschiedenen Gesellschaften vollständig zu erklären, noch seine nur langsame und relativ inelastische Veränderung in der Generationenfolge (Nauck 2007: 4). Die von Nauck entwickelte MFS-Erklärung geht davon aus, dass Fertilitätsentscheidungen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Bedeutung stark kulturell gerahmt und normativ geregelt sind und dass die entsprechenden Skripte bestimmte Standards sowohl für die ideale Anzahl der Kinder als auch für die

zeitliche Positionierung der Elternschaft im Lebensverlauf beinhalten (vgl. McQuillan 2004: 49f.).

Naucks theoretische Argumentation lässt unter anderem erwarten, dass die Variation *zwischen verschiedenen* Gesellschaften nur teilweise durch die, auch individuell variierenden, Anreiz- und Opportunitätsstrukturen erklärt werden kann. *Zeitlich* betrachtet sollte deren Einfluss auf Fertilitätsentscheidungen *vor* dem demografischen Übergang und *nach* seinem Ende relativ gering sein: In diesen Perioden ist davon auszugehen, dass die kulturell-normative Regelung des Fertilitätsverhaltens weitgehend stabil ist und die Akteure daher unhinterfragt den entsprechenden, stark verankerten Skripten folgen (vgl. Swidler 1986). Empirisch überprüft Nauck diese Hypothesen ereignisdatenanalytisch anhand eines zehn Gesellschaften umfassenden Datensatzes, der direkte Indikatoren der relevanten Anreize enthält. Die Analysen stimmen größtenteils mit der entwickelten MFS-Erklärung überein. Unter anderem zeigen sie, dass die individuell variierenden Anreize in Gesellschaften, die sich im demografischen Übergang befinden (Türkei, China, Israel), einen weitaus stärkeren Einfluss ausüben als in Gesellschaften, in denen der Fertilitätsrückgang mehr oder weniger abgeschlossen ist (Deutschland, Tschechien).

In den dargestellten bisherigen Anwendungen des MFS besteht sein soziologischer Mehrwert vor allem in differenzierten und anscheinend auch empirisch zutreffenden Analysen situationaler und handlungsgenerierender Mechanismen. Das MFS erlaubt, die Bedeutung der Definition der Situation und unhinterfragter Selektionen systematisch mit der Handlungswirksamkeit abwägender Nutzenkalküle zu verbinden und dadurch zu soziologisch gehaltvolleren Brückenhypothesen zu gelangen. Dies gilt auch für die beiden folgenden empirischen Analysen. Im folgenden, zweiten Teil dieser Arbeit gehe ich zunächst ausführlich auf Möglichkeiten und Probleme statistischer Tests von MFS-Hypothesen ein (Kapitel 7). Im Anschluss widme ich mich der Erklärung zweier prominenter Rätsel des Handelns: der Wahlteilnahme und der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg (Kapitel 8 und 9). Ein weiteres Kapitel zeigt schließlich das Potential des MFS für Arbeiten auf, deren Schwerpunkt auf der *Logik der Aggregation* liegt, und diskutiert sozialtheoretische Implikationen dieser Handlungstheorie (Kapitel 10).

TEIL 2: Anwendungen

7 Statistische Modellierung und Testbarkeit des Modells der Frame-Selektion

Um formale *theoretische* Modelle wie das Modell der Frame-Selektion (MFS) oder Rational-Choice-Theorien in der quantitativen Sozialforschung anwenden zu können, müssen diese in *statistische* Modelle übersetzt werden (Achen 2002). Dabei ergibt sich allerdings ein gewisser Zielkonflikt: Einerseits sollte die statistische Modellierung möglichst eng der theoretischen folgen. Andererseits sollten konkurrierende Theorien statistisch möglichst ähnlich modelliert werden, damit sie anhand weniger Parameter gegeneinander getestet werden können. Diesem Zielkonflikt wird in dieser Arbeit unter anderem dadurch begegnet, dass das MFS in zwei *unterschiedliche* statistische Modelltypen übersetzt wird. Hauptsächlich zum Einsatz kommen *logistische Regressionsmodelle*. Diese maximieren die Möglichkeiten eines kritischen Tests des MFS im Vergleich zu solchen Rational-Choice-Theorien, die von einheitlichen Nutzenfunktionen ausgehen (siehe dazu Abschnitt 7.2). Daneben verwende ich *Boolean Modelle*, die bereits von sich aus spezifischer die Zwei-Modi-Logik des MFS abzubilden vermögen, sich dafür aber weniger gut für einen Test konkurrierender Hypothesen eignen. Beide Formen der statistischen Modellierung werden im Folgenden dargestellt und diskutiert.

Dieses Kapitel, einschließlich des längeren Exkurses zur Teststärke der MFS-Hypothesen, bildet gleichsam das Verbindungsglied zwischen den Theorie-Kapiteln und den folgenden empirischen Analysen. Für ein tieferes statistisches Verständnis der folgenden Hypothesentests sind diese statistischen Ausführungen unabdingbar. Wer unmittelbar an den empirischen Anwendungen interessiert ist, wird diese aber auch ohne diesen Hintergrund verstehen können.

7.1 Das binäre logistische Regressionsmodell als Zufallsnutzenmodell

In der Ökonomie bzw. Ökonometrie existieren in der Form sog. Discrete-Choice-Modelle eine Reihe von Regressionsmodellen, die eine enge Übereinstimmung zwischen theoretischer und statistischer Modellierung ermöglichen und somit die Kluft zwischen Rational-Choice-Theorien und empirischen Daten zu überbrücken helfen. Dies gilt auch für das binäre logistische Regressionsmodell, welches in den folgenden empirischen Anwendungen

eingesetzt wird (Maier und Weiss 1990; Manski 1995: 91ff.). Im Folgenden wird dieses statistische Modell auf Basis eines Zufallsnutzenmodells bzw. unter Rekurs auf eine zu Grunde liegende latente Variable hergeleitet (vgl. etwa Long 1997; Nagler 1994).

Ausgangspunkt ist die Entscheidung zwischen zwei diskreten Alternativen. Ich nenne sie im Folgenden Alternative 0 und Alternative 1, wobei die Variable Y_i den Wert 0 bzw. 1 annimmt, je nachdem welche Alternative ein Individuum i wählt. In den bislang dargestellten formalen Handlungsmodellen – etwa der SEU-Theorie oder dem MFS – wird implizit davon ausgegangen, dass die Entscheidung eines Akteurs auf Basis des Modells deterministisch vorhergesagt werden kann. Praktisch wird dies jedoch niemals möglich sein, weil keine empirische Studie *alle* Determinanten des Entscheidungsverhaltens vollständig erheben können wird (Manski 1995: 91f.).⁹⁰ Gleichungen dieser theoretischen Modelle, die das Verhalten oder die Disposition für ein Verhalten als Funktion anderer Faktoren beschreiben, müssen daher um einen Term ε erweitert werden, der diesen Vorhersagefehler oder Zufallseinfluss wiedergibt.

Zur Illustration sei davon ausgegangen, dass der subjektive Erwartungsnutzen aus der Wahl der Alternative 1 von drei Faktoren abhängt: Der Höhe der Kosten C , unter die hier vereinfachend auch die Opportunitätskosten (d.h. $SEU(\text{Alternative } 0)$) subsumiert werden, der Höhe des Nutzens U aus bestimmten positiv bewerteten Folgen, sowie deren subjektiver Eintrittswahrscheinlichkeit p . Dies entspricht folgender SEU-Gleichung:

$$SEU(\text{Alternative } 1) = pU - C + \varepsilon \quad (7.1)$$

Die Konstrukte $SEU(\text{Alternative } 1)$, pU und C sind sog. latente Variablen, die nicht direkt empirisch beobachtet werden können. Im Rahmen einer direkten Teststrategie versucht man sie nichtsdestotrotz so gut wie möglich durch Indikatoren zu messen (vgl. Brüderl 2004). Entsprechend erhält man für jede Person i einen Vektor X_i , der ihre Messwerte auf diesen erklärenden Variablen enthält. Regressionsanalytisch geht es vor allem darum, das relative Gewicht dieser Variablen, also ihre Einflussstärke zu schätzen. Der Vektor der

⁹⁰ Diese Sichtweise geht von einer an sich deterministisch verfassten Welt aus, die aber aus Grenzen der Datenerhebung niemals vollständig erklärt werden kann. Einer alternativen Überzeugung zufolge ist der Zufall ein der Welt inhärentes Phänomen und alle wissenschaftlichen Erklärungsversuche finden ihre Grenzen in einer fundamentalen unsystematischen Variabilität der Welt (King, Keohane und Verba 1994: 59f.). Diese konträren philosophischen Positionen haben jedoch dieselben beobachtbaren Implikationen, nämlich eine unsystematische Variation in beobachtbaren Phänomenen und die Wahl zwischen ihnen ist daher weitgehend eine Glaubensfrage (ebd.).

entsprechenden Regressionsgewichte wird mit β notiert.⁹¹ Die abhängige Variable, auf die sich diese Erwartungs-, Kosten- und Nutzenterme beziehen, ist zunächst das SEU-Gewicht der Alternative 1. Im Kontext der statistischen Modellierung bezeichnet man diese Variable allgemein als Y^* . Es ergibt sich somit das folgende statistische Modell:

$$Y_i^* = X_i\beta + \varepsilon_i \quad (7.2)$$

Um die Parameter β_j , also die Einflussstärke der unabhängigen Variablen schätzen zu können, muss der Erwartungsnutzen aus der Wahl der Alternative 1, Y^* , gemessen werden. Dieser ist jedoch ebenfalls eine latente Variable, deren separate Messung noch schwieriger erscheint. Überlicherweise wird stattdessen direkt die von einem Befragten getroffene oder beabsichtigte Entscheidung erhoben (um deren Erklärung es häufig geht). Bei zwei Handlungsalternativen ist dies eine dichotome Variable, welche die Werte 0 und 1 annehmen kann. Der Zusammenhang zwischen ihr und der zu Grunde liegenden latenten Variablen Y^* ist theoretisch vorgegeben: Übersteigt der Nutzen aus der Wahl von Alternative 1 einen bestimmten Schwellenwert τ' , so wird sich ein Akteur für Alternative 1 entscheiden ($Y = 1$). Dies lässt sich formal schreiben als:

$$\begin{aligned} Y_i &= 1 && \text{wenn } Y_i^* = X_i\beta + \varepsilon_i > \tau' \\ Y_i &= 0 && \text{sonst.} \end{aligned}$$

Der Schwellenwert τ' entspricht einer Konstanten β_0 . In der regressionsanalytischen Notation geht er als zu schätzender Parameter in den Vektor β ein (und X_i enthält entsprechend für jeden Befragten ein zusätzliches Element mit konstantem Wert 1). Diese Redefinition von β und X_i vereinfacht die weitere Notation merklich, da τ' nicht separat mitgeführt zu werden braucht.

Auf Basis der dargestellten Beziehungen lässt sich die Wahrscheinlichkeit betrachten, dass sich ein Befragter i für Alternative 1 entscheidet $P_i(Y_i = 1)$. Diese Wahrscheinlichkeit hängt nach dem obigen Modell von den Werten des Befragten auf den unabhängigen Variablen, also von X_i ab:

$$P_i(Y_i = 1 | X_i) = \text{prob}(X_i\beta + \varepsilon_i > 0).$$

Dies lässt sich umformen zu:

$$P_i(Y_i = 1 | X_i) = \text{prob}(\varepsilon_i > -X_i\beta) = 1 - F(-X_i\beta), \quad (7.3)$$

⁹¹ Dieser hat keinen Personenindex, da angenommen wird, dass der kausale Effekt, der von der Veränderung einer Variablen unter sonst gleichen Bedingungen ausgeht, für alle Personen konstant ist (King, Keohane und Verba 1994: 92f.).

wobei F die kumulative Dichtefunktion des Fehlerterms ε bezeichnet. Um das statistische Modell schätzen zu können, ist es erforderlich eine Annahme über die Verteilung dieser Zufallsvariablen in der Population zu treffen (Manski 1995: 93). Es ist gängige Praxis, anzunehmen, dass ε unabhängig von den Werten der X -Variablen verteilt ist und dass die Verteilung bis auf den Nullpunkt und die Skaleneinheit bekannt ist. Im logistischen Regressionsmodell wird angenommen, dass ε logistisch mit einem Mittelwert von null und einer Varianz von $\pi^2/3$ verteilt ist. Setzt man die sich so ergebende kumulative Dichtefunktion ein, so ergibt sich das bekannte logistische Regressionsmodell:

$$P_i(Y_i = 1 | X_i) = 1 - F(-X_i\beta) = 1 - \frac{\exp(-X_i\beta)}{1 + \exp(-X_i\beta)} = \frac{1}{1 + \exp(-X_i\beta)} = \frac{\exp(X_i\beta)}{1 + \exp(X_i\beta)}.$$

Aus dem linearen Modell für die latente Variable „Erwartungsnutzen aus der Wahl der Alternative 1“ ergibt sich somit ein nicht-lineares Modell für die Wahrscheinlichkeit dieser Wahl bzw. für die Wahrscheinlichkeit, auf der manifesten Variablen Y den Wert 1 zu beobachten.

Um umgekehrt vom logistischen Regressionsmodell wieder zu der latenten Variablen zu gelangen, muss man sog. Logits (logarithmierte Odds) betrachten. Dann resultiert auf der rechten Seite der Regressionsgleichung wieder eine Linearkombination der unabhängigen Variablen, die den linearen Effekten im ursprünglichen theoretischen Modell entspricht:

$$Y_i^* = \ln \left(\frac{P_i(Y_i = 1 | x_i)}{P_i(Y_i = 0 | x_i)} \right) = X_i \beta.$$

Im Vergleich zu der nicht-linearen Wirkung der Prädiktoren auf die Wahrscheinlichkeit ergibt sich hier eine *theoretisch* unmittelbar bedeutsame Interpretation der Regressionskoeffizienten: Diese stellen die Effekte der Prädiktoren auf die unbeobachtete latente Variable dar (Long 1997: 40ff.).

Eine weitere Interpretationsmöglichkeit erhält man, wenn man die Logits entlogarithmiert. Dann resultiert die Formulierung mit sog. Odds-Ratios (Long 1997: 79ff.). Die Odds entsprechen dem Verhältnis der Wahrscheinlichkeiten von Alternative 1 und Alternative 0:

$$\text{Odds}_i = \frac{P_i(Y_i = 1 | x_i)}{P_i(Y_i = 0 | x_i)} = \frac{P_i(Y_i = 1 | x_i)}{1 - P_i(Y_i = 1 | x_i)} = \exp(\beta X_i).$$

Wie im deutschsprachigen Raum üblich (siehe z.B. Kohler und Kreuter 2008: 263ff.), bezeichne ich die Odds als *Chance*, mit der es zur Wahl von Alternative 1 kommt. Beispielsweise beträgt die Chance 3 zu 1 bei einer Wahrscheinlichkeit von 0.75 für $Y_i = 1$ und einer Wahrscheinlichkeit von 0.25 für $Y_i = 0$. Das *Odds-Ratio* (Chancenverhältnis, kurz: OR) gibt an, um welchen multiplikativen Faktor sich diese Chance für eine gegebene Veränderung

einer unabhängigen Variablen erhöht oder verringert. Beispielsweise entspricht eine 3-zu-1-Chance im Vergleich zu einer 1-1-Chance (beide Wahrscheinlichkeiten gleich 0.50) einer 3-fach höheren Chance für $Y_i = 1$.

Im folgenden Kapitel wird gezeigt, wie sich im Rahmen des logistischen Regressionsmodells die spezifischen Interaktionshypothesen des MFS testen lassen. Wie sich zeigt, ist dies nicht im Rahmen der Wahrscheinlichkeitsformulierung möglich, sondern erfordert die Betrachtung von Logit-Effekten oder Odds-Ratios.

7.2 Die Interaktionshypothesen des MFS im logistischen Regressionsmodell: Modellinhärente versus variablenspezifische Interaktionseffekte

Im Folgenden beschränke ich mich auf eine der in Kapitel 6.5 abgeleiteten Interaktionshypothesen des MFS. Unter der Annahme, dass ein Akteur in einer hinreichend definierten Situation ein Skript aktiviert hat, das die Handlungswahl hinreichend regelt, lässt Hypothese 1.3 Folgendes erwarten: Je stärker dieses Skript mental verankert ist, desto geringer ist tendenziell der Einfluss anderer Anreize und Alternativen auf die Handlungselektion. Zudem gilt generell, dass kein (statistisch signifikanter) Einfluss dieser Anreize und Alternativen mehr feststellbar sein sollte, wenn das Aktivierungsgewicht bzw. die Skript-Verankerung maximal ist (siehe Hypothese 1). Die anderen Anreize und Alternativen sind nur im rc-Modus verhaltensrelevant, wohingegen ein Akteur im as-Modus *unabhängig* von diesen Faktoren einem Skript folgt. Im Folgenden gehe ich davon aus, dass es sich bei dem Skript um eine Norm handelt.

Rational-Choice-Theorien betrachten internalisierte Normen dagegen als einen Anreiz unter anderen. Im betrachteten SEU-Gewicht lässt sich ihre Bedeutung entsprechend als zusätzlicher Nutzenterm berücksichtigen: Aus der Wahl der Alternative 1 entsteht ein Konsumnutzen U_{Norm} , falls und insoweit der Akteur diese Alternative als normativ geboten empfindet. Die obige SEU-Gleichung wird also einfach um diesen Faktor erweitert:

$$\text{SEU}(\text{Alternative 1}) = pU - C + U_{\text{Norm}} + \varepsilon. \quad (7.4)$$

Das MFS behauptet dagegen die Irrelevanz von pU und C bei Entscheidungen im as-Modus. Wenn die Norm stark genug verinnerlicht ist und die weiteren, oben genannten

Bedingungen vorliegen, entscheidet sich der Akteur unabhängig von diesen Faktoren für Alternative 1. Entsprechend gilt:

$$\text{Disposition zur Wahl von Alternative 1} = \begin{cases} \infty & \text{wenn } a_k \geq 1 - C/U_{rc} \\ \text{SEU(Alternative 1)} & \text{wenn } a_k < 1 - C/U_{rc}. \end{cases}$$

Diese Kontrastierung bezieht sich auf die *Disposition*, die Alternative 1 zu wählen, also Y^* . Die SEU-Gleichung geht diesbezüglich von einem *additiven* Effekt der Norm aus. Das MFS dagegen sagt vorher, dass sie die Wirkung anderer Anreizvariablen *moderiert*.

Beide Theorien implizieren somit unterschiedliche Spezifikationen der obigen Regressionsgleichung 7.2. Vereinfachend sei neben einer Normvariablen X_N nur eine Anreizvariable X_A betrachtet (wobei Ausprägungen mit x_N bzw. x_A bezeichnet werden). Die einfache SEU-Modellierung geht davon aus, dass in der Population gilt:

$$Y^* = \beta_0 + \beta_N x_N + \beta_A x_A$$

Das MFS sagt dagegen einen Interaktionseffekt zwischen diesen beiden Variablen vorher, der sich – wie auch in der linearen Regression üblich – mittels eines Produktterms modellieren lässt:

$$Y^* = \beta_0 + \beta_N x_N + \beta_A x_A + \beta_{IE} x_N x_A$$

Der Parameter des Produktterms, β_{IE} , gibt an, wie der Einfluss der Anreizvariablen mit der Ausprägung der Normvariablen variiert (und umgekehrt). Das MFS sagt erstens vorher, dass dieser Parameter von seinem Vorzeichen her dem Effekt der Anreizvariablen β_A entgegenwirkt. Der zweite Teil der betrachteten Hypothese impliziert, dass dieser Interaktionseffekt so stark ist, dass sich bei maximaler Ausprägung der Normvariablen kein Anreizeffekt mehr ergibt, dass also der konditionale Anreizeffekt ($\beta_A + \beta_{IE} x_N$) null ist. Die betrachtete SEU-Modellierung lässt dagegen erwarten, dass der Parameter β_{IE} null ist.

Letzteres gilt jedenfalls, sofern man von einheitlichen Nutzenfunktionen ausgeht. Selbstverständlich könnte man im RC-Ansatz prinzipiell annehmen, dass es zwei Kategorien von Akteuren gibt: In die Nutzenfunktion der Akteure der Kategorie „as“ geht ausschließlich die betrachtete Norm ein, wohingegen Akteure der Kategorie „rc“ zusätzliche Anreize berücksichtigen. Aufgrund dieser prinzipiellen Möglichkeit gilt die Kontrastierung zwischen MFS und RC-Theorien nur unter der Einschränkung, dass letztere von einheitlichen, sich höchstens zufällig unterscheidenden Nutzenfunktionen ausgehen. Diese wird im Folgenden zu Grunde gelegt, da eine ad-hoc Unterscheidung zweier Akteurskategorien die in Kapitel 3 identifizierten, handlungstheoretischen Defizite des RC-Ansatzes offensichtlich nicht zu beheben vermag.

In Bezug auf die Disposition Y^* ist es also möglich, die konkurrierenden Hypothesen des MFS und der betrachteten SEU-Modellierung *theoretisch* zu unterscheiden und einen entsprechenden statistischen Test zu konzipieren. Wie oben dargestellt, lässt sich diese Dispositionsvariable auch im binären logistischen Regressionsmodell betrachten, wenn man die Logit-Formulierung verwendet. Dies ändert freilich nichts daran, dass die *kontinuierliche* Disposition zur Ausführung eines Verhaltens eine latente, also unbeobachtete Variable bleibt. Als empirisch gemessene Größe geht in das binäre logistische Regressionsmodell nur eine *dichotome* Intentions- oder Verhaltensvariable ein. Betrachtet man eine derartige dichotome Verhaltensvariable Y , deren Ausprägung sich nach dem oben dargestellten Schwellenwertmodell aus der latenten metrischen Variablen Y^* ergibt, so scheint der Unterschied zwischen der MFS- und der SEU-Modellierung verloren zu gehen.

Auch die SEU-Gleichung 7.4, die Normen lediglich als Anreiz unter anderen berücksichtigt, prognostiziert nämlich für den Fall einer stark verinnerlichten Norm eine „unbedingte“ Befolgung von Alternative 1: Wenn der Konsumnutzen aus der Normbefolgung größer als ihre Kosten ist, wenn also $U_{\text{Norm}} > C$ gilt, wird sich ein Akteur für Alternative 1 entscheiden, und zwar unabhängig von der Höhe des anderen Anreizes pU . Es handelt sich hierbei ebenfalls um eine Form der statistischen Interaktion, da die Wirkung einer Variablen (pU) unterschiedlich groß ist, je nachdem welche Ausprägung eine andere Variable (U_{Norm}) aufweist.

Diese Form der Interaktion ergibt sich allein aus dem Übergang zur Betrachtung der *dichotomen* Verhaltensvariablen. Diese sog. *modellinhärenten* Interaktionseffekte bestehen selbst zwischen Variablen, von denen in Bezug auf die *Disposition* für ein Verhalten theoretisch angenommen wird, dass sie unabhängig voneinander, also rein additiv wirken. Derartige Interaktionen, wie sie nicht-linearen Regressionsmodellen inhärent sind, gilt es von den spezifischen Interaktionseffekten abzugrenzen, welche vom MFS vorhergesagt werden. Letztere sind sog. *variablenspezifische* Interaktionseffekte (Nagler 1994).

Die *modellinhärenten* Interaktionseffekte im logistischen Regressionsmodell beziehen sich auf die Wahrscheinlichkeit, die Alternative 1 zu wählen ($Y_i = 1$). Dass das statistische Modell diesbezüglich Interaktionen zwischen allen unabhängigen Variablen impliziert, wird deutlich, wenn man betrachtet, wie sich diese Wahrscheinlichkeit bei einer marginalen Änderung der k -ten X -Variablen verändert (Nagler 1994: 232). Dies entspricht der ersten Ableitung der im vorherigen Abschnitt aufgeführten Gleichung 7.3:

$$\frac{\partial P_i(Y_i = 1 | X_i)}{\partial x_k} = \frac{\partial [1 - F(-X_i\beta)]}{\partial x_k} = f(-X_i\beta)\beta_k. \quad (7.5)$$

Die Veränderung der Wahrscheinlichkeit, die Alternative 1 zu wählen, hängt demnach nicht nur von dem Regressionsgewicht der jeweiligen Variablen (β_k) ab, sondern *zusätzlich* auch von dem Wert von $-X_i\beta$, also von den Werten der anderen unabhängigen Variablen (genauer: von der marginalen Dichtefunktion $f(\cdot)$ über diese Argumente).

Aufgrund der Symmetrie der angenommenen logistischen Verteilung ist der Effekt einer unabhängigen Variablen am stärksten, wenn die Ausprägungskombination der anderen unabhängigen Variablen zu einer Wahrscheinlichkeit von $P_i(Y_i = 1 | X_{i,-k}) = P_i(Y_i = 0 | X_{i,-k}) = 0.5$ führt. Dies ist unmittelbar einleuchtend, da in diesem Fall der Wert der k -ten unabhängigen Variablen ausschlaggebend dafür ist, ob die Alternative 1 oder die Alternative 0 wahrscheinlicher ist. Allgemein entspricht die Höhe des Effektes einer unabhängigen Variablen der *Steigung* der in Abbildung 7 dargestellten Funktion.

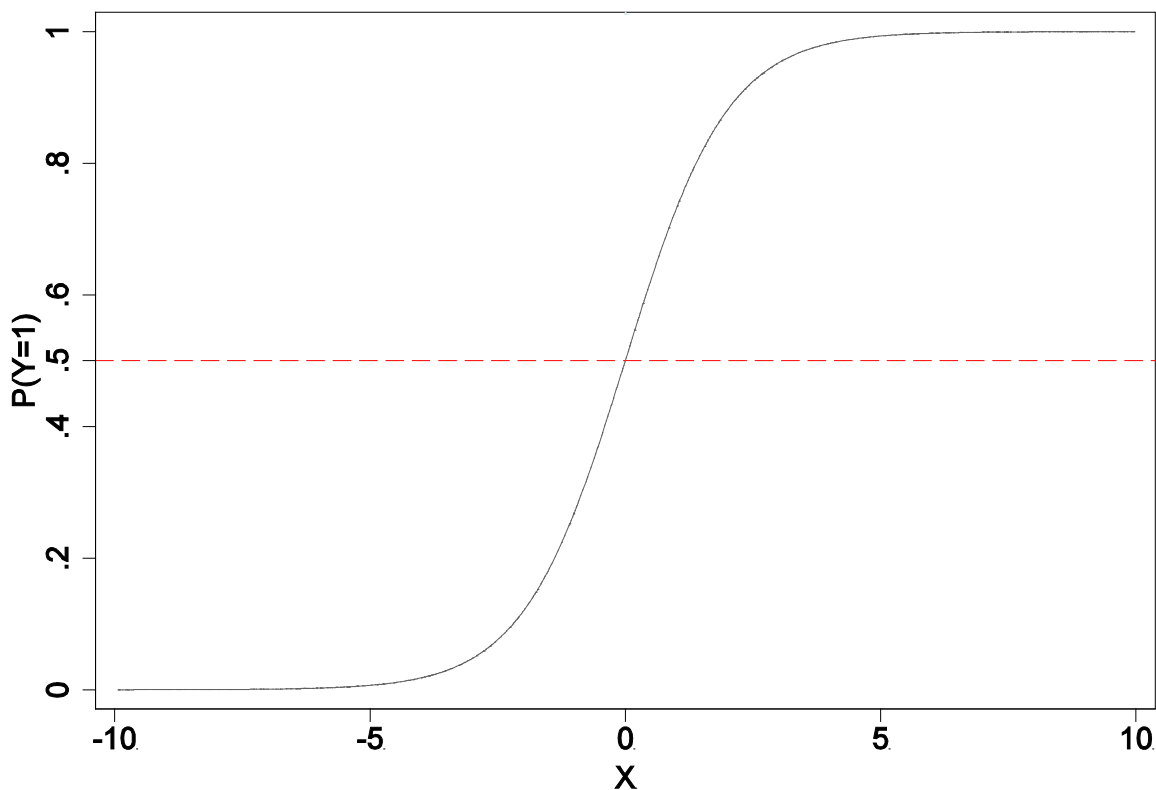


Abbildung 7: Nicht-Linearität der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit im logistischen Regressionsmodell ($\beta_0 = 0$, $\beta_1 = 1$)

Variablenspezifische Interaktionseffekte, wie sie aus dem MFS abgeleitet werden können, gehen über derartige modellinhärente Interaktionen hinaus. Sie ergeben sich nicht erst mit

dem Übergang zur Betrachtung des Verhaltens selbst bzw. der Wahrscheinlichkeit für das Verhalten, sondern werden bereits theoretisch in Bezug auf die metrische Dispositionsvariable angenommen. Da diese Interaktionen nur für *bestimmte* Variablen vorhergesagt werden, macht es Sinn von variablenspezifischen Interaktionseffekten zu sprechen – im Unterschied zu den modellinhärenten Interaktionseffekten, die sich bereits allein aus der funktionalen Form eines nicht-linearen Modells ergeben (Nagler 1994: 249). Wie bereits dargestellt, werden sie deshalb im Regressionsmodell durch den Einschluss eines zusätzlichen multiplikativen Terms $x_{jk} = x_j \times x_k$ gesondert spezifiziert. Leitet man die Wahrscheinlichkeit für die Wahl der Alternative 1 nach einer der beiden multiplikativ verknüpften Variablen ab, z.B. nach x_k , so erhält man

$$\frac{\partial P_i(Y_i = 1 | X_i)}{\partial x_k} = f(-X_i\beta)(\beta_k + \beta_{jk}x_{ji}). \quad (7.6)$$

Die marginale Veränderung der Wahrscheinlichkeit hängt also vom Wert von x_{jk} *über* dessen Einfluss auf die Summe $-X_i\beta$ *hinaus* ab. Die Ableitungen in den Gleichungen 7.5 und 7.6 unterscheiden sich genau hinsichtlich dieses zusätzlichen Einflusses.

Selbst wenn man die Wahrscheinlichkeitsinterpretation zu Grunde legt, kann im Rahmen des logistischen Regressionsmodells also *prinzipiell* zwischen den Interaktionshypothesen des MFS und konkurrierenden Hypothesen, die das Vorhandensein derartiger Interaktionen verneinen, diskriminiert werden. Trotz ihrer intuitiven Anschaulichkeit wird aber von der Wahrscheinlichkeitsinterpretation in den empirischen Anwendungen abgesehen. Denn wie Gleichung 7.6 zeigt, gehen in die Wahrscheinlichkeitswerte sowohl modellinhärente als auch variablenspezifische Interaktionseffekte ein. Um nur das Vorhandensein der letzteren statistisch zu testen, sollten Logit-Effekte oder Odds-Ratios betrachtet werden, da diese die theoretisch interessierenden variablenspezifischen Interaktionseffekte direkt zu isolieren und inferenzstatistisch zu bewerten erlauben.⁹²

⁹² Auf keinen Fall sollte man dagegen der von Ai und Norton vorgeschlagenen Interpretationsmethode für Interaktionseffekte in nicht-linearen Modellen folgen (Ai und Norton 2003). Diese gehen von einer rein technischen Definition von Interaktionseffekten als Kreuzableitung des Erwartungswertes von Y aus und betrachten als Erwartungswert die Wahrscheinlichkeit, dass $Y = 1$. Den Interaktionseffekt nach Ai und Norton erhält man entsprechend, indem man die obige Gleichung 7.6 nochmals nach der anderen Komponentenvariablen (x_j) ableitet (Ai und Norton 2003: 124). Es resultiert dann ein komplizierter Ausdruck, der – wie schon Gleichung 7.6 – modellinhärente und variablenspezifische Interaktionseffekte hoffnungslos vermischt. Für diesen „Interaktionseffekt“ gilt: „The interaction effect is always positive for some observations and negative for others.“ (Ai und Norton 2003: 128) Die Autoren äußern sich an keiner

Die Kontrastierung konkurrierender Hypothesen auf der Ebene der theoretischen Modelle lässt sich also auch statistisch im Rahmen des binären Regressionsmodells konzeptionell aufrecht erhalten. Den Schlüssel dazu bildet die strikte Unterscheidung von modellinhärenten und variablenspezifischen Interaktionseffekten. Aus dem Übergang von der kontinuierlichen Verhaltensdisposition zur Betrachtung *dichotomer* Verhaltens- oder Intensionsvariablen resultiert allerdings noch ein zweites, praktisches Problem, dessen Bedeutung für die folgenden empirischen Anwendungen kaum überschätzt werden kann. Dieses bezieht sich auf die Aussagekraft inferenzstatistischer Tests der MFS-Hypothesen und steht im Mittelpunkt des folgenden längeren Exkurses.

Zuvor sei jedoch noch kurz ein weiteres Problem diskutiert, das den Test von Interaktionshypothesen in logistischen Regressionsmodellen erschwert. Im Gegensatz zu linearen Regressionsmodellen können in logistischen Regressionsmodellen unterschiedliche Koeffizienten allein daraus resultieren, dass die abhängige Variable in einer Subgruppe besser vorhersagt werden kann (geringere unbeobachtete Heterogenität) als in einer anderen (Allison 1999; Mood 2009). Dieses Problem besteht selbst dann, wenn die unberücksichtigten Variablen unabhängig von den berücksichtigten sind.

Statistisch signifikante Interaktionseffekte können daher nur in dem Maße als Evidenz für statistische Interaktionen angesehen werden, in dem man annimmt, dass die verglichenen Subgruppen die gleiche Fehlervarianz aufweisen (Allison 1999). Im Rahmen eines Tests der MFS-Hypothesen muss entsprechend angenommen werden, dass die spezifizierten Regressionsmodelle das Verhalten von Akteuren, die im as-Modus handeln, in etwa gleich gut vorhersagen wie das von Akteuren, die im rc-Modus handeln. Derartige Annahmen lassen sich jedoch selten rechtfertigen (Allison 1999; Mood 2009).

Es lohnt sich daher, kurz umgekehrt davon auszugehen, dass die in bisherigen Studien gefundenen MFS-Interaktionseffekte lediglich Artefakte unterschiedlich hoher Fehlervarianzen sind. In diesem Fall würden die beobachteten, *stärkeren* Anreizeffekte bei Befragten mit geringer Skript-Verankerung eine *geringere* statistische Fehlervarianz in dieser Subgruppe anzeigen (Allison 1999: 190; Mood 2009: 8). Aus zwei Gründen wäre theoretisch jedoch eher das Gegenteil zu erwarten, dass also die statistische Fehlervarianz bei Akteuren

Stelle zur substantiellen Bedeutung dieses allgemeinen Phänomens. Tatsächlich ist es ein Artefakt, das sich direkt aus dem S-förmigen Verlauf der kumulativen logistischen bzw. Normalverteilung ergibt (siehe Abbildung 7). Theoretisch sinnvoll interpretierbare Ergebnisse erhält man dagegen nur, wenn man zwischen den beiden Arten von Interaktionseffekten systematisch trennt. Dies gilt jedenfalls, solange sich Theorien und Hypothesen nicht direkt auf die *Wahrscheinlichkeit* eines Ereignisses beziehen.

mit geringer Skript-Verankerung größer ist. Erstens dürften Entscheidungen im rc-Modus generell weniger vorhersehbar sein als spontane Selektionen im as-Modus. So ist von einer relativ großen Heterogenität hinsichtlich der Frage auszugehen, welche Anreize in Betracht gezogen werden und wie diese eingeschätzt werden. Zweitens lässt sich in Regressionsmodellen immer nur eine (sehr) begrenzte Anzahl dieser Anreizvariablen berücksichtigen.

Folgt man dieser Argumentation, so erscheint es unwahrscheinlich, dass signifikante, dem MFS entsprechende Interaktionseffekte in erster Linie Ausdruck unterschiedlich hoher Fehlervarianzen sind. Im Gegenteil: Dieses Problem logistischer Regressionsmodelle sollte die Bestätigung der betrachteten Interaktionshypothesen tendenziell eher erschweren.

Exkurs: Monte-Carlo-Simulationen zur statistischen Prüfbarkeit der MFS-Hypothesen im logistischen Regressionsmodell

Verglichen mit der theoretisch zu Grunde liegenden metrischen Dispositionsvariablen Y^* bedeutet der Übergang zur Betrachtung der *dichotomen* Verhaltensvariablen Y einen enormen Informationsverlust. Wie sich zeigen lässt, wird es dadurch außerordentlich schwierig, die Nullhypothese, dass die vom MFS vorhergesagten Interaktionseffekte *nicht* bestehen, zurückzuweisen.

Eine der hauptsächlichen Ursachen dieses Problems lässt sich bereits an der obigen Abbildung 7 veranschaulichen. Wie bereits erwähnt, sollte sich der stärkste Effekt einer Anreizvariablen für Fälle ergeben, deren „Ausgangswahrscheinlichkeit“ (Nagler 1994: 233) nahe an 0.5 liegt. Wenn aber bereits das Regressionsmodell *ohne* variablenspezifischen Interaktionseffekt sehr hohe Wahrscheinlichkeiten für die Wahl von Alternative 1 vorhersagt, tritt ein ceiling-Problem auf: In dem Bereich, in dem sich die Wahrscheinlichkeit dem Wert 1 annähert, verbleibt nur noch wenig Spielraum für den Nachweis eines variablenspezifischen Interaktionseffektes – selbst wenn dieser tatsächlich bestünde.

Genau mit diesem Problem ist bei der Überprüfung der betrachteten MFS-Hypothese aber zu rechnen: Eine zentrale Moderatorvariable des MFS – der Internalisierungsgrad der Norm – hängt meist stark mit der Verhaltensvariablen zusammen. Bereits in einem Regressionsmodell ohne Produktterm führt eine starke Ausprägung dieser Variablen daher zu einer hohen Ausgangswahrscheinlichkeit und damit zu nur noch geringen marginalen Effekten anderer

Anreizvariablen. Es ist daher schwierig, darüber hinaus noch einen variablenspezifischen Interaktionseffekt nachzuweisen.

Im Folgenden wird das Ausmaß dieses statistischen Problems mit Hilfe von Monte-Carlo-Simulationen abgeschätzt. Um diese Analysen zu verstehen, ist es sinnvoll, zunächst kurz den inferenzstatistischen Hintergrund in Erinnerung zu rufen.

In der Population kann entweder die MFS-Hypothese eines variablenspezifischen Interaktionseffektes wahr sein oder aber die Nullhypothese, der zufolge dieser Interaktionseffekt nicht besteht. Je nachdem welche Hypothese wahr ist, kann es in der statistischen Analyse einer Stichprobe zu zwei Arten von Fehlern kommen: Wenn man statistisch zu dem Schluss gelangt, dass die MFS-Hypothese wahr ist, obwohl sie tatsächlich falsch ist, begeht man den sog. α -Fehler (oder Fehler 1. Art). Um möglichst konservativ zu sein, möchte man die Wahrscheinlichkeit eines α -Fehler möglichst gering halten. Es ist bekanntlich Konvention, eine Nullhypothese nur dann zu verwerfen, wenn die Irrtumswahrscheinlichkeit weniger als fünf Prozent beträgt.

Der Fehler 2. Art ist der sog. β -Fehler. Er bezieht sich auf die Situation, in der man die Nullhypothese nicht zurückweist, obwohl die MFS-Hypothese tatsächlich wahr ist. Wenn ein variablenspezifischer Interaktionseffekt besteht, sollte ein statistisches Verfahren diesen mit einer möglichst hohen Wahrscheinlichkeit auch finden. Diese Wahrscheinlichkeit (die falsche Nullhypothese zu verwerfen) wird als *Teststärke* bezeichnet. Sie berechnet sich als $(1 - \beta)$, bildet also das Komplement zum β -Fehler.

In der Soziologie, wie auch in anderen Sozialwissenschaften, wird die Teststärke in empirischen Analysen häufig ignoriert. Nicht zuletzt weil sie häufig kompliziert zu berechnen ist, liegt der alleinige Fokus der Aufmerksamkeit meist auf der Minimierung des α -Fehlers (Cohen 1992). Dies führt dann zu leichtfertigen Fehlschlüssen, wenn aus der statistischen Insignifikanz eines Koeffizienten geschlossen wird, dass der Effekt offenbar nicht besteht (Aguinis 2004: 68f.). Dies ist insofern eine Fehlinterpretation von Signifikanztests als die Insignifikanz auch durch eine zu geringe Teststärke verursacht sein kann.

Gerade Tests von Interaktionseffekten weisen häufig eine ungenügende Teststärke auf (Aguinis 2004: 68f.). Auf der Basis umfassender Meta-Analysen kommt Aguinis zu folgendem Schluss: „Theoretically, it is likely that low power has led to the incorrect conclusion that there is no moderating effect in numerous research domains“ (Aguinis 2004: 83). Im Kontext des linearen Regressionsmodells liegen zahlreiche methodische Studien vor, die dieses Teststärkeproblem und seine Determinanten untersuchen (siehe die Zitationen in Aguinis 2004). Für nicht-lineare Regressionsmodelle existiert dagegen keine entsprechend umfassende Literatur. Dabei ist aufgrund des zu Beginn beschriebenen Problems davon auszugehen, dass das Auffinden von variablenspezifischen Interaktionseffekten in solchen Modellen noch um ein Vielfaches schwieriger ist.

Um dieser Vermutung nachzugehen und die empirische Prüfbarkeit der MFS-Hypothesen im logistischen Regressionsmodell beurteilen zu können, werden Monte-Carlo-Simulationen durchgeführt. Mittels dieser lässt sich sowohl die Wahrscheinlichkeit eines α -Fehlers als auch die Teststärke für verschiedene mögliche Szenarien ermitteln. Die Konzeption und die Ergebnisse dieser Analysen werden im Folgenden beschrieben.

Generierung der wahren Werte für unterschiedliche Szenarien: Statistische Schätzfehler können selten allein auf Basis realer Daten untersucht werden, da sich die Schätzungen (und damit etwaige Schätzfehler) auf *unbekannte* Populationsparameter beziehen (Mooney 1997: 77f.). In Monte-Carlo-Simulationen wird davon ausgegangen, diese Populationsparameter wären bekannt, um dann über wiederholte Stichprobenziehungen und entsprechende Parameterschätzungen die Güte des Verfahrens beurteilen zu können.

Die Festlegung der Populationsparameter erfolgt nach theoretischen und substantiellen Erwägungen bzw. dem Erkenntnisinteresse. Ausgangspunkt ist das folgende logistische Regressionsmodell (für die Population und ohne Indizierung nach Personen):

$$\ln\left(\frac{\Pr(Y = 1 | \mathbf{x})}{\Pr(Y = 0 | \mathbf{x})}\right) = \beta_0 + \beta_N x_N + \beta_A x_A + \beta_{IE} x_N x_A + \beta_K x_K. \quad (E1)$$

Dabei bezeichnet $Y = 1$ die Ausführung der von der Norm N verlangten Handlung y und $Y = 0$ das Unterlassen dieser Handlung. x_N entspricht einer bestimmten Ausprägung der Normvariablen X_N , x_A einer Ausprägung der Anreizvariablen X_A und x_K einer Ausprägung einer Kontrollvariablen X_K .

Um die Parameter dieser Regressionsgleichung substantiell besser interpretieren zu können, werden alle Prädiktoren auf Werte zwischen 0 und 1 skaliert, wobei größere Werte einer stärkeren Ausprägung der Norminternalisierung bzw. des Anreizes entsprechen. Festgelegt werden müssen dann folgende Populationsparameter:

- Der Interaktionseffekt zwischen Norm- und Anreizvariablen: β_{IE} ,
- der partielle Effekt der Normvariablen, wenn die Anreizvariable den Wert 0 annimmt: β_N ,
- der partielle Effekt der Anreizvariablen, wenn die Normvariable den Wert 0 annimmt: β_A ,
- der partielle Effekt der Kontrollvariablen: β_K
- sowie die Konstante: β_0 .

Zur Überprüfung der Teststärke muss davon ausgegangen werden, dass die MFS-Interaktionshypothese wahr ist. Die Populationsparameter werden entsprechend festgelegt. Untersucht wird dann, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, mit Hilfe des logistischen

Regressionsmodells einen entsprechenden, statistisch signifikanten Interaktionseffekt in einer Stichprobe zu finden. Mit Hilfe der Monte-Carlo-Simulationen soll zudem analysiert werden, in Abhängigkeit von welchen Faktoren die Teststärke variiert. Dazu werden unterschiedliche (wenngleich MFS-konforme) Szenarien auf der Ebene der *Population* betrachtet.⁹³ Es werden entsprechend mehrere künstliche Datenstrukturen erstellt. Diese stellen unterschiedliche Populationsszenarien nach, die bei quantitativen Analysen mit Umfragedaten zu Grunde liegen können. Im Folgenden wird beschrieben und begründet, in welcher Weise die Populationsparameter variiert wurden, um zu den verschiedenen Datenstrukturen zu gelangen:

- $\beta_0 \in \{-4, -2.5, -1, 0.5\}$: Der Parameter β_0 entspricht der logarithmierten Chance von Fällen, die auf allen unabhängigen Variablen den minimalen Wert (0) aufweisen. Über unterschiedliche Werte dieser Konstanten lassen sich Unterschiede in der *Schiefe der Verteilung* der binären abhängigen Variablen in der Population betrachten. Die Schiefe hängt aber auch von den anderen Eigenschaften der Population (Werten anderer Parameter und Verteilungen der Variablen) ab. Die vier für β_0 eingesetzten Werte entsprechen daher nicht einer bestimmten Prozentzahl von $Y = 1$, sondern Niveauunterschieden in den Prozentzahlen. Für die Datenstrukturen ohne Kontrollvariable (siehe unten) ergeben sich folgende Werte: Für $\beta_0 = -4$ liegt der Median bei 33% (min = 8%, max = 64%), für $\beta_0 = -2.5$ bei 57% (min = 26%, max = 85%), für $\beta_0 = -1$ bei 82% (min = 61%, max = 95%) und für $\beta_0 = 0.5$ bei 95% (min = 87%, max = 99%).
- $\beta_N \in \{2, 6\}$: Zumeist ergibt sich ein starker bis sehr starker partieller Effekt der Normvariablen, wenn die Anreizvariable den Wert 0 annimmt. Denn aufgrund der Kodierung der Variablen gibt dieser Effekt an, um welchen Faktor sich die Chance bei Abwesenheit des positiven Anreizes erhöht, wenn die Norminternalisierung maximal anstatt minimal ist.⁹⁴ Eingesetzt in die Exponentialfunktion ergeben die Werte 2 und 6

⁹³ Das MFS als integrative Handlungstheorie kann prinzipiell in ganz unterschiedlichen konkreten Anwendungen zum Einsatz kommen. Unter anderem können dabei verschieden bedeutsame Anreize und verschiedene Populationen betrachtet werden. Entsprechend ist davon auszugehen, dass die Populationsparameter und andere Eigenschaften der jeweiligen Population selbst dann in gewissen Grenzen variieren würden, wenn das Modell die Zusammenhänge in allen Fällen zutreffend beschreiben würde.

⁹⁴ Bei maximaler Norminternalisierung ist die Wahrscheinlichkeit, die Handlung auszuführen, sehr groß, bei minimaler Norminternalisierung und Abwesenheit des positiven Anreizes dagegen sehr gering. Daher ergibt sich zumeist ein starker konditionaler Effekt der Normvariablen auf das Verhältnis dieser Wahrscheinlichkeiten (d.h. auf die Chance, die Handlung auszuführen).

multiplikative Erhöhungen der Chance um das 7.39-fache und 403.43-fache. Diese Werte entsprechen also einer starken und äußerst starken Erhöhung der Chance.⁹⁵ Der Einfachheit halber bezeichne ich die beiden Ausprägungen des Parameters im Folgenden als „schwacher Normeffekt“ und „starker Normeffekt“.

- $\beta_A \in \{0.5, 1.5, 3\}$: Es wird immer von $\beta_A > 0$ ausgegangen, da ein positiver Anreiz, die Handlung y auszuführen, betrachtet wird. Verglichen mit dem partiellen Effekt der Normvariablen ist derjenige der Anreizvariablen deutlich geringer anzusetzen. Internalisierte Normen, die ein bestimmtes Verhalten vorschreiben, sind zumindest im Rahmen von Umfragen meist sehr hoch mit dem selbstberichteten Verhalten oder entsprechenden Intentionen assoziiert. Anreize sind verglichen dazu weiter entfernte Determinanten. Die empirischen Korrelationen und partiellen Effekte sind daher meistens deutlich geringer, obwohl sie teilweise durchaus stark sein können. Dem wurde die durch die Wahl der drei Werte für β_A Rechnung getragen. Eingesetzt in die Exponentialfunktion ergeben die Werte 0.5, 1.5 und 3 multiplikative Erhöhungen der Chance um das 1.65-fache, 4.48-fache und 20.09-fache. Diese werden im Folgenden als „schwache“, „mittlere“ und „starke“ Anreizeffekte bezeichnet.
- $\beta_{IE} \in \{-0.5, -1.5, -3\}$: Auf Basis des MFS lässt sich die erwartete Stärke des Interaktionseffektes in der Population theoriegeleitet bestimmen: Er sollte so stark sein, dass der partielle Effekt der Anreizvariablen gleich null ist, wenn die Normvariable maximal ausgeprägt ist. Da beide Variablen auf das Einheitsintervall kodiert werden, gilt dann: $\beta_{IE} = -\beta_A$. Da ein positiver Anreiz betrachtet wird, nimmt der Parameter β_{IE} entsprechend negative Werte an, die betragsmäßig jeweils dem Wert für β_A entsprechen. Diese beiden Parameter werden also in den Analysen der Teststärke nicht unabhängig voneinander variiert.
- $\beta_K \in \{0, -2\}$: Im Rahmen von Tests der MFS-Hypothesen kann es sinnvoll sein, auch noch für Drittvariablen zu kontrollieren, da es praktisch unmöglich ist, alle theoretisch möglichen Einflussgrößen empirisch umfassend zu messen. Der Einschluss von Kontrollvariablen kann die Ergebnisse von Hypothesentests zum einen durch Multikollinearität beeinflussen. Dies ist bekannt und soll hier nicht weiter untersucht werden. Zum anderen können Kontrollvariablen die „Ausgangswahrscheinlichkeit“ für $Y = 1$ beeinflussen. Dies betrifft unmittelbar das zu Beginn skizzierte spezifische

⁹⁵ Anfänglich wurde zusätzlich ein mittlerer Wert von 4 (OR = 54.60) betrachtet. Aus Darstellungsgründen werden hier jedoch nur die Ergebnisse für die kleinere und größere Ausprägung berichtet.

Problem geringer Teststärke, um das es im Folgenden geht. Um diese zweite Einflussmöglichkeit möglichst isoliert zu untersuchen, wird im Folgenden von Nullkorrelationen zwischen der Kontrollvariablen und den anderen beiden unabhängigen Variablen ausgegangen. Es werden zwei Ausprägungen des partiellen Effektes der Kontrollvariablen untersucht. Um Szenarien *ohne* Kontrollvariable zu betrachten, wird sein Koeffizient auf 0 gesetzt. Für Szenarien mit Kontrollvariable wird von einem Koeffizienten von -2 ausgegangen, was einer Verringerung der Chance um das 7.39-fache entspricht. Dieser relative hohe Wert wurde gewählt, da hier nur eine, in realen Analysen aber häufig mehrere Kontrollvariablen berücksichtigt werden.

Da β_A und β_{IE} direkt voneinander abhängen und nur gemeinsam variiert werden, ergeben sich über die Variation von β_0 , β_N , β_A (bzw. β_{IE}) und β_K entlang der aufgeführten Ausprägungen 48 verschiedene Populationen. Diese umfassen jeweils 150 000 Fälle (ebenso Cheng und Long 2007).

Des Weiteren müssen Annahmen über die gemeinsamen Verteilungen der unabhängigen Variablen getroffen werden. Dies betrifft die Form ihrer univariaten Verteilung, ihre Korrelationen sowie etwaige Beziehungen zwischen den Ausprägungen einer Variablen und der Varianz der anderen. Vereinfachend wird angenommen, dass die Varianzen der unabhängigen Variablen unabhängig voneinander sind. Die Korrelation zwischen der Anreiz- und der Normvariablen wird auf 0.2 festgelegt, was erfahrungsgemäß einen realistischen Wert darstellt. Zudem wird für die Norm- und die Anreizvariablen von einer χ^2 -Verteilung ausgegangen, wie sie in Abbildung 8 dargestellt ist. Diese wurde gewählt, um den schiefen Verteilungen dieser zentralen Variablen, wie sie in den Stichproben der empirischen Anwendungen beobachtbar sind, möglichst nahe zu kommen.⁹⁶ Inhaltlich wird damit

⁹⁶ Die Simulationen zur Teststärke wurden auch für andere Verteilungsannahmen durchgeführt, die aber weniger realistisch sind. Folgen die Variablen einer *Normalverteilung*, so geht die Teststärke unter allen Bedingungen gegen 0. Der Grund ist, dass die Stichproben dann nur eine verschwindend geringe Anzahl von Fällen mit Extremwerten enthalten, welche für den Test der MFS-Hypothese entscheidend sind. Dies liegt daran, dass der Wertebereich einer Normalverteilung von $-\infty$ bis $+\infty$ reicht und sich die Verteilung nach den Seiten hin extrem ausdünn (im Gegensatz zu realistischen Verteilungen von Umfrage-Items). Höhere Teststärken ergeben sich, wenn man von *Gleichverteilungen* ausgeht, da in diesem Fall die Enden der Verteilungen relativ stark besetzt sind. Die Teststärke liegt teilweise deutlich höher als bei der χ^2 -Verteilung, die den im Folgenden berichteten Ergebnissen zu Grunde liegt. Auch gleich verteilte Variablen sind aber relativ unrealistisch, da sich – gerade bei der Normvariablen – zumeist schiefe Verteilungen ergeben.

angenommen, dass die Mehrzahl der Fälle sowohl eine starke Normverankerung als auch einen starken positiven Anreiz zur Wahl des betrachteten Verhaltens aufweisen. Für die Kontrollvariable wurde der Einfachheit halber von einer Gleichverteilung ausgegangen.

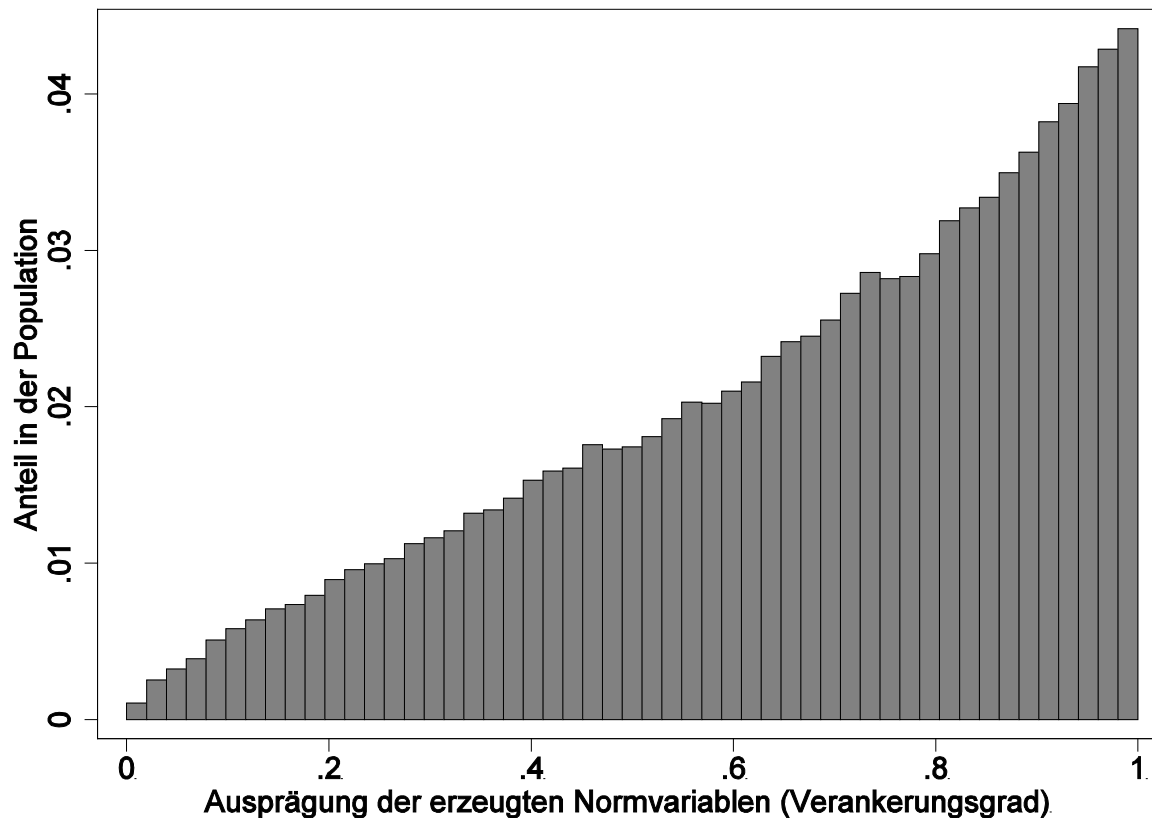


Abbildung 8: χ^2 -Verteilung der in den Simulationen verwendeten Normvariablen

Nachdem die unabhängigen Variablen erstellt und das Muster ihres Einflusses durch entsprechende Populationsparameter festgelegt worden ist, können die Werte auf der abhängigen Variablen berechnet werden. Dies geschieht auf der Basis folgender Umformung von Gleichung E1:

$$\Pr(Y = 1 | x) = \frac{\exp(\beta_0 + \beta_N x_N + \beta_A x_A + \beta_{IE} x_N x_A + \beta_K x_K)}{1 + \exp(\beta_0 + \beta_N x_N + \beta_A x_A + \beta_{IE} x_N x_A + \beta_K x_K)} \quad (E2)$$

Auf diese Weise wird hier für jeden Fall die wahre Wahrscheinlichkeit berechnet, Handlung y auszuführen ($Y = 1$). Man könnte auch von der wahren Handlungsdisposition sprechen. „Wahr“ deshalb, weil wir uns immer noch auf der Ebene der Population befinden. Dass es dennoch um Wahrscheinlichkeiten geht, reflektiert die Annahme, dass auch in der Population keine deterministischen, sondern probabilistische Beziehungen bestehen.

Im nächsten Schritt werden die Realisationen dieser Zufallsvariablen zugewiesen, also die Werte auf der binären abhängigen Variablen Y . Dafür wird eine gleichverteilte Zufallszahl z zwischen 0 und 1 generiert. Für jeden Fall in der Population wird Y auf 0 gesetzt, sofern $z \leq \Pr(Y = 1 | x)$ bzw. umgekehrt Y auf 1 gesetzt, falls $z > \Pr(Y = 1 | x)$ (ebenso Cheng und Long 2007: 590).

Design der Simulationen

Im Rahmen der Monte-Carlo-Simulation werden aus jedem der 48 verschiedenen Populationsdatensätze 1000 Stichproben gezogen (mit Zurücklegen). In jeder der gezogenen Stichproben wird das in Gleichung E1 dargestellte Regressionsmodell geschätzt und festgehalten, ob die MFS-Hypothese bestätigt wird oder nicht. Die MFS-Hypothese gilt als bestätigt (bzw. die Nullhypothese als zurückgewiesen), wenn drei Bedingungen erfüllt sind. Erstens muss der Interaktionseffekt statistisch signifikant sein. Als Kriterium kommen dabei der konventionelle p -Wert von 0.05 sowie der p -Wert von 0.10 zum Einsatz. Zweitens muss der bedingte Effekte der Anreizvariablen positiv ($\hat{\beta}_A > 0$) und drittens der Interaktionseffekt negativ ($\hat{\beta}_{IE} < 0$) geschätzt werden. Der Anteil der 1000 Stichproben, in denen die MFS-Hypothese in dieser Weise bestätigt werden kann, entspricht der Teststärke.

Um den Einfluss der Stichprobengröße abzuschätzen, wird diese Simulation für zwei unterschiedliche Stichprobengrößen durchgeführt: $N = 500$ und $N = 2000$. Diese Größenordnungen sind typisch für Datensätze in der Umfrageforschung, die angemessene Indikatoren enthalten, um MFS-Interaktionshypothesen testen zu können.

Hinsichtlich der Ergebnisse der Simulationen bestanden von Anfang an eine Reihe theoretischer Erwartungen. Zunächst existieren drei Faktoren, von denen bekannt ist, dass sie die Teststärke jedes inferenzstatistischen Tests beeinflussen. Danach ist die Teststärke umso geringer, je konservativer (also niedriger) der kritische α -Wert gewählt wird, je kleiner die Stichprobe und je schwächer der zu testende Effekt in der Population ist (Aguinis 2004: 69). Auf Basis der zu Beginn dargestellten Überlegungen lässt sich für unseren spezifischen Anwendungsfall noch eine weitere Erwartung formulieren: Es ist davon auszugehen, dass die Teststärke der MFS-Interaktionshypothese umso geringer ist, je stärker die Verteilung der „Ausgangswahrscheinlichkeiten“ $\Pr(Y = 1 | x)$ vom mittleren Wert von 0.5 abweicht.

Ergebnisse der Simulationen zur Teststärke

Abbildung 9 fasst erste Ergebnisse hinsichtlich der Teststärke und ihrer Determinanten zusammen. Dabei wird zunächst ein kritischer α -Wert von 0.05 verwendet und davon ausgegangen, dass kein Einfluss von Kontrollvariablen besteht. Interpretiert werden sollten nur die „Knicke“ der abgebildeten Linien, da nur diese Simulationsergebnisse darstellen. Die Linien wurden nur der Übersichtlichkeit halber durchgezogen.

Auf den ersten Blick fällt auf, dass die Teststärke mit wenigen Ausnahmen inakzeptabel gering ausfällt. Cohen (1992) empfiehlt, dass man eine Teststärke von mindestens 0.8 anstreben sollte. Das bedeutet, dass die Wahrscheinlichkeit, einen tatsächlich bestehenden Effekt auch zu bestätigen, bei 80 Prozent oder höher liegen sollte. Bei einer Stichprobengröße von $N = 500$ ist die Teststärke nicht einmal halb so groß und liegt in der Mehrzahl der Fälle sogar unter 0.2. Für $N = 2000$ ergeben sich wie erwartet höhere Teststärken, aber mit wenigen Ausnahmen fallen auch diese deutlich zu niedrig aus.

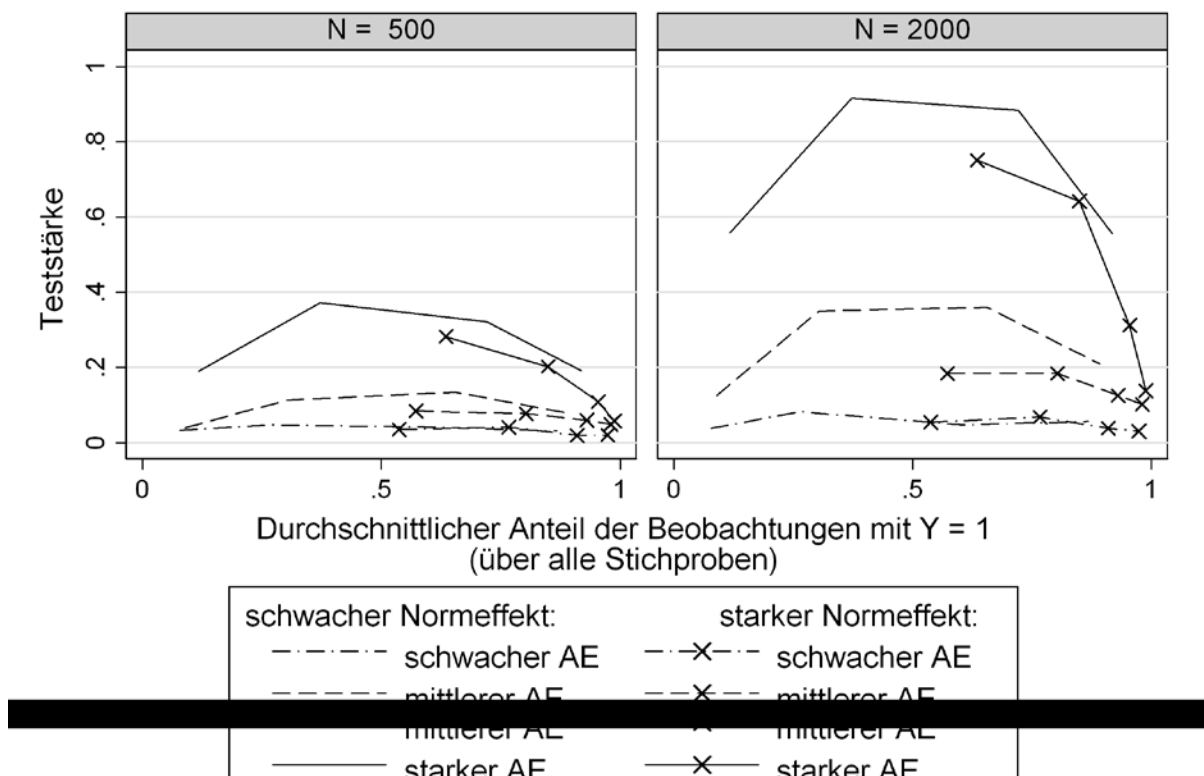


Abbildung 9: Teststärke in Abhängigkeit von der Verteilung der abhängigen Variablen in der Grundgesamtheit, der Stärke des Normeffektes und der Stärke des Anreizeffektes (AE) für $N = 500$ und $N = 2000$ bei Verwendung des 5%-Signifikanzkriteriums und ohne Kontrollvariable

Überwiegend ergibt sich somit ein ausgesprochen negativer Befund. Nichtsdestotrotz lässt sich eine ganze Bandbreite an Werten feststellen. Die Teststärke variiert von nahezu 0 bis zu akzeptablen Werten von nahezu 80 und über 90 Prozent. Hinsichtlich der Determinanten der Teststärke lassen sich neben dem Effekt der Stichprobengröße einige weitere Ergebnisse festhalten:

- In allen Szenarien, in denen akzeptable Werte erreicht werden, liegt ein starker Anreizeffekt in der Population vor. Ein aussagekräftiger Test der MFS-Hypothese ist demnach aussichtslos, sofern Anreizvariablen mit nur schwachem bis mittlerem Effekt betrachtet werden. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit der Analyse von Rogers (2002). Dieser weist für lineare Regressionsmodelle mathematisch nach, dass Interaktionseffekte nur dann eine hohe Teststärke besitzen können, wenn der zu moderierende Effekt stark mit der abhängigen Variablen zusammenhängt.
- Es zeigt sich der erwartete, umgekehrt U-förmige Zusammenhang zwischen der mittleren Ausgangswahrscheinlichkeit $\Pr(Y = 1 | x)$ und der Teststärke. Liegt die durchschnittliche Ausgangswahrscheinlichkeit deutlich unterhalb oder oberhalb von 0.5, so führt dies zu einer merklich niedrigeren Teststärke. In Stichproben (oder Populationen), in denen die abhängige Variable extrem schief verteilt ist, sind die Bedingungen für eine Bestätigung der MFS-Hypothese demnach häufig nicht gegeben.
- Ein geringerer Einfluss geht von dem konditionalen Effekt der Normvariablen aus. Ein höherer konditionaler Effekt führt zwar insgesamt zu einer deutlich niedrigeren Teststärke. Hauptsächlich ist dieser Effekt aber durch die stärkere Schiefe der Verteilung der abhängigen Variablen vermittelt.

Ein aussagekräftiger Test der MFS-Hypothese erscheint demnach insbesondere dann möglich, wenn die dichotome abhängige Variable nicht zu schief verteilt ist, die Stichprobe annähernd 2000 Fälle umfasst und eine erklärungsstarke Anreizvariable vorliegt. Wie aber ist zu verfahren, wenn diese Bedingungen nicht gegeben sind? Eine methodisch saubere und nahe liegende Möglichkeit ist, von einem Test der Hypothese in solchen Situationen abzusehen. Sie ist jedoch unbefriedigend, wenn keine alternativen Daten verfügbar sind und eine Neuerhebung aus Kosten- oder anderen Gründen nicht unmittelbar möglich ist.

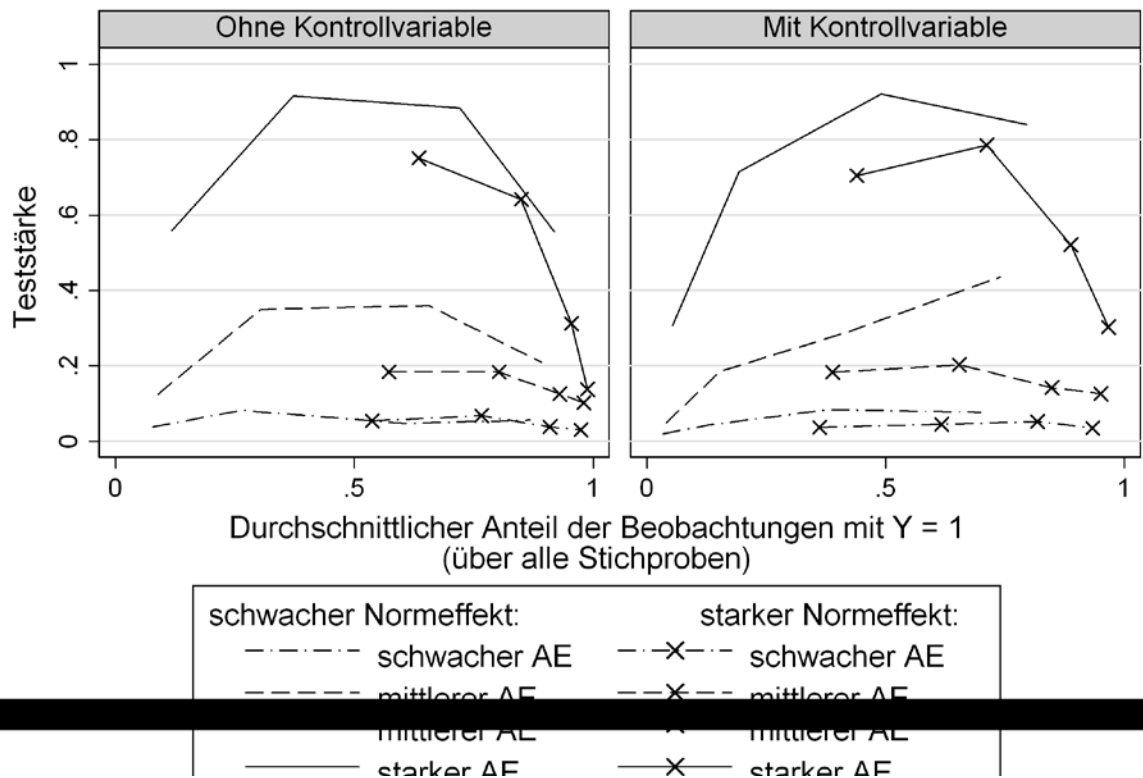


Abbildung 10: Teststärke in Abhängigkeit von der Relevanz einer Kontrollvariablen, der Verteilung der abhängigen Variablen in der Grundgesamtheit, der Stärke des Normeffektes und der Stärke des Anreizeffektes (AE) bei Verwendung des 5%-Signifikanzkriteriums und $N = 2000$

Eine Alternative besteht in der Identifikation und Einführung relevanter Kontrollvariablen. In Abbildung 10 sind die bekannten Ergebnisse (für $N = 2000$ ohne Kontrollvariable) den Ergebnissen für entsprechende Populationsdatensätze gegenüber gestellt, in denen eine Kontrollvariable mit stark negativem Effekt angenommen wurde. Die Kontrollvariable bewirkt, dass die durchschnittliche Ausgangswahrscheinlichkeit für $Y = 1$ teilweise stark absinkt. Je nachdem, ob sich die durchschnittliche Ausgangswahrscheinlichkeit *ohne* Kontrollvariable unterhalb oder oberhalb von 0.5 befand, führt dies zu einer deutlichen Verringerung oder Erhöhung der Teststärke.

Als Beispiel für diesen Zusammenhang seien die Szenarien mit starkem konditionalem Anreizeffekt und schwachem konditionalem Normeffekt betrachtet (durchgezogene Linien ohne Kreuze). In der linken Graphik (ohne Kontrollvariable) ergibt sich für das Szenario mit dem höchsten Wert der Konstanten eine mittlere Ausgangswahrscheinlichkeit von 0.92 (siehe den am weitesten rechts gelegenen Punkt auf dieser Linie). Die Teststärke liegt dadurch bei nur 0.56. Wie an der rechten Graphik ersichtlich, führt der Einschluss der Kontrollvariablen

zu einer deutlichen Reduktion der mittleren Ausgangswahrscheinlichkeit (auf 0.80), wodurch die Teststärke auf den akzeptablen Wert von 0.84 ansteigt.

Vor dem beliebigen Einschluss von Kontrollvariablen muss allerdings gewarnt werden. Vor allem ist ein häufig wiederholtes Testen der MFS-Hypothese unter Variation der kontrollierten Drittvariablen zu vermeiden, da dies den tatsächlichen α -Fehler bekanntermaßen stark erhöhen kann (sog. „capitalizing on chance“).

Ergebnisse der Simulationen zum α -Fehler

Eine weitere Möglichkeit, eine höhere Teststärke herbeizuführen, besteht in der Anpassung des kritischen α -Niveaus. Das bislang zu Grunde gelegte Niveau fordert, dass die Wahrscheinlichkeit, fälschlicherweise vom Vorhandensein eines Interaktionseffekts auszugehen, kleiner als fünf Prozent ist. Um zu überprüfen, ob das Risiko eines α -Fehlers in unserem Anwendungsfall tatsächlich diesem Wert entspricht, wurden weitere Monte-Carlo-Simulationen durchgeführt. Diese beziehen sich nicht auf die Teststärke, sondern auf den α -Fehler. Ausgangspunkt war der Gedanke, dass das geringe Potential des logistischen Regressionsmodells, die vom MFS vorhergesagten variablenspezifischen Interaktionseffekte zu entdecken, zu einer Überschätzung des α -Fehlers führen könnte.

Die Simulationen folgten wiederum dem oben beschriebenen Design. Der einzige Unterschied bestand darin, dass der Koeffizient des Produktterms, β_{IE} , in allen 48 Populationsdatensätzen auf 0 gesetzt wurde.⁹⁷ Das heißt, es wurde dieses Mal davon ausgegangen, dass die MFS-Hypothese falsch ist. Der Anteil der Stichproben, in denen die Nullhypothese fälschlicher Weise dennoch verworfen wird, entspricht der Höhe des *tatsächlichen* α -Fehlers. Theoretisch sollte dieser Fehler bei Verwendung des 5%- bzw. 10%-Signifikanzniveaus ($p < 0.05$ bzw. $p < 0.10$) in fünf Prozent bzw. zehn Prozent aller Stichproben auftreten.

In Tabelle 5 sind die Ergebnisse zum α -Fehler denjenigen zur Teststärke gegenüber gestellt. Im Unterschied zur Teststärke variiert die Höhe des α -Fehlers insgesamt sehr wenig zwischen den betrachteten Szenarien. Entgegen der erwähnten Vermutung entspricht der tatsächliche durchschnittliche α -Fehler in allen Szenarien den Signifikanzkriterien. Die sich ergebenden Abweichungen sind von vernachlässigbarer Größenordnung.

⁹⁷ Es ergeben sich wiederum 48 Populationsdatensätze, da der Koeffizient des Produktterms bislang gemeinsam mit dem Koeffizienten der Anreizvariablen, β_A , variiert wurde. In den Monte-Carlo-Simulationen zum α -Fehler variiert nun allein der Koeffizient der Anreizvariablen.

Tabelle 5: Ergebnisse der Monte-Carlo-Simulationen: Tatsächlicher durchschnittlicher α -Fehler und Teststärke bei Verwendung des 5%- und 10%-Signifikanzkriteriums in Abhängigkeit von der Stichprobengröße, der Stärke des Normeffektes und der Verteilung der abhängigen Variablen in der Grundgesamtheit (Annahme: Starker Anreizeffekt)

N	Norm- effekt [†]	$\Pr(Y=1)$ ^{††}	Kriterium: $p < 0.05$		Kriterium: $p < 0.10$	
			\emptyset α -Fehler	\emptyset Teststärke	\emptyset α -Fehler	\emptyset Teststärke
500	schwach	(.3, .7]	0.05	0.25	0.11	0.36
			n = 1	(.22, .28), n = 2	n = 1	(.33, .39), n = 2
		(.7,1)	0.04	0.15	0.09	0.24
		(.02, .06), n = 7	(.06, .27), n = 6	(.04, .11), n = 7	(.11, .40), n = 6	
	stark	(.3, .7]	0.05	0.37	0.10	0.50
			(.04, .05), n = 3	(.37, .37), n = 2	(.10, .10), n = 3	(.50, .51), n = 2
(.7,1)		0.05	0.27	0.10	0.38	
	(.05, .06), n = 4	(.19, .32), n = 3	(.09, .10), n = 4	(.29, .44), n = 3		
2000	schwach	(.3, .7]	0.05	0.73	0.10	0.82
			n = 1	(.71, .75), n = 2	n = 1	(.80, .85), n = 2
		(.7,1)	0.05	0.45	0.09	0.56
		(.04, .06), n = 7	(.14, .79), n = 6	(.08, .11), n = 7	(.24, .86), n = 6	
	stark	(.3, .7]	0.05	0.92	0.09	0.96
			(.04, .06), n = 3	(.92, .92), n = 2	(.08, .10), n = 3	(.96, .97), n = 2
(.7,1)		0.05	0.76	0.09	0.85	
	(.04, .06), n = 4	(.56, .88), n = 3	(.08, .10), n = 4	(.69, .94), n = 3		
Ungewichteter Durchschnitt			0.05	0.49	0.10	0.58

Anmerkungen: In Klammern: (Minimum, Maximum); n ist die Anzahl der Grundgesamtheiten in der Kategorie;

[†]Effekt der Normvariablen in Grundgesamtheiten *ohne* Interaktionseffekt bzw. konditionaler Effekt der Normvariablen unter der Bedingung minimalen Anreizes in Grundgesamtheiten *mit* Interaktionseffekt.

^{††}Durchschnittliche vorhergesagte Wahrscheinlichkeit für $Y = 1$ in der Grundgesamtheit

Auch die Monte-Carlo-Simulationen zur Teststärke wurden für das 10%-Signifikanzkriterium ausgewertet (siehe ebenfalls Tabelle 5). Wie zu erwarten, erhöht dieses weniger konservative Kriterium die Teststärke. Durchschnittlich ergibt sich eine sehr deutliche Erhöhung um durchschnittlich neun Prozentpunkte (maximal um 13 Prozentpunkte) verglichen mit der Teststärke bei Verwendung des 5%-Signifikanzkriteriums. In Prozentpunkten ist der Gewinn an Teststärke somit deutlich größer als die Erhöhung des Risikos eines α -Fehlers.

Dennoch mag der Ausweg, einen weniger konservativen Test zu akzeptieren, nicht ohne Weiteres gangbar erscheinen. Es ist allerdings zu bedenken, dass die Wahrscheinlichkeit, die MFS-Hypothese fälschlicherweise zu akzeptieren, tatsächlich nur halb so groß wie der bislang betrachtete α -Fehler. Dieser wurde für einen *zweiseitigen* Test berechnet: In der Hälfte der Fälle entspricht das fälschliche Verwerfen der Nullhypothese daher einem Interaktionseffekt, dessen Vorzeichen der MFS-Hypothese widerspricht. Bei einem 5%-Signifikanzniveau beträgt das Risiko, die MFS-Hypothese fälschlicherweise zu akzeptieren, demnach nur 2.5 Prozent, bei einem 10%-Signifikanzniveau fünf Prozent. Insofern das MFS gerichtete Hypothesen impliziert, erscheint es durchaus möglich, die Verwendung eines einseitigen Tests zu rechtfertigen (siehe z.B. Long 1997: 86; Finkel und Muller 1998). Bei zweiseitigen Tests, wie sie in den folgenden empirischen Anwendungen nichtsdestotrotz berichtet werden, entspricht dies einem 10%-Signifikanzniveau (siehe zudem Jones und Tukey 2000).

Allerdings sprechen generell gewichtige Gründe gegen eine rigide Verwendung von Signifikanzkriterien (siehe u.a. Cohen 1994; Gigerenzer, Krauss und Vitouch 2004; Jones und Tukey 2000; Krantz 1999; Loftus 1991; Nickerson 2000). Aus den Ergebnissen der durchgeführten Monte-Carlo-Simulationen werden daher differenziertere Schlussfolgerungen gezogen.

Schlussfolgerungen

Aus den Resultaten der Monte-Carlo-Simulationen ergibt sich eine Reihe zentraler und untereinander eng zusammenhängender Konsequenzen für die folgenden Sekundäranalysen. Generell sollten die Standardfehler als Maß der statistischen Unsicherheit betrachtet werden. Auch wenn die Ergebnisse von Signifikanztests berichtet werden, ist eine zu strikte Befolgung dieser Konventionen zu vermeiden. *Generell* fragwürdig ist vor allem die Praxis, die Nullhypothese (allein) auf Basis der p-Werte als verworfen oder bestätigt anzusehen (Cohen 1994; Gigerenzer, Krauss und Vitouch 2004; Jones und Tukey 2000; Krantz 1999; Loftus 1991; Nickerson 2000). Ausgehend von einem aufgeklärten Verständnis von Signifikanztests sollte stattdessen die Sicherheit der Schätzung im Gesamtzusammenhang der Ergebnisse betrachtet werden.

In logistischen (und anderen nicht-linearen) Regressionsmodellen sollte das Hauptaugenmerk zunächst auf dem Vorzeichenmuster und der relativen Stärke der betrachteten Effekte liegen. Wenn diese den Vorhersagen des MFS entsprechen, liegt ein erstes Anzeichen für die Gültigkeit der MFS-Hypothesen vor. Widersprechen die Koeffizienten dagegen den theoretischen Erwartungen, so ist dies ein ernst zu nehmendes

Anzeichen dafür, dass die MFS-Hypothesen nicht zutreffen. Berücksichtigt werden sollten zudem die Eigenschaften der Stichprobe und der Population, welche die Teststärke prägen. Es spricht beispielsweise insgesamt deutlich für eine Forschungshypothese, wenn unter Bedingungen niedriger Teststärke theoriekonforme Koeffizienten geschätzt werden und diese p-Werte von 0.07 (bei zweiseitiger Testung) aufweisen.

Hinsichtlich des Tests der MFS-Hypothesen ist insbesondere bei Datensätzen mit extrem schief verteilter abhängiger Variable und relativ geringe Fallzahl ($N \approx 500$) mit einer äußerst oder zumindest relativ geringen Teststärke zu rechnen (nach Tabelle 5 zwischen 0.11 und 0.44 selbst bei einem 10%-Signifikanzniveau). Generell gilt, dass Tests der MFS-Hypothese nur aussagekräftig sind (d.h. potentiell über eine gewisse Teststärke verfügen), wenn mindestens eine *erklärungsstarke* Anreizvariable identifiziert werden kann. Von Fragen der statistischen Signifikanz abgesehen, kann es freilich dennoch von Interesse sein, auch für weniger erklärungsstarke Anreizvariablen Interaktionseffekte zu spezifizieren und die sich ergebenden konditionalen Effekte zu betrachten.

Bei der Interpretation der Ergebnisse der folgenden Sekundäranalysen sollten diese Prinzipien zu Grunde gelegt werden. Auch bei der Erhebung von Primärdaten zum Test von MFS-Hypothesen können die hier durchgeführten Teststärkeanalysen nützlich sein. So können im Rahmen der Datenerhebung verschiedene Vorkehrungen für eine hinreichende Teststärke getroffen werden. Dazu zählen etwa die vorherige Identifikation hinreichend erklärungsstarker Anreizvariablen und die Optimierung ihrer Messung im Rahmen von Pre-Tests. Über spezielle Sampling-Strategien könnte man überdies sicherstellen, dass die abhängige Variable relativ ausgewogen verteilt ist und dass Fälle mit den theoretisch besonders relevanten, extremen Merkmalskombinationen in ausreichender Zahl verfügbar sind (McClelland und Judd 1993). Allerdings sind derartige Maßnahmen gegen den Nachteil mangelnder Repräsentativität abzuwägen (siehe Aguinis 2004: 89).

7.3 Die Interaktionshypothesen des MFS in Boolean Regressionsmodellen

Das binäre logistische Regressionsmodell ist bei allen Schwierigkeiten und Begrenzungen, die bei seiner Anwendung zu beachten sind, am stärksten für einen kritischen Test der Interaktionshypothesen des MFS geeignet. Insbesondere erlaubt es den hierarchischen Test einer Modellspezifikation, welche die aus dem MFS ableitbaren Interaktionseffekte enthält, gegen eine alternative Spezifikation ohne diese Interaktionseffekte. Ergänzend kommen in dieser Arbeit sog. *Boolean Regressionsmodelle* zum Einsatz (Braumoeller 2003, 2004). Diese besitzen zwei Vorteile. Erstens vermögen sie spezifischer die Zwei-Modi-Logik des MFS abzubilden als um Produktterme erweiterte, aber in ihrer Grundstruktur nach wie vor linear-additive Regressionsmodelle. Auf diese Weise lässt sich der Abstand zwischen theoretischer und statistischer Modellierung weiter verringern und zu einer noch stärker theoriegeleiteten statistischen Analyse vorstoßen (vgl. Sorensen 1998: 249). Zudem treten innerhalb gewöhnlicher Regressionsmodelle häufig praktische und statistische Probleme auf, sobald komplexere Interaktionsmuster geschätzt werden, die eine Vielzahl an Produkttermen erfordern. Gerade dann können Boolean Regressionsmodelle zusätzliche Evidenz bereitstellen, welche helfen kann, das (Nicht-)Vorliegen der theoretisch auf Basis des MFS erwarteten Interaktionen zu beurteilen.

Boolean Regressionsmodelle erlauben verschiedene kausale Pfade zu betrachten, durch die ein Ereignis ($y = 1$) zustande kommen kann und auf denen jeweils verschiedene unabhängige Variablen wirken können. Diese kausalen Pfade können untereinander als hinreichende oder notwendige Bedingungen (oder in beliebiger Kombination) verknüpft sein. Die Übertragbarkeit dieser Logik auf das MFS ist offensichtlich: Das MFS nimmt an, dass es zwei *hinreichende Bedingungen* für die Selektion des skriptkonformen Handelns gibt: Der Akteur selektiert den as-Modus, folgt dem Skript also automatisch-spontan, oder aber er gelangt im rc-Modus zu dem Schluss, dass die Anreize für das skriptkonforme Handeln insgesamt höher sind als diejenigen für die komplementäre Handlungsalternative.

Zur weiteren Darstellung sei folgende Notation verwendet: Auf der abhängigen Variablen sei das skriptkonforme Handeln mit $y = 1$ bezeichnet und die komplementäre Handlungsalternative mit $y = 0$.⁹⁸ Die Selektion des as-Modus sei mit $y_1 = 1$ bezeichnet, die

⁹⁸ Es sei an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen, dass sich das MFS selbstverständlich auch auf Situationen anwenden lässt, in denen der skriptkonformen Alternative *mehrere* andere Handlungsalternativen gegenüberstehen. Wenn hier vereinfachend von der komplementären Handlungsalternative gesprochen wird,

zweite hinreichende Bedingung, also dass die Anreize im rc-Modus maximal für die skriptkonforme Handlungsalternative sind, mit $y_2 = 1$.⁹⁹ Diese Bedingungen entsprechen unterschiedlichen *kausalen Pfaden*, die für die Ausführung der Handlung ($y = 1$) relevant sind. Auf beiden Pfaden wirken zwei nicht deckungsgleiche Mengen von Faktoren oder unabhängigen Variablen. Der Vektor x enthält die Faktoren oder unabhängigen Variablen, die über den ersten Pfad wirken, der Vektor z diejenigen, die über den zweiten Pfad wirken. Schließlich enthalten die Vektoren β (für den Vektor x) und γ (für den Vektor z) für jeden Faktor einen Parameter, der die relative Einflussstärke des Faktors wiedergibt, sowie jeweils eine Konstante.

Die beiden kausalen Pfade entsprechen also Ereignissen ($y_1 = 1$ bzw. $y_2 = 1$), von deren (Nicht-)Vorliegen das interessierende Verhalten auf noch zu spezifizierende Art und Weise abhängt und die selbst eine Funktion verschiedener unabhängiger Variablen sind. Die bedingte Wahrscheinlichkeit, dass es bei gegebener Ausprägung der unabhängigen Variablen und deren Einflussstärken zum jeweiligen Ereignis kommt, wird für jeden der beiden Pfade wie folgt abgekürzt:

$$\Pr(y_1 = 1 \mid x, \beta) \equiv y_1^*$$

$$\Pr(y_2 = 1 \mid z, \gamma) \equiv y_2^*$$

Wenn die beiden Pfade bzw. die entsprechenden Ereignisse, $y_1 = 1$ bzw. $y_2 = 1$, *hinreichende Bedingungen* für das interessierende Verhalten ($y = 1$) darstellen, lässt sich dessen Wahrscheinlichkeit nach den Grundregeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung wie folgt schreiben:

$$\Pr(y = 1 \mid x, z, \beta, \gamma) = 1 - ([1 - y_1^*] \times [1 - y_2^*]). \quad (7.7)$$

Sowohl für $y_1^* = 1$ als auch für $y_2^* = 1$ nimmt der Ausdruck auf der rechten Seite der Gleichung, also die Wahrscheinlichkeit, das interessierende Verhalten zu beobachten, den Wert 1 an. Beide Ereignisse haben also den theoretisch gewünschten Status von hinreichenden Bedingungen.

Statistisch geht es darum, für eine Stichprobe von Befragten mit beobachteten Werten auf der abhängigen Variablen y und den unabhängigen Variablen in x und z die relativen Einflussstärken der unabhängigen Variablen auf den beiden Pfaden (β, γ) zu schätzen. Dies

ist damit lediglich gemeint, dass *nicht* die skriptkonforme, sondern irgendeine andere Handlungsalternative gewählt wird.

⁹⁹ Umgekehrt bezeichnet demnach $y_1 = 0$ die Selektion des rc-Modus und $y_2 = 0$ den Fall, dass die Anreize im rc-Modus insgesamt für die komplementäre Handlungsalternative maximal sind.

geschieht, wie auch sonst, indem auf der Basis der Stichprobe Regressionskoeffizienten für diese Parameter berechnet werden. Damit dies möglich ist, muss die vorangehende Gleichung in ein statistisch schätzbares Modell überführt werden. Dies geschieht in zwei Schritten (Braumoeller 2003: 216). Im ersten Schritt wird eine Funktion festgelegt, nach der sich die Auftrittswahrscheinlichkeiten der beiden notwendigen Bedingungen aus den jeweiligen unabhängigen Variablen und Parametern ergeben. Verwendet man die kumulative Standardnormalverteilung $\Phi(\cdot)$, so ergeben sich für beide Wahrscheinlichkeiten Probit-Modelle:

$$\Pr(y_1 = 1 \mid x, \beta) = \Phi(x\beta)$$

$$\Pr(y_2 = 1 \mid z, \gamma) = \Phi(z\gamma).$$

Um ein statistisches Modell für die Wahrscheinlichkeit zu erhalten, das interessierende Verhalten, $y = 1$, zu beobachten, muss man diese Spezifikationen in einem zweiten Schritt in die entsprechende Gleichung 7.7 einsetzen und erhält somit:

$$\Pr(y = 1 \mid x, z, \beta, \gamma) = 1 - ([1 - \Phi(x\beta)] \times [1 - \Phi(z\gamma)]). \quad (7.8)$$

Die Parameter dieses Modells lassen sich statistisch schätzen, indem man eine entsprechende Likelihood-Funktion aufstellt und maximiert (siehe Braumoeller 2003: 217).

Bei der Anwendung des MFS mit Hilfe eines solchen Boolean Regressionsmodells müssen die unabhängigen Variablen, die im as- und rc-Modus wirken, über entsprechende Brückenhypothesen bestimmt werden. So lassen sich im Vektor x verfügbare Indikatoren des spontanen Aktivierungsgewichts $AW(A_k|F_i,S_j)$ bzw. seiner Bestandteile berücksichtigen. Dazu zählen etwa Indikatoren des Verankerungsgrades des betrachteten Skriptes oder der Klarheit der Situationsdefinition bzw. entferntere Variablen, von denen aber angenommen werden kann, dass sie systematisch mit der Ausprägung dieser Konstrukte variieren. Der Vektor z enthält dann die Indikatoren der Anreize, die im rc-Modus relevant werden, also etwa wahrgenommene Kosten und Nutzen oder subjektive Erwartungen.

Wenn die Interaktionshypothesen des MFS empirisch zutreffen, sollten in dem so spezifizierten Modell von den entsprechenden unabhängigen Variablen statistisch signifikante Einflüsse in die theoretisch erwartete Richtung ausgehen. Zudem kann betrachtet werden, ob diese Spezifikation besser auf die Daten passt als andere Boolean Regressionsmodelle mit denselben unabhängigen Variablen. Solche alternativen Spezifikationen lassen sich etwa konstruieren, indem man das Zusammenwirken der beiden Pfade anders modelliert (also nicht im Sinne zweier hinreichender Bedingungen) und/oder indem man die unabhängigen Variablen anders auf die zwei Pfade aufteilt. Boolean Regressionsmodelle erlauben allerdings

selten hierarchische inferenzstatistische Tests, so dass nur ein Modellvergleich anhand Bayesianischer Informationskriterien durchgeführt werden kann.

Auf die beschriebene Weise ermöglichen Boolean Regressionsmodelle also die Zwei-Modi-Logik des MFS in eine entsprechende statistische Modellierung zu überführen. Im Vergleich zur Modellierung variablenspezifischer Interaktionseffekte durch Produktterme, wie sie im einfachen binären Logit- oder Probit-Modell möglich ist, besitzen Boolean Regressionsmodellen drei wichtige Vorteile. Erstens ermöglichen sie auf *relativ sparsame* Weise, Interaktionen zwischen mehreren Vektoren von Variablen zu modellieren. Bei zwei kausalen Pfaden mit jeweils vier unabhängigen Variablen müssen in einem Boolean Regressionsmodell nur acht Koeffizienten geschätzt werden (einer je Variable). Eine Modellierung über Produktterme würde hingegen die Schätzung von 24 Koeffizienten (16 Produktterme sowie acht Komponententerme) notwendig machen. Zweitens erlauben erst Boolean Regressionsmodelle eine direkte statistische Umsetzung der *theoretischen* Vorstellung, dass Vektoren (oder Mengen) von Variablen miteinander interagieren, dass sie also *gemeinsam* über unterschiedliche kausale Pfade wirken und dass diese Pfade in ihrer Gesamtheit zusammenwirken.¹⁰⁰ Eng damit zusammen hängt schließlich ein dritter Vorteil der Modellierung von Interaktionseffekten mit Hilfe von Boolean Regressionsmodellen. Die gleiche Variable kann innerhalb verschiedener kausaler Pfade, also mehrfach und in

¹⁰⁰ Die Verwendung von Boolean Regressionsmodellen stellt daher ein noch stärker *theoriegeleitetes* Vorgehen dar. Sie verlangen, dass man vorab eine theoretische Vorstellung von der Anzahl der relevanten kausalen Pfade und der Form ihres Zusammenwirkens hat. Das MFS lenkt den Blick systematisch auf derartige komplexe Formen von Kausalität (Ragin 1987). Sein heuristischer Wert ist daher gerade auch darin zu sehen, dass es die Suche nach statistischen Interaktionsmustern anzuleiten vermag. In der eher variablensoziologisch orientierten quantitativen Sozialforschung werden Interaktionsbeziehungen dagegen häufig außer Acht gelassen. Im Unterschied zur hier vorgeschlagenen, theoriegeleiteten Ergänzung durch Boolean Regressionsmodelle kommen in der Standardpraxis daher nahezu ausschließlich linear-additive Modelle zum Einsatz. Das dahinter stehende Problem hat Aage Sørensen anschaulich beschrieben: „[...] few sociologists think that the form of a regression model has anything to do with theory. Regression models are made additive because statisticians tell sociologists that while they will be happy to develop techniques to estimate any model the sociologist desires to estimate, sociological theory should suggest the model. Short of such theoretical models, the statistician proposes an additive model as the best. When the sociologist asks for the rationale for the additive model, the statistician suggests that the linear model is the most parsimonious model. Parsimony is here meant as statistical simplicity, both computationally and mathematically. The sociologist has nothing better to suggest and proceeds with following the statistical advice. The possible lack of sociological meaning in the additive specification is rarely noted [...].“ (Sorensen 1998: 249)

verschiedener Weise wirken. Im Kontext der Anwendung des MFS lässt sich dadurch u.a. die zweifache Wirkungsweise internalisierter Normen berücksichtigen. Auf dem einen kausalen Pfad wirken diese als zentraler Bestandteil des automatisch-spontanen Aktivierungsgewichts, auf dem anderen als ein nicht-instrumenteller Anreiz der gegen andere Anreize abgewogen wird.

Die erweiterten Möglichkeiten von Boolean Regressionsmodellen lassen sich jedoch nicht immer bzw. häufig nur begrenzt realisieren. Sofern nicht eine äußerst große Anzahl an Fällen zur Verfügung steht, resultieren leicht statistische Schätzprobleme – gerade wenn man dieselbe Variable auf zwei verschiedenen Pfaden berücksichtigt und nicht genügend andere, pfadspezifische und erklärungsstarke Prädiktoren verfügbar sind. Wie bereits angemerkt, steht dem Vorteil einer stärker theoriegeleiteten statistischen Modellierung zudem der Nachteil gegenüber, dass in Boolean Regressionsmodellen kein direkter kritischer Test bestimmter Interaktionsmuster möglich ist. Schließlich muss erwähnt werden, dass die zusätzlichen Möglichkeiten dieses Modelltyps – wie immer – durch zusätzliche Annahmen erkaufte werden. Dies ist vor allem die Annahme, dass die Wahrscheinlichkeiten der Ereignisse, die den kausalen Pfaden entsprechen, *unabhängig* voneinander (also unkorreliert) sind. Es kann daher zu Fehlspezifikationen kommen, wenn für Faktoren, die auf mehreren kausalen Pfaden wirken, nicht kontrolliert werden kann. Aus diesen Gründen wird in den folgenden empirischen Analysen nur ergänzend auf Boolean Regressionsmodelle zurückgegriffen und nur dort, wo eine stabile statistische Schätzung möglich ist.

8 Rätsel des Handelns I: Wahlteilnahme in Demokratien

Die Teilnahme an Wahlen wurde sowohl als einfachster als auch als wichtigster Akt politischer Partizipation in Demokratien bezeichnet (Aldrich 1993; Brady, Verba und Schlozman 1995). Es verwundert daher wenig, dass das anfängliche Unvermögen des RC-Ansatzes, dieses politische Handeln zu erklären, seit jeher das prominenteste Beispiel der empirischen Kritik am RC-Ansatz bildet.

Die klassische RC-Analyse von Downs ergab, dass sich ein rationaler Entscheider nicht an Wahlen in Elektoraten substantieller Größe beteiligen sollte, da seine Stimme mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit für den Wahlausgang bedeutungslos ist (Downs 1957). Im Widerspruch dieser Folgerung zur empirisch vorfindbaren Wahlbeteiligung besteht das sog. *Wahlparadoxon*. Wie kein anderes hat es die Theorieentwicklung im Rahmen des RC-Ansatzes stimuliert und zu einer Reihe von Erweiterungen des Downschen Wählerkalküls geführt. Diese Entwicklung wird im folgenden Kapitel selektiv nachvollzogen. Dabei zeigt sich deutlich die bereits im Kapitel 3.3 analysierte Abfolge von engen RC-Theorien, empirischer Kritik, weiten RC-Theorien und wissenschaftstheoretischer Kritik. Die resultierende Zwickmühle der Kritik hat teilweise sogar wieder zu einer Abkehr von empirisch eigentlich gut bestätigten weiten RC-Theorien der Wahlteilnahme geführt (Becker 2001, 2002; Jankowski 2002).

Die Anwendung des MFS auf die Erklärung der Wahlteilnahme weist einen Ausweg aus dieser theoretischen Pattsituation. Sie ermöglicht die bisherigen Gegenpositionen zu integrieren und führt zu neuen, empirisch prüfbareren Hypothesen. Erste Hinweise auf die Gültigkeit der entwickelten MFS-Erklärung der Wahlteilnahme ergeben sich bereits aus einigen früheren empirischen Studien. Einen umfassenderen direkten Test der MFS-Interaktionshypothesen leisten aber erst die in dieser Arbeit durchgeführten Sekundäranalysen (siehe allerdings bereits Kroneberg 2006).

8.1 Die Erklärung der Wahlteilnahme im RC-Ansatz

8.1.1 Das Modell von Downs und das Wahlparadoxon

Die erste systematische und mittlerweile klassische Behandlung der Wahlentscheidung im Rahmen des RC-Ansatzes geht auf Anthony Downs „Ökonomische Theorie der Demokratie“ zurück (Downs 1957). Downs modellierte die Wahlteilnahme erstmals als Ergebnis einer rationalen Entscheidung i.S. einer Maximierung des erwarteten Nutzens aus verschiedenen Alternativen. Das Modell von Downs wurde für ein Zweiparteiensystem entwickelt und sieht daher nur drei Alternativen vor: die Wahl der Partei A, die Wahl der Partei B und die Nichtwahl.¹⁰¹ In der formalen Darstellung folge ich der Rekonstruktion von Riker und Ordeshook (1968), entsprechend derer sich der erwartete Nutzen aus der Wahl der am stärksten präferierten Partei A wie folgt ausdrücken lässt:

$$EU(A) = pB - C$$

Der Parameter C (= Costs) bezeichnet die Kosten der Wahlteilnahme. Der Wähler muss Zeit aufwenden, sich registrieren zu lassen, zum Wahllokal zu gehen und den Wahlakt zu tätigen. Des Weiteren entstehen Informationskosten im Vorfeld der Wahl. Da Zeit eine knappe Ressource ist, entgeht dem Wähler der Nutzen aus anderen Aktivitäten, für die er die Zeit stattdessen verwenden könnte. Die Kosten der Wahlteilnahme sind in erster Linie derartige Opportunitätskosten. Es kann also angenommen werden, dass $C > 0$ ist. Der Parameter B (= Benefits) steht für das sog. Parteidifferential. Es bezeichnet die Nutzendifferenz, die ein Wähler von der Regierungsübernahme seiner Erstpräferenz Partei A im Vergleich zur Partei B erwartet (Pappi 2002: 632). Wenn es für den Wähler keinen Unterschied macht, welche Partei an die Regierung kommt, hat er keinen Grund sich an der Wahl zu beteiligen (Blais 2000: 1). B wäre in diesem Fall gleich null und es würden durch die Wahlteilnahme bloß Kosten entstehen.

Der Parameter B bezeichnet den potentiellen Ertrag aus der Wahl der Partei A. Für die Entscheidung des Wählers kommt es jedoch auf den *erwarteten* Ertrag aus der eigenen Beteiligung an. Dafür muss B noch mit der Wahrscheinlichkeit p gewichtet werden, dass der Wähler *durch seine Stimme* den Wahlsieg der Partei A herbeiführt. Wenn nämlich die Partei A die Wahl auch ohne die Stimme dieses Wählers gewinnt oder verliert, gibt es für Wähler

¹⁰¹ Die Frage der Übertragbarkeit des Modells auf Mehrparteiensysteme wird hier nicht weiter thematisiert, da sie für die grundsätzliche, theoretische Diskussion dieser Arbeit von nachrangiger Bedeutung ist.

wiederum keinen Grund, an der Wahl teilzunehmen. Ein Wähler wird sich nach dem obigen Modell also nur unter der Voraussetzung an der Wahl beteiligen, dass er mit einer ausreichend hohen Wahrscheinlichkeit *dezisiv* ist, d.h. seine Stimme den Ausschlag gibt. Im Falle relativer Mehrheitswahl bezeichnet p die Wahrscheinlichkeit, dass die beiden Parteien ohne die Stimme des betrachteten Wählers genau gleich viele Stimmen erhalten oder dass die Erstpräferenz ohne die Stimme des betrachteten Wählers genau eine Stimme weniger als die alternative Partei erhält. Im ersten Zustand der Welt kann der betrachtete Wähler durch die Wahl seiner Erstpräferenz dieser zum Sieg verhelfen, im zweiten ihre Niederlage verhindern.¹⁰² Unabhängig davon, auf welche Weise man die Eintrittswahrscheinlichkeiten dieser beiden Zustände der Welt berechnet (vgl. Mueller 2003: 304f.), gilt, dass sie bei jedem Elektorat substantieller Größe infinitesimal klein sind.

Wenn die Wahlteilnahme auch nur mit geringsten Kosten verbunden ist, werden diese größer als der erwartete Ertrag sein ($C > pB$) und das Modell sagt daher voraus, dass sich ein rationaler Wähler nicht an einer Wahl in einem großen Elektorat beteiligen wird. Dies widerspricht offensichtlich dem empirischen Fakt, dass sich in westlichen Demokratien bei Wahlen auf nationaler Ebene regelmäßig mehr als die Hälfte der Wahlberechtigten beteiligen (Blais 2000: 2; Klein 2002: 35). Aus der Perspektive des Modells von Downs spricht man daher vom Wahl- oder Wählerparadoxon („paradox of voting“).

Innerhalb des RC-Ansatzes wurde eine Vielzahl von Erklärungsversuchen für das Wahlparadoxon entwickelt (siehe etwa die Darstellungen bei Geys 2006; Mensch 1999). Aus diesen greife ich im Folgenden besonders prominente Theorien heraus, wobei zuerst enge RC-Theorien und dann weite RC-Theorien der Wahlteilnahme dargestellt und diskutiert werden.

8.1.2 Ausgewählte Lösungsvorschläge im engen und weiten RC-Ansatz

Minimax Regret

Zwei prominente Versuche, das Wahlparadoxon mit Hilfe enger RC-Theorien zu lösen, sind das Modell von Ferejohn und Fiorina (1974) sowie spieltheoretische Ansätze. Ferejohn und Fiorina umgehen das Problem der infinitesimal geringen Wahrscheinlichkeit, *dezisiv* zu sein, indem sie die Wählerentscheidung als Entscheidung *unter Unsicherheit*

¹⁰² Der Einfachheit halber wird für den Fall eines „ties“ üblicherweise angenommen, dass der Wahlsieger über ein faires Zufallsverfahren ermittelt wird, also beide Parteien mit der Wahrscheinlichkeit 0.5 die Wahl gewinnen.

konzeptualisieren. Es wird also erstens davon ausgegangen, dass die Wähler nicht in der Lage sind, den entscheidungsrelevanten Ereignissen subjektive Wahrscheinlichkeiten zuzuweisen. Ferejohn und Fiorina nehmen zudem zweitens an, dass potentielle Wähler „minimax regret“ als Entscheidungsregel verwenden.

Die für die Beteiligungsentscheidung relevanten Zustände der Welt sind der Fall S_U , dass der Wahlausgang unabhängig von der eigenen Stimme ist, sowie der Fall S_D , in dem die eigene Stimme decisiv ist. Ein Wähler hat keinen Grund, seine Entscheidung zu bereuen, wenn er im Zustand S_U nicht wählen geht. Das Gleiche gilt für den Fall, dass sich der Wähler an der Wahl beteiligt und es sich im Nachhinein herausstellt, dass seine Stimme den Ausschlag gegeben hat, dass er sich also im Zustand S_D befunden hat. Entscheidend sind nun die beiden anderen Kombinationen von Handlungsalternativen und Zuständen der Welt, in denen der Wähler seine Entscheidung bereut. Geht er zur Wahl, obwohl seine Stimme irrelevant für den Wahlausgang ist, so empfindet er ein Bedauern in Höhe der Kosten C , die die Wahlteilnahme mit sich gebracht hat. Geht er nicht zur Wahl und erfährt im Nachhinein, dass seine Stimme den Ausschlag gegeben hätte, so ist sein Bedauern $B - C$. Dies ist der Netto-Nutzen, den er im Zustand S_D durch seine Wahlteilnahme realisiert hätte. Entscheidet sich ein Wähler gemäß der „minimax regret“-Entscheidungsregel, so wird er genau dann wählen gehen, wenn das maximale Bedauern, das diese Handlung im Nachhinein verursachen kann, geringer ist als das maximale Bedauern, das bei einer Nicht-Teilnahme anfallen kann, wenn also gilt: $B - C > C$ oder $B > 2C$. Das Modell sagt also vorher, dass sich ein Wähler genau an der Wahl beteiligen und seine Erstpräferenz wählen wird, wenn sein Parteidifferential größer als das Doppelte der Teilnahmekosten ist. Da Wählen i.d.R. nur mit geringen Kosten verbunden ist, ist das Modell mit den empirisch beobachtbaren Wahlbeteiligungsraten vereinbar. Zudem ist das Modell auch mit der Tatsache vereinbar, dass zwar viele, aber nicht alle Wahlberechtigten partizipieren, da B und C Größen sind, die von Wähler zu Wähler variieren können.

Das Modell von Ferejohn und Fiorina hat zunächst ohne Zweifel den Vorteil, auf sehr elegante Art und Weise das Wahlparadoxon zu lösen, ohne das Modell von Downs um zusätzliche Nutzenargumente erweitern zu müssen. Dennoch kann das Modell insgesamt nur als unzureichende Erklärung des empirischen Beteiligungsverhaltens angesehen werden (Blais 2000: 5f., 79f.; Mensch 1999: 175ff.; Mueller 2003: 307f.). Dies gilt jedenfalls, sofern man ein deskriptives Theorieverständnis zu Grunde legt, das sich nicht mit dem Nachweis begnügt, Wähler verhielten sich (im Aggregat) so, *als ob* sie eine „minimax regret“-Entscheidungsregel befolgen würden.

Erstens scheint die Konzeptualisierung der Situation als Entscheidung unter Unsicherheit nur für einen geringen Teil des Elektorats angemessen zu sein. Zwar gaben in einer Umfrage unter 125 Studenten nur ein Drittel an, jemals über die Wahrscheinlichkeit, dezisiv zu sein, nachgedacht zu haben (Blais 2000: 67). Auf Nachfrage sind aber die allermeisten Befragten in der Lage, eine subjektive Einschätzung hinsichtlich p abzugeben (vgl. auch Mensch 1999: 177). Vor allem aber ergab eine weitere Studie von Blais und anderen unter Studenten, dass der Effekt eines „minimax regret“-Items („I would feel really terrible if I did not vote and my candidate lost by one vote.“) auf die Wahlteilnahme unter Kontrolle anderer Variablen verschwand (Blais 2000: 80).

Zweitens wird kritisiert, dass durch den Rekurs auf diese Entscheidungsregel der Anspruch des RC-Ansatzes, eine allgemeine Handlungstheorie zu sein, nicht mehr eingelöst werden kann (Mueller 2003: 308). In anderen Situationen verhalten sich Menschen nämlich offensichtlich nicht nach dieser sehr konservativen Entscheidungsregel. Ansonsten dürfte ein Wahlberechtigter etwa erst gar nicht die eigenen vier Wände verlassen, um das maximale Bedauern zu umgehen, das anfallen würde, wenn er auf dem Weg zum Wahllokal einen Verkehrsunfall hätte (Aldrich 1997: 381). Es ist nach Aldrich daher plausibler davon auszugehen, dass die meisten Wahlberechtigten die Unwahrscheinlichkeit der eigenen Dezisivität zumindest so weit einzuschätzen vermögen, dass sie diese Möglichkeit bei ihrer Entscheidung erst gar nicht in Betracht ziehen (Aldrich 1997: 381).¹⁰³

Spieltheoretische Ansätze

Das Modell von Downs konzeptualisiert die Entscheidungssituation eines Wahlberechtigten als parametrische Situation. Der Wahlberechtigte nimmt bei seiner Entscheidung das Verhalten der anderen Wahlberechtigten demnach als exogen gegeben an und weist den entsprechenden Zuständen der Welt lediglich bestimmte Eintrittswahrscheinlichkeiten zu. Dies ist jedoch eine keineswegs selbstverständliche, psychologische Annahme: Danach vereinfacht sich ein Wahlberechtigter auf diese Weise eine

¹⁰³ Die genannten Kritikpunkte verlieren etwas an Gewicht, wenn man berücksichtigt, dass Ferejohn und Fiorina davon ausgehen, dass nur ein Teil des Elektorats entsprechend der „minimax regret“-Entscheidungsregel handelt (Aldrich 1997: 381). Da das im Modell präzisierete Motiv, wählen zu gehen, weil es ja vielleicht doch sein könnte, dass man den Ausschlag gibt, durchaus intuitiv ist (Aldrich 1997: 380), sollte man die Möglichkeit einer teilweisen Geltung des Modells in Erwägung ziehen. Das erwähnte Ergebnis von Blais und anderen spricht jedoch dafür, dass empirisch gewichtigere Faktoren für die Erklärung der Wahlteilnahme existieren.

eigentlich soziale, ja strategische Situation. Man spricht in diesem Fall auch von einer „Parametrisierung“ einer strategischen Situation (Esser 2000c: 46). Diese Annahme wurde u.a. von Palfrey und Rosenthal (Palfrey und Rosenthal 1983, 1985) im Rahmen eines spieltheoretischen Ansatzes problematisiert – wiederum mit dem Ziel, das Wahlparadoxon zu lösen.

Die Intuition hinter den spieltheoretischen Modellen der Teilnahmeentscheidung lässt sich wie folgt darstellen: Jeder Wahlberechtigte weiß, dass alle anderen Wahlberechtigten gemäß dem Downschen Modell rationalerweise nicht zur Wahl gehen sollten. In diesem Fall würde aber die eigene Stimme auf jeden Fall den Ausschlag geben und die Wahlteilnahme würde sich lohnen, sofern $B > C$ gilt. Allgemein gilt, dass man umso eher teilnehmen wird, je weniger andere Teilnehmende man erwartet. Diese Erwartungsbildung ist notwendig, da die Wahlberechtigten ihre Entscheidungen simultan treffen.¹⁰⁴ Im ersten Modell von Palfrey und Rosenthal lässt sich zeigen, dass unter bestimmten Annahmen ein Gleichgewicht des Spiels existiert, in dem eine positive Anzahl von Wahlberechtigten zur Wahl geht (Palfrey und Rosenthal 1983: 46f.). In großen Elektoraten lautet die Vorhersage genauer, dass entweder niemand oder tendenziell alle Wahlberechtigten zur Wahl gehen werden. Damit ist die paradoxe Vorhersage des Downschen Modells vermieden.

Erstens fragt sich jedoch, wie man mit diesem Modell die empirisch beobachtbaren Beteiligungsraten erklären soll, die deutlich über 0%, aber auch deutlich unter 100% liegen (Mensch 1999: 118). Und zweitens treffen die Autoren die unrealistische Annahme, dass die Wahlberechtigten u.a. über die Präferenzen und Kosten der anderen Wahlberechtigten vollständig informiert sind (Palfrey und Rosenthal 1985: 62). In ihrem zweiten Modell, in dem sie diese Annahme aufgeben, resultiert wiederum das Wahlparadoxon, d.h., es wird keine positive Wahlbeteiligung vorhergesagt (Palfrey und Rosenthal 1985: 64). Zu positiven Wahlbeteiligungsraten gelangen sie nur, wenn sie zusätzlich annehmen, dass Wählern aus der Teilnahme selbst ein Nutzen entsteht. Mit der Berücksichtigung derartiger nicht-instrumenteller Präferenzen überschreiten sie jedoch bereits die Grenzen der engen Version des RC-Ansatzes.

¹⁰⁴ Diese Annahme kritisiert Mensch als unrealistisch, da die Möglichkeit zur Wahlteilnahme über mehrere Stunden bestünde und beispielsweise in deutschen Radiostationen über die bisherige Wahlbeteiligung informiert würde (Mensch 1999: 120). Diese Kritik erscheint unangemessen, da die Sequentialität nur ein äußerst marginales Phänomen sein dürfte, dessen Einbezug in die strategische Situation die Modellierung jedoch merklich verkomplizieren dürfte.

In neueren Arbeiten ist es jedoch gelungen zu empirisch realistischeren Vorhersagen über die Wahlbeteiligung und ihre Determinanten im Aggregat (Wahlkosten, Knappheit des Wahlausganges, Gruppengröße) zu gelangen, die sich experimentell bestätigen ließen (Levine und Palfrey 2007). Grundlegend dafür ist die Abkehr vom Nash-Gleichgewicht als spieltheoretischem Lösungskonzept und die Hinwendung zu sog. „quantal reponse equilibria“. Diese sind empirisch flexibler, da sie der Strategiewahl der Akteure ein stochastisches Element hinzufügen. Es ist jedoch höchst fragwürdig, welchen Beitrag die durchgeführten Experimente zum Verständnis empirischer Wahlbeteiligung liefern. Die Versuchspersonen spielten ein abstraktes Spiel „Teilnahmespiel“ in 100 Runden unter variable Gruppengröße und Teilnahmekosten und die Instruktionen ließen keinen Zweifel daran, dass es darum ging, über die eigene Teilnahmeentscheidung möglichst viel Geld zu gewinnen. Unter diesen künstlichen Bedingungen verwundert es nicht, wenn die Autoren zu dem Schluss kommen: „[...] voting behavior is highly strategic, with voters responding to both the cost of voting and the probability of being pivotal.“ (Levine und Palfrey 2007: 156). Aus der hier eingenommenen Perspektive wurden die Versuchspersonen zu einer Definition der Situation bewegt, die strategisches Verhalten als die einzig sinnvolle Art, das Spiel zu spielen, erschienen ließ.

Insgesamt erscheint der spieltheoretische Erklärungsansatz aus einem einfachen Grund als wenig geeignet, die Wahlteilnahme zu erklären: Im Kontext realer Wahlen fehlt jegliche Evidenz dafür, dass Wähler ihre Teilnahme *strategisch* an der Teilnahme anderer Akteure ausrichten (im Gegensatz zur durchaus häufig strategischen Wahlentscheidung). Die Evidenz deutet vielmehr eindeutig auf die Bedeutung nicht-instrumenteller Gründe hin, die in weiten RC-Theorien der Wahlteilnahme mit einbezogen werden. Ihrer Darstellung wende ich mich jetzt zu.

Wählen als Bürgerpflicht

Riker und Ordeshook (1968) modifizieren bzw. reinterpretieren das Downsische Wählerkalkül, indem sie annehmen, dass bei der Wahlteilnahme nicht nur Kosten C anfallen, sondern auch ein Konsumnutzen entsteht, der unabhängig davon ist, welche Partei die Wahl letztlich gewinnt.¹⁰⁵ Dieser Nutzen der Wahlteilnahme wird im Parameter D

¹⁰⁵ Diese Erweiterung ist jedoch verbal schon bei Downs zu finden, der die beobachtbare Wahlbeteiligung mit dem langfristigen Wert der Demokratie erklärt bzw. genauer mit der Annahme, die Wähler wollten mit ihrer Wahlteilnahme den langfristigen Bestand dieses Systems sicherstellen (Pappi 2002: 632).

zusammengefasst und der Erwartungsnutzen aus der Wahlteilnahme erweitert sich entsprechend zu

$$EU(A) = pB - C + D.$$

Riker und Ordeshook führen beispielhaft fünf mögliche Quellen eines Konsumnutzens aus der Wahlteilnahme an (Klein 2002: 36; Riker und Ordeshook 1968: 28f.):

1. die erlebte Übereinstimmung des eigenen Verhaltens mit der Wahlnorm, nach der sich Bürger in Demokratien an Wahlen beteiligen sollten,
2. die Möglichkeit, eine empfundene Loyalität gegenüber dem politischen System zum Ausdruck bringen zu können,
3. die Möglichkeit, seine Präferenz für eine bestimmte politische Alternative, etwa eine Partei, auszudrücken,
4. der Erlebnis- und Unterhaltungswert der Wahlteilnahme sowie
5. das Gefühl politischer Wirksamkeit oder Wichtigkeit.

In der Literatur wird der D-Parameter jedoch meist lediglich im Sinne des ersten Beispiels als Nutzen aus der Befolgung der Bürgerpflicht („civic duty“) interpretiert (u.a. Aldrich 1997: 378; Mueller 2003: 306). Entsprechend wird im Folgenden D als unmittelbarer Nutzen aus der Befolgung der Wahlnorm definiert (Pappi 2002: 632).

Allerdings erklärt der Nutzen aus der Befolgung der Bürgerpflicht lediglich die Wahlteilnahme. Erklärungsbedürftig bleibt die Wahlentscheidung, d.h. welche Partei der teilnehmende Wähler letztlich wählt. Da der Term pB in Elektoraten substantieller Größe gegen null geht und die Wahlnorm nicht parteispezifisch ist, kann sich der Wähler in der Wahlkabine nicht rational zwischen den Alternativen entscheiden. Entweder er vergibt seine Stimme zufällig oder er wählt diejenige Partei, deren Sieg er präferieren würde, *obwohl* seine Stimme nicht decisiv ist, da pB zwar infinitesimal klein, aber eben doch nicht gleich null ist (Brennan und Lomasky 1993: 35). Letztere Annahme wäre jedoch inkonsistent: Wurde bei der Erklärung der Wahlteilnahme die Annahme instrumenteller Rationalität noch fallen gelassen, so wird sie jetzt zur Erklärung der Wahlentscheidung wieder eingeführt (Brennan und Lomasky 1993: 36; Pappi 2002: 632). Eine Erklärung, welche diese theoretische Inkonsistenz und die empirisch fragwürdige Implikation, alle Wähler seien zwischen den sich ihnen bietenden Alternativen weitgehend und in gleichem Maße indifferent, vermeidet, haben Brennan und Lomasky vorgeschlagen.

Expressives Wählen

Nach Brennan und Lomasky (1993) sowie Brennan und Hamlin (2000) liegt dem auf Downs zurückgehenden Ansatz instrumentellen Wählens eine falsche Analogie zu Grunde: die zwischen Konsumententscheidungen in einem Marktkontext und der politischen Wahlentscheidung. Ein Konsument, der auf dem Markt zwischen privaten Gütern wählt, ist vollkommen dezisiv. Seine Entscheidung offenbart daher seine Erstpräferenz. Ein Wähler hingegen ist in allen Zuständen der Welt, die beachtenswerte Eintrittswahrscheinlichkeiten aufweisen, nicht dezisiv. Er kann daher nicht zwischen den Parteien oder Kandidaten wählen, wie ein Konsument zwischen privaten Gütern wählt. Gegenstand der Wahl sind nicht die politischen Alternativen selbst, sondern vielmehr diesen entsprechende Möglichkeiten der *Präferenzoffenbarung*. Der Wähler handelt nicht instrumentell, sondern expressiv. Dies lässt sich wiederum leicht in das bekannte Wählerkalkül integrieren, indem man einen Term L hinzunimmt, der den Nutzen wiedergibt, der sich aus der Wahl einer bestimmten Partei i.S. einer Präferenzoffenbarung ergibt. Dieser fällt unabhängig vom Wahlausgang oder sonstigen Folgen an und wird daher nicht mit einer Erwartung gewichtet:

$$EU(A) = pB + L - C + D.$$

Auf Basis dieser Modellierung ist eine konsistente Erklärung sowohl der Wahlteilnahme als auch der Wahlentscheidung möglich.¹⁰⁶ In großen Elektoraten, in denen pB gegen null geht, sollte die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein Wahlberechtigter an einer Wahl beteiligt, umso größer sein, je höher der Nutzen aus dem Befolgen der Bürgerpflicht (D), je höher der Nutzen aus der Präferenzoffenbarung für eine wählbare Alternative (L) und je niedriger die Kosten der Wahlteilnahme (C) sind. Interpretiert man mit Kirchgässner demokratische Wahlen als Niedrigkostensituation, so kommt den Kosten der Wahlteilnahme dabei die vergleichsweise geringste Bedeutung zu (Kirchgässner 1992).

Reiner Altruismus - die Rückkehr zum instrumentellen Wählen I

Jankowski (2002) hat eine RC-Modellierung der Wahlentscheidung vorgeschlagen, die das Wahlparadoxon auch ohne den Einschluss nicht-instrumenteller Motivationen zu lösen erlaubt. Sein Modell wird hier exemplarisch für eine Reihe ähnlicher Beiträge dargestellt, in denen von instrumentell handelnden Wahlberechtigten mit sozialen Präferenzen ausgegangen wird (Coate und Conlin 2004; Edlin, Gelman und Kaplan 2007; Feddersen und Sandron 2006; Fowler 2006a).

¹⁰⁶ Diese Idee ist u.a. bereits bei Riker und Ordeshook zu finden. Der theoretisch innovative Beitrag von Brennan und Lomasky besteht darin, darauf aufbauend Situationen zu analysieren, in denen der instrumentelle Nutzen B und der expressive Nutzen L auseinanderfallen.

Ausgehend vom bereits dargestellten Erwartungsnutzen der Wahlteilnahme versucht Jankowski das Wahlparadoxon auf die folgende Weise zu umgehen: Wenn die Wahrscheinlichkeit, mit der ein bestimmter Wähler wahlentscheidend ist, infinitesimal gering ist, aber sich Personen offenbar dennoch an Wahlen beteiligen, so könnte eine Erklärung dafür darin liegen, dass das Parteiendifferential B , das mit dieser Wahrscheinlichkeit gewichtet wird, extrem groß ist. Angenommen, die Wahrscheinlichkeit, dass die eigene Stimme den Wahlausgang entscheidet, sei 1 zu 100 000 000. Wenn nun die (monetäre) Nutzendifferenz zwischen der Implementierung des Regierungsprogramms der einen und desjenigen der anderen Partei 1 Milliarde Euro beträgt, dann ergibt sich immerhin ein erwarteter Ertrag von 5 Euro, der die Kosten der eigenen Wahlteilnahme überschreiten kann.

Ein Parteiendifferential in dieser Höhe ist offensichtlich unrealistisch, wenn man davon ausgeht, dass sich Wähler ausschließlich für die eigenen monetären Auszahlungen interessieren. Jankowski geht jedoch über die enge Version des RC-Ansatzes hinaus, indem er annimmt, dass Akteure in begrenztem Maße altruistisch sind. Entscheidend ist hierbei der sog. reine Altruismus, der sich durch seinen instrumentellen Charakter auszeichnet: Nicht das Ausführen der altruistisch motivierten Handlung stiftet einem Akteur Nutzen, sondern lediglich der Nutzen, der anderen Akteuren durch diese Handlung entsteht. Der reine Altruismus ist also konsequenzenorientiert und damit konsistent mit Wählen als instrumentellem Handeln (Jankowski 2002: 68). Der Nutzen aus der Besserstellung anderer fällt entsprechend nur dann an, wenn die eigene Wahl der Partei, die diese Besserstellung erreicht, für deren Wahlsieg entscheidend war. Das altruistische Parteiendifferential (B_2) wird daher, wie auch das persönliche Parteiendifferential (B_1), mit der Wahrscheinlichkeit, dezisiv zu sein, gewichtet. Im Unterschied zu letzterem kann es aber realistischerweise extrem groß sein, da die Summe der monetären Veränderungen durch Wohlfahrtsprogramme oder Steuerreformen über alle Wähler enorm sein kann, auch wenn der Unterschied für eine Einzelperson relativ gering ist. Es kann also durchaus gelten:

$$EU_i = \frac{p_i(B_1 + B_2)}{2} - C > 0.$$

Jankowski argumentiert, dass diese Lösung des Wahlparadoxons alternativen weiten RC-Theorien der Wahlteilnahme überlegen sei. So gebe es fünf empirische Fakten über das Wählerverhalten in den USA, deren *Gesamtheit* weder durch den Rekurs auf „civic duty“ noch durch die Annahme expressiven Wählens erklärt werden könne:

- (1) Die Kosten des Wählens beeinflussen die Höhe der Wahlbeteiligung.

- (2) Die Wahlbeteiligung variiert mit der Art der Wahl. Bei Präsidentschaftswahlen beträgt sie etwa 50%, bei Wahlen zum Repräsentantenhaus und zum Senat in Jahren ohne Präsidentschaftswahl etwa 30-35% und bei Wahlen auf Bundesstaats- und lokaler Ebene nur etwa 20-25%.
- (3) Es existiert ein positiver Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau einer Person und ihrer Wahlteilnahme: Gebildetere Wahlberechtigte gehen eher zur Wahl.
- (4) Wähler tendieren dazu, nicht an „Rennen“ teilzunehmen, die unten auf dem Wahlzettel stehen, d.h. dass sie den Wahlzettel nur unvollständig ausfüllen.
- (5) Wähler wählen oft strategisch, indem sie eine andere Alternative als ihre Erstpräferenz wählen, wenn letztere keine Chance hat, die Wahl zu gewinnen.

Über die Einführung geeigneter Zusatzannahmen ist es jedoch zumindest prinzipiell möglich, die empirischen Regelmäßigkeiten (1) bis (4) mit Hilfe der Theorie von Riker und Ordeshook oder der Theorie expressiven Wählens zu erklären.¹⁰⁷ Entscheidend ist daher vor allem das fünfte Faktum: Für die *Existenz strategischen Wählens* können nicht-instrumentelle Theorien des Wählerverhaltens selbst unter Zuhilfenahme von Zusatzannahmen keine Erklärung anbieten. Wenn Wähler im Falle einer sehr geringen Erfolgsaussicht ihrer Erstpräferenz eine andere Alternative wählen, so kann dies nach Jankowski ausschließlich unter Rekurs auf pB, also instrumentell erklärt werden (Jankowski 2002: 71). Offensichtlich wollen diese Wähler ihre Stimme „nicht verschwenden“, d.h. aber, sie beteiligen sich an der Wahl, um den Wahlausgang zu beeinflussen (siehe auch Blais 2000: 81). Dies ist ein gewichtiges Argument, denn es zeigt, dass die Betrachtung des Wählens als reine Konsumtätigkeit unzureichend ist.

An dieser Stelle ist jedoch kritisch anzumerken, dass sich auch umgekehrt empirische Fakten nennen lassen, die ausschließlich mittels nicht-instrumenteller Handlungsgründe erklärt werden können. So gibt es Wähler, die ihre Erstpräferenz wählen, obwohl diese keine Chance hat, die Wahl zu gewinnen, und sogar obwohl der Wahlausgang bereits feststeht (Brennan und Lomasky 1993: 35). Eine umfassende Erklärung der Wahlteilnahme und -entscheidung sollte also sowohl nicht-instrumentelle als auch instrumentellen

¹⁰⁷ Zur Erklärung des zweiten Faktums könnte man etwa annehmen, dass die Wahlnorm verstärkt für bestimmte Wahlen gilt. Das dritte Faktum ließe sich über die Annahme erklären, dass höher Gebildete einen höheren Nutzen aus der Befolgung der Wahlnorm ziehen oder einen höheren expressiven Nutzen bei der Wahl ihrer Erstpräferenz empfinden. Das vierte Faktum schließlich könnte dadurch erklärt werden, dass die Wahlnorm nur die bloße Teilnahme verlangt und nicht das vollständige Ausfüllen des Stimmzettels.

Handlungsgründe berücksichtigten.¹⁰⁸ Wie der nächste Unterabschnitt zeigt, ist der Einbezug instrumenteller Erwägungen auch ohne die empirisch durchaus fragwürdige Annahme einer rein altruistischen Motivation zur Wahlteilnahme möglich.¹⁰⁹

Subjektive Einflusserswartungen - die Rückkehr zum instrumentellen Wählen II

Auf das Scheitern der engen RC-Theorie der Wahlteilnahme von Downs ist zunächst vor allem durch die Problematisierung ihrer restriktiven Präferenz-Annahmen reagiert worden.¹¹⁰ Im Rahmen der weiten Version des RC-Ansatzes ist es jedoch ebenso möglich, die vereinfachende Annahme einer Übereinstimmung von subjektiven Erwartungen und objektiven Wahrscheinlichkeiten zu problematisieren. Insbesondere im Kontext einer am weiten RC-Ansatz orientierten Umfrageforschung haben mehrere Autoren diese Lösung des Wahlparadoxons vorgeschlagen. An die Stelle der objektiven Wahrscheinlichkeit, dezisiv zu sein, treten die subjektiven Einflusserswartungen der Wähler (Becker 2001, 2002; Kühnel und Fuchs 1998; Opp 2001). Um die beobachtbaren Wahlbeteiligungsraten erklären zu können, muss gezeigt werden, dass ein großer Teil der Wählerschaft den Einfluss der eigenen Stimme systematisch überschätzt. Opp (2001) spricht entsprechend von der Hypothese einer „kognitiven Illusion“. Lässt sich diese Überschätzung und der positive Effekt des Erwartungsparameters empirisch nachweisen, so ist das Wahlparadoxon aus Sicht dieses Erklärungsansatzes gelöst (vgl. dazu dezidiert Becker 2001: 586ff.).

Die Lösung über die Annahme subjektiv überschätzter Einflusserswartungen sieht sich jedoch der Kritik ausgesetzt, dass dadurch an die Stelle des Wahlparadoxons lediglich das

¹⁰⁸ Nicht ohne Grund nimmt Jankowski daher in sein endgültiges Modell ebenfalls einen „civic duty“-Term mit auf und das trotz seiner Kritik an der Verwendungsweise dieses Konzeptes in der Literatur. Seiner Überzeugung nach sei reiner Altruismus jedoch ein „much more important factor in motivating individuals“ (Jankowski 2002: 72). Jankowski ist zuzustimmen, dass derartige Vermutungen letztlich nur im Rahmen eines direkten empirischen Tests entschieden werden können (Jankowski 2002: 72f.).

¹⁰⁹ Generell enthält das Modell von Jankowski eine Reihe empirisch fragwürdiger Implikationen, die hohe Anforderungen an die Rationalität und den Altruismus der Wählerschaft stellen: So geht es erstens davon aus, dass Wahlberechtigte bei der Entscheidung über ihre Wahlteilnahme bewusst darüber nachdenken, wie wahrscheinlich es ist, dass ihre Stimme wahlentscheidend ist und wie wahrscheinlich es ist, dass der zu wählende Akteur im politischen Prozess dezisiv ist. Zweitens wählen sie diejenige Partei, deren Politikprogramm die *soziale* Wohlfahrt maximiert, d.h. insbesondere, dass es strenggenommen keine Wahlberechtigten geben kann, die an der Wahl teilnehmen und bewusst für eine Partei stimmen, die ihre Partikularinteressen auf Kosten der Mehrheit der Bürger vertritt.

¹¹⁰ Der Lösungsversuch von Ferejohn und Fiorina (1974) ging hingegen bereits davon aus, dass die Wähler nicht in der Lage sind, die relevanten Wahrscheinlichkeiten zu berechnen.

Rätsel falscher Erwartungen trete. Es erscheint also notwendig, die Existenz und vor allem die Persistenz objektiv falscher Erwartungen zu erklären.

Eine erste Erklärung verweist auf die Bedeutung der Massenmedien und Parteien, welche vor jeder Wahl die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit jeder einzelnen Stimme proklamieren. Dies könnte bei den Wählern zu einer Überschätzung der Einflusswahrscheinlichkeit führen, die sie aufgrund der geringen Kosten der Wahlteilnahme nicht weiter hinterfragen und somit nicht korrigieren (Kühnel und Fuchs 1998: 329). Dass eine Aufklärung über den tatsächlichen Einfluss des einzelnen Wählers in einem Experiment mit Studenten zu einem Sinken der Wahlbeteiligung geführt hat, scheint dieses Argument eines mangelnden Bewusstseins zu stützen (Blais und Young 1999). Jedoch zeigte sich dieser Effekt nur bei einer kleinen Minderheit der Probanden. Es fragt sich daher, ob es nicht doch „gute Gründe“ für die Einflussserwartungen der Wähler gibt.

Davon geht eine zweite Erklärung aus, die unter anderem von Kühnel und Fuchs vertreten wird (Kühnel 2001: 15; Kühnel und Fuchs 1998: 347f.). Sie beruht auf der Annahme, dass sich ein einzelner Wähler als Teil eines oder mehrerer kollektiver Akteure wie etwa der Arbeiterschaft, der FDP-Wählerschaft, der Ostdeutschen oder gar des Wahlvolkes sieht. Entsprechend wird die Wahl als Gelegenheit zur Erreichung bestimmter Gruppenziele definiert wie etwa einer Protestwahl der Ostdeutschen oder einer Abstrafung der Regierung durch das Wahlvolk. Bei dieser Situationsdefinition kommt in modernen Demokratien insbesondere den Medien eine zentrale Rolle als Aufnehmer, Vermittler und Konstrukteur derartiger Zielvorstellungen zu.

Entscheidend ist nun, dass der Glaube an den Einfluss eines *kollektiven* Akteurs, etwa der traditionellen Stammwählerschaft einer Partei, auf den Wahlausgang durchaus auch objektiv begründbar ist. Er stellt also noch keine „kognitive Illusion“ dar. Auf die Bedeutung dieser gruppenbezogenen Einflusservartung verweist auch das allgemeinere weite RC-Modell kollektiven politischen Handelns, wie es Opp und Kollegen entwickelt haben (Finkel 2008). Aus der Sicht des RC-Ansatzes bleibt allerdings rätselhaft, dass ein Wähler diesen wahrgenommenen Einfluss auf seine eigene Stimme überträgt und sich selbst als einflussreich ansieht. Es wäre jedoch voreilig, in dieser Übertragung eine Fehlinformation oder einen kognitiven Verarbeitungsfehler zu sehen. Denn die Frage, ob man *als Einzelperson* mit seiner einzelnen Stimme den Wahlausgang entscheidend beeinflussen könne, dürften die meisten Wahlberechtigten durchaus mit „Nein“ beantworten. Entscheidend ist vielmehr, dass man *sich* einflussreich *als Teil* eines kollektiven Akteurs *empfindet* (Becker 2002: 47). Häufig trennen Wahlberechtigte subjektiv nicht zwischen dem Einfluss der eigenen Stimme und dem Einfluss der Stimmen Gleichgesinnter (d.h. Befürworter der Demokratie bzw. einer politischen Partei, je nachdem, ob man die Wahlteilnahme oder –entscheidung betrachtet). Denn durch die Identifikation mit einem bestimmten Teil der wahlberechtigten Bevölkerung – und sei dies

auch in erster Linie eine vorgestellte Gemeinschaft (das Neue Amerika, die Neue Mitte, usw.) – wird die eigene Wahlteilnahme und –entscheidung als Gruppenhandeln wahrgenommen.

Wählen als instrumentelles Handeln setzt in dieser Sichtweise also voraus, dass man wenigstens vorbewusst die Perspektive eines Kollektivs einnimmt. Dies bedeutet wohlgerne keineswegs, dass man Kollektivinteressen vor eigene Interessen stellt. Es kann sich vielmehr gerade um die vorgestellte Gemeinschaft derjenigen Wähler handeln, die durch ihr Stimmverhalten eine bestimmte Partei zum eigenen ökonomischen Vorteil an die Macht bringen. Diese Konzeptualisierung der Einflussersparung dürfte dem subjektiven Sinn des Großteils der Wählerschaft relativ nahe kommen.

Objektiv stellt sich aus der Perspektive des RC-Ansatzes freilich nach wie vor das bekannte Motivationsproblem: Um das instrumentelle Gruppenziel zu erreichen, wird es höchstwahrscheinlich nicht auf die Stimme eines einzelnen Wählers ankommen. Da man aber von den Gruppenleistungen nicht ausgeschlossen werden kann und die Teilnahme Kosten verursacht, wäre es unter rein instrumentellen *und individuellen* Gesichtspunkten rational, sich als Trittbrettfahrer zu verhalten.

Solange aber ein Wahlberechtigter sein Wählen als Gruppenhandeln auffasst – sofern also diese Situationsdefinition unhinterfragt bleibt – kommt der Gedanke an ein Trittbrettfahren durch Nicht-Teilnahme meist nicht auf. Andererseits können schon spontan auftretende Opportunitätskosten am Wahltag oder aber geringes politisches Interesse die Möglichkeit des Trittbrettfahrens zu einer subjektiv relevanten Handlungsalternative werden lassen. Der skizzierte Mechanismus produziert also letztlich nur deshalb hohe Wahlbeteiligungsraten, weil Wählen in Demokratien generell eine Niedrigkostensituation darstellt bzw. solange die *nicht-instrumentellen* Anreize zur Teilnahme ihre Kosten überwiegen.

Es läuft also wiederum auf eine Gleichzeitigkeit instrumenteller und konsumptiver Motivationen zur Wahlteilnahme hinaus. Demnach handeln Wähler als Teil eines vorgestellten kollektiven Akteurs subjektiv durchaus instrumentell – also *nicht nur* aus dem Motiv der Präferenzoffenbarung. Dass sie den Anreizen zum Trittbrettfahren nicht erliegen und zur Wahl gehen, ist allerdings letztlich in dem Konsumnutzen der Teilnahme und den relativ niedrigen Teilnahmekosten begründet.¹¹¹ Dieser Konsumnutzen kann u.a. gerade auch

¹¹¹ Zur Veranschaulichung kann man sich eine demokratische Wahl in dieser Sichtweise analog zu einem Gesellschaftsspiel vorstellen: Die Teilnahme resultiert in erster Linie, weil und insofern die (Opportunitäts-) Kosten gering und der konsumptive Nutzen hoch sind. Das Spiel zu spielen bedeutet für die Akteure jedoch selbstverständlich das Ziel herbeiführen zu wollen, um das es bei dem Spiel geht, also instrumentell zu handeln.

aus der Sinnstiftung resultieren, als Teil eines Kollektivs Einfluss auf das Schicksal des eigenen Landes zu nehmen, d.h. instrumentelle und konsumptive Beweggründe können Hand in Hand gehen (vgl. dazu Hardin 1982: 108f., 111).

Empirische Studien mit Umfragedaten belegen vor allem die Erklärungskraft von Variablen, die konsumptive Anreize wiedergeben (siehe Blais 2000; Mueller 2003). Neben der Wahlnorm zählt dazu auch die subjektive Einflusserserwartung, die sich als einer der besten RC-konformen Prädiktoren der Teilnahme erwiesen hat (u.a. bei Blais 2000; Kühnel und Fuchs 1998; Opp 2001). Der Effekt der Einflusserserwartung kann einerseits rein konsumptiv im Sinne des Gefühls der politischen Wichtigkeit interpretiert werden. Dafür spricht, dass sich ein Interaktionseffekt mit dem Parteiendifferential oder anderen, auf die politischen Alternativen bezogenen Indikatoren nicht konsistent nachweisen lässt (siehe etwa Andreß, Hageaars und Kühnel 1997: 411; Blais und Young 1999: 54). Allerdings ist auch hier das in der Regel kaum beachtete Problem der geringen Teststärke zu bedenken. Es ist daher nicht auszuschließen, dass der Effekt der Einflusserserwartung zumindest teilweise auch die Bedeutung des Wählens als kollektives instrumentelles Handeln widerspiegelt. Als Fazit bleibt daher festzuhalten, dass eine angemessene RC-Erklärung der Wahlteilnahme sowohl instrumentelle als auch nicht-instrumentelle Anreize berücksichtigen sollte.¹¹²

¹¹² Damit wird einer Rückkehr zu *rein* instrumentellen RC-Erklärungen der Wahlteilnahme eine klare Absage erteilt. Bereits theoretisch ist diese äußerst fragwürdig, auch wenn in Teilen der Literatur immer wieder betont wird, es gebe „no theoretical reason to include a special term for expressive utility as a significant selective incentive for electoral participation“ (Becker 2002: 47). Noch problematischer ist es, wenn *empirische* Analysen a priori die Möglichkeit einer Erklärungsrelevanz von konsumptiven Anreizen ausschließen und bei entsprechend hohen Fitmaßen sowie theoriekonformen Vorzeichen der geschätzten Effekte den Schluss ziehen, die Wahlteilnahme lasse sich ohne die Einführung eines Konsumnutzens erklären. Denn ohne statistische Kontrolle für Indikatoren des Konsumnutzens ist mit Verzerrungen durch Fehlspezifikation zu rechnen und die Analyseergebnisse büßen daher weitgehend ihre Aussagekraft ein (Gujarati 2003: 510f.).

8.1.3 Der Erwartungsnutzen der Wahlteilnahme: Eine Systematik der Nutzenkomponenten

Ausgehend von der weiten Version des RC-Ansatzes ist es letztlich eine empirische Frage, welche Mechanismen für die individuelle Wahlteilnahme verantwortlich sind. Andererseits lassen sich die diskutierten RC-Theorien zur Identifikation potentiell relevanter Einflussgrößen verwenden. Um diese in eine gewisse Ordnung zu bringen, unterscheide ich im Folgenden teilnahmebezogene von alternativenbezogenen Nutzenkomponenten. Erstere geben an, auf welche Weise durch die bloße Teilnahme an der Wahl ein Nutzen entstehen kann, während letztere nur bei der Wahl einer bestimmten politischen Alternative wirksam werden.

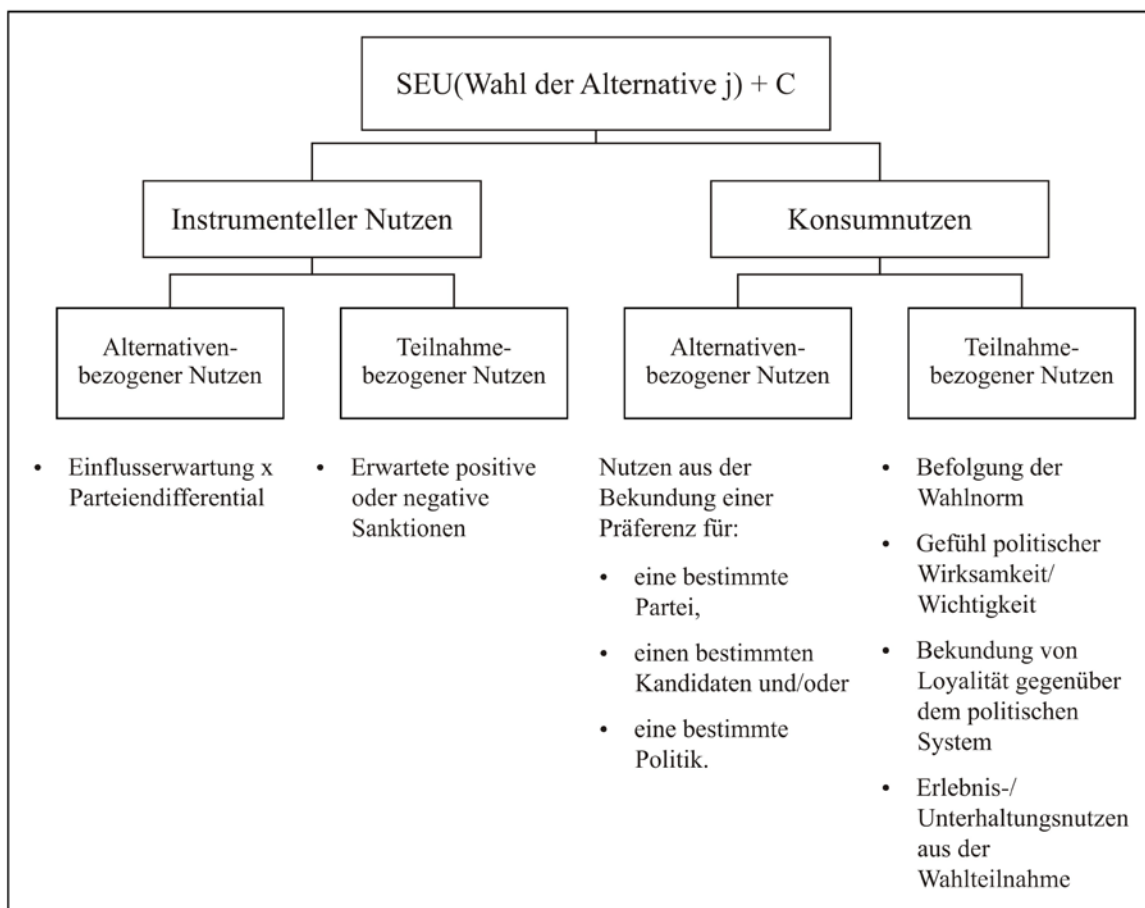


Abbildung 11: Eine Systematik der verschiedenen Nutzenkomponenten des Erwartungsnutzens der Wahlteilnahme (Anmerkung: Die Alternative j maximiert die Summe der alternativenbezogenen Nutzenkomponenten.)

Quer zu dieser Unterscheidung differenziere ich weiter zwischen Konsumnutzen und instrumentellem Nutzen, je nachdem, ob der Nutzen unmittelbar durch den Wahlakt selbst oder durch erwartete Konsequenzen der Wahlteilnahme oder Wahlentscheidung entsteht. Den aus der Kombination dieser Unterscheidungen resultierenden vier Kategorien sind in Abbildung 11 beispielhaft Nutzenkomponenten zugeordnet, die sich auf Basis der RC-Theorien der Wahlteilnahme gewinnen lassen. Diese Konstrukte werden im empirischen Teil operationalisiert und dem Test der RC-Spezifikation der Teilnahmeentscheidung zu Grunde gelegt.

8.2 Wählen als Gewohnheit: Ein alternativer Erklärungsansatz

Parallel zu der Entwicklung weiterer RC-Erklärungen der Wahlteilnahme hat im vergangenen Jahrzehnt ein anderer Erklärungsansatz an Prominenz gewonnen und zu einer Reihe handlungstheoretisch besonders interessanter Studien geführt. Im Zentrum dieses Erklärungsansatzes stehen eine dynamische Betrachtungsweise und die These eines selbstverstärkenden Charakters der Wahlteilnahme. Damit wird eine bereits früh formulierte und empirisch untersuchte Vorstellung aufgegriffen, nach der die Wahlteilnahme für viele Personen eine Gewohnheit darstellt (Brody und Sniderman 1977). Der Ausgangspunkt ist das robuste empirische Resultat, dass vergangenes Teilnahmeverhalten stark mit gegenwärtigem Teilnahmeverhalten korreliert – und zwar selbst dann, wenn man eine große Zahl an individuellen Variablen wie Alter, Ethnizität, Einkommen, Bildung, Geschlecht oder politisches Interesse statistisch kontrolliert (Brody und Sniderman 1977). Dies kann allerdings nur bedingt als Evidenz dafür angesehen werden, dass die Teilnahme an einer Wahl einen kausalen Effekt auf das zukünftige Teilnahmeverhalten ausübt (Nownes 1992). Denn es ist gut möglich, dass unbeobachtete (z.B. psychologische) Merkmale existieren, die in Wirklichkeit sowohl für die Teilnahme an früheren Wahlen als auch für die Teilnahme an der aktuellen Wahl verantwortlich sind. Um zu überprüfen, ob sich die These des selbstverstärkenden Effekts der Wahlteilnahme auch gegen diese konkurrierende Interpretationsmöglichkeit aufrecht erhalten lässt, versuchen neuere Studien diesem Problem unbeobachteter Heterogenität auf verschiedene Weise methodisch habhaft zu werden (Denny und Doyle 2009; Gerber, Green und Shachar 2003; Green und Shachar 2000; Plutzer 2002).

Gerber, Green und Shachar führten im Kontext einer Wahl ein Experiment durch, dessen Treatment darin bestand, zufällig ausgewählte Personen schriftlich und/oder persönlich zur Wahlteilnahme aufzufordern (Gerber, Green und Shachar 2003). Während von der schriftlichen Aufforderung nur ein geringer positiver Effekt ausging, erhöhte die persönliche Ansprache die Wahrscheinlichkeit einer Teilnahme um 10.2 Prozentpunkte. Bei der Vorhersage der Teilnahme an einer anderen, zwei Jahre später stattfindenden Wahl konnte die zufällige (und damit exogene) Gruppenzugehörigkeit im Experiment als Instrumentenvariable (anstatt der vorherigen Teilnahme) verwendet werden. Die statistische Schätzung ergab, dass die Teilnahme an der vorherigen Wahl die Wahrscheinlichkeit an der gegenwärtigen Wahl teilzunehmen, um 47 Prozent erhöhte (Gerber, Green und Shachar 2003: 547). Es bestehen allerdings berechnete Zweifel an der Gültigkeit dieses Schätzverfahrens (Denny und Doyle 2009). Die jüngste Analyse von Denny und Doyle, die stattdessen geeignete ökonomische Verfahren zur Analyse von Paneldaten verwendet, ergibt, dass sich die Teilnahmewahrscheinlichkeit durch die Teilnahme an der vorherigen Wahl nur um 13 Prozent erhöht.

In jedem Fall scheint ein beachtenswerter kausaler Effekt der Wahlteilnahme auf die Wahrscheinlichkeit einer späteren Teilnahme zu bestehen. Theoretisch favorisieren Green und Kollegen zwei mögliche Interpretationen (siehe Gerber, Green und Shachar 2003: 548f.; Green und Shachar 2000: 570f.): Nach der ersten ergibt sich aus der Teilnahme das positive Gefühl einer Vertrautheit mit dem Wahlakt und eine entsprechende Selbstsicherheit hinsichtlich dieses spezifischen Verhaltens. Die zweite Möglichkeit betont eine eher normative oder identitätsbezogene Wirkung der Teilnahme:

„Going to the polls confirms and reinforces one’s self-image as a civic-minded, politically involved citizen. The more one votes, the more one comes to regard going to the polls as ‘what people like me do on election day’. Conversely, abstention weakens this self-conception and the feelings of obligation that grow out of it.“
(Green und Shachar 2000: 571)

In Vorgriff auf die unten dargestellte MFS-Erklärung der Wahlteilnahme lässt sich bereits anmerken, dass hier offenbar die Entstehung eines Wahltag-Skriptes und entsprechender Gefühle einer persönlichen Verpflichtung zur Teilnahme beschrieben wird. Green und Shachar weisen ebenfalls bereits daraufhin, dass sich die *persönliche* Verpflichtung nicht allein durch die generelle Einstellung zu Wählen als Bürgerpflicht erfassen lässt, sondern spezifischerer Indikatoren bedarf (Green und Shachar 2000: 571).

Aus einer RC-Perspektive ließen sich beide Möglichkeiten als Erhöhungen des Konsumnutzens der Wahlteilnahme durch vorherige Teilnahmen interpretieren. Dass diese Interpretation nicht vorgenommen wird und auch ansonsten nahezu keine Verbindung zum RC-Ansatz hergestellt wird, ist jedoch kein Zufall. Immerhin ist einer der Autoren der zentralen Studien zur Teilnahme als Gewohnheit Donald P. Green, der zusammen mit Ian

Shapiro die vielleicht einflussreichste Kritik an politikwissenschaftlichen Anwendungen des RC-Ansatzes vorgelegt hat (Green und Shapiro 1994). Mit der Erklärung des „Konsumnutzens“ durch vorheriges Teilnahmeverhalten geht der Ansatz denn auch über die häufig als trivial kritisierten RC-Erklärungen hinaus.

Dies gilt ebenso für eine Reihe lerntheoretischer Beiträge, die eine auch theoretisch ausformulierte alternative Erklärung der Wahlteilnahme entwickeln und empirisch überprüfen (Bendor, Diermeier und Ting 2003; Fowler 2006b; Kanazawa 1998, 2000). Wie bereits das in Kapitel 6.6 dargestellte stochastische Lernmodell von Macy (1990, 1991; Macy und Flache 2002), bzw. teilweise in direkter Anwendung dieses Modells (Kanazawa 1998, 2000), erklären diese Verhalten als Resultat eines vergangenheitsgesteuerten adaptiven Lernprozesses. Im Unterschied zu den berichteten Studien über die gewohnheitsbildenden Effekte der Wahlteilnahme hängt die zukünftige Teilnahme in den lerntheoretischen Modellen vom *Ergebnis* der Wahl ab. Die Verhaltensdispositionen schwächen sich ab oder verstärken sich, je nachdem ob das Ergebnis der Wahl, an der man teilgenommen hat, als positiv oder negativ empfunden wurde. Wenn der präferierte Kandidat die Wahl gewinnt, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit bei der nächsten Wahl wieder wählen zu gehen oder aber wieder nicht wählen zu gehen, je nachdem welches Verhalten man bei der Wahl gezeigt hat. Bei einer Niederlage des präferierten Kandidaten nimmt die Wahrscheinlichkeit, das gezeigte Teilnahmeverhalten zu wiederholen, dagegen ab. Dieses „Win-Stay, Lose-Shift“-Muster konnte Kanazawa in Analysen US-amerikanischer Daten auch empirisch nachweisen (Kanazawa 1998, 2000).

Ogleich die lerntheoretischen bzw. Wählen als Gewohnheit darstellenden Arbeiten erst an ihrem Anfang stehen, haben sie bereits jetzt zu einer in Teilen realistischeren Erklärung der Wahlteilnahme geführt (Geys 2006). Als zentrale Erkenntnis bleibt festzuhalten, dass die Teilnahme an Wahlen die Wahrscheinlichkeit weiterer Teilnahmen erhöhen kann, indem sie die Teilnahme als persönliches und auch normativ verpflichtendes Skript verankert. Allerdings wurde zu Recht darauf hingewiesen, dass nicht nur die Teilnahme, sondern auch die Nichtteilnahme als Ergebnis einer Gewohnheit angesehen werden kann (Plutzer 2002). Und lerntheoretische Arbeiten gehen daher zu Recht davon aus, dass beide Verhaltensformen systematisch verstärkt werden können (Kanazawa 1998, 2000).

Allerdings besteht das in Kapitel 3.5.2 bereits allgemein formulierte Problem der begrenzten Reichweite lerntheoretischer Erklärungen. Zu den erklärungsbedürftigen empirischen Regelmäßigkeiten des Wählerverhaltens zählt etwa auch die Existenz strategischen Wählens, also eines bewusst an zukünftigen Konsequenzen orientierten

Verhaltens (Jankowski 2002). Die Wahlteilnahme ausschließlich als adaptiven vergangenheitsgesteuerten Akt zu erklären, wäre daher fragwürdig. Überzeugender ist die Sichtweise, nach der die Hauptleistung lerntheoretischer Modelle darin besteht, die Stärke der persönlich gefühlten Verpflichtung zur Teilnahme (zumindest partiell) zu erklären bzw. zu endogenisieren (Green und Shachar 2000: 571; Kanazawa 1998: 984). Diese stellt nur eine – wenngleich zentrale – Determinante der Wahlteilnahme dar. Es erscheint daher notwendig, die lerntheoretischen bzw. Wählen als Gewohnheit darstellenden Ansätze mit den empirisch bestätigten Elementen weiter RC-Erklärungen zu integrieren und so zu einer umfassenderen Erklärung vorzustoßen. Insbesondere durch seine Annahme variabler Rationalität stellt das MFS hierfür eine Basis bereit. Im folgenden Abschnitt wird es auf die Erklärung der Wahlteilnahme angewendet.

8.3 Erklärung im Modell der Frame-Selektion

In der Wahlforschung existieren bereits einige Verweise auf das MFS (Arzheimer und Falter 2003: 578; Behnke 2001; Klein 2002: 64; Thurner 1998: 105ff.). Wie bereits in Kapitel 6.7 erwähnt, hat Rolf Becker (2004) eine erste Konzeptualisierung und empirische Analyse der Wahlteilnahme auf Basis des MFS vorgelegt. Beckers Konzeptualisierung betont vor allem die Bedeutung der politischen Sozialisation für den Verankerungsgrad der mentalen Modelle. In diesem Punkt stimmt sie mit den folgenden Ausführungen überein. Während aber die Wahlnorm die zentrale Größe der hier entwickelten MFS-Erklärung der Wahlteilnahme darstellt, wird sie in Beckers Konzeptualisierung weder theoretisch noch empirisch als zentraler Erklärungsfaktor berücksichtigt.¹¹³

Die Erklärung der Wahlteilnahme mit Hilfe des MFS erfordert die Spezifizierung der Frame-, Skript- und Handlungsselektion bzw. der auf diese Selektionen wirkenden Einflussfaktoren. Auf diese wird nun der Reihe nach eingegangen.

¹¹³ Becker erklärt Ost-West-Unterschiede in der Wahlbeteiligung mit Hilfe einer Brückenhypothese, der zufolge der Modus der Wahlteilnahme systematisch zwischen ost- und westdeutschen Wahlberechtigten variiert (Becker 2004: 324). Folglich stellt diese Arbeit keinen Test des MFS dar, sondern eine Anwendung auf ein spezielles Erklärungsproblem, welche die empirische Gültigkeit des MFS voraussetzt.

Frame-Selektion: Damit ein Akteur eine Wahlteilnahme überhaupt in Erwägung zieht, ist es notwendig, dass er den Tag, an dem die Wahl stattfindet, auch subjektiv als Wahltag definiert. Hierfür ist erstens die mentale Verankerung des relevanten Frames bedeutsam. Es kann davon ausgegangen werden, dass alle wahlberechtigten Bürger als Ergebnis ihrer politischen Sozialisation über ein kognitives Schema für Wahlen verfügen, das angibt, um was es bei einem derartigen Ereignis geht (Becker 2004: 321ff.). Sie müssen also wissen, dass bei einer Wahl der politische Prozess auf einer bestimmten politischen Ebene durch die Stimmabgabe beeinflusst werden kann. Zentrale Instanzen, die dieses basale Wissen typischerweise vermitteln, sind u.a. das Elternhaus, die Schule, Vereine oder Medien.

Ob die Situation entsprechend diesem Frame definiert wird, hängt zweitens von dessen Aktivierung am Tag der Wahl durch entsprechende Situationsobjekte ab. Dies dürfte u.a. von der generellen Bedeutung der Wahl und der damit variierenden Mobilisierung der Bevölkerung abhängen und zudem inter-individuell mit der Mitgliedschaft in sozialen Netzwerken und Organisationen, in denen Aufmerksamkeit für eine Wahl erzeugt wird, sowie mit der Mediennutzung variieren. Da das Wissen um den Wahltag und eine entsprechende Zuwendung von Aufmerksamkeit durch Vorwahlbefragungen bereits induziert werden, kann der Prozess der Frame-Selektion in den folgenden empirischen Analysen nicht untersucht werden. Es wird daher vereinfachend von einer vorliegenden Situationsdefinition ausgegangen, dass also den Wahlberechtigten am Tag der Wahl bewusst ist, dass es sich um einen Wahltag handelt.

Man kann zusätzlich annehmen, dass die Definition der Situation als Wahltag ein Minimum an politischem Interesse voraussetzt. Personen ohne dieses Minimalinteresse dürften allerdings kaum an einer Vorwahlbefragung teilnehmen, was einen Test entsprechender Hypothesen erschwert. Zudem ist die Hypothese, dass sich Personen ohne Interesse an Politik nicht an politischen Wahlen beteiligen, nahezu trivial (Blais 2000: 13).¹¹⁴ Insofern ihre Nicht-Teilnahme unhinterfragt erfolgt, könnte man diese im MFS ebenfalls als skriptbasiertes Handeln konzipieren (Plutzer 2002).

Skript-Selektion: Die Definition der Situation als Wahltag vorausgesetzt, ist auch der Prozess der Skript-Selektion für die Teilnahmeentscheidung wenig bedeutsam. Denn die Situation „Wahltag“ ist typischerweise nicht durch normative Ambiguität oder Normkonflikt

¹¹⁴ Blais bemerkt dazu treffend: „For the same reason that people are unlikely to watch basketball if they don't like the game, they are less likely to vote if they hardly follow politics.“ (Blais 2000: 14)

gekennzeichnet. In weitreichend konsolidierten Demokratien wird das in der politischen Sozialisation erlernte und sozial geteilte Wahltag-Skript die Wahlteilnahme der Bürger normativ vorschreiben.¹¹⁵ Das Wahltag-Skript enthält also als normativen Kernbestandteil die Wahlnorm. Es ist allerdings davon auszugehen, dass sich die demokratische Bürgermoral nicht im Vorschreiben der bloßen Wahlteilnahme erschöpft, sondern ein *verantwortliches* Ausüben des Wahlrechts verlangt (Brennan und Lomasky 1993: 189f.; siehe auch Klein 2002: 55f., 69f., 176f.). Dies schließt Verhaltensweisen im Vorfeld der Wahl ein, wie z.B. ein gewisses Interesse für den Wahlkampf und ein entsprechendes Informationsverhalten. Definiert ein Akteur den fraglichen Tag als Wahltag, so geraten die vom Wahltag-Skript abgedeckten Bestandteile der Wahlteilnahme bis hin zum abendlichen Informieren über den Wahlausgang automatisch ins Bewusstsein (Becker 2004: 323). Da es in der folgenden Anwendung des MFS um die Erklärung der Teilnahme (und nicht etwa weiterer Verhaltenselemente) geht, wird als Skript ausschließlich die Wahlnorm betrachtet.

Die Stärke, mit der die Wahlnorm aktiviert wird, hängt zum einen von ihrer Verankerung, also ihrem Internalisierungsgrad ab. Je höher dieser ist, umso stärker empfindet ein Wahlberechtigter die eigene Teilnahme im Kontext eines Wahltages als die situational angemessene, normativ verbindliche Handlungsalternative. Zum anderen kann die Aktivierung der Wahlnorm von ihrer Zugänglichkeit abhängen. Auch dies ist ein Angriffspunkt für alle möglichen Arten der politischen Mobilisierung – unabhängig davon, ob diese zur Wahlteilnahme oder bereits zur Wahl einer bestimmten politischen Alternative auffordern. Die nachgewiesenen starken Effekte persönlicher Aufforderungen zur Wahl auf die Teilnahmewahrscheinlichkeit sind im MFS vor allem an dieser Stelle zu verorten (Gerber und Green 1999; Green, Gerber und Nickerson 2003).

Handlungsselektion:

Die Handlungsselektion steht im Mittelpunkt der MFS-Erklärung der Wahlteilnahme. Wenn diese Selektion im rc-Modus erfolgt, wägt ein Wahlberechtigter alle relevanten Anreize gegeneinander ab und sein Teilnahmeverhalten hängt schließlich davon ab, ob die Teilnahme oder die Nichtwahl seinen subjektiven Erwartungsnutzen maximiert. Im as-Modus hingegen folgt ein Wahlberechtigter unhinterfragt der Wahlnorm. Welcher Modus der

¹¹⁵ Der vorausgesetzte Konsolidierungsgrad der Demokratie ist auf der Ebene des politischen Systems durch eine Staatsbürgerkultur gekennzeichnet, die das demokratische Regierungssystem kontinuierlich und stabil unterstützt (Merkel 1999: 146, 164ff.). Dies impliziert unter anderem, dass die zentralen Sozialisationsinstanzen demokratische Werte, Einstellungen und Normen vermitteln.

Informationsverarbeitung das Teilnahmeverhalten bestimmt, hängt von der zugehörigen Modus-Selektion ab. Hinsichtlich ihrer Determinanten lassen sich einige vereinfachende Annahmen treffen.

Es wird erstens angenommen, dass die Situation eindeutig als „Wahltag“ definiert ist (Match $m_i = 1$). Zumindest in Bezug auf die Befragten, die bereit sind an einer Vorwahlbefragung teilzunehmen, ist dies eine realistische Annahme. Unstrittig dürfte sein, dass die Wahlnorm die betrachtete Handlungswahl eindeutig regelt, insofern sie die Wahlteilnahme vorschreibt (Regelungsgrad $a_{kj} = 1$). Zudem haben Wahlberechtigte prinzipiell ausreichend Gelegenheit, über ihre Teilnahmeentscheidung zu reflektieren (Reflexionsopportunitäten $p = 1$).

Die Bedingung, unter der ein Wahlberechtigter, der den Tag als Wahltag definiert, zur Wahl geht ohne die Nichtwahl überhaupt in Betracht zu ziehen, vereinfacht sich damit zu:

$$\begin{aligned} AW(A_k|F_i, S_j) &\geq \tau && \Leftrightarrow \\ a_{ji} \cdot a_j &\geq 1 - C/U. \end{aligned}$$

Ist diese Bedingung erfüllt, so kommt es zur Befolgung der Wahlnorm im as-Modus. Dies hängt einerseits von der Zugänglichkeit und Internalisierung der Wahlnorm, andererseits von den Reflexionskosten C und der Reflexionsmotivation U ab. Die Reflexionskosten C sind nicht höher als in anderen Alltagssituationen. Wenn es gleichwohl häufig zu spontan-unhinterfragter Wahlteilnahme kommt (was zu prüfen sein wird), dann deshalb, weil die Motivation, über das Für und Wider der Wahlteilnahme nachzudenken, häufig sehr gering ist. Zumindest in den meisten westeuropäischen Demokratien ist die Wahlteilnahme eine ausgesprochene Niedrigkostensituation (Kirchgässner 1992). Im Allgemeinen dürfte daher die Motivation gering sein, ein einmal als Skript verankertes Teilnahmeverhalten reflektierend in Frage zu stellen. Spezielle Situationen, in denen etwa das Wahllokal äußerst weit entfernt ist oder Opportunitätskosten situativ extrem salient werden, können mit den in dieser Arbeit analysierten Daten nicht näher untersucht werden. Da keine geeigneten Indikatoren vorliegen, wird vereinfachend von einem inter-individuell konstanten Verhältnis C/U ausgegangen.

Die Zugänglichkeit der Wahlnorm a_{ji} ist dadurch relativ hoch, dass für einen Wahltag generell keine konkurrierenden Skripte existieren. Inter-individuelle Variation kann sich dadurch ergeben, dass bestimmte Wahlberechtigte durch andere Akteure zur Wahl aufgefordert wird und dieser Effekt sollte umso stärker sein, je persönlicher diese Aufforderungen an den Akteur gerichtet sind (etwa durch Familienangehörige oder Freunde im Unterschied zu Wahlplakaten). Derartige Aufforderungen durch signifikante Andere könnten in einer Nachwahlbefragung leicht erhoben werden. Ein Datensatz, in dem diese

Information zusammen mit den anderen für den Test der MFS-Hypothesen relevanten Variablen erhoben wurde, liegt jedoch nicht vor. Die folgenden Analysen abstrahieren daher zunächst von dieser Einflussgröße bzw. nehmen an, dass die Zugänglichkeit der Wahlnorm für alle Befragten hinreichend hoch ist.

Betrachtet man nur den Internalisierungsgrad der Wahlnorm a_j , so lässt sich aus der angeführten Ungleichung, dass Wahlberechtigte mit einer stark internalisierten Wahlnorm ($a_j \geq 1 - C/U$) die Handlungsalternative „Wahlteilnahme“ im as-Modus selektieren werden, wohingegen Wahlberechtigte mit einer nur schwach internalisierten Wahlnorm ($a_j < 1 - C/U$) auf Basis einer Kosten-Nutzen-Abwägung entscheiden, ob sich die Wahlteilnahme lohnt. Die entsprechende allgemeine MFS-Hypothese kann daher wie folgt spezifiziert werden:

MFS-Hypothese 1: Je stärker ein Wahlberechtigter die Wahlnorm internalisiert hat (Verankerung a_j), umso eher nimmt dieser an der Wahl teil und umso geringer ist tendenziell der Einfluss anderer Anreize auf die Disposition zur Wahlteilnahme. Bei besonders starkem Internalisierungsgrad ist die Teilnahmeentscheidung vollkommen unabhängig von anderen Anreizen.

Das MFS impliziert also einen Interaktionseffekt zwischen dem Grad der Internalisierung der Wahlnorm und den anderen Anreizen zur (Nicht-)Teilnahme. Dieser Interaktionseffekt widerspricht den geläufigen RC-Theorien der Wahlteilnahme. Insofern diese von einer einheitlichen Nutzenfunktion ausgehen, sagen sie vorher, dass der Internalisierungsgrad der Wahlnorm die Disposition zur Wahlteilnahme in derselben *additiven* Art und Weise wie andere Anreizvariablen erhöht. Die MFS-Erklärung der Wahlteilnahme präzisiert die häufig geäußerte Kritik, dass diese Rekonstruktion dem subjektiven Sinn einer normativ motivierten Wahlteilnahme nicht gerecht wird (Boudon 1998, 2003; Engelen 2006; Yee 1997). Gleichzeitig lässt sie zu, dass die Wahlnorm für diejenigen Wahlberechtigten, die eine Teilnahmeentscheidung im rc-Modus treffen, tatsächlich ein Anreiz unter anderen darstellt.

Die MFS-Hypothese 1 wird in den folgenden Analysen empirisch geprüft. Dafür muss spezifiziert werden, von welchen Anreizen Handlungsselektionen im rc-Modus typischerweise abhängen. Die wichtigsten von RC-Theorien der Wahlteilnahme vorgebrachten Kandidaten wurden bereits in Abschnitt 8.1.3 zusammenfassend aufgeführt. Ob bzw. wie stark diese Anreize die Wahlteilnahme beeinflussen, ist im Rahmen der weiten Version des RC-Ansatzes eine empirische Frage. Die MFS-Erklärung der Wahlteilnahme

kann diese theoretische Offenheit übernehmen, da sie hinreichenden Informationsgehalt und Erklärungskraft aus ihren spezifischen Interaktionshypothesen zieht.

Modus-Wechsel und Reframing:

Das Konstrukt der Wahlnorm wurde bislang absichtlich relativ abstrakt gehalten. Insbesondere wurde nicht danach unterschieden, ob die unhinterfragte skriptbasierte Teilnahme eher gewohnheitsmäßig erfolgt oder Ausdruck *elaborierter*, d.h. gut begründeter normativer Überzeugungen ist. Für die Herleitung der obigen Hypothesen war dies auch nicht notwendig, da sie auf die zentrale Gemeinsamkeit dieser Untertypen abzielt: Das Wahltag-Skript sieht die eigene Teilnahme als die angemessene Handlung vor und führt somit bei ausreichender Aktivierung zu einer skriptbasierten Wahlteilnahme im as-Modus.

Das MFS ermöglicht aber durchaus weitere Differenzierungen vorzunehmen. Da Komplexität kein Selbstzweck ist, sollte dies nur erfolgen, sofern sich dadurch differenziertere und empirisch prüfbare Kausalhypothesen über die handlungsgenerierenden Mechanismen gewinnen lassen. Eine derartige Hypothese wird im Folgenden hergeleitet, da Daten verfügbar sind, die ihre empirische Überprüfung möglich machen. Im Unterschied zu den bisherigen Ausführungen werden dafür verschiedene Formen unhinterfragter Wahlteilnahmen unterschieden und in ihren Auswirkungen analysiert.

In einem hohen Internalisierungsgrad der Wahlnorm kann unter anderem zweierlei zum Ausdruck kommen: Erstens kann eine Person die Wahlteilnahme als selbstverständlich und angemessen empfinden, ohne dass sie über bewusst herausgearbeitete gute Gründe für diese normative Verpflichtung verfügt. Im Extremfall ist die Wahlteilnahme fast schon zur Routine geworden und man wählt im den Worten Webers „aus eingelebter Gewohnheit“, deren gute Gründe und normative Dimension kaum mehr bewusst sind. Zweitens kann der Akteur die eigene Wahlteilnahme als demokratische Bürgerpflicht mit hoher persönlicher Verbindlichkeit empfinden und die Gründe für diesen normativen Imperativ bewusst herausgearbeitet haben.¹¹⁶

¹¹⁶ Diese Beschreibung fasst wiederum mindestens zwei Motivationen zusammen, die prinzipiell differenziert werden könnten: So ist vorstellbar, dass es Wähler gibt, die sich selbst als politisch interessierte oder gar aktive Persönlichkeiten sehen und für die eine Nichtwahl aufgrund dieses Selbstbildes vollkommen ausgeschlossen ist. Personen mit einem derartigen Selbstbild empfinden in erster Linie eine Verpflichtung gegenüber sich selbst (Ich-Integrität). Im Unterschied dazu mögen andere Akteure die Wahlnorm in erster Linie als *soziale* Norm verinnerlicht haben, d.h., für sie ist zentral, dass sich *jeder* Bürger in einer Demokratie an Wahlen beteiligen sollte. Ob solch eine weitere Differenzierung die Erklärungskraft erhöht, hängt wie

Ein zentraler Grund, für dessen Bedeutung auch empirische Belege existieren (Blais 2000: 104ff.), verweist auf den Glauben an die Demokratie als Regierungsform. Da die Wahlteilnahme für diese konstitutiv ist, lässt sich aus der Befürwortung der Demokratie eine entsprechende Verpflichtung ableiten. Diese Begründung kann als *wertrationale* Fundierung der Wahlnorm angesehen werden. Die Wahlteilnahme wird als notwendig für die Bewahrung des *Kollektivguts* einer funktionierenden Demokratie und daher als normativ verbindlich angesehen – mit der Folge einer unbedingten Normbefolgung unter Ausblendung situationaler Anreize (vgl. allgemein Esser 2003; Kroneberg 2007).

Solange die Handlungselektion im as-Modus erfolgt, besteht zwischen einer eher gewohnheitsmäßigen Befolgung der Wahlnorm und einer Wahlteilnahme, für deren normativen verpflichteten Charakter der Akteur gute Gründe anbringen kann, kein entscheidender Unterschied. Anders sieht es jedoch aus, wenn der Akteur mit einer Störung konfrontiert wird und daraufhin in den rc-Modus wechselt. Auslöser für den Modus-Wechsel könnten etwa kurzfristig auftretende hohe Opportunitätskosten (z.B. eine spontane Einladung zum Wochenendurlaub) oder ein Infragestellen der Wahlteilnahme durch signifikante Andere sein. Wenn der Akteur im rc-Modus hinterfragt, ob die Situation tatsächlich die Wahlteilnahme verlangt, hängt das Ergebnis dieser Reflexion unter anderem davon ab, worauf sich die Verankerung der Wahlnorm gründet:

MFS-Hypothese 2: Basiert die Verankerung der Wahlnorm auf wertrationalen Überzeugungen („guten Gründen“), so wird ein Akteur auch bei einem Wechsel in den rc-Modus eher zu dem Schluss gelangen, dass er zur Teilnahme verpflichtet ist.

Diese Hypothese bezieht sich noch nicht auf das eigentliche Teilnahmeverhalten, sondern lediglich auf die geringere Wahrscheinlichkeit eines Reframings bei wertrationaler Verankerung der Wahlnorm. Für das Verhalten ist dann entscheidend, ob es über die Reflexion zu einem Reframing kommt oder nicht.

MFS-Hypothese 3: Gründet die Wahlnorm auf wertrationalen Überzeugungen und hält der Akteur auch nach einem Wechsel in den rc-Modus an diesen fest, so kommt es zu keiner Verringerung der Teilnahmedisposition. Dagegen wird sich ein Akteur eher gegen die

immer vom Explanandum (und der Verfügbarkeit entsprechender Daten) ab. Sie wäre beispielsweise wichtig, wenn es darum ginge, zu erklären, welche Akteure bekennende Nicht-Wähler sanktionieren.

Teilnahme entscheiden, wenn die Wahlnorm primär als Gewohnheit verankert war oder seine wertrationalen Überzeugungen der Reflexion nicht stand halten.

Das MFS lässt also erwarten, dass der Übergang zu einer Frame-Selektion im rc-Modus bei einer eher gewohnheitsmäßigen Verankerung der Wahlnorm als „habit breaker“ wirkt. Eine wertrational fundierte Verankerung sollte dagegen weitaus stabiler sein – obgleich sie freilich nicht determiniert, dass ein Akteur auch nach dem Hinterfragen der Wahlnorm an dieser fest hält.¹¹⁷

Die MFS-Hypothesen 2 und 3 setzen bei inter-individuellen Unterschieden an, die sich auf die argumentative Fundierung der Normverankerung beziehen. Im Gegensatz zur MFS-Hypothese 1 wird die Stärke ihres Internalisierungsgrades dabei konstant gehalten. Es wird lediglich angenommen, dass der signifikante Situationseinfluss stark genug ist, um einen Wechsel in den rc-Modus zu bewirken. Das somit ausgelöste Hinterfragen der Geltung der Wahlnorm in der Handlungssituation ist selbst ein Prozess der reflektierten Frame-Selektion, wie er in Kapitel 6.3 beschrieben wurde. Die aufgestellten Hypothesen veranschaulichen somit beispielhaft, wie die dort dargestellte Konzeptualisierung wertrationalen Handelns im MFS explanativ und empirisch nutzbar gemacht werden kann.

Bevor die abgeleiteten MFS-Hypothesen direkt mit Hilfe eigener statistischer Analysen überprüft werden, sei auf einige empirische Studien verwiesen, deren Ergebnisse bereits für die entwickelte MFS-Erklärung der Wahlteilnahme sprechen.

¹¹⁷ Eine Frame-Selektion im rc-Modus ist vielmehr ein kontingenter Prozess, dessen Ergebnis nicht bereits vorab fest steht. Seine Determinanten zu untersuchen, wäre wiederum eine Fragestellung für sich. Soziologisch wäre davon auszugehen, dass der sozialen Einbettung eines Akteurs und den konkreten sozialen Interaktionsprozessen und Geltungsdiskursen, an denen er teilnimmt, eine wichtige Rolle zukommt.

8.4 Evidenz für die Gültigkeit der MFS-Erklärung aus früheren Studien

Erste Hinweise auf die empirische Gültigkeit der MFS-Erklärung der Wahlteilnahme lassen sich bereits aus früheren Studien gewinnen. Dies gilt vor allem für die MFS-Hypothese 1, nach der Anreizeffekte auf die Wahlteilnahme vom Internalisierungsgrad der Wahlnorm abhängen. Eine Bestätigung dieser Hypothese ergibt die Studie von Knack (1994). Dieser überprüfte die in den USA weit verbreitete Auffassung, dass schlechtes Wetter die Wahlbeteiligung senken und den Republikanern helfen würde. Auf Basis nationaler Wahlstudien aus den 80er Jahren und Klimadaten testete Knack zunächst die additive Wirkung von Wettervariablen unter Kontrolle einer Vielzahl teilnahmerelevanter Drittvariablen (Knack 1994: 195ff.). Nachdem hierbei kein Effekt des Wetters auf die Wahlteilnahme der Befragten nachzuweisen war, testete er alle berücksichtigten demographischen und Einstellungsvariablen auf mögliche Interaktionseffekte (Knack 1994: 199, 201). Dieses induktive Vorgehen resultierte in einer einzigen signifikanten Interaktion, nämlich zwischen dem Wetter und der Bindung an die Wahlnorm (operationalisiert über die Ablehnung des Items „If a person doesn't care how an election comes out, then that person shouldn't vote in it.“): Während schlechtes Wetter keinen Einfluss auf die Wahlteilnahme von Befragten mit stark ausgeprägter Wahlnorm hatte, ergab sich der erwartete teilnahmereduzierende Effekt für die Befragtengruppe mit geringer Normbindung (Knack 1994: 199). Insofern schlechtes Wetter mit höheren Teilnahmekosten einhergeht, also einen negativen Anreiz darstellt, bestätigt dieses Ergebnis die MFS-Hypothese 1.

Zudem existiert eine Reihe von Studien, die nachweisen, dass die Erklärungskraft rationaler Anreize und anderer Determinanten der Wahlteilnahme bei Befragten mit stark ausgeprägter Wahlnorm kaum mehr besteht oder zumindest deutlich geringer ist als bei solchen mit niedrig ausgeprägter Wahlnorm (Barry 1970: 17f.; Blais 2000: 101ff.; Blais, Young und Lapp 2000; Schoen und Falter 2003):

Barry unterzieht eine bereits von Riker und Ordeshook (1968) berichtete Kreuztabelle von Daten US-amerikanischer Präsidentschaftswahlen einer Reinterpretation (Barry 1970: 17f.). In der Tabelle sind die Prozentzahlen an Wählern für hohe und niedrige Ausprägungen des Parteiendifferentials (B), der erwarteten Knappheit des Wahlausganges (P) sowie für drei Niveaus der wahrgenommenen Bürgerpflicht abgetragen. Barry sieht Anzeichen für das Vorliegen einer statistischen Interaktion, insofern der Anteil der Wähler bei mittlerer oder hoher Ausprägung der Wahlnorm kaum mit der Höhe des Parteiendifferentials variiert, wohingegen das Parteiendifferential bei niedrig ausgeprägter Wahlnorm einen Unterschied von etwa 20 Prozentpunkten ausmacht.

Blais und Kollegen zeigen mit Hilfe von Regressionsanalysen, dass die drei zentralen Größen des Modells von Downs (P, B und C) nur in Teilstichproben mit geringer Normverankerung signifikante Effekte aufweisen, nicht jedoch in der Teilstichprobe mit höherer Normverankerung (Blais, Young und Lapp 2000: 192). Dieses Resultat ergibt sich für zwei repräsentative Befragungen in Kanada, die im Kontext des Quebec Referendums von 1995 und der Provinzwahlen in British Columbia von 1996 durchgeführt wurden (Blais, Young und Lapp 2000: 185).

Schließlich ergaben Regressionsanalysen von Schoen und Falter (2003), dass die Teilnahme an der Bundestagswahl 2002 bei starker Wahlnorm weniger stark (wenngleich noch statistisch signifikant) von der Stärke der Parteibindung, der Kanzler- oder Sachfragenpräferenz sowie dem politischen Interesse abhängt als bei schwacher Wahlnorm. Auch ihre Interpretation zweier Segmente der deutschen wahlberechtigten Bevölkerung deckt sich mit der hier entwickelten MFS-Erklärung der Wahlteilnahme. Danach steht einem zahlenmäßig überwiegenden Segment stabiler Wähler ein zweites Segment von Wahlberechtigten gegenüber, die eher nicht zur Wahl gehen, sofern sie nicht mit attraktiven Politikangeboten zur Wahl bewogen werden (Schoen und Falter 2003: 39).

Diese Studien sind deutlich umfassender als die von Knack, insofern die Effekte mehrerer zentraler Anreizvariablen betrachtet werden. Problematisch ist allerdings die Verwendung der Wahlnorm als „grouping variable“, d.h., dass getrennte Analysen für die Teilstichproben mit niedriger bzw. hoher Ausprägung dieser Variablen durchgeführt werden. Damit ist es *nicht* möglich, die Existenz *variablenspezifischer* Interaktionseffekte zwischen dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm und den Anreizvariablen statistisch nachzuweisen. Die unterschiedlich starken Effekte der Anreizvariablen könnten etwa ausschließlich durch die unterschiedlich schiefen Verteilungen der abhängigen Variablen in den beiden Teilstichproben zustande kommen (Long 1997: 70). Ein adäquater Test der MFS-Hypothese 1 verlangt daher die statistische Modellierung mit Hilfe von Produkttermen zwischen der Wahlnorm und den jeweiligen Anreizvariablen auf Basis der Gesamtstichprobe. Einen solchen systematischen und umfassenderen Test leisten die im folgenden Abschnitt berichteten Analysen (siehe bereits Kroneberg 2006; Kroneberg, Yaish und Stocké 2009).

Die MFS-Hypothesen 2 und 3 beziehen sich auf einen Prozess der reflektierten Situationsdefinition, in dem die Geltung der Wahlnorm hinterfragt wird. Für ihren Test erfolgt im Abschnitt 8.7.2.3 eine Reanalyse der Daten von Blais und Young (1999), die solch einen Prozess experimentell induzierten. Das Design ihrer Studie und ihre bisherigen Ergebnisse, welche ebenfalls bereits auf die Gültigkeit der MFS-Erklärung hindeuten, werden im Folgenden dargestellt.

Die Studie von Blais und Young (1999) besteht aus einem Experiment, das im Kontext der nationalen Wahlen in Kanada im Jahr 1993 mit Studenten der Politikwissenschaft, Soziologie

und Ökonomie aus zehn Seminaren an zwei Universitäten durchgeführt wurde. Das Treatment bestand in einer zehn- bis zwölf-minütigen Präsentation des Modells von Downs und des aus ihm folgenden Wählerparadoxons. In möglichst neutraler Weise wurden die Studenten der Kosten-Nutzen-Perspektive auf die Teilnahmeentscheidung und damit der Tatsache ausgesetzt, dass die eigene Stimme höchstwahrscheinlich keinen Unterschied für den Wahlausgang macht. Das erste Ziel der Studie bestand darin, den Effekt dieser Präsentation auf die tatsächliche Wahlteilnahme zu ermitteln. Da das von den Autoren verwendete Design mehrere Kontrollgruppen, die keiner Präsentation ausgesetzt wurden, sowie eine Mehrfachbefragung beinhaltete, war es darüber hinaus möglich, die Mechanismen zu identifizieren, über die der Einfluss der Präsentation zustande kam. Das Panel umfasste insgesamt drei Erhebungen (Blais und Young 1999: 43ff.): die erste fünf Wochen vor der Wahl, die zweite zwei Wochen vor der Wahl sowie die dritte in der Woche nach der Wahl. Die Präsentation fand bei den entsprechenden Gruppen direkt vor der zweiten Befragung statt. Tabelle 6 (reproduziert aus Blais und Young 1999: 42) gibt einen Überblick über das Forschungsdesign.

Tabelle 6: Das Forschungsdesign der Studie von Blais und Young (1999)

	Gruppe 1	Gruppe 2	Gruppe 3	Gruppe 4	Gruppe 5	Gruppe 6	Gruppe 7	Gruppe 8	Gruppe 9	Gruppe 10
Universität	Montreal	Montreal	Montreal	Montreal	Montreal	Western	Western	Western	Western	Western
Kurs	Soziologie	Politik	Wirtschaft	Wirtschaft	Politik	Politik	Politik	Politik	Wirtschaft	Wirtschaft
Design:										
Fragebogen 1 (Fünf Wochen vor der Wahl)	O ₁ (155)	O ₁ (121)				O ₁ (280)	O ₁ (220)		O ₁ (67)	
Präsentation des Wähler- paradoxons (Treatment)		X		X		X				
Fragebogen 2 (Zwei Wochen vor der Wahl)	O ₂ (142)	O ₂ (97)				O ₂ (224)	O ₂ (192)		O ₂ (70)	
Fragebogen 3 (Woche nach der Wahl)	O ₃ (134)	O ₃ (67)	O ₃ (50)	O ₃ (35)	O ₃ (46)	O ₃ (189)	O ₃ (156)	O ₃ (118)	O ₃ (49)	O ₃ (145)
Panel	(99)	(51)				(113)	(94)		(38)	

Anmerkungen: Die Zahlen in Klammern geben an, wie viele Studenten den jeweiligen Fragebogen beantwortet haben. Die Zahlen in der Zeile „Panel“ geben an, wie viele Studenten alle Fragebögen beantwortet haben.

Das erste Ergebnis der Studie war, dass die Präsentation die (berichtete) Wahlteilnahme unter Kontrolle relevanter Drittvariablen um sieben Prozentpunkte reduzierte.¹¹⁸ Zwar hatte die Präsentation auf die meisten Befragten keinen Einfluss, aber immerhin reduzierte der statistisch signifikante Effekt die Wahlbeteiligung in den Experimentalgruppen schätzungsweise von insgesamt 77 auf 70 Prozent. Blais und Young sehen zwei mögliche Ursachen für diese Wirkung: Erstens könnte die Präsentation bei den entsprechenden Studenten die Parameter des Downsschen Modells geändert haben. Das heißt, die wahrgenommene Deziisionswahrscheinlichkeit P, Kosten C oder die wahrgenommene Nutzendifferenz B könnten sich durch die Präsentation verändert haben. Es zeigt sich jedoch, dass von der Präsentation lediglich ein signifikanter Effekt auf die wahrgenommenen Kosten ausging. Da diese wiederum nur einen marginalen Effekt auf die Chance der Wahlteilnahme aufweisen, kommen die Autoren zu dem Schluss, dass für fast sechs der sieben Prozentpunkte andere Wirkungsmechanismen verantwortlich sein müssen (Blais und Young 1999: 50).

Die zweite von Blais und Young in Erwägung gezogene Wirkungsweise der Präsentation besteht in veränderten Einstellungen gegenüber der Bedeutung des Wahlaktes. Tatsächlich lässt sich nachweisen, dass die Präsentation noch drei Wochen nach ihrer Durchführung einen signifikanten Einfluss auf den Großteil der 15 berücksichtigten Einstellungsvariablen hatte (Blais und Young 1999: 51). Eine exploratorische Faktorenanalyse dieser Variablen ergibt drei Faktoren, welche die Autoren als „Pflicht“, „Zynismus“ und sozialen „Druck“ interpretieren. Blais und Young können nachweisen, dass die Präsentation zwar einen signifikanten Einfluss auf alle drei Faktoren hatte, dass aber nur der Faktor „Pflicht“ (bzw. der auf Basis der entsprechenden Items gebildete additive Index) einen signifikanten Einfluss auf die Wahlteilnahme hat, wenn man für relevante Drittvariablen kontrolliert. Zieht man sowohl den Einfluss der Präsentation auf den „Pflicht“-Index als auch dessen Effekt auf die Wahlteilnahme in Betracht, so gelangt man zu der Einschätzung, dass die Wahlbeteiligung in den Experimentalgruppen über diesen Mechanismus um 3.5 Prozentpunkte reduziert wurde. Diesen für den Einfluss der Präsentation anscheinend entscheidenden Faktor interpretieren die Autoren ganz analog zur Konzeptualisierung der Wahlnorm im Rahmen der entwickelten MFS-Erklärung:

¹¹⁸ Da die Befragten keine Zufallsstichprobe darstellen, wurde im Nachhinein statistisch für relevante Drittvariablen kontrolliert. Diese waren das Ausmaß an politischem Interesse, das Vorhandensein einer Parteiidentifikation, das Vorhandensein einer berichteten früheren Wahlteilnahme, die Universitätszugehörigkeit sowie die Teilnahme an den Vorwahlbefragungen (Blais und Young 1999: 44).

„In our view, this factor represents the unquestioned, value-laden, normative aspect of voting, and subjects who score high on this index share a widely held view that citizens in a democracy *should* go to the polls and exercise their franchise.“ (Blais und Young 1999: 51)

Die Präsentation bewirkte nach der Ansicht der Autoren, dass manche Studenten ihre moralische Verpflichtung zur Wahlteilnahme in Frage stellten. Die Textpassagen, in denen die Autoren diesen Wirkungsmechanismus interpretieren, stimmen bis in die Terminologie mit der MFS-Erklärung der Wahlteilnahme überein:

„It would thus seem that for some respondents the presentation modified the very *definition* of the act of voting. In it, the decision to vote was portrayed as a decision taken by individuals, not by members of a community or citizenry. It was also portrayed as questionable, as something reasonable people could contemplate not doing. This was not done directly: the presentation did not say whether voting was good or bad and was silent on the values that may underpin voting. But when we *framed* the act of voting in cost-benefit terms, some subjects were led to question whether they should feel obliged to vote.“ (Blais und Young 1999: 51f., Hervorhebungen nicht im Original)

Der von den Autoren angenommene Mechanismus ist offensichtlich ein Prozess des Reframings, also des Wechsels der Definition der Situation. Auf Basis des MFS lässt sich erklären, weshalb die Präsentation diesen Effekt hatte. Das Infragestellen der Wahlteilnahme durch die Präsentation erzwang eine Auseinandersetzung mit den Gründen für die eigene Wahlteilnahme. Das Wahltag-Skript wurde somit zum Gegenstand einer Reflexionstätigkeit.

Mehr noch: Aus dem MFS lassen sich zusätzliche Hypothesen darüber ableiten, unter welchen Bedingungen was für Effekte zu erwarten sind. Den MFS-Hypothesen 2 und 3 zufolge hängen die Auswirkungen der Reflexion entscheidend davon ab, ob die Verankerung der Wahlnorm auf wertrationalen Überzeugungen basiert oder eher gewohnheitsmäßig ist. Personen, die bislang aus wertrationalen Gründen an Wahlen teilnahmen, dürften durch die Präsentation des Wählerparadoxons weniger leicht beeinflussbar gewesen sein, da ein normativ begründetes Framing generell wehrhafter gegenüber anderen Betrachtungsweisen ist. Sofern sie auch nach der induzierten Frame-Selektion im rc-Modus an ihren wertrationalen Gründen festhielten, sollte auch ihr Teilnahmeverhalten nicht durch die Präsentation reduziert worden sein.

Mit Hilfe der Daten von Blais und Young werden die MFS-Hypothesen 2 und 3 im Abschnitt 8.7.2.3 systematisch überprüft. Allerdings enthalten bereits die Ergebnisse von Blais und Young einen ersten Hinweis auf die Relevanz dieser Hypothesen. Eine der wenigen Einstellungsvariablen, auf die die Präsentation *keinen* Einfluss hatte, lautete: „In order to

preserve democracy, it is essential that the great majority of citizens vote.“ (Blais und Young 1999: 49). Die Zustimmung zu diesem Item indiziert eine wertrationale Begründung des eigenen Wahltag-Skriptes: Man beteiligt sich, um einen Beitrag zur Bewahrung des Kollektivguts einer funktionierenden Demokratie zu leisten. Die Robustheit dieser Einstellungsvariablen gegenüber der Präsentation ist umso bemerkenswerter, als sie eines der drei Items ist, die die Autoren nachträglich zu dem „Pflicht“-Index zusammenfassen. Die Präsentation wirkt demnach ausschließlich über die anderen beiden Indikatoren dieses Faktors („It is the duty of every citizen to vote.“, „It is important to vote, even if my party or candidate has no chance of winning.“).

Dieses Phänomen wird von den Autoren an keiner Stelle thematisiert. Hier zeigt sich bereits der Mehrwert einer Handlungstheorie, die differenziertere und vor allem stärker theoriegeleitete Erklärungen ermöglicht. Dass Blais und Young über keine derartige theoretische Grundlage verfügen, wird auch daran deutlich, dass sie auf die Bedeutung der Wahlnorm erst induktiv stoßen, indem sie eine ganze Reihe nahe liegender Einstellungsvariablen – „a host of ‚non-rational‘ factors“ (Blais und Young 1999: 46) – testen und im Nachhinein im Sinne dreier Faktoren interpretieren. Das MFS ist somit nicht nur konsistent mit den Ergebnissen der Studie, sondern ermöglicht eine tiefergehende Analyse der zu Grunde liegenden Mechanismen. Es *ist* folglich dasjenige Modell, das sich Blais und Young in ihrem Fazit vorzustellen scheinen:

„Basically, then, our findings support a model in which voting, for most people, is an unreflective and habitual act, based primarily on a sense of duty. We surmise that the great majority of citizens neither contemplate nor calculate costs and benefits when they think about going to the polls.“ (Blais und Young 1999: 53)

8.5 Datenbasis und abhängige Variablen

Die folgenden Analysen nutzen zwei Datensätze, die einen besonders aussagekräftigen Test der MFS-Hypothesen ermöglichen: Zum einen enthalten sie direkte Messungen einer ganzen Reihe von Anreizvariablen und multiple Indikatoren des Internalisierungsgrades der Wahlnorm. Zum anderen ermöglichen sie durch Vor- und Nachwahlbefragung die Analyse sowohl der Teilnahmeintention als auch des berichteten Teilnahmeverhaltens. Einer der beiden Datensätze geht auf eine Studie zur Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen von 1995

zurück (Kühnel und Ohr 1996), der andere auf die im vorherigen Abschnitt bereits dargestellte Studie von Blais und Young (1999), die im Kontext der Wahl zum kanadischen Bundesparlament von 1993 mit Studenten der Universitäten von Montreal und Western Ontario stattfand.¹¹⁹ Im Folgenden werden sie als NRW- und Studenten-Datensatz bzw. -Studie abgekürzt. In der NRW-Studie wurde in der Woche vor der Wahl eine Zufallsstichprobe von Wahlberechtigten (N = 1002) befragt. Für 72.9 Prozent der ursprünglich Befragten (N = 730) liegen zudem Ergebnisse einer Nachwahlbefragung (direkt in der Woche nach der Wahl) vor. Die Studie zur Parlamentswahl in Kanada (Studenten-Datensatz) wurde bereits in Kapitel 8.4 beschrieben (siehe vor allem Tabelle 6). Sie umfasst zwei Vorwahlbefragungen (fünf und zwei Wochen vor der Wahl) sowie eine Nachwahlbefragung (direkt in der Woche nach der Wahl) (N = 989).

Die Wahlteilnahme bildet die zentrale abhängige Variable der folgenden Analysen. Da keine objektiven Daten über die individuelle Teilnahme vorliegen, muss auf die in Vorwahlbefragungen geäußerte Teilnahmeabsicht oder die in Nachwahlbefragungen berichtete Teilnahme zurückgegriffen werden. Das größte Problem einer Verwendung der Teilnahmeabsicht besteht darin, dass es diesbezüglich häufig zu einem „overreporting“ kommt, dass also der Anteil der Befragten, die angeben, an der Wahl teilzunehmen, zumeist deutlich über der amtlich erfassten Wahlbeteiligung der Wahlbevölkerung liegt. Dies kann als weiterer Beleg für die Existenz und Bedeutung der Wahlnorm gesehen werden, die sich hier in Gestalt sozial erwünschten Antwortverhaltens bemerkbar macht (Knack 1992: 137). Studien, bei denen die tatsächliche Teilnahme erhoben wurde, haben allerdings ergeben, dass sich die Angaben von nur vermeintlichen Wählern im Rahmen von Umfragen nicht von denen tatsächlicher Wähler unterscheiden (Kühnel 2001: 17).

Im NRW-Datensatz geben in der Vorwahlbefragung 90.28 Prozent der Befragten an, wählen gehen zu wollen. In der Nachwahlbefragung berichten 88.77 Prozent der erneut Befragten, wählen gegangen zu sein. Die offizielle Wahlbeteiligung bei dieser Landtagswahl lag dagegen bei nur 64.1 Prozent. Diese Differenz kann sowohl auf „overreporting“ als auch auf selektive Ausfälle, vor allem von Personen mit niedrigerer Bildung, zurückzuführen sein (Kühnel und Ohr 1996: 30f.). Zum Zweck einer konservativen Messung der Teilnahme*intention* wurden Befragte, die in der Vorwahlbefragung angaben, hinsichtlich ihrer

¹¹⁹ Ich möchte mich an dieser Stelle nochmals herzlich bei André Blais, Steffen Kühnel und Dieter Ohr bedanken, die mir die Datensätze großzügiger Weise zur Verfügung gestellt haben. Für bisherige Analysen dieser Datensätze siehe Blais und Young (1999), Blais (2000) bzw. Andreß et al. (1997), Kühnel und Fuchs (1998).

Teilnahme noch „unentschlossen“ zu sein, der Nichtwähler-Kategorie zugewiesen.¹²⁰ Im NRW-Datensatz liegt für 73 Prozent der ursprünglich Befragten zudem das *berichtete* Teilnahmeverhalten vor. Auf diese Variable wird allerdings nur ergänzend zurückgegriffen, da sie nicht nur eine reduzierte Fallzahl mit sich bringt, sondern vor allem die Gefahr von Verzerrungen durch selektive Ausfälle erhöht. Im Studenten-Datensatz ist dieses Problem systematischer Verweigerungen dagegen vernachlässigbar, da die Vor- und Nachwahlbefragungen in Seminarsitzungen erfolgten. Hier wird daher konsequent das in der Nachwahlbefragung berichtete Teilnahmeverhalten als abhängige Variable verwendet.

Die komplexere Struktur des Studenten-Datensatzes erfordert weitere Entscheidungen über die zu verwendende Analytestichprobe. Blais verwendet in seinen Analysen nur die Nachwahlbefragung (Blais 2000: 153). Bei der Messung der *unabhängigen* Variablen ist es jedoch vorteilhaft auf die Vorwahlbefragungen zurück zu greifen, um die kausal-zeitliche Reihenfolge besser abzubilden und mögliche Rationalisierungseffekte auszuschließen. Da eine möglichst zeitnahe Vorwahlbefragung ideal ist, wird auf die zweite Vorwahlbefragung zurückgegriffen, die zwei Wochen vor der Wahl durchgeführt wurde. Dieses Vorgehen hat zudem den Vorteil, dass zwischen dieser Befragung und der Wahl kein experimentelles Treatment erfolgte (durch das mit systematischen Veränderungen auf den unabhängigen Variablen zu rechnen ist). Nur in Fällen, in denen auf einzelnen unabhängigen Variablen fehlende Werte vorlagen, wurde zunächst auf die Messungen der Nachwahlbefragung und dann auf die zeitlich deutlich weiter zurückliegende erste Vorwahlbefragung zurückgegriffen.

¹²⁰ Aufgrund der sozialen Erwünschtheit der Wahlteilnahme ist anzunehmen, dass spätere Nichtwähler teilweise angeben, noch unentschlossen zu sein. Dadurch kann die Angabe der sozial eher negativ bewerteten Intention vermieden werden, ohne eindeutig lügen zu müssen. Die Wahl dieser Antwortkategorie bzw. allgemein mittlerer Antwortkategorien einer ordinalen Messung der Teilnahmedisposition stellen für spätere Nichtwähler somit „kostengünstige“ Möglichkeiten dar, ihre wahre Verhaltenstendenz zu verbergen. Auf Basis dieser Überlegung werden im NRW-Datensatz sichere Wähler dem Amalgam von Unentschlossenen und sicheren Nichtwählern gegenüber gestellt (ebenso Thurner 1998: 189, 259). Hinsichtlich der ordinalen Reihenfolge dieser beiden Gruppierungen kann von einer relativ validen Messung ausgegangen werden (vgl. auch Manski 1995: 101).

Tabelle 7: Überblick über die Anreiz- und Kontrollvariablen in den zwei Datensätzen der Wahlteilnahme-Analysen

Label	Frage	Kodierung	Mittelwert (Std.abw.)
NRW-Datensatz (Analysestichprobe mit N = 861):			
<i>Problemlösekompetenz</i>	„Ganz generell gesprochen, gibt es eine Partei, die Ihrer Ansicht nach die Probleme in Nordrhein-Westfalen am besten bewältigen kann?“	1 = „Ja“ / 0 = Ansonsten	0.41 (0.49)
<i>Interessenvertretung¹</i>	„Und wie ist es mit Ihren persönlichen politischen Vorstellungen und Interessen? Gibt es bei der kommenden Landtagswahl eine Partei, die Ihre persönlichen Interessen besser vertritt als andere Parteien?“	1 = „Ja“ / 0 = Ansonsten	0.72 (0.45)
<i>Leistungs-differenz</i>	„Wenn Sie jetzt einmal rückblickend an die Leistungen der Parteien in den letzten fünf Jahren hier in Nordrhein-Westfalen denken und dafür Zensuren von 1 bis 5 vergeben müssten. '1' bedeutet, dass eine Partei sehr viel für das Land geleistet hat, '5', dass sie gar nichts geleistet hat. Mit den Zensuren dazwischen können Sie Ihr Urteil abstufen.“ „Welche Zensur bekommt die [SPD, CDU, FDP, Grünen]?“	Umgepolte Differenz zwischen bester und schlechtester Zensur (höhere Werte entsprechen größerer Differenz zwischen bester und schlechtester Partei); 5 Ausprägungen von 0 bis 1; einzelne „weiß nicht“-Zensuren unberücksichtigt; minimale Ausprägung, falls überall „weiß nicht“.	0.41 (0.49)
<i>Kandidatenpräferenz¹</i>	„Wenn es nach Ihnen ginge, wen hätten Sie lieber als Ministerpräsidenten hier in Nordrhein-Westfalen: Johannes Rau, Helmut Linssen oder keinen von beiden?“	1 = „Helmut Linssen, Johannes Rau“ 0 = Ansonsten	0.80 (0.40)
<i>Bedeutung der eigenen Stimme</i>	„Wie schätzen Sie die Bedeutung Ihrer Stimme für den Ausgang der Landtagswahl am 14. Mai ein: Hat ihre Stimme bei der Landtagswahl eine große Bedeutung, eine mittlere Bedeutung, eine geringe Bedeutung, fast keine Bedeutung oder überhaupt keine Bedeutung?“	1 = „Eine große Bedeutung“ / 0.75 = „Eine mittlere Bedeutung“ / 0.5 = „Eine geringe Bedeutung“ / 0.25 = „Fast keine Bedeutung“ / 0 = „Überhaupt keine Bedeutung“	0.73(0.27)
<i>Demokratie-zufriedenheit</i>	„Sind Sie mit der Art und Weise, wie die Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland funktioniert, alles in allem gesehen, sehr zufrieden, eher zufrieden, eher unzufrieden oder völlig unzufrieden?“	1 = „Sehr zufrieden/eher zufrieden“ 0 = Ansonsten	0.57 (0.20)
<i>Parteiidentifikation</i>	„Viele Leute neigen in der Bundesrepublik längere Zeit einer bestimmten Partei zu, obwohl sie auch ab und zu eine andere Partei wählen. Wie ist das bei Ihnen: Neigen Sie - ganz allgemein gesprochen - einer bestimmten Partei zu? Wenn ja, welcher?“	1 = Parteinähe genannt 0 = „nein, zu keiner Partei“, „weiß nicht“	0.70 (0.46)
<i>Politisches Interesse</i>	„Wie stark interessieren Sie sich eigentlich für Politik?“	1 = „sehr stark“ / 0.75 = „stark“ / 0.5 = „mittel“ / 0.25 = „wenig“ / 0 = „überhaupt nicht“	0.59 (0.23)
<i>Beteiligung im sozialen Umfeld</i>	„Werden die meisten Wahlberechtigten aus Ihrer Familie und Ihrer Verwandtschaft bei der Landtagswahl am 14. Mai wählen, werden die meisten nicht wählen, oder können Sie das gar nicht sagen?“ Zudem abgefragt für „Freunde“, „Arbeitskollegen“ und „Nachbarn“.	1 = „die meisten werden wählen“ 0 = „kann nicht sagen/weiß nicht“, „einige wählen, andere nicht“ -1 = „die meisten werden nicht wählen“	0.79 (0.17)
<i>Opportunitätskosten</i>	„Die Teilnahme an der kommenden Landtagswahl hält mich von wichtigeren Dingen ab.“	Index über alle vier Personengruppen (9 Ausprägungen). Rekodiert auf Einheitsintervall. 1 = „Trifft voll und ganz zu/trifft teilweise zu“ 0 = Ansonsten	0.07 (0.26)

Fortsetzung von vorhergehender Seite

Studenten-Datensatz (Analysestichprobe mit N = 644):

<i>Knappheit (National)</i>	„Considering Canada as a whole, how close did you think the election would be?“	1 = „Very close“ / 0.66 = „Rather close“ / 0.33 = „Not very close“ / 0 = „Not close at all“	0.58 (0.27)
<i>Knappheit (Wahlkreis)</i>	„In your own riding, how close did you think the election would be?“	1 = „Very close“ / 0.66 = „Rather close“ / 0.33 = „Not very close“ / 0 = „Not close at all“	0.51 (0.28)
<i>U(Wahlausgang Wahlkreis)</i>	„How important was it to you, personally, which <i>candidate</i> was going to win the election in your <i>riding</i> ? Please indicate how important this was to you, on a scale of 0 to 10, where 10 means that who was going to win the election in your riding made a <i>very great difference to you</i> , and 0 means that it made <i>no difference at all</i> .“	0 = „who was going to win made no difference at all to me“ / ... / 0.5 = „who was going to win made some difference to me“ / ... / 1 = „who was going to win made a very great difference to me“	0.62 (0.3)
<i>U(Wahlausgang National)</i>	„Again, how important was it to you, personally, which party was going to win the election in <i>Canada as a whole</i> ? Please indicate how important this was to you, on a scale of 0 to 10, where 10 means that which party was going to win the election in Canada as a whole made a <i>very great difference to you</i> , and 0 means that it made <i>no difference at all</i> .“	0 = „which party was going to win made no difference at all to me“ / ... / 0.5 = „which party was going to win made some difference to me“ / ... / 1 = „which party was going to win made a very great difference to me“	0.77 (0.25)
<i>U(Wahlausgang Index)</i>		Ungewichteter Index aus beiden Indikatoren.	0.69 (0.23)
<i>Parteieneigung</i>	„In federal politics, do you usually think of yourself as being closer to one or to another political party?“	1 = „Yes“ / 0 = „No“	0.63
<i>Kosten (Schwierigkeit I)</i>	„It is so easy to vote that I don't see any reason not to.“	1 = „Agree strongly“ / 0.66 = „Agree“ / 0.33 = „Disagree“ / 0 = „Disagree strongly“	0.33 (0.31)
<i>Kosten (Schwierigkeit II)</i>	„How difficult do you think it would be for you to go and cast your vote?“	1 = „Very easy“ / 0.66 = „Easy“ / 0.33 = „Difficult“ / 0 = „Very difficult“	0.21 (0.22)
<i>Kosten (Index)</i>		Ungewichteter Index aus beiden Indikatoren.	0.29 (0.26)
<i>Politisches Interesse</i>	„In general, would you say that politics interests you?“	1 = „Very much“ / 0.66 = „Somewhat“ / 0.33 = „Not much“ / 0 = „Not at all“	0.72 (0.27)
<i>Freunde/Familie gegen Nichtwahl</i>	„If I did not vote, my family would think badly of me.“	1 = „Agree strongly“ / 0.66 = „Agree“ / 0.33 = „Disagree“ / 0 = „Disagree strongly“; Index	0.26 (0.24)
<i>Teilnahme 92</i>	„Were you eligible to vote in the referendum on the constitution in 1992?“; „Did you vote in that referendum?“	1 = „Yes“ / 0 = „No“	0.75 (0.44)

Anmerkungen: ¹Zusammengefügt zu *Präferenzindex* (ungewichteter Index aus beiden Indikatoren): 0.76 (0.33).

Weitere Kontrollvariablen und ihr Mittelwert (Standardabweichung): Im NRW-Datensatz: *Frau*: 0.48, *Alter (in Jahren)*: 44.16 (16.28), *Bildung: Abitur*: 0.30, *Realschule*: 0.25 (Ref.kat.: Volks-/Hauptschulabschluss/ohne Abschluss abgegangen). Im Studenten-Datensatz: *Älter als 23 Jahre*: 0.09, *Panelteilnahme*: 0.63, *Western Ontario*: 0.62.

8.6 Operationalisierung der unabhängigen Variablen

8.6.1 Anreiz- und Kontrollvariablen

Die für den Test der MFS-Erklärung verwendeten Anreizvariablen, ihre Mittelwerte und Standardabweichungen können Tabelle 7 entnommen werden. In beiden Datensätzen existieren mehrfache Operationalisierungen von *alternativenbezogenen Nutzenkomponenten*, also solchen, die sich auf Parteien bzw. Kandidaten beziehen. Im NRW-Datensatz sind dies die Wahrnehmung einer Partei, welche eine besonders große Problemlösekompetenz besitzt, welche die persönlichen Interessen am besten vertritt, oder der man generell zugeneigt ist. Als vierter Indikator eines parteibezogenen Anreizes zur Teilnahme dient die Leistungsdifferenz, welche der Differenz zwischen der höchsten und der schlechtesten Bewertung der vier großen Parteien (SPD, CDU, FDP und die Grünen) entspricht. Dieser Indikator des alternativenbezogenen Nutzens kommt dem Parteiendifferential von Downs am nächsten. Schließlich wird berücksichtigt, ob Befragte einen der beiden Kandidaten für das Amt des Ministerpräsidenten (Johannes Rau oder Helmut Linssen) präferieren oder keine derartige Präferenz besitzen. Im Studenten-Datensatz wird für die nationale Ebene und den Wahlkreis getrennt berücksichtigt, wie wichtig dem Befragten das Ergebnis der Wahl ist. Als weiterer Indikator des alternativenbezogenen Nutzens wird auch hier das Vorhandensein einer Parteineigung berücksichtigt.

Die *subjektive Einflusserswartung* kann im NRW-Datensatz vergleichsweise direkt über die wahrgenommene Bedeutung der eigenen Stimme für den Wahlausgang operationalisiert werden. Im Studenten-Datensatz wird die wahrgenommene Knappheit des Wahlausganges als Proxy-Variable für die Einflusserswartung verwendet (Blais 2000: 74). Die wahrgenommene Knappheit wurde ebenfalls getrennt hinsichtlich der nationalen und der Wahlkreis-Ebene erhoben. Diese Indikatoren des erwarteten Einflusses dienen gleichzeitig als Indikatoren des *Konsumnutzens* aus der wahrgenommenen politischen Wichtigkeit. Im NRW-Datensatz kann in Form der Demokratiezufriedenheit ein weiterer nicht-alternativenbezogener Konsumnutzen berücksichtigt werden.

In beiden Datensätzen liegen zudem Messungen der wahrgenommenen *Teilnahmekosten* vor. Im NRW-Datensatz wird auf eine Messung der Opportunitätskosten zurückgegriffen. Dabei wurde danach gefragt, inwieweit die Teilnahme an der Landtagswahl von wichtigeren

Dingen abhalte. Im Studenten-Datensatz beziehen sich zwei Indikatoren direkter Kosten auf die wahrgenommene Schwierigkeit des Wählens.

Einen theoretisch mehrdeutigen Status besitzen das politische Interesse sowie die Beteiligung im sozialen Umfeld (NRW-Datensatz) bzw. die Einstellungen von Freunden und Familie gegenüber einer etwaigen Nichtwahl (Studenten-Datensatz). Aus einer RC-Perspektive wäre das politische Interesse ein weiterer Indikator eines Konsumnutzens aus der Wahlteilnahme und die Merkmale des sozialen Umfelds könnten als Proxy-Variablen potentieller teilnahmebezogener Sanktionen gedeutet werden. Die entwickelte MFS-Erklärung der Wahlteilnahme lässt jedoch erwarten, dass diese Faktoren nicht nur, und womöglich nicht einmal primär, als Anreizvariablen relevant sind. Das politische Interesse beeinflusst vielmehr bereits die Situationsdefinition und ist zudem eng mit dem Wahltag-Skript verbunden, da die Wahlnorm nicht nur die bloße Teilnahme an der Wahl, sondern die informierte Teilnahme vorschreibt. Ebenso wurde bereits darauf hingewiesen, dass die soziale Einbettung der Akteure einen wichtigen Einfluss auf die Aktivierung bzw. Zugänglichkeit der Wahlnorm ausüben sollte. Da diese theoretische Mehrdeutigkeit (als Anreizvariablen und als Bestimmungsfaktoren des spontanen Aktivierungsgewichts) empirisch nicht aufgelöst werden kann, werden beide Variablen beim Test der MFS-Hypothesen lediglich als Kontrollvariablen behandelt.

Als weitere Kontrollvariable dient in beiden Datensätzen das Alter, wobei im Studenten-Datensatz lediglich zwischen Befragten, die zum Zeitpunkt der Befragung älter bzw. nicht älter als 23 Jahre waren, differenziert wird. Im NRW-Datensatz wird zudem für die Bildung und das Geschlecht kontrolliert. In den Analysen des Studenten-Datensatzes bleibt die Geschlechtsvariable außen vor, da sie einen hohen Anteil fehlender Werte (17 Prozent) aufweist. Letzteres zeugt wohl vom Bemühen der Seminarteilnehmer, ihre Nicht-Identifizierbarkeit zu sichern. Schließlich kommen in den Analysen auf Basis des Studenten-Datensatzes drei weitere Variablen zum Einsatz, die aus der speziellen Art der Datenerhebung herrühren. Eine Dummy-Variable unterscheidet Teilnehmer an Vorwahlbefragungen von lediglich nach der Wahl Befragten, da die Panelteilnahme anscheinend zu einer höheren Wahlbeteiligung geführt hat (Blais und Young 1999: 44). Da unklar ist, ob die Teilnahme an Vorwahlbefragungen ein normatives Pflichtgefühl oder aber Anreize wie die wahrgenommene eigene politische Wichtigkeit aktiviert oder verstärkt hat, wird diese Variable als reine Kontrollvariable behandelt. Ebenso wird zweitens für die Präsentation des Wählerparadoxons statistisch kontrolliert. Eine dritte Dummy-Variable trennt Studenten der Universität von Western Ontario von solchen der Universität von Montreal. An der

Universität von Montreal war die Wahlbeteiligung generell höher, da sich Studenten aufgrund einer neu angefertigten Liste nicht registrieren zu lassen brauchten und zudem durch den Eintritt einer neuen nationalistischen Partei in Quebec zusätzlich zur Teilnahme motiviert worden sein könnten (Blais und Young 1999: 44). Zudem haben Studenten aus Western Ontario durchschnittlich einen längeren Weg zum Wahllokal zurückzulegen. Da neben diesen nicht gemessenen Anreizvariablen noch eine Reihe weiterer Unterschiede zwischen Studenten der beiden Universitäten denkbar sind, wird diese Variable ebenfalls als Kontrollvariable verwendet.

8.6.2 Wahlnorm

Für die Operationalisierung des Internalisierungsgrades der Wahlnorm werden mehrere Indikatoren verwendet. Dies ist zunächst in beiden Datensätzen der Grad der Zustimmung zu der Aussage, die Wahlteilnahme sei eine demokratische Bürgerpflicht. Für sich allein genommen reicht dieses Standarditem jedoch nicht aus, um die persönliche Verbindlichkeit der Wahlnorm zu erfassen. Im NRW-Datensatz wird daher zusätzlich berücksichtigt, inwieweit eine Nichtwahl zu einem schlechten Gewissen führen und inwieweit sie der eigenen Persönlichkeit widersprechen würde. Im kanadischen Studenten-Datensatz wird die Zustimmung zu den Aussagen verwendet, man würde sich im Falle einer Nichtwahl schuldig fühlen bzw. es sei wichtig zu wählen, selbst wenn die favorisierte politische Alternative keine Gewinnchance habe. Diese Items können als Indikatoren der persönlichen, unbedingten Geltung der Wahlnorm angesehen werden.

Im Studenten-Datensatz kommt noch ein vierter Indikator zum Einsatz: der Grad der Zustimmung zu der Aussage, zur Bewahrung der Demokratie müsse die große Mehrheit der Bürger zur Wahl gehen. Theoretisch ist dieses Item wohlgerneht eher ein Prädiktor der Verankerung der Wahlnorm. In späteren, differenzierteren Analysen wird sein Einfluss daher separat betrachtet (siehe Kapitel 8.7.2.3). Gleichwohl lässt sich seine Aufnahme als zusätzlicher Indikator des Internalisierungsgrades in diesem Datensatz rechtfertigen. Die Zustimmung zu diesem vierten Item korreliert noch höher mit der Einschätzung, die Wahlteilnahme sei Bürgerpflicht, als die Zustimmung zu den anderen beiden Indikatoren ($r = 0.54$ im Vergleich zu $r = 0.49$ für das Item, Wählen sei auch bei keiner Gewinnchance wichtig, und $r = 0.40$ für das Item, man würde sich im Falle einer Nichtwahl schuldig

fühlen).¹²¹ Dies deckt sich mit dem Ergebnis einer weiteren Studie von Blais und Thalheimer (1997, zitiert in Blais 2000: 104ff.), in der regelmäßige Wähler aus Montreal nach den Gründen ihrer Teilnahme befragt wurden: Von den 78 Befragten, die hauptsächlich wählten, weil sie sich normativ zur Teilnahme verpflichtet fühlten, stimmten 71 der Aussage zu, man solle wählen gehen, wenn und weil man an die Demokratie glaube.

Tabelle 8: Indikatoren des Verankerungsgrades der Wahlnorm und ihre Faktorladungen im Rahmen explorativer Faktorenanalysen (iterated principal factors)

	NRW-Datensatz	Studenten-Datensatz
Variable	Faktorladungen	Faktorladungen
Bürgerpflicht ¹	0.62	0.81
Bei Nichtwahl:		
Schlechtes Gewissen ²	0.76	---
Sich schuldig fühlen ³	---	0.50
Widerspruch zu Persönlichkeit ⁴	0.85	---
Wählen auch wenn chancenlos ⁵	---	0.62
Essentiell für Demokratie ⁶	---	0.64
Eigenwert	1.69	1.71
% erklärte Varianz	56.48	42.73

Anmerkungen: Faktorenanalyse im NRW-Datensatz basiert auf polychorischer Korrelationsmatrix.

Items und Mittelwerte (Standardabweichungen):

¹ „In der Demokratie ist es die Pflicht jedes Bürgers, sich regelmäßig an Wahlen zu beteiligen.“ 0.79 (0.37)

„It is the duty of every citizen to vote.“ 0.79 (0.26)

² „Wenn ich eine Wahl versäumen würde, hätte ich hinterher ein schlechtes Gewissen.“ 0.47 (0.45)

³ „If I did not vote, I would feel guilty.“ 0.54 (0.34)

⁴ „Nicht zu wählen würde meiner Persönlichkeit widersprechen.“ 0.70 (0.43)

⁵ „It is important to vote, even if my party or candidate has no chance of winning.“ 0.84 (0.2)

⁶ „In order to preserve democracy, it is essential that the great majority of citizens vote.“ 0.85 (0.2)

Antwortkategorien: 1 = „stimme voll und ganz zu“ / 0.5 = „stimme teilweise zu“ / 0 = „stimme gar nicht zu“ bzw. 1 = „Agree strongly“ / 0.66 = „Agree“ / 0.33 = „Disagree“ / 0 = „Disagree strongly“

¹²¹ Im NRW-Datensatz ist zwar ein ähnliches Item verfügbar, das danach fragt, ob eine geringe Wahlbeteiligung zu einer Gefahr für die Demokratie werden könne. Allerdings fallen die polychorischen Korrelationen dieser Variablen mit den drei anderen Indikatoren durchgehend geringer aus als deren Korrelationen untereinander. Entsprechend ergibt sich für dieses Item eine deutlich geringere Ladung auf dem gemeinsamen Faktor, wenn man es in die Faktorenanalyse mit einschließt. Im NRW-Datensatz erscheint daher die ausschließliche Verwendung der drei oben genannten Indikatoren eine validere Messung des Verankerungsgrades zu ermöglichen.

Die Eindimensionalität der verwendeten Indikatoren wurde mit Hilfe von Faktorenanalysen überprüft und konnte in beiden Datensätzen bestätigt werden. Um keine Verteilungsannahmen treffen zu müssen, wurde als Extraktionsverfahren „iterated principal factors“ verwendet (Fabrigar et al. 1999: 277). Die Analysen ergaben jeweils eindeutig eine 1-Faktor-Lösung. In einem zweiten Schritt wurde die Anzahl der zu extrahierenden Faktoren vorab auf eins festgesetzt. Die Ergebnisse dieser Faktorenanalysen sind in Tabelle 8 abgetragen. Die Faktorenladungen liegen in allen Fällen über dem konventionell als „practically significant“ eingestuften Wert von 0.5 (Hair et al. 1998: 111). Quadriert man sie, so erhält man den Anteil der Varianz in der Beantwortung eines Items, den der Faktor (also die als Verankerung der Wahlnorm interpretierte latente Variable) erklärt.

Im Studenten-Datensatz lässt sich als Reliabilitätsmaß zudem Cronbach's alpha berechnen, das einen akzeptablen Wert von 0.71 erreicht. In den folgenden Analysen dieses Datensatzes werden Faktorscores verwendet, die mit Hilfe der Regressionsmethode von Thomson berechnet wurden. Die Faktorscores schätzen die Ausprägungen der Befragten auf der unbeobachteten Variablen „Verankerungsgrad der Wahlnorm“ und sind im Vergleich zu den einzelnen Indikatoren weniger messfehlerbehaftet.

Der NRW-Datensatz verlangt ein etwas anderes Vorgehen, da die Antwortkategorien der Wahlnorm-Items hier nur zwischen „stimme voll und ganz zu“, „stimme teilweise zu“ und „stimme gar nicht zu“ unterscheiden. Selbst wenn man von gleichen Abständen zwischen diesen Antwortkategorien ausgeht, ist die Anzahl der Ausprägungen so gering, dass die Durchführung einer gewöhnlichen Faktorenanalyse und die Berechnung von Faktorscores nicht sinnvoll sind. Um die Eindimensionalität der Indikatoren dennoch auch in diesem Datensatz faktorenanalytisch überprüfen zu können, wurde eine Faktorenanalyse auf Basis der *polychorischen* Korrelationsmatrix berechnet.¹²² Deren Ergebnis ist ebenfalls in Tabelle 8

¹²² Das statistische Verfahren der Faktorenanalyse setzt die Berechnung einer Korrelationsmatrix voraus, deren Elemente wiederum Intervallskalenniveau voraussetzen. Polychorische Korrelationen erlauben die Schätzung von Korrelationen zwischen ordinalskalierten Variablen (Jöreskog 2002; Kühnel 1996; Muthén 1993). Dabei geht man davon aus, dass hinter den Antworten auf die ordinalen Indikatoren kontinuierliche unbeobachtete Variablen stehen: Die Wahl einer bestimmten Antwortkategorie erfolgt demnach genau dann, wenn sich die Ausprägung auf der latenten Variablen in einem bestimmten Wertebereich befindet. Zur Identifikation dieses Modells ist eine Verteilungsannahme hinsichtlich der latenten Variablen notwendig (Kühnel 1996: 95; Muthén 1993: 215). Dabei wird in der Regel unterstellt, dass die latente Variable standardnormalverteilt ist, also eine Varianz von 1 und einen Mittelwert von 0 hat. Eine polychorische Korrelation ist somit die Korrelation zwischen zwei bivariat normalverteilten *latenten* Variablen (Jöreskog 2002: 11).

abgetragen. An Stelle von Faktorscores wird im NRW-Datensatz ein ungewichteter additiver Index aus den drei Indikatoren gebildet.

8.7 Ergebnisse

Alle in die folgenden Analysen eingehenden Variablen wurden vorab auf das Einheitsintervall transformiert. Dies geschieht zu dem Zweck, die für den Hypothesentest entscheidenden Extremwertvergleiche direkt anhand der Regressionskoeffizienten ablesen zu können. Von Interesse sind vor allem die maximalen Anreizeffekte für extreme Ausprägungen der Verankerung der Wahlnorm. Die in den Regressionstabellen berichteten Logit-Effekte erlauben, die Richtung und Stärke der vom MFS vorhergesagten statistischen Interaktionen auf den ersten Blick zu beurteilen. Im Text werden diese zumeist in Odds-Ratios umgerechnet. Diese geben an, um welchen multiplikativen Faktor sich die Teilnahmechance durchschnittlich ändert, wenn sich die unabhängige Variable von ihrem Minimum auf ihr Maximum erhöht. Der Einfachheit halber verzichte ich bisweilen auf den Hinweis, dass es sich um durchschnittlich geschätzte Effekte handelt.

Bevor ich die multivariaten Analysen und die Ergebnisse der zentralen Hypothesentests darstelle, beschreibe ich zunächst die Verteilungen einiger besonders zentraler Variablen und ihre bivariaten Beziehungen zum Teilnahmeverhalten.

8.7.1 Univariate und bivariate Ergebnisse

Ich betrachte zunächst die Verteilung des Internalisierungsgrades der Wahlnorm. Abbildung 12 gibt die Verteilung im Studenten-Datensatz (Faktorscores) wieder, Abbildung 13 die Verteilung des entsprechenden Index im NRW-Datensatz. Beide Histogramme lassen eine deutlich linksschiefe Verteilung erkennen, wobei Fälle mit äußerst geringer Internalisierung vor allem im Studenten-Datensatz sehr selten sind. Dennoch weist die Variable auch hier eine hinreichend große Variation auf, denn der MFS-Erklärung zufolge können auch Unterschiede im oberen Bereich des Verankerungsgrades über den Modus der Handlungsselektion entscheiden.

Über einen Vergleich der grauen und weißen Balken erhält man einen ersten Eindruck von der Beziehung dieser Variablen zum Teilnahmeverhalten. Im Studenten-Datensatz ist die berichtete Teilnahme zu Grunde gelegt, im NRW-Datensatz die Teilnahmeintention (aufgrund der potentiell größeren Selektivität der Nachwahlbefragung). Wie erwartet ist der Zusammenhang in beiden Datensätzen stark positiv: Die Anzahl an Fällen, in denen eine Teilnahme(intention) berichtet wird (graue Balken), steigt mit dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm stark an. Die Häufigkeit an Fällen ohne Teilnahme(intention) (weiße Balken) ist im Bereich der stärksten Ausprägungen dagegen sehr gering. Logistische Regressionen des Teilnahmeverhaltens auf den Internalisierungsgrad bestätigen dieses Ergebnis. Die Teilnahmechance ist bei Befragten mit *maximalem* Internalisierungsgrad um das 211.29-fache (Studenten-Datensatz) bzw. um das 49.96-fache (NRW-Datensatz) höher als bei Befragten mit *minimalem* Internalisierungsgrad ($p < 0.01$). Bei einer Erhöhung des Internalisierungsgrades um *eine Standardabweichung* erhöht sich die Teilnahmechance um das 2.86-fache (Studenten-Datensatz) bzw. um das 3.52-fache (NRW-Datensatz).

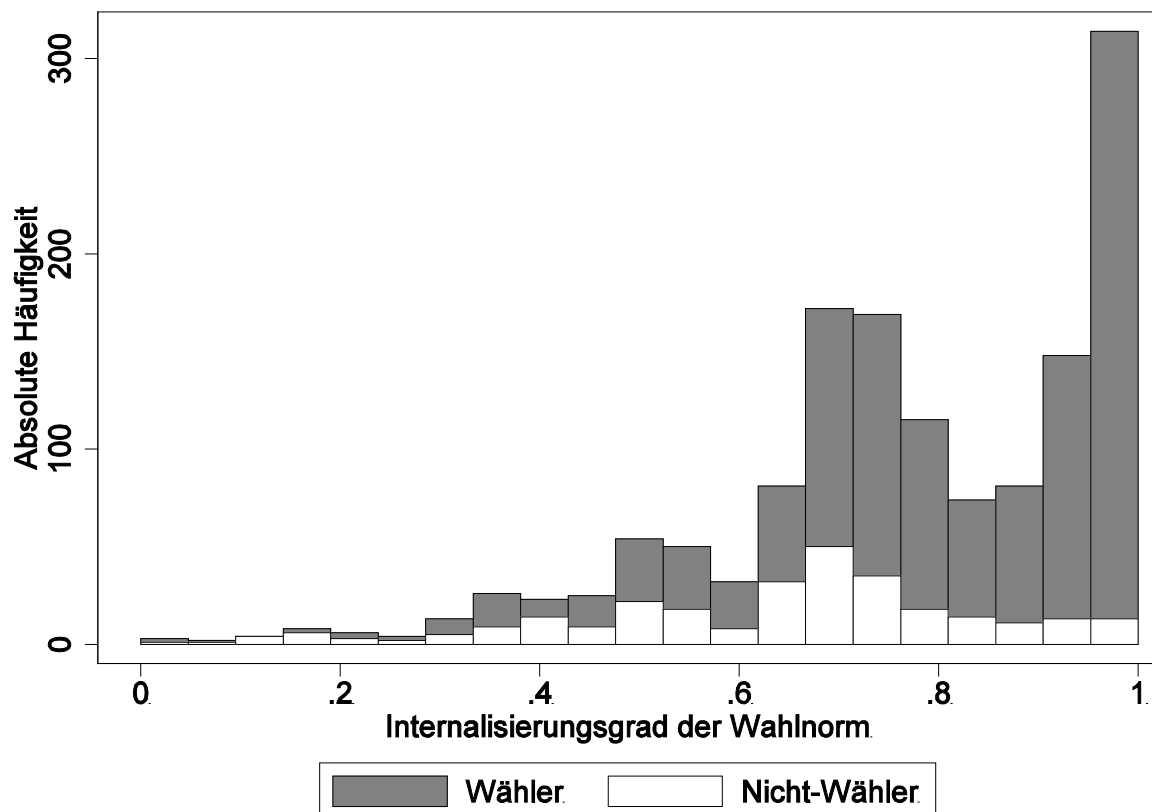


Abbildung 12: Histogramm der Variablen „Internalisierungsgrad der Wahlnorm“ (Faktorscores) im Studenten-Datensatz

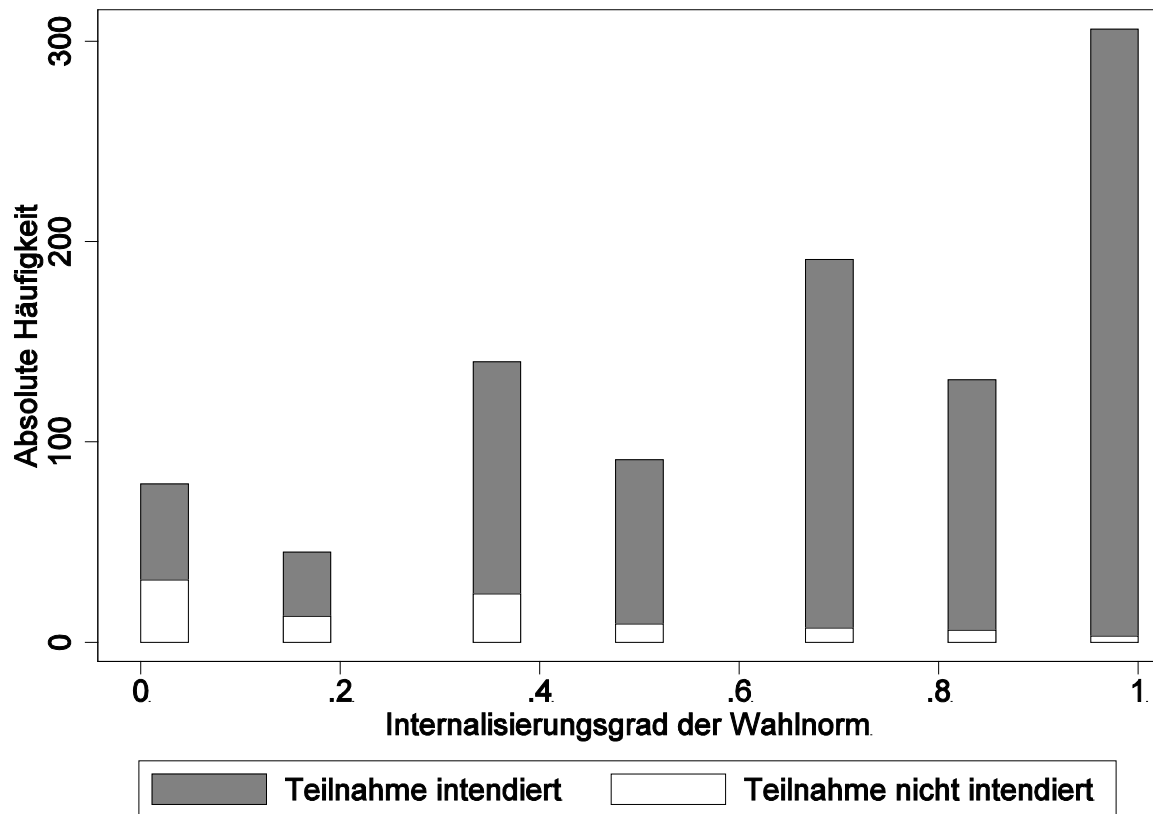


Abbildung 13: Histogramm der Variablen „Internalisierungsgrad der Wahlnorm“ (ungewichteter additiver Index) im NRW-Datensatz

8.7.2 Multivariate Analysen mit binären logistischen Regressionsmodellen

Theoretisch ist eine prinzipiell unbegrenzte Menge von Anreizvariablen denkbar, welche verschiedene instrumentelle Beweggründe und Konsumnutzen einer Wahlteilnahme widerspiegeln. Aus zwei Gründen verlangt ein aussagekräftiger statistischer Test der MFS-Hypothese jedoch eine Eingrenzung der betrachteten Anreizvariablen. Erstens ist eine hinreichende Teststärke nur möglich, wenn erklärungsstarke Anreizvariablen betrachtet werden (siehe den obigen Exkurs zur statistischen Prüfbarkeit der MFS-Hypothesen). Zweitens geht jede berücksichtigte Anreizvariable nicht nur einzeln, sondern auch als Produkt mit dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm in das Regressionsmodell zum Test der MFS-Hypothese 1 ein. Durch die resultierende große Anzahl zu schätzender Parameter und die relativ hohen Korrelationen zwischen den Produktermen besteht die Gefahr instabiler Schätzungen (Fox 1997: 337).

Im Folgenden wird daher in einem ersten Schritt zunächst eine Variablenselektion durchgeführt (siehe dazu Hosmer und Lemeshow 2000: 92ff.). Ausgangspunkt ist ein RCT-Modell, das möglichst viele Anreizvariablen enthält, von denen eine Wirkung zu erwarten ist. Dieses wird auf Basis von Likelihood-Ratio-Tests schrittweise um Variablen reduziert, von denen offensichtlich kein bedeutender Einfluss ausgeht. Bei einem derartigen Vorgehen besteht die Gefahr, dass ein Modell resultiert, das überangepasst an die Stichprobe ist (Fox 1997: 359; Hosmer und Lemeshow 2000: 92). Daher wird die Variablenselektion bewusst anhand eines Regressionsmodells durchgeführt, das die vom MFS vorhergesagten Interaktionseffekte noch *nicht* enthält. Zudem wird der Selektionsprozess *nicht* so weit geführt, dass nur noch Prädiktoren mit signifikanten Koeffizienten im Modell verbleiben. Vor dem Hintergrund der MFS-Hypothese 1 wäre dies besonders problematisch, da diese erwarten lässt, dass der Effekt einer Reihe von Anreizvariablen möglicherweise erst sichtbar wird, wenn man den Interaktionseffekt mit dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm berücksichtigt.

Tabelle 9: RCT-Ausgangsmodell im NRW-Datensatz (Logistische Regressionen der intendierten und berichteten Wahlteilnahme)

	RCT-Ausgangsmodell			
	Teilnahmeabsicht		Berichtete Teilnahme	
Problemlösekompetenz	0.56	(0.90)	2.96**	(1.09)
Interessenvertretung	2.24**	(0.77)	1.39	(0.85)
Leistungsdifferenz	1.65	(1.25)	-2.20	(1.51)
Kandidatenpräferenz	0.83	(0.70)	0.00	(0.81)
Bedeutung der eigenen Stimme	3.09**	(1.14)	0.66	(1.30)
Bedeutung x Problemlösekompetenz	-0.60	(1.23)	-3.47**	(1.34)
Bedeutung x Interessenvertretung	-2.49*	(1.17)	-2.09+	(1.25)
Bedeutung x Leistungsdifferenz	-2.20	(1.88)	1.61	(2.02)
Bedeutung x Kandidatenpräferenz	0.01	(1.08)	0.79	(1.15)
Parteiidentifikation	0.23	(0.32)	1.07**	(0.33)
Demokratiezufriedenheit	0.62	(0.74)	0.79	(0.76)
Opportunitätskosten	-0.44	(0.50)	0.38	(0.67)
Alter (in Jahren)	0.03*	(0.01)	0.05**	(0.01)
Abitur	-0.03	(0.40)	1.16**	(0.43)
Realschule	-0.13	(0.39)	0.31	(0.39)
Frau	-0.11	(0.32)	-0.61+	(0.32)
Internalisierungsgrad der Wahlnorm (IW)	2.19**	(0.52)	1.13*	(0.52)
Politisches Interesse	0.95	(0.79)	-0.05	(0.75)
Beteiligung im sozialen Umfeld	3.80**	(0.83)	4.53**	(0.93)
Konstante	-6.37**	(1.08)	-5.36**	(1.17)
Pseudo R^2	0.375		0.279	
-2*Log-Likelihood	329.01		318.81	
N	855		623	

Anmerkungen: Logit-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern
+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Tabelle 10: RCT-Ausgangsmodell im Studenten-Datensatz (Logistische Regressionen der berichteten Wahlteilnahme)

	RCT-Ausgangsmodell	
U(Wahlausgang National)	0.96	(1.12)
Knappheit (National)	-1.44	(1.38)
U x Knappheit (National)	1.07	(1.74)
U(Wahlausgang Wahlkreis)	0.09	(0.79)
Knappheit (Wahlkreis)	0.37	(0.89)
U x Knappheit (Wahlkreis)	0.52	(1.33)
Parteineigung	-0.05	(0.24)
Kosten (Index)	-2.09**	(0.45)
Internalisierungsgrad der Wahlnorm (IW)	2.84**	(0.63)
Politisches Interesse	0.88+	(0.50)
Freunde/Familie gegen Nichtwahl	1.10*	(0.51)
Western Ontario	-1.43**	(0.29)
Präsentation Wählerparadoxon	-0.16	(0.27)
Panelteilnahme	0.16	(0.27)
Älter als 23 Jahre	0.54	(0.44)
Konstante	-1.03	(1.00)
Pseudo R^2	0.252	
-2*Log-Likelihood	525.29	
N	628	

Anmerkungen: Logit-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern
 + $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

8.7.2.1 Variablenselektion auf Basis des RCT-Ausgangsmodells

Die Tabellen 9 und 10 enthalten die RCT-Ausgangsmodelle. Dies sind logistische Regressionen, in die zunächst alle untersuchten Anreiz- und Kontrollvariablen eingehen und die in ihrer Spezifikation den RC-Theorien der Wahlteilnahme folgen. Vor allem schätzen sie nicht die vom MFS vorhergesagten Interaktionseffekte zwischen dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm und den Anreizvariablen.

Als erstes Ergebnis ist festzuhalten, dass sich die instrumentellen RC-Theorien der Wahlteilnahme nicht bestätigen lassen. In beiden Datensätzen ergeben sich keinerlei Anzeichen für die vorhergesagten Interaktionseffekte zwischen Einflusserswartungen bzw. wahrgenommener Knappheit des Wahlausgangs auf der einen und den auf den Wahlausgang bezogenen Nutzenvariablen auf der anderen Seite (siehe bereits Andreß, Hagenaars und Kühnel 1997: 411; Blais und Young 1999: 54). Im NRW-Datensatz weisen drei der vier Produktterme ein negatives anstatt des vorhergesagten positiven Vorzeichens auf. Der vierte Produktterm ist von geringer Größe und statistisch insignifikant. Letzteres gilt auch für die

Produktterme auf nationaler und Wahlkreis-Ebene im Studenten-Datensatz. Um die Relevanz instrumenteller Anreizeffekte nicht vorschnell auszuschließen, wurde eine Reihe von Anschlussanalysen durchgeführt, die ihr Vorliegen auf andere Art und Weise überprüfen:

In diesen Analysen wurden (i.) die verschiedenen Interaktionseffekte einzeln getestet, um etwaige Multikollinearitätsprobleme zu umgehen, (ii.) die Nutzenindikatoren und/oder die Erwartungsindikatoren zu additiven Indizes zusammengefasst, um den möglichen Einfluss von Messfehlern zu reduzieren und um über erklärungskräftigere Komponentenvariablen zu verfügen, sowie (iii.) Dreifachinteraktionen geschätzt, wie sie sich aus der Theorie kollektiven politischen Handelns von Opp, Finkel u.a. ableiten lassen. Dieser zufolge ist der wahrgenommene persönliche Einfluss zunächst mit gruppenbezogenen Erfolgsaussichten (hier operationalisiert durch die wahrgenommene Knappheit des Wahlausganges) und dann erst mit den Nutzenindikatoren zu gewichten (siehe u.a. Finkel 2008: 27). Schließlich wurde (iv.) unter Vorwegnahme der MFS-Hypothese 1 betrachtet, ob sich die instrumentellen Anreizeffekte aufzeigen lassen, wenn man nur die Teilstichprobe der Befragten mit relativ niedrigem Internalisierungsgrad der Wahlnorm betrachtet (analog zum Vorgehen in Kroneberg, Heintze und Mehlkop 2008, 2010).

In keiner dieser Analysen ließen sich instrumentelle Anreizeffekte, wie sie die instrumentellen RC-Theorien der Wahlteilnahme vorhersagen, nachweisen. Möglicherweise besteht hier ebenfalls das Problem einer zu geringen Teststärke. Dennoch ist für die weiteren Analysen der Schluss zu ziehen, dass die in den Daten aufzeigbaren Anreizeffekte keine Interaktionseffekte zwischen Erwartungs- und Nutzenindikatoren beinhalten.

Im nächsten Analyseschritt werden die RCT-Ausgangsmodelle sukzessive um Variablen reduziert, deren Koeffizienten statistisch insignifikant *und* ausgesprochen gering sind oder deren Vorzeichen den theoretischen Erwartungen der RC-Theorien widersprechen. Zudem wird mit Hilfe des Likelihood-Ratio-Tests (LR-Test) geprüft, dass die ausgeschlossenen Variablen nicht signifikant zur Devianzreduktion beitragen (vgl. Hosmer und Lemeshow 2000: 92ff.). Die schrittweise Variablenselektion bzw. Reduktion der RCT-Ausgangsmodelle ist in den Tabellen 11 und 12 zusammengefasst.

Um zu erklärungskräftigeren Anreizvariablen und damit zu einer höheren Teststärke zu gelangen, wurden in beiden Datensätzen zwei Nutzenkomponenten zu einem Index zusammengefasst. Die Indexbildung erscheint in beiden Fällen substantiell sinnvoll und statistisch gerechtfertigt: So wird vereinfachend angenommen, dass Befragte, welche sowohl eine Kandidatenpräferenz als auch eine Parteipräferenz (Interessenvertretung) aufweisen, einen doppelt so hohen Anreiz zur Teilnahme haben als Befragte mit nur einer dieser

Präferenzen (NRW-Datensatz).¹²³ Gleiches gilt für die empfundene Wichtigkeit des Wahlausgangs auf nationaler und Wahlkreis-Ebene im Studenten-Datensatz, welche mit derselben 11er-Skala gemessen wurden. Dass die Indexbildung statistisch gerechtfertigt ist, wird durch ähnliche Koeffizienten im vorherigen Modell nahe gelegt und wird auch von den LR-Tests bestätigt. Letztere zeigen, dass der Zusammenschluss der Variablen zu keiner statistisch signifikanten Erhöhung der Devianz führt.

Im NRW-Datensatz wurde die Variablenselektion zunächst für die *intendierte* Wahlteilnahme durchgeführt, um eine größere Analytestichprobe zu Grunde legen zu können. Das resultierende Modell wurde dann auf die *berichtete* Wahlteilnahme übertragen. Hierbei ergaben sich für die Bedeutung der eigenen Stimme und die wahrgenommenen Opportunitätskosten insignifikante Effekte mit falschen Vorzeichen. Das RCT-Modell der berichteten Wahlteilnahme wurde daher zusätzlich um diese beiden Prädiktoren reduziert.

Tabelle 11: Variablenselektion auf Basis des RCT-Ausgangsmodells im NRW-Datensatz (Logistische Regressionen der intendierten und berichteten Wahlteilnahme)

Modell	Veränderung gegenüber dem vorherigen Modell	Grund für Veränderung des vorherigen Modell	Anzahl Parameter	D(M _B)	Pseudo R ²
Intendierte Wahlteilnahme (N = 855):					
M1			19	329.01	0.3754
M2	ohne <i>Bedeutung x (Problemlösekompetenz, Interessenvertretung, Leistungsdifferenz, Kandidatenpräferenz)</i>	größtenteils falsche Vorzeichen	15	337.57	0.3592
M3	ohne <i>Problemlösekompetenz</i>	Nullkoeffizient	14	337.59	0.3591
M4	Indexbildung: Präferenzindex = <i>Interessenvertretung + Kandidatenpräferenz</i>	hinreichend ähnliche Koeffizienten	13	337.64	0.3590
M5	ohne <i>Leistungsdifferenz</i>	sehr geringer Koeffizient (selbst in Teilstichprobe)	12	338.36	0.3577
Berichtete Wahlteilnahme (N = 628):					
M5			12	334.10	0.2531
M6	ohne <i>Bedeutung, Opportunitätskosten</i>	falsche Vorzeichen	10	340.01	0.2586

Anmerkungen: D(M_B) bezeichnet die Devianz: -2*Log-Likelihood.

¹²³ Von der Möglichkeit widerstreitender Präferenzen wird der Einfachheit halber abgesehen. Insbesondere bei einer Analyse der Wahlentscheidung wäre diese systematisch mit einzubeziehen.

Tabelle 12: Variablenselektion auf Basis des RCT-Ausgangsmodells im Studenten-Datensatz (Logistische Regressionen der berichteten Wahlteilnahme)

Modell	Veränderung gegenüber dem vorherigen Modell	Grund für Veränderung des vorherigen Modell	Anzahl Parameter	D(M _B)	R ² _{McF}
M1			15	525.29	0.2516
M2	ohne <i>U x Knappheit (National)</i> , <i>U x Knappheit (Wahlkreis)</i>	falsche VZ bzw. sehr geringer Koeffizient	13	526.01	0.2506
M3	ohne <i>Knappheit (National)</i>	falsches VZ	12	527.94	0.2478
M4	ohne <i>Parteineigung</i>	Nullkoeffizient	11	528.00	0.2477
M5	Indexbildung: <i>U(Wahlausgang) (Index) = U(Wahlausgang National) + U(Wahlausgang Wahlkreis)</i>	hinreichend ähnliche Koeffizienten	10	529.71	0.2453

Anmerkungen: N = 628. D(M_B) bezeichnet die Devianz: -2*Log-Likelihood.

Die reduzierten RCT-Modelle, die aus der Variablenselektion und Indexbildung resultieren, sind in den Tabellen 13 und 14 enthalten, die im folgenden Abschnitt zu finden sind. Betrachtet man die Effekte der Anreizvariablen in diesen Modellen, so fällt auf, dass eine Reihe von ihnen statistisch insignifikant oder nur schwach signifikant ist. Dies ist Ausdruck der methodischen Entscheidung, die Variablenselektion zu beenden, bevor nur noch statistisch signifikante Anreizeffekte im Modell verbleiben. Damit soll sowohl eine Überanpassung an die Stichprobe vermieden werden als auch der Ausschluss von Anreizvariablen, deren Erklärungskraft möglicherweise erst nach Einschluss der MFS-Interaktionseffekte sichtbar wird.

Im Studenten-Datensatz geht der stärkste Anreizeffekt von den wahrgenommenen Kosten der Teilnahme aus ($OR = e^{-2.16} = 1/8.67$). Die Wichtigkeit des Wahlausgangs *U(Wahlausgang)* hat ebenfalls einen starken, statistisch signifikanten Effekt ($OR = e^{1.54} = 4.66$). Der Einfluss der wahrgenommenen Knappheit erscheint dagegen deutlich geringer zu sein ($OR = e^{0.67} = 1.95$).

Im NRW-Datensatz variiert die Einflusstärke der Anreizvariablen, je nachdem, ob man die Teilnahmeintention oder die berichtete Teilnahme (in der kleineren Nachwahl-Stichprobe) betrachtet. Hinsichtlich der Teilnahmeintention geht der stärkste Anreizeffekt vom Vorliegen einer Kandidaten- und Parteipräferenz (Präferenzindex) aus ($OR = e^{1.73} = 5.64$). Die Bedeutung der eigenen Stimme hat ebenfalls einen bedeutsamen Effekt ($OR = e^{0.99} = 2.69$).

Dagegen scheint die Teilnahmeintention kaum durch das Vorliegen einer Parteiidentifikation, die Demokratiezufriedenheit oder die wahrgenommenen Opportunitätskosten beeinflusst zu sein. Betrachtet man jedoch das *berichtete* Teilnahmeverhalten, so sind gerade die Parteiidentifikation ($OR = e^{0.93} = 2.53$) und die Demokratiezufriedenheit ($OR = e^{1.30} = 3.67$) die erklärungskräftigsten Anreizvariablen.

Eine mögliche Interpretation dieser Unterschiede zwischen intendierter und berichteter Teilnahme im NRW-Datensatz lautet wie folgt: Die Teilnahmeintention in der Vorwahlwoche scheint stärker durch Anreize geprägt, die *aktuelle* Wahrnehmungen und Empfindungen widerspiegeln. Diese können durchaus kurzfristigen Veränderungen unterliegen und sind daher am Wahltag unter Umständen bereits anders ausgeprägt. Dies würde erklären, warum sich für die berichtete Teilnahme vor allem ein Einfluss vergleichsweise *stabiler* Wahrnehmungen und Bindungen (Parteiidentifikation und Demokratiezufriedenheit) feststellen lässt. Basierend auf dieser Interpretation wird auch verständlich, dass die wahrgenommene Bedeutung der eigenen Stimme und die Opportunitätskosten völlig irrelevant für das berichtete Teilnahmeverhalten sind. Aufgrund falscher Vorzeichen ihrer Koeffizienten wurden sie bereits im Zuge der Variablenselektion von der weiteren Analyse dieser abhängigen Variablen ausgeschlossen. Gerade hinsichtlich der wahrgenommenen Opportunitätskosten ist von kurzfristigen Schwankungen – u.U. noch am Wahltag – auszugehen. Eine Messung in der Woche vor der Wahl korreliert daher möglicherweise nur schwach mit der teilnahmerelevanten Ausprägung am Wahltag.

8.7.2.2 Der Internalisierungsgrad der Wahlnorm als Moderator von Anreizeffekten

Die zum Ende des vorherigen Abschnitts beschriebenen, reduzierten RCT-Ausgangsmodelle bilden die Basis für den Test der MFS-Hypothese 1. Dazu wird zwischen jeder Anreizvariable und dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm ein Produktterm gebildet und in die Regressionsgleichung als zusätzlicher Prädiktor aufgenommen.

In der Regression der Teilnahmeintention im NRW-Datensatz sind dies fünf Produktterme. Die dritte Spalte in Tabelle 13 enthält dieses MFS-Modell (Modell 2). Das *Vorzeichenmuster* aller Interaktionseffekte entspricht den theoretischen Erwartungen. Ein stärkerer Internalisierungsgrad der Wahlnorm wirkt den positiven Anreizeffekten (Bedeutung der eigenen Stimme, Präferenzindex, Parteiidentifikation und Demokratiezufriedenheit) ebenso

entgegen wie dem negativen Anreizeffekt der Opportunitätskosten. Die Koeffizienten der ersten drei Produktterme sind daher negativ und der vierte positiv. Dass die *statistische Signifikanz* der einzelnen Produktterme äußerst gemischt ausfällt, ist aufgrund der Teststärkeproblematik nicht überraschend (siehe dazu Kapitel 7). Es ist aber auch nicht entscheidend für die Beurteilung der MFS-Hypothese 1, da es für diese auf den *gemeinsamen* Test dieser Produktterme ankommt. Dieser ergibt eine auf dem 1%-Niveau statistisch signifikante Modellverbesserung ($\chi^2(5) = 16.81, p < 0.01$). Neben der Bestätigung des von der MFS-Hypothese 1 vorhergesagten Vorzeichenmusters ergibt sich also auch eine statistisch hinreichende Sicherheit hinsichtlich des Einschlusses der Interaktionseffekte.

Dies gilt auch für das *berichtete* Teilnahmeverhalten im NRW-Datensatz. Der positive Einfluss der drei relevanten Anreizvariablen (Präferenzindex, Parteiidentifikation und Demokratiezufriedenheit) ist umso geringer, je stärker die Wahlnorm internalisiert ist. Der Einschluss dieser Produktterme bzw. die Schätzung der Interaktionseffekte resultiert auch hier in einer statistisch signifikanten Modellverbesserung ($\chi^2(3) = 8.71, p < 0.05$).

Im Studenten-Datensatz wird wiederum direkt die berichtete Teilnahme betrachtet. Die MFS-Spezifikation entspricht dem Modell 2 in Tabelle 14. Wiederum ergibt sich das gleiche Bild: Eine stärker internalisierte Wahlnorm geht mit einem geringeren positiven Einfluss der wahrgenommenen Knappheit der Wahl im Wahlkreis und der subjektiven Wichtigkeit des Wahlausgangs einher, sowie mit einem schwächeren negativen Einfluss der wahrgenommenen Teilnahmekosten. Die Berücksichtigung dieser Interaktionseffekte führt zu einer statistisch signifikanten Modellverbesserung ($\chi^2(3) = 8.99, p < 0.05$).

Tabelle 13: Interaktionseffekte zwischen Anreizvariablen und dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm im NRW-Datensatz (Logistische Regressionen der intendierten und berichteten Wahlteilnahme)

	Intention: Modell 1	Intention: Modell 2	Berichtet: Modell 1	Berichtet: Modell 2
Internalisierungsgrad Wahlnorm (IW)	2.05** (0.51)	7.09** (1.58)	1.11* (0.50)	4.16** (1.36)
Bedeutung der eigenen Stimme	0.99+ (0.56)	1.53 (0.98)	---	---
Präferenzindex	1.73** (0.42)	2.75** (0.73)	0.64 (0.43)	1.39+ (0.76)
Parteiidentifikation	0.26 (0.30)	1.17* (0.52)	0.93** (0.31)	1.88** (0.57)
Demokratiezufriedenheit	0.69 (0.69)	1.92 (1.19)	1.30+ (0.70)	1.86 (1.26)
Opportunitätskosten	-0.31 (0.50)	-0.66 (0.76)	---	---
Bedeutung Stimme x IW	---	-1.02 (1.81)	---	---
Präferenzindex x IW	---	-2.58+ (1.41)	---	-1.70 (1.37)
Parteiidentifikation x IW	---	-2.34* (1.12)	---	-1.92* (0.97)
Demokratiezufriedenheit x IW	---	-2.96 (2.22)	---	-1.61 (2.04)
Opportunitätskosten x IW	---	1.03 (1.99)	---	---
Frau	-0.11 (0.31)	-0.21 (0.32)	-0.47 (0.30)	-0.60+ (0.32)
Alter (in Jahren)	0.03* (0.01)	0.03* (0.01)	0.04** (0.01)	0.05** (0.01)
Abitur	0.03 (0.38)	0.10 (0.40)	1.09** (0.41)	1.23** (0.43)
Realschule	-0.11 (0.38)	-0.07 (0.39)	0.20 (0.36)	0.31 (0.37)
Politisches Interesse	1.06 (0.77)	1.02 (0.82)	-0.12 (0.71)	-0.20 (0.72)
Beteiligung im sozialen Umfeld	3.65** (0.78)	4.00** (0.84)	4.05** (0.83)	4.29** (0.86)
Konstante	-5.09** (0.85)	-7.37** (1.15)	-5.01** (0.92)	-6.49** (1.15)
σ_v^* (Std.abw. der Disposition)	2.52	2.44	2.33	2.31
N	861	861	641	641
Pseudo R^2	0.363	0.395	0.259	0.278
-2*Log-Likelihood	339.04	322.23	340.01	331.3
χ^2 -Verbesserung (Freiheitsgrade)		16.81* (5)		8.71* (3)

Anmerkungen: Logit-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern
+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Tabelle 14: Interaktionseffekte zwischen Anreizvariablen und dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm im Studenten-Datensatz (Logistische Regressionen der berichteten Wahlteilnahme)

	Modell 1		Modell 2	
Internalisierungsgrad Wahlnorm (IW)	2.98**	(0.61)	3.79+	(2.26)
U(Wahlausgang) (Index)	1.54**	(0.53)	3.90+	(2.14)
Knappheit (Wahlkreis)	0.67+	(0.40)	2.59	(1.65)
Kosten (Index)	-2.16**	(0.44)	-7.27**	(2.10)
U(Wahlausgang) x IW	---		-3.09	(2.77)
Knappheit (Wahlkr.) x IW	---		-2.53	(2.13)
Kosten x IW	---		6.51*	(2.60)
Älter als 23 Jahre	0.26	(0.41)	0.11	(0.42)
Politisches Interesse	0.79+	(0.48)	0.88+	(0.49)
Freunde/Familie gegen Nichtwahl	1.05*	(0.50)	1.19*	(0.51)
Western Ontario	-1.36**	(0.28)	-1.40**	(0.28)
Präsentation Wählerparadoxon	-0.21	(0.27)	-0.18	(0.27)
Panelteilnahme	0.05	(0.25)	0.04	(0.26)
Konstante	-1.60*	(0.65)	-2.13	(1.75)
σ_{y^*} (Std.abw. der Disposition)	2.33		2.36	
N	644		644	
Pseudo R^2	0.241		0.254	
-2*Log-Likelihood	544.46		535.47	
χ^2 -Verbesserung (Freiheitsgrade)			8.99* (3)	

Anmerkungen: Logit-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern
+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Auch wenn die Berücksichtigung der Interaktionseffekte in den MFS-Modellen zu statistisch signifikanten Modellverbesserungen führt, steigen die Pseudo R^2 -Werte gegenüber dem reduzierten RCT-Modell nur geringfügig an. Die entscheidenden Veränderungen betreffen nicht dieses Fitmaß (oder mögliche andere), sondern die Koeffizientenschätzungen. Anhand eines Beispiels soll dies illustriert und dabei gleichzeitig gezeigt werden, welche Möglichkeiten bestehen, die Regressionskoeffizienten in den Tabellen zu interpretieren:

Als Beispiel wird der Einfluss der Parteiidentifikation auf die Teilnahmeintention im NRW-Datensatz betrachtet. Auf Basis der additiven Spezifikation des reduzierten RCT-Modells würde man schlussfolgern, dass dieser Einfluss *nicht existent* ist. Der Logit-Effekt beträgt 0.26, d.h., die Teilnahmechance steigt bei Vorliegen einer Parteiidentifikation nur um das 1.30-fache – ein vernachlässigbar geringer und auch statistisch insignifikanter Effekt.

Um diesen (und andere) Effekt mit den Koeffizienten im MFS-Modell vergleichen zu können, ist in den Regressionstabellen die geschätzte Standardabweichung der zu Grunde liegenden latenten Variablen, σ_{y^*} , abgetragen (Long 1997: 69ff.; Winship und Mare 1984: 517). Diese latente metrische Variable y^* lässt sich als Teilnahme*disposition* interpretieren (und entspricht im RC-Ansatz der Differenz SEU(Wahlteilnahme) – SEU(Nichtwahl)). Teilt

man den Logit-Effekt durch diese Standardabweichung (b/σ_{y^*}), so erhält man y^* -standardisierte Koeffizienten: Im Beispiel steigt die Teilnahmedisposition bei Vorliegen einer Parteiidentifikation um $(0.26/2.52 =) 0.10$ Standardabweichungen (unter Konstanthaltung der übrigen Variablen).

Das MFS-Modell zeigt nun deutlich, dass die Schlussfolgerung, die Parteiidentifikation habe keinen Einfluss, verfehlt wäre. Der statistisch signifikante Interaktionseffekt mit dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm lässt die Anreizwirkung der Parteiidentifikation erst hervortreten. Der Koeffizient der Komponentenvariablen „Parteiidentifikation“ entspricht dem Effekt dieser Variablen unter der Bedingung, dass die Wahlnorm minimal internalisiert ist. Dieser konditionale Logit-Effekt ist statistisch signifikant und beträgt 1.17, was einem Odds-Ratio-Effekt von 3.22 entspricht (vs. 1.30 im RCT-Modell). Die Teilnahmedisposition steigt durch das Vorliegen einer Parteiidentifikation bei minimalem Internalisierungsgrad also um 0.48 Standardabweichungen. Dieser konditionale Effekt ist also nahezu fünf Mal größer als der verschwindend geringe Durchschnittseffekt im RCT-Modell.

Generell zeigt sich, dass die Verhaltensrelevanz mancher Anreize erst durch die MFS-Spezifikation sichtbar wird, also durch die Berücksichtigung der Interaktionseffekte mit dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm.

Unter den Effekten der Kontrollvariablen ragt in beiden Datensätzen derjenige des sozialen Umfelds heraus. Die Beteiligung im sozialen Umfeld (NRW-Datensatz) bzw. die Einstellungen von Freunden und Familie gegenüber einer etwaigen Nichtwahl (Studenten-Datensatz) korrelieren stark mit der eigenen Teilnahme. Vor dem Hintergrund der entwickelten MFS-Erklärung ist dies nicht überraschend. Wie bereits ausgeführt wurde, ist davon auszugehen, dass die soziale Einbettung der Akteure sowohl auf die Aktivierung der Wahlnorm, als auch als Anreizvariable (im Sinne teilnahmebezogener sozialer Sanktionen) bei einer Teilnahmeentscheidung im rc-Modus wirkt. Im NRW-Datensatz ergeben sich zudem positive Bildungs- und Alterseffekte. Im Studenten-Datensatz besitzen Studenten in Western Ontario eine deutlich geringere Teilnahmewahrscheinlichkeit, während sich ein schwach signifikanter positiver Effekt des politischen Interesses ergibt (siehe Blais und Young 1999: 44).

Die bisher in diesem Abschnitt beschriebenen Ergebnisse betreffen den ersten Teil der MFS-Hypothese 1. In diesem wird vorhergesagt, dass statistische Interaktionen zwischen dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm und den Anreizvariablen bestehen und dass sie eine bestimmte Richtung aufweisen. Die Hypothese geht aber noch darüber hinaus. Ihr zweiter Teil beinhaltet die Vorhersage einer bestimmten *Stärke* der Interaktionseffekte.

Der MFS-Hypothese 1 zufolge sollte die Teilnahmeentscheidung bei besonders stark internalisierter Wahlnorm vollkommen unabhängig von anderen Anreizen sein. Zur Überprüfung dieser (Teil-)Hypothese sind in Tabelle 15 für alle drei MFS-Modelle sog.

konditionale Effekte aufgeführt. Genauer gesagt wird die Stärke und Signifikanz der Anreizeffekte in Abhängigkeit bestimmter Ausprägungen des Internalisierungsgrades der Wahlnorm betrachtet. Bei einer *maximalen* Ausprägung lässt die MFS-Hypothese 1 erwarten, dass die Anreizeffekte verschwindend gering und statistisch insignifikant sind. Die Ergebnisse bestätigen auch diese Hypothese klar: Alle elf Anreizeffekte sind bei maximalem Internalisierungsgrad statistisch insignifikant. Die stärksten durchschnittlich verbleibenden Anreizeffekte weisen nur noch Odds-Ratios knapp über 2 auf. Durch die 0-1-Kodierung der Variablen sind dies wohlgerne Schätzungen für den Fall, dass der Anreiz von seiner minimalen auf seine maximale Ausprägung ansteigt. Die übrigen Koeffizienten entsprechen noch geringeren Anreizeffekten bzw. es dreht sich bei fünf von ihnen sogar das Vorzeichen (ohne dass dadurch ein signifikanter gegenläufiger Effekt entstünde).

Tabelle 15: Konditionale Effekte der Anreizvariablen für geringen und maximalen Internalisierungsgrad der Wahlnorm im NRW- und im Studenten-Datensatz

<i>NRW-Datensatz – Teilnahmeintention</i>					
Internalisierungsgrad der Wahlnorm:	Bedeutung der eigenen Stimme	Präferenzindex	Parteiidentifikation	Demokratiezufriedenheit	Opportunitätskosten
Gering (10%-Perzentil) ¹	1.36+ (0.76)	2.32** (0.57)	0.78* (0.40)	1.43 (0.93)	-0.48 (0.58)
Maximal	0.51 (1.20)	0.17 (0.96)	-1.17 (0.81)	-1.04 (1.49)	0.37 (1.54)
<i>NRW-Datensatz – Berichtete Teilnahme</i>					
Gering (10%-Perzentil) ¹		1.11+ (0.60)	1.56** (0.44)	1.59 (1.00)	
Maximal		-0.31 (0.88)	-0.03 (0.61)	0.25 (1.24)	
<i>Studenten-Datensatz – Berichtete Teilnahme</i>					
Internalisierungsgrad der Wahlnorm:		Knappheit (Wahlkr.)	U(Wahl- ausgang)	Kosten	
Gering (10%-Perzentil) ¹		1.24* (0.62)	2.26** (0.81)	-3.81** (0.81)	
Maximal		0.06 (0.67)	0.82 (0.89)	-0.76 (0.71)	

Anmerkungen: ¹10%-Perzentile der Verteilung des Internalisierungsgrades der Wahlnorm: 0.17 im NRW-Datensatz, 0.53 im Studenten-Datensatz.

Logit-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern

+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

In der Tabelle 15 sind zudem die konditionalen Effekte abgetragen, die sich ergeben, wenn der Internalisierungsgrad der Wahlnorm gering ausfällt. Betrachtet werden die Anreizeffekte für Befragte, deren Ausprägung des Internalisierungsgrades nur von zehn Prozent der Analysestichprobe unterschritten wird (10%-Perzentil). Acht dieser elf konditionalen Anreizeffekte sind statistisch auf dem 5%- oder 10%-Niveau signifikant. Es sei daran erinnert, dass bereits die Koeffizienten der Anreizvariablen in den MFS-Modellen der vorherigen Tabellen konditionale Effekte darstellten, und zwar Anreizeffekte bei einer *minimalen* Ausprägung des Internalisierungsgrades (Wert 0). Diese werden durchschnittlich zwar noch stärker geschätzt als die hier betrachteten konditionalen Effekte für das 10%-Perzentil. Letztere lassen sich aber sicherer schätzen, da sich in der Umgebung dieser Ausprägung deutlich mehr Befragte befinden. Insbesondere sind die Effekt der wahrgenommenen Knappheit des Wahlausgangs (im Studenten-Datensatz) sowie der Bedeutung der eigenen Stimme auf die Teilnahmeintention (im NRW-Datensatz) statistisch signifikant ($p < 0.05$ bzw. $p < 0.10$), wenn man sie für Befragte mit geringem (aber nicht minimalem) Internalisierungsgrad der Wahlnorm schätzt.

8.7.2.3 Die wertrationale Fundierung der Wahlnorm und ihr Einfluss auf Situationsdefinition und Handeln: Eine Sekundäranalyse des Experiments von Blais und Young (1999)

Im Folgenden werden die zweite und die dritte Hypothese überprüft, die im Rahmen der entwickelten MFS-Erklärung der Wahlteilnahme abgeleitet wurden. Dafür werden die Daten des Experiments von Blais und Young (1999) einer Sekundäranalyse unterzogen. Dieses wurde bereits in Kapitel 8.4 ausführlich dargestellt. Den folgenden Analysen und Hypothesentests liegen zwei Interpretationen bzw. Messannahmen zu Grunde:

Brückenhypothese 1 (Präsentation des Wählerparadoxons): Das experimentelle Treatment besteht in einer neutralen Präsentation des Downschen Wählerparadoxons. Es wird angenommen, dass die Präsentation eine Frame-Selektion im rc-Modus induziert, innerhalb derer die Sinnhaftigkeit bzw. die persönliche Geltung der Wahlnorm hinterfragt wird.

Brückenhypothese 2 (Teilnahme am Referendum im Vorjahr): Von einer teilnahmerelevanten Reframing-Wirkung der Präsentation ist vor allem bei Befragten auszugehen, die ansonsten generell zur Teilnahme tendieren. Es wird angenommen, dass dies bei denjenigen Studenten der Fall war, die im Vorjahr am Referendum teilgenommen hatten.¹²⁴

Um diese beiden Annahmen zu prüfen, wird betrachtet, wie stark die Studenten während der Wahlkampagne darüber nachdachten, ob sie zur Wahl gehen würden. Dies wurde im Rahmen der Nachwahlbefragung erfragt (Antwortkategorien: „not at all“, „not much“, „somewhat“, „very much“). In ordinalen logistischen Regressionsmodellen dieser Variablen bestätigen sich beide Annahmen: Studenten, die der Präsentation ausgesetzt waren, dachten eher über ihre Teilnahme nach (OR = 1.53, $p < 0.05$); Studenten, die am Referendum im Vorjahr teilgenommen hatten, tendierten weniger dazu (OR = 1/1.36, $p < 0.05$).

Die dritte zentrale Variable der folgenden Analyse bildet die Vorstellung, dass die Wahlteilnahme der großen Mehrheit der Bürger für die Bewahrung der Demokratie essentiell ist. Von einer wertrationalen Fundierung der Wahlnorm wird ausgegangen, wenn dieser Aussage stark zugestimmt wird („strongly agree“). Abkürzend bezeichne ich dies als Vorliegen einer *Kollektivgutüberzeugung*, da die Wahlteilnahme hier als instrumentell für die Bewahrung des Kollektivgutes „Demokratie“ angesehen wird. Unter den Studenten der Ausgangsstichprobe mit gültigen Werten auf diesem Indikator weist eine knappe Mehrheit diese Überzeugung auf (54.33 Prozent von 832 Befragten).

Tabelle 16 gibt Aufschluss über die Stabilität dieses Merkmals. 73.25 Prozent der Befragten mit Kollektivgutüberzeugung zum Zeitpunkt der ersten Befragung (fünf Wochen vor der Wahl) weisen diese Überzeugung auch noch in der zweiten Befragung (zwei Wochen vor der Wahl) auf. 22.5 Prozent der Befragten wechseln zwischen der ersten und der zweiten Befragung die Kategorie. Eine ähnlich große Veränderung ergibt sich nochmals im Übergang zur Nachwahlbefragung. Diese Veränderungen könnten teilweise auf Messfehler und Meinungslosigkeit (sog. „non-attitudes“), teilweise aber auch auf tatsächliche Einstellungsänderungen zurückzuführen sein.

¹²⁴ Zudem wurde die (Nicht-)Teilnahme bei noch weiter zurück liegenden Wahlen erhoben. Auf diese Information wird hier nicht zurückgegriffen, da ein Großteil der Studenten bei diesen Wahlen noch nicht wahlberechtigt war.

Tabelle 16: Stabilität der Kollektivgutüberzeugungen über die ersten beiden Befragungszeitpunkte

Kollektivgutüberzeugung in Welle 2	Kollektivgutüberzeugung in Welle 1		Gesamt
	Nein	Ja	
Nein	207 (82.80)	84 (26.75)	291
Ja	43 (17.20)	230 (73.25)	273
Gesamt	250 (100.00)	314 (100.00)	564

Anmerkungen: Absolute Häufigkeiten, Spaltenprozentage in Klammern.

Zwischen der ersten und der zweiten Befragung wurde ein Teil der Studenten mit dem Wählerparadoxon konfrontiert. Tabelle 17 zeigt, dass die Kollektivgutüberzeugungen auch angesichts dieses experimentell induzierten Modus-Wechsels relativ stabil blieben. In die Tabelle gehen nur die Befragten ein, die in der ersten Befragung die Kollektivgutüberzeugung aufwiesen. In der Experimentalgruppe beträgt der Anteil derer, die ihre Kollektivgutüberzeugung beibehalten, 69.66 Prozent, in der Kontrollgruppe dagegen 76.33 Prozent. Die Präsentation hat also höchstens einen schwachen negativen Effekt auf die Kollektivgutüberzeugung ($OR = 1.40$, $p = .184$). Die Überzeugung über die Instrumentalität der Wahlteilnahme für den Erhalt der Demokratie ist selbst dann relativ stabil, wenn die Rationalität der Wahlteilnahme im rc-Modus hinterfragt wird. Andererseits sind die Veränderungen in diesem Indikator nicht vernachlässigbar und teilweise durchaus auf ein Reframing im Zuge der Präsentation des Wählerparadoxons zurückzuführen. Für die Erklärung des Teilnahmeverhaltens muss daher berücksichtigt werden, ob die Befragten auch nach der Präsentation bzw. generell zum zweiten Befragungszeitpunkt an der Kollektivgutüberzeugung festhalten oder nicht. Bei der Subgruppe, für die dies der Fall ist, spreche ich vom Vorliegen einer *beständigen Kollektivgutüberzeugung*.

Tabelle 17: Beständigkeit der Kollektivgutüberzeugungen in Abhängigkeit von der Präsentation des Wählerparadoxons

Kollektivgutüberzeugung in Welle 2	Präsentation des Wählerparadoxons		Gesamt
	Nein	Ja	
Nein	40 (23.67)	44 (30.34)	84
Ja	129 (76.33)	101 (69.66)	230
Gesamt	169 (100.00)	145 (100.00)	314

Anmerkungen: Absolute Häufigkeiten, Spaltenprozentage in Klammern. Analyse beschränkt auf Fälle mit Kollektivüberzeugung in Welle 1.

Bislang wurde nur die Stabilität der Kollektivgutüberzeugung betrachtet. Die MFS-Hypothese 2 bezieht sich dagegen auf die wahrgenommene Verpflichtung zur Teilnahme. Der direkteste Indikator dieses Konstrukts ist die Einschätzung des Wählens als allgemeine Bürgerpflicht. Die MFS-Hypothese 2 lässt erwarten, dass sich diese Einschätzung durch die experimentell induzierte Frame-Selektion verändert haben kann, dass eine wertrationale Fundierung der Wahlnorm diesem Reframing aber entgegen wirkt. Die beiden linearen Regressionsmodelle in Tabelle 18 testen diese Hypothese. Um die *Veränderung* der gefühlten Verpflichtung zu analysieren, wird die wahrgenommene Bürgerpflicht zum zweiten bzw. zum dritten Befragungszeitpunkt unter Kontrolle der Einschätzung zum ersten Befragungszeitpunkt analysiert. Die MFS-Hypothese 2 sagt vorher, dass die Präsentation die wahrgenommene Verpflichtung nicht (oder zumindest weniger) verringert, wenn vor der Präsentation Kollektivgutüberzeugungen bestanden. Das zweite Regressionsmodell in Tabelle 18 bestätigt diesen Interaktionseffekt ($p < 0.05$). Die Präsentation hat nur unter Befragten ohne vorherige Kollektivgutüberzeugung einen signifikant negativen Effekt. Für Befragte mit solchen Überzeugungen ergibt sich dagegen überhaupt kein Effekt. Dieses Regressionsmodell betrachtet die Veränderung zwischen erster und dritter Befragung.

Wie im ersten Regressionsmodell in Tabelle 18 ersichtlich, lässt sich die Hypothese dagegen nicht bestätigen, wenn man die Veränderung zum zweiten Befragungszeitpunkt betrachtet. Auch wenn die Vorzeichenstruktur hypothesenkonform ist, fallen die Effekte hier deutlich zu gering aus, um hinreichend sicher geschätzt werden zu können. Eine nahe liegende Interpretation ist, dass der Zeitraum zwischen erster und zweiter Welle schlichtweg zu kurz ist, so dass sich die Wirkung der Präsentation auf die wahrgenommene Verpflichtung noch nicht hinreichend zeigt.

Umgekehrt könnte man allerdings auch die Ergebnisse des zweiten Regressionsmodells mit dem Argument in Frage stellen, dass die in der Nachwahlbefragung erhobene Bürgerpflicht durch Rationalisierungseffekte der (Nicht-)Teilnahme verzerrt sein könnte. Um diesem Argument zu begegnen, wird ein drittes Regressionsmodell geschätzt, in dem zusätzlich für die berichtete Teilnahme kontrolliert wird. Wie in Tabelle 18 ersichtlich, ändert sich dadurch nichts an den Koeffizienten, mit Ausnahme einer etwas reduzierten Sicherheit in der Schätzung des Interaktionseffektes ($p < 0.10$).

Tabelle 18: Determinanten der wahrgenommenen Bürgerpflicht zum zweiten und dritten Befragungszeitpunkt (Lineare Regressionen)

	Bürgerpflicht Welle 2		Bürgerpflicht Welle 3		Bürgerpflicht Welle 3	
Bürgerpflicht Welle 1	0.50**	(0.04)	0.56**	(0.04)	0.50**	(0.04)
Präsentation	-0.03	(0.02)	-0.08**	(0.03)	-0.08**	(0.03)
Wählerparadoxon						
Kollektivgutüberzeugung Welle 1	0.08**	(0.02)	0.03	(0.03)	0.02	(0.03)
KÜ x Präsentation	0.02	(0.03)	0.08*	(0.04)	0.07+	(0.04)
Teilnahme	---		---		0.12**	(0.02)
Konstante	0.36**	(0.03)	0.31**	(0.03)	0.27**	(0.03)
R^2	0.414		0.412		0.453	
N	564		460		458	

Anmerkungen: b-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern
+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Der Bezugspunkt der bisherigen Analyse waren einzelne Bestandteile der Situationsdefinition: die Gültigkeit des Kollektivgutargumentes und die Geltung der Wahlnorm. Im Weiteren wird nun der Effekt der Präsentation auf das eigentliche Teilnahmeverhalten betrachtet. Wie bereits in Kapitel 8.4 berichtet, ergibt die Analyse von Blais und Young einen statistisch signifikanten negativen Effekt der Präsentation (Blais und Young 1999: 45). Durch die Präsentation geht die Teilnahmechance durchschnittlich um das 1.52-fache zurück ($p < .05$). In das entsprechende Regressionsmodell gehen 848 Fälle ein, von denen 243 zur Experimental- und 605 zur Kontrollgruppe gehören. Mit dem mir vorliegenden Datensatz lässt sich dieses Ergebnis erfolgreich replizieren.

Tabelle 19: Der Effekt der Präsentation des Wählerparadoxons auf die Teilnahme in Abhängigkeit vom früheren Teilnahmeverhalten und dem Vorliegen beständiger Kollektivgutüberzeugungen (Logistische Regressionen der berichteten Wahlteilnahme)

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4a	Modell 4b
Präsentation	-0.23	0.50	-0.49+	0.45	0.99+
Wählerparadoxon	(0.23)	(0.37)	(0.28)	(0.47)	(0.51)
Teilnahme92	---	1.57**	---	1.58**	1.58**
		(0.31)		(0.40)	(0.42)
Präsentation x Teilnahme92	---	-1.29**	---	-1.59**	-2.01**
		(0.47)		(0.59)	(0.63)
Kollektivgut-Überzeugung (KÜ)	---	---	0.58+	0.60	-0.19
			(0.31)	(0.47)	(0.51)
Präsentation x KÜ	---	---	1.47**	0.30	-0.09
			(0.56)	(0.79)	(0.82)
Teilnahme92 x KÜ	---	---	---	-0.04	-0.04
				(0.65)	(0.67)
Präsentation x Teilnahme92 x KÜ	---	---	---	2.67+	3.00*
				(1.38)	(1.41)
Internalisierungsgrad der Wahlnorm (IW)	---	---	---	---	4.80**
					(0.88)
Politisches Interesse	2.10**	1.99**	1.63**	1.51**	1.01+
	(0.47)	(0.49)	(0.48)	(0.51)	(0.55)
Western Ontario	-1.89**	-1.78**	-1.73**	-1.61**	-1.39**
	(0.30)	(0.31)	(0.31)	(0.32)	(0.34)
Konstante	1.04**	0.11	0.97**	0.04	-3.19**
	(0.32)	(0.38)	(0.33)	(0.41)	(0.73)
Pseudo R^2	0.105	0.153	0.156	0.215	0.278
Log-Likelihood	-249.79	-236.49	-235.59	-218.96	-201.16
N	479	479	479	479	478

Anmerkungen: Logit-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern

+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Die folgenden Sekundäranalyse verwenden aber nur 479 Fälle, die sich relativ ausgewogen auf Experimental- und Kontrollbedingung verteilen ($n = 212$ bzw. $n = 267$). Dies sind diejenigen Fälle, die bereits zum ersten Erhebungszeitpunkt befragt wurden (d.h. die Gruppen 1, 2, 6, 7 und 9 in Tabelle 6 in Kapitel 8.4).¹²⁵ Nur für sie kann gemessen werden, ob bereits

¹²⁵ Mit Hilfe des sog. Huber-White- oder Sandwich-Schätzers lässt sich bei der Berechnung der Standardfehler berücksichtigen, dass die Versuchspersonen nach Gruppen geclustert sind. Dies relativiert die ansonsten zu treffende Annahme unabhängig verteilter Fehler. Unter Verwendung dieses Verfahrens lassen sich alle im Folgenden berichteten Ergebnisse reproduzieren. Es erhöht sich sogar die Sicherheit der Schätzungen. Allerdings ist die Interpretierbarkeit dieser robusten Standardfehler äußerst fragwürdig, da die Anzahl der Gruppen relativ zu der Anzahl der geschätzten Parameter zu gering ist. Ich berichte daher lediglich die gewöhnlichen Standardfehler (ebenso Blais und Young 1999).

vor der Präsentation die Kollektivgutüberzeugung bestand und diese auch im Anschluss beibehalten wurde (*beständige Kollektivgutüberzeugung*). Modell 1 in Tabelle 19 zeigt, dass auf Basis dieser Stichprobe der Durchschnittseffekt des Experimentes nur in etwa halb so groß ausfällt und statistisch insignifikant ist ($OR = 1/1.26$, $p = 0.324$). Vor allem die geringe Größe des Effektes legt den Schluss nahe, dass von der Präsentation kaum ein Effekt auf die Teilnahme ausging. Die Differenz zum Ergebnis auf Basis der gesamten Stichprobe könnte durch unbeobachtete Heterogenität zustande kommen: Möglicherweise unterscheiden sich die Gruppen, die nur an der Nachwahlbefragung teilnahmen, systematisch von dem anderen Teil der Stichprobe. Für die weitere Analyse ist dies jedoch nicht weiter von Bedeutung. Sie erfolgt auf Basis der reduzierten Stichprobe und hat den Test der MFS-Hypothese 3 zum Ziel.

Kontrolliert wird in dem berichteten und den folgenden Modellen für das generelle politische Interesse und die Universitätszugehörigkeit. Die Bedeutung der Universitätszugehörigkeit als Kontrollvariable in diesem Datensatz wurde bereits betont. Das generelle politische Interesse ist insbesondere für das Teilnahmeverhalten relevant, da es u.a. die Aufmerksamkeitszuweisung vor und am Wahltag beeinflusst. Da in den folgenden Regressionsmodellen komplexere Interaktionseffekte (bei begrenzter Fallzahl) getestet werden, sind die Modelle ansonsten bewusst sparsam gehalten.

Die weiteren Regressionsmodelle in Tabelle 19 überprüfen die MFS-Hypothese 3. Diese differenziert zwischen einer eher gewohnheitsmäßigen Befolgung der Wahlnorm und ihrer stärker wertrational fundierten Verankerung. Ein teilnahmereduzierender Effekt der Präsentation des Wählerparadoxons wird theoretisch für den Fall erwartet, dass die Wahlnorm primär als Gewohnheit verankert war oder die wertrationalen Überzeugungen der experimentell induzierten Reflexion nicht standhalten.

Mit den verfügbaren Daten lässt sich die Verankerung als Gewohnheit nicht direkt operationalisieren. Als Indikator einer generellen Tendenz zur Teilnahme wird daher die Frage herangezogen, ob die Befragten am Referendum im Vorjahr teilgenommen hatten. Wie oben gezeigt wurde, dachten diese Befragten tatsächlich signifikant weniger über ihre mögliche (Nicht-)Teilnahme nach. Darin kann sowohl eine gewohnheitsmäßige Befolgung der Wahlnorm zum Ausdruck kommen, als auch eine anreizgesteuerte „stehende Entscheidung“ für die Wahlteilnahme. Für beide dieser möglichen Grundlagen der Handlungsselektion gilt, dass das Wählerparadoxon ihre Sinnhaftigkeit in Frage stellt. Auf Basis dieser Messannahmen und Überlegungen lässt sich die MFS-Hypothese 3 in die folgende erste Teilhypothese übersetzen:

MFS-Hypothese 3a: Die Präsentation des Wählerparadoxons verringert die Teilnahmedisposition besonders stark unter denjenigen Befragten, die im Vorjahr am Referendum teilgenommen haben.

Eine zweite Teilhypothese thematisiert die Wirkung einer wertrationalen Fundierung der Wahlnorm, deren Operationalisierung bereits erläutert wurde:

MFS-Hypothese 3b: Die Präsentation des Wählerparadoxons verringert die Teilnahmedisposition derjenigen Befragten *nicht*, denen die Wahlteilnahme als zentral für die Bewahrung einer funktionierenden Demokratie erscheint und die an dieser Überzeugung auch nach der Präsentation festhalten (*beständige Kollektivgutüberzeugung*).

Die MFS-Hypothesen 3a und 3b gehen davon aus, dass die Präsentation des Wählerparadoxons in ihrer Wirkung auf die Studenten variiert, je nachdem ob diese generell zur Teilnahme tendieren (*Teilnahme am Referendum im Vorjahr*) und ob diese an einer ausgeprägten Kollektivgutüberzeugung festhalten. Die Modelle 2 und 3 in Tabelle 19 testen das Vorliegen dieser Interaktionseffekte zunächst einzeln. Modell 2 zeigt, dass Studenten, die im Vorjahr am Referendum teilgenommen hatten, eigentlich eine 4.81-fach höhere Teilnahmechance aufweisen ($p < .05$). Dies gilt aber nur für die Kontrollgruppe. Durch die Präsentation des Wählerparadoxons verschwindet dieser Effekt nahezu vollständig. Denn wie theoretisch erwartet, reduziert die Präsentation die Teilnahmechance nur in der Gruppe der Studenten, die zuvor eine relativ hohe Teilnahmedisposition aufwiesen. Unter den Studenten, die im Vorjahr *nicht* am Referendum teilgenommen hatten, geht von der Präsentation dagegen durchschnittlich keine Wirkung aus. Die MFS-Hypothese 3a wird somit klar bestätigt.

Gleiches gilt für die MFS-Hypothese 3b hinsichtlich der Moderatorwirkung einer beständigen Kollektivgutüberzeugung. Der entsprechende Interaktionseffekt in Modell 3 ist stark und statistisch signifikant. Für Befragte *ohne* beständige Kollektivgutüberzeugung zeigt sich ein schwach negativer Effekt der Präsentation ($p < .10$): Sie verringert die Teilnahmechance durchschnittlich um das 1.63-fache ($1/e^{-0.49}$). Für Studenten mit beständiger Kollektivgutüberzeugung hat die Präsentation dagegen wie erwartet keinen teilnahmereduzierenden Effekt. Mehr noch: Die Präsentation *erhöht* in dieser Subgruppe sogar die Teilnahmechance um das 2.66-fache ($= e^{1.47 - .49}$, $p < .05$). Dieses Ergebnis übertrifft in gewisser Weise die theoretischen Erwartungen, denn es lässt sich aus der Perspektive des MFS leicht interpretieren: Für Studenten, die die Wahlteilnahme als notwendig für den Erhalt

der Demokratie ansahen und auch nach dem experimentell induzierten Wechsel in den re-Modus an dieser Überzeugung festhielten, bestärkte die Präsentation letztlich die normativen Überzeugungen – ganz im Sinne eines „Modells für die Wirklichkeit“ (Schluchter 2000: 98), an dem auch und gerade angesichts widerstreitender Evidenz festgehalten wird. Das bewusste Herausarbeiten der guten Gründe führte in dieser Subgruppe also möglicherweise zu einer noch stärkeren Verankerung, sicherlich aber zu einer besonders starken *Aktivierung* der Wahlnorm und erhöhte darüber die Teilnahmechance.

Modell 4a liegt eine noch differenziertere Betrachtung zu Grunde, in der beide Teilhypothesen simultan getestet und dabei zueinander in Beziehung gesetzt werden. Erst in diesem Modell wird die MFS-Hypothese 3 einem vollständigen Test ausgesetzt. Das resultierende Muster der Dreifachinteraktion zwischen der Präsentation und den beiden Moderatorvariablen entspricht von der Richtung und Höhe der Koeffizienten her den theoretischen Erwartungen und ist statistisch auf dem 10%-Niveau signifikant. Kontrolliert man im folgenden Modell 4b zusätzlich noch für den Internalisierungsgrad der Wahlnorm, so resultiert eine noch größere Sicherheit in der Schätzung ($p < 0.05$), ohne dass sich die Zusammenhänge entscheidend ändern würden.¹²⁶ Für deren Interpretation und Veranschaulichung wird im Weiteren Modell 4a zu Grunde gelegt.¹²⁷

¹²⁶ Der einzige erwähnenswerte Unterschied betrifft die Subgruppe derjenigen Studenten, die im Vorjahr *nicht* wählen waren. In Modell 4a hat das Vorliegen der beständigen Kollektivgutüberzeugung in dieser Subgruppe einen geringen positiven Effekt. Unter Kontrolle des Internalisierungsgrades der Wahlnorm in Modell 4b besteht dieser Effekt dagegen nicht mehr. Der Effekt in Modell 4a verweist also lediglich auf den bei bestehender Kollektivgutüberzeugung durchschnittlich höheren Internalisierungsgrad der Wahlnorm. Dies ist wenig überraschend, da die Kollektivgutüberzeugung als kontinuierliche Variable einen der vier Indikatoren des Internalisierungsgrad bilden. In einer Regression des Internalisierungsgrades auf den dichotomen Indikator der Kollektivgutüberzeugung beträgt der Anteil unerklärter Varianz allerdings immer noch nahezu 70 Prozent. In Modell 4b besteht also kein Kollinearitätsproblem.

¹²⁷ Dies hat ausschließlich einen darstellungstechnischen Grund. Dieser betrifft die Darstellung der vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten in Abbildung 15. Würde man diese basierend auf Modell 4b für ein mittleres Niveau des Internalisierungsgrades der Wahlnorm berechnen, so lägen alle Werte über 90 Prozent. Durch den ceiling-Effekt wären die Effektmuster auf diese Weise weniger sichtbar.

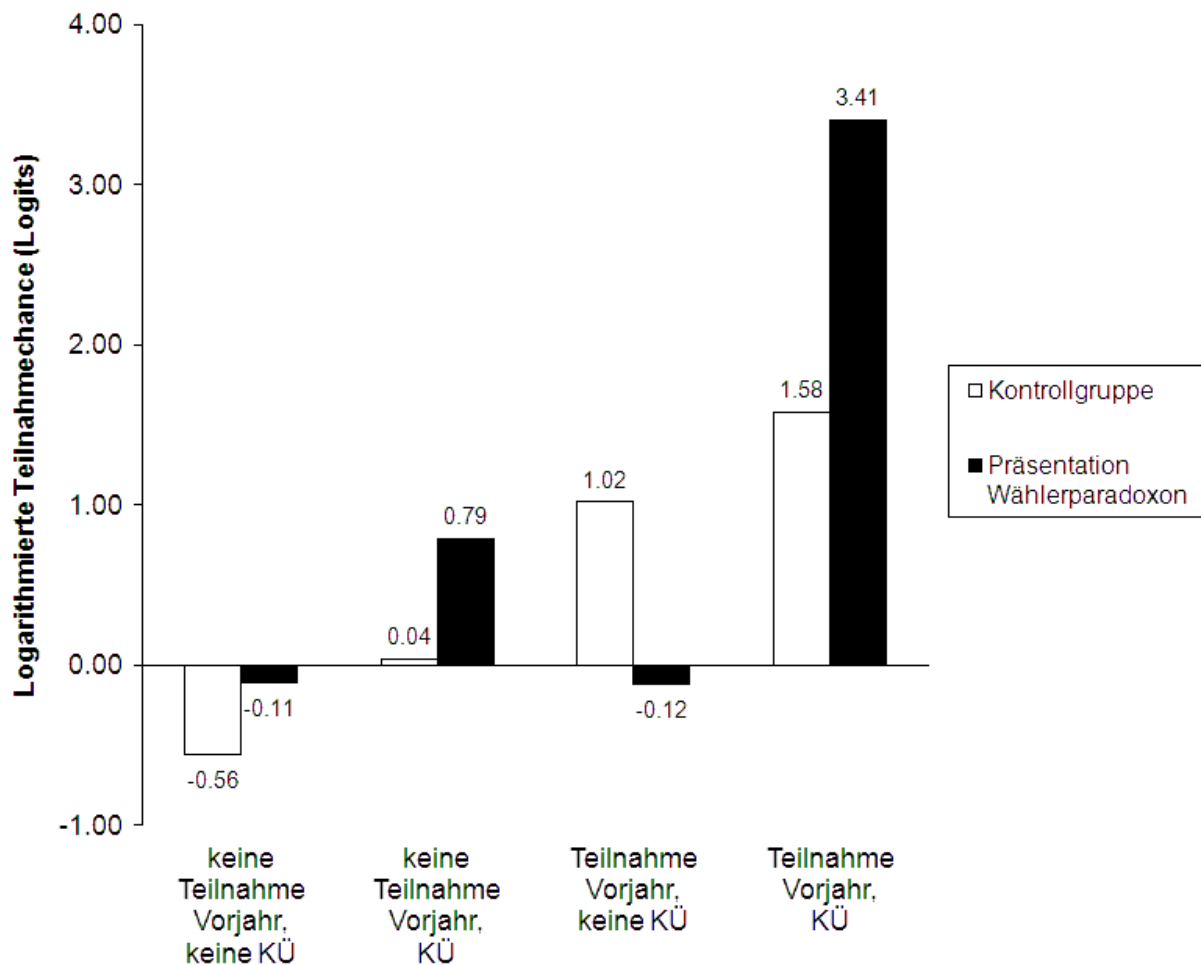


Abbildung 14: Der Effekt der Präsentation des Wählerparadoxons auf die Teilnahme in Abhängigkeit vom früheren Teilnahmeverhalten und dem Vorliegen beständiger Kollektivgutüberzeugungen (KÜ): Logit-Effekte basierend auf Modell 4a in Tabelle 19

Abbildungen 14 und 15 veranschaulichen die Dreifachinteraktion. In Abbildung 14 ist die logarithmierte Teilnahmechance für alle acht Kombinationen der drei Variablen abgetragen. Diese Logit-Effekte lassen sich direkt aus den Koeffizienten in Tabelle 19 (Modell 4a) berechnen und verdeutlichen die relative Größe der proportionalen Effekte. Zum Zwecke einer noch anschaulicheren Interpretation sind in Abbildung 15 die vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten abgetragen, die sich aus diesen Effekten ergeben. Ich beschreibe nun nacheinander die zentralen Ergebnisse.

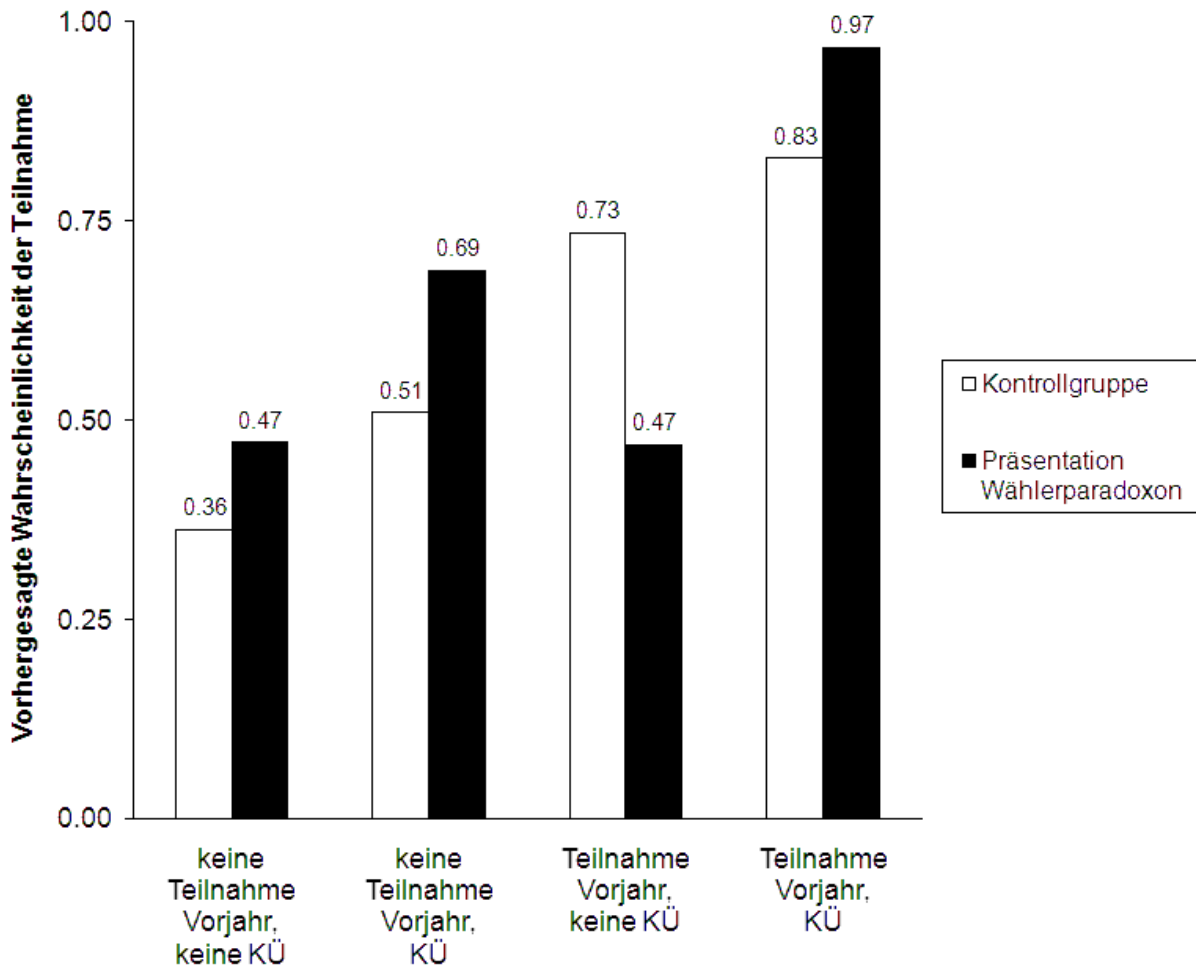


Abbildung 15: Der Effekt der Präsentation des Wählerparadoxons auf die Teilnahme in Abhängigkeit vom früheren Teilnahmeverhalten und dem Vorliegen beständiger Kollektivgutüberzeugungen (KÜ): vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten basierend auf Modell 4a in Tabelle 19

- (a) Die stärksten Logit-Effekte ergeben sich für die beiden Balkenpaare auf der rechten Seite der Abbildung 14. Diese beziehen sich auf *Wahlteilnehmer des Vorjahres*. Verfügen diese über keine beständige Kollektivgutüberzeugung, so hat die Präsentation einen stark negativen Effekt. Liegt dagegen eine beständige Kollektivgutüberzeugung vor, so wirkt dies dem teilnahmereduzierenden Effekt der Präsentation nicht nur entgegen, sondern dreht dessen Richtung. In Odds-Ratios umgerechnet, *erhöht* die Präsentation die Teilnahmechance bei beständiger Kollektivgutüberzeugung um das 6.23-fache ($= e^{3.41}/e^{1.58}$), wohingegen sie die Teilnahmechance um das 3.13-fache ($= 1/(e^{-0.12}/e^{1.02})$) *verringert*, wenn diese Kollektivgutüberzeugung nicht besteht. Wie aus Abbildung 15 ersichtlich, entspricht der negative Effekt der Präsentation, der sich unter Abwesenheit der Kollektivgutüberzeugung ergibt, einer Reduktion der Teilnahmewahrscheinlichkeit um 26 Prozentpunkte. Besteht dagegen eine

Kollektivgutüberzeugung, so steigt die Teilnahmewahrscheinlichkeit durch die Präsentation von einem bereits hohen Ausgangsniveau (0.83) auf nahezu 100 Prozent. Die Teilnahmechance ist damit eindeutig unter denjenigen Studenten am höchsten, die bereits im Vorjahr am Referendum teilgenommen hatten und dem Wählerparadoxon ausgesetzt wurden, diesem aber ausgeprägte Kollektivgutüberzeugungen entgegen halten konnten.

- (b) Die vier Balken auf der linken Seite der Abbildung beziehen sich auf Studenten, die im Vorjahr *nicht* am Referendum teilgenommen hatten. Der Abbildung zufolge scheinen für diese Subgruppe geringe positive Effekte der Kollektivgutüberzeugung sowie der Präsentation zu bestehen. Theoretisch wäre durchaus denkbar, dass ein Teil dieser Subgruppe die eigene Nicht-Wahl im Zuge der durch die Präsentation ausgelösten Beschäftigung mit dem Thema „Wahlteilnahme“ hinterfragt. Allerdings sind die Effekte statistisch nicht signifikant und sollten daher nicht weiter interpretiert werden.
- (c) Die unter (a) beschriebene Interaktion zeigt die gegenläufigen Effekte der Präsentation bei gewohnheitsmäßiger und wertrationaler Verankerung der Wahlnorm für diejenigen Studenten, die im Vorjahr wählen waren. Um die Stärke des negativen Effektes der Präsentation bei lediglich gewohnheitsmäßiger Verankerung der Wahlnorm zu verdeutlichen, ist ein weiterer Vergleich aufschlussreich. Dazu werden in Abbildung 14 das erste und das dritte Balkenpaar von links betrachtet. Die Differenz der weißen Balken zeigt den starken Effekt der Teilnahme im Vorjahr in der Kontrollgruppe: Die vorherige Teilnahme erhöht die Teilnahmechance um das 1.58-fache ($p < 0.01$). Wie der Vergleich der beiden schwarzen Balken zeigt, verschwindet dieser Unterschied in der Teilnahmechance durch die Präsentation des Wählerparadoxons vollständig.

Das MFS ermöglicht somit eine im Vergleich zu bisherigen Arbeiten weitaus differenziertere und stärker theoriegeleitete Analyse. Sowohl in Bezug auf die Frame-Selektion (MFS-Hypothese 2) als auch in Bezug auf das Teilnahmeverhalten (MFS-Hypothese 3) bestätigen die Analysen die theoretischen Erwartungen. Als zentrales Ergebnis bleibt festzuhalten, dass die durch die Präsentation des Wählerparadoxons experimentell induzierte Frame-Selektion vollkommen unterschiedliche Effekte hat – je nachdem ob die Wahlnorm wertrational fundiert ist (und diese Überzeugung beibehalten wird) oder aber eher gewohnheitsmäßig befolgt wurde.

8.8 Fazit

Die Ergebnisse der empirischen Analysen bestätigen die entwickelte MFS-Erklärung der Wahlteilnahme. Wahlberechtigte mit stark verankerter Wahlnorm sind in ihrem intendierten und berichteten Teilnahmeverhalten weitgehend unabhängig von der Ausprägung anderer Anreize. Bei schwach verankerter Wahlnorm hängt die Entscheidung für oder gegen die Teilnahme dagegen systematisch von den wahrgenommenen direkten und indirekten Kosten einer Teilnahme, der wahrgenommenen Bedeutung der eigenen Stimme für den Wahlausgang, dem Vorhandensein einer Parteiidentifikation oder kurzfristigeren politischen Präferenzen sowie dem Ausmaß der Demokratiezufriedenheit ab. Auch wenn es schwierig ist, eine genaue Demarkationslinie zu ziehen, lassen sich Elektorate konzeptionell in eine unbedingt teilnehmende Kernwählerschaft und anreizabhängig entscheidende Bürger unterteilen (Engelen 2006; Schoen und Falter 2003). Theoretisch ist zudem von einem dritten Segment auszugehen, das unhinterfragt *nicht* zur Wahl geht (Plutzer 2002). Dieses dürfte allerdings in Wahlstudien aufgrund von Teilnahmeverweigerung extrem unterrepräsentiert und entsprechend schwierig zu untersuchen sein.

Wie dargestellt, existierten bereits einige Hinweise auf eine Irrelevanz von Kosten-Nutzen-Abwägungen bei starker Wahlnormverankerung in früheren Studien. So ließ sich der erwartete negative Einfluss schlechten Wetters auf die Wahlteilnahme nur für Wahlberechtigte mit geringer Wahlnormausprägung nachweisen (Knack 1994: 199). Umfassendere Analysen, die mehrere zentrale Anreize betrachteten, basierten lediglich auf einer separaten Betrachtung von Teilstichproben mit niedrig und stark ausgeprägter Wahlnorm (Barry 1970: 17f.; Blais 2000: 101ff.; Blais, Young und Lapp 2000; Schoen und Falter 2003). Erst der hier vollbrachte Nachweis statistischer Interaktionen zwischen dem Internalisierungsgrad der Wahlnorm und anderen Anreizen kann als deutliche Bestätigung der MFS-Hypothese 1 gelten.

Allerdings stehen die durchgeführten Tests der MFS-Hypothese 1 unter den generellen Vorbehalten hinsichtlich statistischer Analysen mit Querschnittsdaten. Da es kaum möglich erscheint, den Verankerungsgrad der Wahlnorm (im Gegensatz zu ihrer Aktivierung) experimentell valide zu manipulieren, sollten zukünftige Tests auf Paneldaten zurückgreifen, um Kausalschlüsse unter weniger riskanten Annahmen zu ermöglichen. Trotz der Vielzahl von Wahlstudien mit Paneldesign existieren meines Wissens bislang keine Längsschnittsdaten, die geeignete Indikatoren der für die hier entwickelte Erklärung zentralen Konstrukte enthalten. Dies gilt insbesondere für die *persönlich gefühlte* Verpflichtung zur

Wahlteilnahme im Unterschied zu dem Standarditem, das lediglich die generelle Einstellung zum Wählen als Bürgerpflicht erfragt (Green und Shachar 2000: 571).

Erst mit Hilfe von Längsschnittdaten ließe sich betrachten, inwieweit *Veränderungen* im Verankerungsgrad der Wahlnorm tatsächlich entsprechende Änderungen im Teilnahmeverhalten bzw. der Verhaltensrelevanz anderer Anreize zur Folge haben. Die hier vorgenommenen Kausalschlüsse basieren dagegen auf der ungeprüften Annahme, dass Befragte mit identischen Werten auf den unabhängigen Variablen durchschnittlich die gleiche Teilnahmedisposition besitzen (sog. unit homogeneity) (King, Keohane und Verba 1994: 91). Das Vorhandensein einer die Ergebnisse verzerrenden unbeobachteten Heterogenität kann jedoch niemals vollends ausgeschlossen werden. Zudem ist es möglich, dass die Kausalität in die entgegen gesetzte Richtung verläuft: Personen, die an einer vorherigen Wahl teilgenommen haben, entwickeln die Vorstellung, mit ihrem Handeln einem normativen Ideal zu genügen, und dies möglicherweise *ohne dass* diese Vorstellung ihr zukünftiges Teilnahmeverhalten kausal beeinflusst (vgl. Finkel und Muller 1998: 45). In Wirklichkeit ist ihr vergangenes und zukünftiges Teilnahmeverhalten von anderen Faktoren abhängig.

Es sprechen jedoch mehrere Argumente gegen diese Sichtweise bzw. für das Bestehen der vom MFS angenommenen Kausalbeziehungen. Erstens ist zu beachten, dass die persönlich gefühlte Verpflichtung zur Wahlteilnahme einen kausal sehr nahen Faktor darstellt, der entsprechend stark mit dem Teilnahmeverhalten zusammenhängt. Im Unterschied zu anderen Studien (etwa Finkel und Muller 1998) erfolgte seine Operationalisierung daher nicht nur über abstrakte Einstellungsfragen, sondern auch über Items, die sich auf die Emotionen (Schlechtes Gewissen, Schuldgefühle) und das Selbstkonzept (Widerspruch zur eigenen Persönlichkeit) der Befragten beziehen. Dass derartig verankerte Skripte lediglich Rationalisierungen darstellen, ist äußerst unwahrscheinlich. Zweifelsohne spiegelt die Verankerung derartiger normativer Skripte zu einem gewissen Bestandteil vorheriges Teilnahmeverhalten wider. Doch selbst Arbeiten, die eine dynamische Perspektive einnehmen, gehen theoretisch davon aus bzw. liefern empirische Hinweise dafür, dass Wahltag-Skripte bzw. die Wahlnorm eigenständige kausale Effekte auf das Teilnahmeverhalten ausüben. Denn die Entstehung und Verstärkung derartig verankerter Handlungsdispositionen stellen einen zentralen Mechanismus dar, der die selbstverstärkenden Effekte der Wahlteilnahme erklärt (Denny und Doyle 2009; Gerber, Green und Shachar 2003: 548f.; Green und Shachar 2000: 570f.; Kanazawa 1998, 2000).

Zweitens stünden potentielle Alternativerklärungen vor der Herausforderung, die in den hier durchgeführten Analysen aufgezeigten statistischen Interaktionsmuster zu erklären. Wie

ließe sich etwa die Irrelevanz zentraler Kosten- und Nutzenindikatoren bei starker Normverankerung erklären, wenn man davon ausginge, dass in der gemessenen Verankerung der Wahlnorm lediglich Rationalisierungen ohne eigene teilnahmerelevante Effekte zum Ausdruck kommen? Damit zusammenhängend stellt sich drittens generell die Frage, welche Faktoren sich hinter der mutmaßlichen unbeobachteten Heterogenität verbergen sollten und inwiefern sich auf deren Basis tatsächlich eine *konkurrierende* Erklärung formulieren lässt. Eine Gruppe unberücksichtigter, potentiell relevanter Faktoren wären etwa genetische Unterschiede. In der Tat kommen die ersten Zwillingsstudien zur Wahlteilnahme zu dem Ergebnis, dass über 50 Prozent der Variation im Teilnahmeverhalten genetischen Ursprungs sind (Fowler, Baker und Dawes 2008). Dieses Ergebnis stellt jedoch handlungstheoretische Erklärungen der Wahlteilnahme nicht zwangsläufig in Frage. So verweisen die Autoren selbst auf die normative gefühlte Verpflichtung zur Teilnahme als einen möglichen Mechanismus, über den genetische Unterschiede teilnahmerelevant werden (Fowler, Baker und Dawes 2008: 244). Empirische Hinweise existieren zudem für einen Zusammenhang zwischen teilnahmerelevanten genetischen Unterschieden und prosozialem Verhalten im Allgemeinen sowie Parteilichkeit (Dawes und Fowler 2009; Fowler und Dawes 2008). Die im Zentrum der MFS-Erklärung stehenden handlungstheoretischen Konstrukte sind also potentielle intervenierende Variablen, die den Zusammenhang zwischen genetischen Anlagen und Teilnahmeverhalten vermitteln. Wie in nahezu allen Verhaltensbereichen ist zudem mit komplexen Interaktionsbeziehungen von genetischen Prädispositionen und Umwelteinflüssen zu rechnen, so dass selbst die Bedeutung sozialisationstheoretischer Überlegungen durch diese Ergebnisse nicht negiert wird (Fowler, Baker und Dawes 2008: 243).

Die dargestellte Evidenz für die entwickelte MFS-Erklärung der Wahlteilnahme lässt sich also nicht ohne Weiteres mit dem pauschalen Hinweis auf die Möglichkeit unbeobachteter Heterogenität entkräften. Gerade auch die Bestätigung der MFS-Hypothesen 2 und 3 in der Reanalyse der experimentellen Daten von Blais und Young (1999) zeigt, dass die normativen Überzeugungen der Befragten mehr sind als bloße Rationalisierungen: Selbst eine neutrale Darstellung einer Sichtweise, die die Sinnhaftigkeit des Wahlganges hinterfragt, kann die Wahlbeteiligung unter Umständen stark reduzieren, und dieser Effekt wirkt offenbar über eine geänderte Definition der Situation, welche die wahrgenommene Gültigkeit der Wahlnorm abschwächt. Die Wahrscheinlichkeit, dass es durch den angestoßenen Reflexionsprozess zu einem normativen Reframing des Wahlaktes kommt, hängt vor allem von der Verfügbarkeit „guter Gründe“ ab. Befragte mit der Kollektivgutüberzeugung, dass die Wahlbeteiligung für den Bestand der Demokratie essentiell ist, lassen sich weniger leicht zu einem Reframing

bewegen. Sofern sie an dieser Überzeugung festhalten, scheint die Beschäftigung mit der Sinnhaftigkeit der Wahlteilnahme sogar normaktivierend zu wirken und darüber die Teilnahmewahrscheinlichkeit zu erhöhen.

Hinsichtlich der hier nur handlungstheoretisch dargestellten Theorienlandschaft leistet die MFS-Erklärung der Wahlteilnahme eine Integration bisher weitgehend separat ausgearbeiteter Erklärungsansätze. RC-Theorien der Wahlteilnahme bleiben nach wie vor bedeutsam, nämlich für die Erklärung von Teilnahmeentscheidungen im rc-Modus. Das MFS bietet somit eine explizite handlungstheoretische Grundlage für die häufig ad hoc formulierte Auffassung, dass RC-Modelle nicht die absolute Höhe der Wahlbeteiligung, sondern nur deren Veränderung zu erklären vermögen (Blais 2000: 10f.; Blais, Young und Lapp 2000: 199; Engelen 2006: 436; Grofman 1993). Veränderungen können jedoch nicht nur daraus resultieren, dass sich das Segment der abwägenden Akteure variierenden Anreizen (Kosten, Knappheit etc.) gegenüber sieht. Die Reanalyse der Daten von Blais und Young (1999) verweist vielmehr auf die Relevanz von Kommunikationsprozessen in der demokratischen Öffentlichkeit. Diese haben das Potential, die Aktivierung und Verankerung der Wahlnorm zu prägen und somit bei Segmenten der Wählerschaft einen Modus-Wechsel herbeizuführen. Das MFS vermag somit RC-Theorien des Wählerverhaltens mit „neo-institutionalistischen“ Ansätzen ins Gespräch zu bringen. In diesen wurde die Bedeutung von Institutionen, mentalen Modellen, Regeln und Identitäten immer wieder betont (Denzau und North 1994; DiMaggio und Powell 1991; March und Olsen 1989), allerdings *ohne* ein „systematic theoretical framework as an analytical alternative to rational choice theory“ bereit zu stellen (ebenso DiMaggio und Powell 1991: 16; Windhoff-Héritier 1991: 36).

Schließlich lässt sich die MFS-Erklärung an Ansätze anschließen, die kausal entferntere Prozesse zum Gegenstand haben, welche die internen und externen Merkmale der Handlungssituation am Wahltag prägen. So wurde bereits erwähnt, dass sich die lerntheoretischen Arbeiten unmittelbar auf die Entstehung und Verstärkung bzw. Abschwächung von Wahltag-Skripten beziehen lassen (Green und Shachar 2000: 571; Kanazawa 1998, 2000). Ähnliches gilt für gruppenbasierte Erklärungsansätze, die in dieser Arbeit nicht eigens behandelt wurden (siehe dazu die Literaturhinweise in Geys 2006: 23f.). Der Relevanz genetischer Prädispositionen ungeachtet, verweisen Unterschiede in der Verankerung und dem Inhalt mentaler Modelle immer auch auf Unterschiede in der politischen Sozialisation und sozialen Einbettung von Individuen. Neben der Möglichkeit, Prozesse sozialer Beeinflussung formal zu modellieren, die bisher vor allem im RC-Ansatz

genutzt wurde (u.a. de Matos und Barros 2004; Grossman und Helpman 2001), lassen sich derartige kollektive Phänomene auch in der Umfrageforschung durch entsprechende Brückenhypothesen mit einbeziehen. Ein gutes Beispiel ist die erwähnte MFS-Erklärung von Ost-West-Unterschieden in der Wahlbeteiligung (Becker 2004). Ein weiterer wichtiger Schritt ist der Einbezug der *Wahlentscheidung* über die Wahlteilnahme hinaus. Richtungsweisend ist hierfür bereits der Beitrag von Behnke (2001). Unter anderem auf Basis des MFS entwickelt dieser eine integrative Erklärung der Wahlentscheidung, in welcher die Parteiidentifikation die Stelle der Wahlnorm als zentrales, die betrachtete Handlungswahl regulierendes, normatives Skript einnimmt. Was ihr Potential angeht, steht die Anwendung des MFS auf die Analyse des Wählerverhaltens jedenfalls erst an ihrem Anfang.

9 Rätsel des Handelns II: Die Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg

Ich wende mich jetzt einem weiteren Rätsel des Handelns zu: Der Rettung von Juden während des Zweiten Weltkriegs im von den Nationalsozialisten beherrschten Europa.¹²⁸ Verglichen mit der Beteiligung an demokratischen Wahlen, welche erst aus der theoretischen Perspektive eines engen RC-Ansatzes rätselhaft wird, handelt es sich hierbei um ein wahrhaft außergewöhnliches soziales Phänomen. Es gab nicht viele Retter von Juden während des Zweiten Weltkriegs und man hat ihnen im Nachhinein zu Recht den Status von Helden verliehen (siehe zu den historischen Hintergründen gleich noch unten). Ein Grund dafür liegt auf der Hand: Die Entscheidung zur Hilfe bedeutete häufig, sich selbst und die eigene Familie in Lebensgefahr zu bringen. Sofern sie getroffen wurde, ohne einen materiellen Nutzen aus der Hilfe zu erwarten, kann man von *Altruismus in einer Hochkostensituation* sprechen. Dies ist ein zentraler Unterschied zum Anwendungsfall der Wahlteilnahme. Die starke Erklärungskraft sozialer Normen für die Wahlteilnahme ließ sich noch mit dem Hinweis relativieren, dass es sich hierbei um eine Niedrigkostensituation handelt.¹²⁹ Für einen beträchtlichen Teil der Wähler mag die Teilnahme bei allen normativen Anteilen zudem Züge habituelleren Handelns tragen. Bei der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg haben wir es dagegen mit einer extremen und außergewöhnlichen Hochkostensituation zu tun. Abgesehen von der substantiellen Bedeutung der Frage, wie es zur Rettung von Juden während des Zweiten Weltkriegs kam, ist die Anwendung des Modells der Frame-Selektion (MFS) auf die Erklärung dieser Handlungen daher theoretisch besonders aussagekräftig

Die folgende Anwendung ermöglicht somit, die MFS-Hypothesen einem Test unter deutlich anderen und in gewisser Weise auch riskanteren Bedingungen auszusetzen. Hinzu kommt, dass auch die Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg Gegenstand einer theoretischen Debatte zwischen dem RC-Ansatz und im weitesten Sinne normativen Ansätzen

¹²⁸ Eine erste theoretische und empirische Analyse dieses Falls aus Sicht des MFS habe ich zusammen mit Meir Yaish und Volker Stocké veröffentlicht (Kroneberg, Stocké und Yaish 2006; Kroneberg, Yaish und Stocké 2009). Das folgende Kapitel stimmt zwar in den Grundaussagen mit dieser Arbeit überein, geht aber sowohl theoretisch als auch empirisch weit über sie hinaus.

¹²⁹ Dies gilt wenigstens für die große Mehrheit der Bürger in demokratischen Ländern. In den USA etwa kann die Wahlteilnahme für sozioökonomisch benachteiligte Gruppen durch die Registrierungspflicht sowie die teilweise relativ weite Distanz zu den Wahllokalen durchaus mit relativ hohen Kosten verbunden sein.

geworden ist (siehe Elster 2000; Monroe 1991; Monroe, Barton und Klingemann 1991; Opp 1997, 1999; Varese und Yaish 2000). Wiederum lässt sich zeigen, wie sich die verschiedenen Positionen innerhalb des MFS integrieren lassen und welchen Mehrwert seine Anwendung mit sich bringt. Bevor ich einen Überblick über bisherige Erklärungsansätze und die erwähnte Debatte gebe (Kapitel 9.2), gehe ich kurz auf den historischen Hintergrund ein. Es folgt die eigentliche Anwendung des MFS (Kapitel 9.3).

9.1 Historischer Hintergrund

Die Rettung von Juden während des Zweiten Weltkriegs war in jeder Hinsicht ein äußerst seltenes Ereignis. In Europa wurden im Holocaust etwa sechs Millionen Juden ermordet. Durch die Unterstützung nichtjüdischer Helfer gerettet wurden nur einige 10 000 (Benz 2003: 11). Die Anzahl der Retter von Juden wird minimal auf etwa 50 000 geschätzt – wobei die Rettung unter Einsatz des eigenen Lebens und ohne monetäre Kompensation erfolgte –, maximal bis auf 500 000 (Oliner und Oliner 1988: 1f.). Selbst wenn man die letztere, weniger konservative Schätzung zu Grunde legt, waren dies nur 0.025 Prozent der Bevölkerung unter der Nazi-Herrschaft.

Der Judenhass als ein Kernbestandteil der Ideologie des Nationalsozialismus griff in Deutschland, aber auch weiten Teilen Europas weit verbreitete antisemitische Vorurteile und Verschwörungstheorien auf. Kombiniert mit einer pseudowissenschaftlichen Rassenlehre und einem romantischen Nationalismus bildete er die Grundlage für den Ausschluss jüdischer Mitbürger aus der rassistisch definierten „Volksgemeinschaft“ der Deutschen. Mit der nationalsozialistischen Machtergreifung von 1933 wurden Juden in Deutschland zunehmend Opfer staatlich organisierter Diskriminierung, Entrechtung und Gewalt. Zentrale Stationen auf diesem Prozess waren das „Berufsbeamtengesetz“ von 1935, die Nürnberger Gesetze von 1935 mit ihrer (nachfolgend weiter spezifizierten) Definition von Juden als rassistischer Kategorie und dem Verbot von Eheschließungen sowie außerehelichem Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden (sog. „Rassenschande“), die Berufsverbote, die „Arisierung“ jüdischer Geschäfte und die Identifizierung von Juden über spezielle Ausweise sowie die Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit im Jahre 1938 (Benz 2003: 13; Fein 1979: 21). Im Zuge der „Kristallnacht“ wurden 1938 bereits 30 000 männliche Juden in Konzentrationslager

gebracht. Mit dem Beschluss zur „Endlösung“ der Judenfrage im Sommer 1941 begann dann die Umsetzung eines Planes zur Ermordung der Juden in ganz Europa.

Der systematische Völkermord an den Juden war in Polen bereits seit Herbst 1939 im Gange und setzte sich mit dem Überfall auf die Sowjetunion durch die Spezialkommandos der Einsatzgruppen fort. Die Massenmorde erfolgten vor allem durch die mit der Judenverfolgung betraute SS, die Gestapo und die Sicherheitspolizei (Benz 2003: 39f.). Entsprechend war die Opferzahl in den Ländern und Gebieten am höchsten, in denen dieser Repressionsapparat unmittelbar Gewalt ausüben konnte und in denen der Anteil der jüdischen Bevölkerung hoch war (Baron 1988: 14ff.; Fein 1979: 38ff.). Mit Helen Fein lassen sich die von den Nationalsozialisten beherrschten Länder in drei Gruppen unterteilen: die Kolonialzone, die Befehlszone und die SS-Zone (Fein 1979). In dieser Reihenfolge nimmt die Autonomie der jeweiligen Länder ab und die Kontrolle durch die Nationalsozialisten zu (Fein 1979: 38ff.). Staaten in der *Kolonialzone* behielten ihren eigenen Regierungs- und Polizeiapparat, auch wenn sie sich teils massiver deutscher Einflussnahme ausgesetzt sahen, welche von diplomatischem Druck bis zu militärischen Drohungen und Okkupation reichte. Hierunter fallen etwa Frankreich oder Ungarn ab 1944. Dagegen befanden sich die einheimischen Regierungen von Staaten in der *Befehlszone* im Exil und wurden durch sog. Reichskommissare ersetzt. Diese übten direkte Befehlsgewalt über die einheimische Bürokratie aus, was insbesondere auch die Möglichkeit umfasste, Deportationen zu autorisieren. In diese Kategorie fallen vom NS-Staat besiegte Länder wie Belgien, die Niederlande, Norwegen, Dänemark ab 1943 oder Italien ab 1943. Die stärkste Machtausübung durch die Nationalsozialisten herrschte in der *SS-Zone*. Zu dieser zählte das Großdeutsche Reich sowie militärisch besiegte Staaten/Gebiete, in denen die eigene Regierung und die Bürokratie der Vorkriegszeit ohne Macht waren. Neben Deutschland, Österreich und den annektierten Gebieten der Tschechoslowakei umfasste die SS-Zone daher auch Polen, die von deutschen Truppen eroberten Gebiete der Sowjetunion, Serbien und die Baltischen Staaten. In der SS-Zone wurde die Judenvernichtung besonders umfassend betrieben (Fein 1979: 38ff.).

Der Grad der Machtausübung durch die Nationalsozialisten prägte den Bedarf an Hilfeleistungen ebenso wie die Möglichkeiten und Risiken des Helfens. In allen Ländern, die 1941 in der SS-Zone waren, begannen Deportationen und Völkermord noch im selben Jahr, also weitgehend ohne Vorwarnzeit (Fein 1979: 78). In vielen Ländern der SS-Zone stand auf Hilfe für Juden die Todesstrafe (Fein 1979: 42). Dies galt zumindest für die annektierten und besetzten Gebiete Polens und der Tschechoslowakei sowie für die okkupierten Gebiete der

Sowjetunion (Benz 2003: 41). Dort traf sie faktisch nur Angehörige der einheimischen Bevölkerung, also keine deutschen Personen (Benz 2003: 41). Dagegen wurde im Deutschen Reich „Hilfe für Juden nie ins Strafgesetzbuch aufgenommen oder auf andere Weise als kriminelles Delikt definiert“ (Benz 2003: 39), obgleich sie einem zentralen Ziel des NS-Staates zuwider lief. Den im März 1933 in allen Oberlandesgerichtsbezirken eingesetzten Sondergerichten war es jedoch durch einen großen Ermessensspielraum ohne Weiteres möglich, Helfer von Juden für begleitende Tatbestände wie etwa illegalen Grenzverkehr oder „Rassenschande“ zu verurteilen. Vor allem aber konnten SS, Gestapo und Sicherheitspolizei ohne Mitwirkung von Gerichten Hilfe für Juden ahnden:

„Ein Runderlaß vom 24. Oktober 1941, der für „deutschblütige Personen“, die „in der Öffentlichkeit freundschaftliche Beziehungen zu Juden“ unterhielten, Schutzhaft bis zu drei Monaten vorsah, diente als Handhabe gegen „artvergeßenes Verhalten“, Fluchthilfe, Sabotage von „Maßnahmen der Reichsregierung zur Ausschaltung der Juden aus der Volksgemeinschaft“. Einer besonderen Begründung für einen Schutzhaftbefehl, der im Konzentrationslager vollstreckt wurde, wegen „verbotswidrigem Umgangs mit Juden“ bedurfte es nicht.“ (Benz 2003: 40)

Obwohl es in der Regel nicht zu hohen Haftstrafen kam, war das Risiko aufgrund der mangelnden Rechtsstaatlichkeit praktisch „nicht kalkulierbar“ (Benz 2003: 40). Zudem waren die weiteren sozialen Sanktionen gegenüber enttarnten Helfern von Juden beträchtlich.

Je nach Situation im jeweiligen Land und lokalen Kontext nahm die Rettung von Juden unterschiedliche Formen an. Es gab eine Vielzahl individueller Hilfsakte gegenüber einzelnen jüdischen Personen oder Familien, aber auch groß angelegte Hilfsaktionen durch Industrielle, politische Beamte oder gar ganze Gemeinden. Die Schwierigkeiten, Hilfe im Untergrund zu organisieren, machten aus Rettungstaten nahezu zwangsläufig kollektive Anstrengungen (Gross 1994). In aller Regel gab es daher zumindest eine gewisse Zahl an Mitwissern. Dennoch bestanden große Unterschiede in Form und Ausmaß der Hilfe. Konkret wurden Juden versteckt, mit falschen Papieren versorgt und – sofern noch möglich – bei der Flucht ins Ausland unterstützt, um nur einige zentrale Formen zu nennen.

Nicht weniger heterogen waren die Beweggründe der Helfer. Zunächst gab es zweifelsohne Fälle vornehmlich eigennützig motivierter Hilfe. Neben Forderungen nach Geld oder Sachwerten kam es vor, dass als Gegenleistung für die Hilfe die christliche Taufe oder sogar das Eingehen eines Liebesverhältnisses verlangt wurde (Benz 2003: 46). Da das Versorgen versteckter Juden oder die Organisation ihrer Flucht oft beträchtlicher finanzieller Ressourcen bedurfte, kann die Grenze zwischen eigennützigem und uneigennützigem

Verhalten allerdings nicht immer zweifelsfrei gezogen werden. Die in den folgenden empirischen Analysen betrachteten Fälle wurden nach sorgfältiger Prüfung durch die Gedenkstätte Yad Vashem als uneigennützig eingestuft. Ich betrachte im Folgenden daher nur noch Fälle uneigennützig Helfens. Auch innerhalb dieser Subgruppe bestand eine gewisse Variationsbreite konkreter Motivationen. Hilfsakte konnten ausschließlich aus Mitmenschlichkeit erfolgen. Häufig zählten zu den Beweggründen aber auch religiöse oder politische Überzeugungen, Loyalität gegenüber im Widerstand aktiven Autoritäten, Freundschaft oder eine spezifische Identifikation mit Juden (Philosemitismus) (Gross 1994: 467ff.).

Der Versuch einer Nacherzählung der jeweiligen Mischung von Motivationen, Umständen und Formen der Hilfe ist Sache der Geschichtswissenschaften. Für diese ist „die Historie der Hilfe für die Juden [...] eine Geschichte einzelner Menschen“ (Benz 2003: 22). Von der methodologischen Fragwürdigkeit dieses Anspruchs abgesehen (siehe dazu Albert 2000), erscheint die Frage danach, warum gewöhnliche Frauen und Männer ihr Leben für die Rettung anderer riskierten (Oliner und Oliner 1988), zu wichtig, um ihr von vornherein eine systematische Antwort zu verwehren. Wie die kommenden Abschnitte zeigen, lassen sich durchaus typische Wirkungszusammenhänge identifizieren, welche die Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg begünstigt haben. Obgleich es freilich nicht darum geht, jeden Einzelfall zu erklären, lässt sich durchaus eine differenzierte handlungstheoretische und soziologisch interessante Erklärung entwickeln, die andere Erkenntnisse bereit hält als die Schilderung von Einzelfällen.

9.2 Ausgewählte theoretische Erklärungsansätze und empirische Studien

9.2.1 Persönlichkeits- und identitätstheoretische Erklärungsansätze

Der Großteil der im weitesten Sinne empirischen Arbeiten zur Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg besteht aus qualitativen Befragungen von Rettern. Dabei wird versucht, ihre zentralen Motive und Beweggründe auf der Basis ihrer Erzählungen und Selbsteinschätzungen zu identifizieren. Die Hilfeleistungen werden also durch das Herausfiltern der typischen Motivationsbestandteile erklärt. Indem man auf diese Weise sozusagen den „subjektiven Sinn“ retrospektiv erhebt, soll nicht nur ein verstehendes Erklären

gewährleistet sein, sondern es erscheint auch möglich, konkurrierende Erklärungen gegeneinander zu testen. Beispielsweise versucht Geras (1995) durch den Verweis auf derartige Selbstzeugnisse eine These von Richard Rorty zu widerlegen. Rorty zufolge wurden Juden in erster Linie deshalb gerettet, weil sie den Rettern als Mitglieder *begrenzter* Eigengruppen erschienen, z.B. als Eltern mit Kindern oder als dänische Staatsbürger. Sein Argument ist, dass nur derartig abgrenzbare Kollektive eine Identifikation erlauben, die hinreichend stark ist, um als Basis gefühlter und auch praktizierter Solidarität zu dienen. Geras hält dem entgegen, dass die nach ihren Gründen befragten Retter angaben, als Menschen zur Hilfe gegenüber Mitmenschen verpflichtet gewesen zu sein. Sie hätten also gleichsam aus Solidarität mit in Not befindlichen Menschen im Allgemeinen gehandelt (Geras 1995). Diese Position von Geras wird von den meisten persönlichkeits- oder identitätstheoretischen Arbeiten geteilt (Monroe 1996; Monroe, Barton und Klingemann 1990; Monroe, Barton und Klingemann 1991; Oliner und Oliner 1988; Tec 1986). Aufgrund ihrer empirisch systematischen Vorgehensweise hervorzuheben ist die bekannte quantitative Studie von Oliner und Oliner. Handlungstheoretische Mechanismen werden am stärksten in den Arbeiten von Monroe und Kollegen expliziert.

Oliner und Oliner identifizieren in ihrer Studie eine extensive prosoziale Handlungsorientierung als zentrales Persönlichkeitsmerkmal der Retter. Im Unterschied zu den anderen persönlichkeits-theoretischen Arbeiten basiert dieser Schluss aus der Auswertung quantitativer Daten, die in den 1980er Jahren in verschiedenen Ländern Europas sowohl für identifizierte Retter als auch für eine Kontrollgruppe erhoben wurden (siehe dazu noch Kapitel 9.4). Über die Betrachtung bivariater Zusammenhänge versuchen Oliner und Oliner typische Merkmale des Sozialisationskontextes von Rettern zu identifizieren (siehe zusammenfassend Oliner und Oliner 1988: 249ff.; für bivariate Analysen des deutschen Teils der Stichprobe siehe Klingemann und Falter 1993). Dazu zählt ein Aufwachsen in einem Elternhaus, das von emotional engen Beziehungen und einem demokratisch-partnerschaftlichen Erziehungsstil geprägt war und in dem Werte der Selbstständigkeit und sozialen Verantwortung vermittelt wurden. Retter besaßen zudem eher einen Freundeskreis, der soziale, ethnische und religiöse Grenzen überschritt, und wiesen eine stärker ausgeprägte Fähigkeit zur Empathie auf. Die Autoren betonen jedoch hinsichtlich der Merkmale des Sozialisationskontextes, dass diese nur durchschnittliche Unterschiede erfassen und weder notwendig noch hinreichend für die Entwicklung einer altruistischen Persönlichkeit waren.

Oliner und Oliner zufolge wurde die prosoziale Orientierung der Retter im Laufe ihrer Sozialisation zu einem derart stark verankerten Bestandteil ihres Wertsystems, dass sie kaum

anders konnten als Menschen in Not zu helfen und Ungerechtigkeiten entgegenzustehen. So hätten die allermeisten Retter von Juden bereits früher, beginnend in ihrer Kindheit, immer wieder außergewöhnliches soziales Engagement gezeigt. Die ausschlaggebende prosoziale Orientierung sei eine Orientierung *zum Handeln* gewesen und umfasste als Kernbestandteile, sich gegenüber Außenseitern verantwortlich und zum Helfen angetrieben zu fühlen (Oliner und Oliner 1988: 253). Zudem erwähnen die Oliners bereits, dass diese starke Wertbindung dem Handeln der Retter etwas Unbedingtes oder Impulsives zu verleihen und eine eingehendere Berücksichtigung möglicher Handlungsfolgen zu unterbinden schien (Oliner und Oliner 1988: 251).

Dieser Charakterisierung der Rettungstaten als – in der Terminologie des MFS – automatisch-spontane Handlungen findet sich auch in anderen qualitativen Studien (Tec 1986: 189). Die am stärksten ausgearbeitete Erklärung hat Kristen R. Monroe in einer Reihe teilweise mit Michael C. Barton und Ute Klingemann veröffentlichter Arbeiten vorgelegt (Monroe 1996; Monroe 1991; Monroe, Barton und Klingemann 1991). Die Explikation der angenommenen handlungstheoretischen Mechanismen geschieht dabei nicht zuletzt aufgrund der in ihnen geführten Auseinandersetzung mit dem RC-Ansatz.

Die empirische Grundlage bilden retrospektive Tiefeninterviews, die Monroe mit Rettern von Juden, anderen Helden (durch Stiftungen ausgezeichnete Individuen, die ihr Leben riskierten, um andere zu retten), Unternehmern und Philanthropen geführt hat. Der Vergleich mit diesen anderen Akteuren, die durchaus ebenfalls uneigennütziges Verhalten zeigen, dient dazu, systematisch die Merkmale zu identifizieren, die *spezifisch* für Retter von Juden (und andere Helden) sind. Zudem sollen über diesen Vergleich eine ganze Reihe möglicher Erklärungen für heldenhaftes altruistisches Verhalten überprüft werden.

Hinsichtlich einer Vielzahl aus verschiedensten Ansätzen gewonnener Erklärungsfaktoren kommt Monroe zu dem Schluss, dass sie entweder in Widerspruch zu den Äußerungen der Helfer und Retter stehen oder aber keine Variation zwischen diesen und anderen Akteuren aufweisen – und folglich diese außergewöhnlichen Fälle altruistischen Handelns nicht zu erklären vermögen. Zu den zurückgewiesenen Erklärungsfaktoren zählen traditionelle soziologische Variablen wie sozio-ökonomischer Status, Bildung, Geschlecht oder Alter ebenso wie Unterschiede im sozialen Lernen, in Rollenmodellen, hinsichtlich sozialer Erwartungen, Reziprozität, Stufen der (Moral-)Entwicklung, gruppen- oder verwandtschaftsbasierter Altruismus, materielle oder psychische Befriedigung, verfügbare Ressourcen, Familienmerkmale (z.B. Verantwortung für jüngere Geschwister), Bekanntheitsgrad und Empathie in Bezug auf die Zielpersonen.

Empirisch stützen lässt sich Monroe und Kollegen zufolge nur eine Erklärung, nach der die Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg Ausdruck und Konsequenz einer spezifischen, stark

ausgeprägten Identität war, deren Kern in einer *Identifikation mit der gesamten Menschheit* besteht. Sieht man von terminologischen Unterschieden ab, ergibt sich hier eine auffallende Übereinstimmung mit dem Konzept der *extensiven* prosozialen Orientierung von Oliner und Oliner. Der zusätzliche Erkenntnisgewinn durch die identitätstheoretische Erklärung von Monroe besteht in der Beschreibung der Art und Weise, in welcher diese Identität handlungswirksam wird. Eine nahezu vollständige Zusammenfassung bietet das folgende Zitat:

„It is this shared perception of themselves as part of an all-embracing mankind, then, which was the one common characteristic that distinguishes altruists from other individuals. It gives rise to an *instinctive* response which guides their actions in saving others. It leaves them *no choice* and makes their decisions *nonconscious*. Their perception of themselves as a part of all humanity constitutes such a central core to their identity that it leaves them *no choice* in their behavior towards others.“ (Monroe 1991: 428, Hervorhebungen nicht im Original)

Ihre spezifische Identität ließ den Rettern von Juden also subjektiv gar keine andere Wahl als zu helfen. Ihre Entscheidung war spontan und unbewusst. Wiederum braucht kaum eigens betont zu werden, dass diese Beschreibung des handlungsgenerierenden Mechanismus stark mit dem automatisch-spontanen Modus der Handlungssektion im MFS übereinstimmt (siehe dazu noch unten). Monroe und ihre Kollegen wenden sich denn auch energisch gegen enge und weite RC-Erklärungen dieser Rettungsakte. Dabei betonen sie, dass Retter von Juden keine Anreize in Betracht zogen und die Vorstellung eines Kosten-Nutzen-Kalküls für sie „bedeutungslos“ war (Monroe, Barton und Klingemann 1991: 117). An dem zuletzt genannten Argument wird deutlich, auf was für eine Art von Evidenz Monroe und Kollegen ihre Erklärung stützen: die subjektiven Einschätzungen der retrospektiv interviewten Retter von Juden hinsichtlich ihrer eigenen Motivation.¹³⁰

Es lässt sich kritisch hinterfragen, inwieweit man handlungstheoretisch derart riskante Hypothesen bzw. Schlussfolgerungen auf solche Evidenz stützen kann. Immerhin gehen bei weitem nicht alle Handlungstheorien davon aus, dass sich Akteure immer vollständig über die Determinanten ihres Handelns im Klaren sind (siehe zudem Rahn, Krosnick und Breuning

¹³⁰ Die direkte Ableitung ihrer Thesen aus diesen Selbsteinschätzungen verdeutlicht etwa die folgende Passage: „Rescuers made no conscious decision when they rescued Jews. [...] The initial actions in sheltering Jews were usually *described as* spontaneous. All our rescuers *insisted* that they simply saw no other option available to them. [...] The rescuers thus *suggested* that certain behaviors arise spontaneously, resulting from deep-seated dispositions which form one’s central identity. These behaviors are not the product of conscious choice.“ (Monroe, Barton und Klingemann 1990: 341, Hervorhebungen nicht im Original)

1994). Dies gilt gerade auch für den RC-Ansatz, der keineswegs unterstellt, die *Vorstellung* eines Kosten-Nutzen-Kalküls wäre für die Akteure subjektiv bedeutungsvoll.

Andererseits sollte man in dieser Kritik aber nicht zu weit gehen. Auch Berichte und Selbsteinschätzungen, wie sie aus Tiefeninterviews hervorgehen, sind empirische Daten. Nicht zuletzt Weber hat gefordert, den subjektiven Sinn der Akteure ernst zu nehmen, und zwar durchaus in seiner kausalen Bedeutung. Hier wird daher eine differenzierte Position eingenommen: Einerseits sollte der durch Tiefeninterviews gewonnenen Evidenz nicht von vornherein jegliche Aussagekraft abgesprochen werden. Andererseits ist es ohne Zweifel äußerst problematisch, sich auf sie als alleinige empirische Basis zu stützen.

Da die von Monroe und anderen durchgeführten Tiefeninterviews als qualitative Teilevidenz durchaus von Interesse sind, sei exemplarisch ein besonders signifikanter Ausschnitt aus einem Interview mit einer Retterin von Juden wiedergegeben (Monroe 1991: 404f.):

Interviewer: (...) What I've heard other people say when I've asked them this is that they didn't think they could live with themselves if they'd done something other than that (i.e. help Jews). Is that true for you?

Margot: It has nothing to do with it.

Interviewer: It was just totally nonconscious?

Margot: Yes. You don't think about these things. You can't think about these things. It happened so quickly.

Interviewer: But it isn't really totally quickly, is it? There's a tremendous amount of strategic planning that has to be done (to do what you did).

Margot: Well, I was young. I could do it. Today I don't know. I'd have to try it. But I was 32 years old. That was pretty young.

Interviewer: You didn't sit down and weigh the alternatives?

Margot: God, no. There was not time for these things. It's impossible.

Interviewer: So it's totally spontaneous? (Margot nodded). It comes from your emotions?

Margot: Yes. It's pretty near impossible not to help. You couldn't do that. You wouldn't understand what it means! Suppose somebody falls in the water as I said before. You want to think: "Should I help or should I not?" The guy would drown! You know, that's no way!

Interviewer: How about the repercussions of your actions? Did you think about what might happen because you were doing this?

Margot: You don't think about it. No way.

Interviewer: You didn't worry about possible consequences for you? For your family?

Margot: No. No way (Margot, 11).

Auch wenn er aufgrund der Suggestivfragen methodisch fragwürdig ist, belegt dieser Interviewausschnitt exemplarisch die von Monroe und Kollegen genannten Merkmale der den Rettungsakten zu Grunde liegenden Handlungselektionen. Die weiter unten entwickelte MFS-Erklärung der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg greift einige dieser Merkmale bzw. der identitätstheoretischen Argumente von Monroe und Kollegen auf. Auch wenn der identitätstheoretische Ansatz bereits einige zentrale Elemente einer angemessenen Erklärung enthält, besitzt er jedoch andererseits eine Reihe von Schwächen, die es in der Anwendung des MFS zu überwinden gilt. Sie sollen abschließend kurz aufgezeigt werden.

Auf eine entscheidende Schwäche hat bereits Opp (1997) in einer ausführlichen Auseinandersetzung mit den Argumenten von Monroe und Kollegen verwiesen. Es bleibt unklar, welches Handeln theoretisch zu erwarten ist, wenn in einer Situation *widerstreitende* Identitätsbestandteile oder Normen relevant sind oder *überhaupt keine* passende Identität oder Norm existiert. Beide Lücken zeigen, dass diesem Erklärungsansatz keine ausgearbeitete Handlungstheorie zu Grunde liegt: Der Zusammenhang zwischen Identität und Handeln bleibt unterspezifiziert. Wie schon im Rahmen der Kritik traditioneller soziologischer Ansätze betont wurde (siehe Kapitel 4 und 5), reicht es für soziologische Handlungserklärungen *nicht* aus, auf die Bedeutung bestimmter, in besonderem Maße sozial vorstrukturierter mentaler Modelle wie Identitätsbestandteile, Rollen, Normen u.ä. zu verweisen. Vielmehr bedarf es eines Selektionsmodells, das möglichst präzise angibt, wie diese Faktoren wirken und vor allem wie sie mit anderen relevanten Größen, z.B. situativen Anreizen, zusammenwirken.

Das führt uns zu einer zweiten Schwäche des Ansatzes von Monroe und Kollegen wie auch anderer persönlichkeits- oder identitätstheoretischer Ansätze. Sie unterschätzen die Bedeutung situativer Einflussfaktoren (Gross 1994). Diesen wird nur eine Bedeutung für die alltägliche Logistik des Helfens eingeräumt. So seien den Rettern etwa die Risiken ihres Handelns durchaus bewusst gewesen, aber diese hätten nicht ihre Entscheidung zur Hilfe beeinflusst, sondern sie lediglich bei deren Umsetzung vorsichtiger agieren lassen (Monroe, Barton und Klingemann 1990: 108). Die Entscheidung zur Hilfe wird – wie im Erklärungsansatz von Oliner und Oliner – durch ein relativ stabiles Akteursmerkmal, hier: eine spezifische Identität, erklärt. Auch Monroe betont entsprechend, dass spätere „Helden“ und „Retter“ schon in ihrer frühen Kindheit, und im Verlauf ihres Lebens immer wieder, altruistisches Verhalten zeigten (Monroe 1991: 425). Sicherlich half aber nicht jede Person mit einer starken Ausprägung der von Monroe und Kollegen beschriebenen Identität – und es ist auch fraglich, ob dies nur auf fehlende Gelegenheiten zurückzuführen war. Umgekehrt ist zu vermuten, dass unter den Rettern von Juden auch Personen ohne eine derartige Identität waren. Die Vorstellung, dass

die Rettung von Juden einfach die Summe des Einzelhandelns charakterlich hervorragender Individuen gewesen ist, greift daher soziologisch zweifelsohne zu kurz (Gross 1994: 468). Obgleich das MFS die theoretische Vorstellung teilt, dass eine stark verankerte Identität zu automatisch-spontanem Handeln führen *kann*, lässt es ebenfalls vermuten, dass daneben noch eine Reihe weiterer Einflussfaktoren von Bedeutung waren. Diese wurden vor allem in RC-Erklärungen der Rettung von Juden thematisiert (Gross 1994, 1997; Opp 1997).

9.2.2 Die weite Rational-Choice-Erklärung von Opp

Aus nahe liegenden Gründen hat es keine Versuche gegeben, die uneigennützig Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg mit Hilfe enger RC-Theorien zu erklären. Sobald man sie als genuin altruistisches Handeln anerkennt, schließt man solch einen Erklärungsversuch bereits aus. Wie dargestellt, waren es vielmehr Kritiker des RC-Ansatzes, die diesen Anwendungsfall gewählt haben, um die Grenzen dieses Ansatzes zu demonstrieren. Die Zurückweisung von RC-Erklärungen als entweder nicht informationshaltig oder empirisch unzutreffend durch Monroe und Kollegen ist jedoch nicht unbeantwortet geblieben. Vielmehr hat sich mit Karl-Dieter Opp ein prominenter Vertreter des weiten RC-Ansatzes dieser Herausforderung angenommen und zu zeigen versucht, dass sich die Rettung von Juden mit Hilfe weiter RC-Theorien durchaus und sogar besser erklären lässt als mit der von Monroe und Kollegen favorisierten Identitätstheorie (Opp 1997, 1999).

Opp führt eine ganze Reihe von Erklärungsargumenten auf, mit deren Hilfe eine weite RC-Erklärung konstruiert werden könne. Die drei wichtigsten lauten wie folgt:

1. Zwar mögen die objektiven Risiken, die mit einer Hilfeleistung verbunden gewesen sind, sehr hoch gewesen sein. In einem weiten RC-Ansatz zählen aber nicht objektive Wahrscheinlichkeiten, sondern subjektive Erwartungen. Die subjektiv wahrgenommenen Risiken, also die subjektiv erwarteten Kosten der Hilfeleistung, könnten nun deutlich geringer als die objektiven Risiken gewesen sein. Solch eine systematische Unterschätzung der involvierten Risiken durch die Helfenden könnte deren Engagement erklären (Opp 1997: 227). Dass die Hilfsakte gegenüber Juden durchaus auch eine Frage der Gelegenheitsstruktur waren, werde dadurch belegt, dass Retter durchschnittlich über mehr Ressourcen verfügten, etwa finanzielle Mittel, Wohnraum oder Sozialkapital (Gross 1994; Opp 1997: 229f.). Dies habe die

tatsächlichen und darüber auch die subjektiv erwarteten Risiken des Helfens verringern können.

2. Die erwarteten Kosten des Helfens hätten zudem in einigen Fällen durch verschiedene positiv bewertete Konsequenzen aufgewogen werden können. Opp verweist hier etwa auf den politisch motivierten Nutzen aus dem erfolgreichen Widerstand gegen die Nationalsozialisten und den sozialen Anreiz einer Wertschätzung durch gleich gesinnte Familienmitglieder oder Freunde (Opp 1997: 230, 233).
3. Schließlich lassen sich innerhalb einer weiten RC-Theorie die Übereinstimmung mit der eigenen Identität und internalisierten Normen als weiche Anreize berücksichtigen (Opp 1997: 228, 230,231). Aus dem Hilfeverhalten entsteht bestimmten Personen demnach ein unmittelbarer Konsumnutzen, der ebenfalls hohe Kosten auszugleichen vermag. Auf diese Weise lässt sich die Entscheidung zur Hilfe selbst in solchen Fällen erklären, in denen instrumentelle Erwägungen keine Rolle spielten und die Risiken auch subjektiv als hoch eingeschätzt wurden.

Diese von Opp angeführten Argumente sind soweit auffallend parallel zu denen, die im weiten RC-Ansatz zur Erklärung der Wahlteilnahme herangezogen worden sind. Ihre Validität lässt sich nur empirisch prüfen. Opp verweist daher auf Evidenz aus den oben genannten quantitativen und qualitativen Studien, die beispielsweise die Bedeutung der Ressourcenausstattung belegen (Gross 1994; Klingemann und Falter 1993). Aus der Perspektive des MFS ist jedoch zu betonen, dass selbst, wenn sich Zusammenhänge zwischen Anreiz- und Gelegenheitsindikatoren und Hilfeverhalten *durchschnittlich* nachweisen lassen, Subgruppen von Akteuren unabhängig von ihrer Ausprägung gehandelt haben können.

Schließlich konstruiert Opp noch ein weiteres Erklärungsargument, das spezifisch auf die Situation einer direkten Ansprache durch die Hilfebedürftigen zugeschnitten ist. Dabei nimmt er das in den Tiefeninterviews bzw. dem Ansatz von Monroe und Kollegen vorgebrachte Argument der Kostenausblendung auf und versucht es über entsprechende Brückenhypothesen in eine RC-Erklärung zu überführen:

„Why was the risk of rescuing Jews often regarded as minor? KF [Klingemann und Falter 1993; CK] as well as Monroe (1991a, p. 337) report that helping Jews was often a “*spontaneous*” action: the decision to help was taken within a short period of time and without consulting other persons. Seventy percent of the interviewees said they had decided within minutes, and largely without consulting others (KF, p. 129). There was, thus, *no time to calculate the consequences* of helping. It is likely that situational incentives determined spontaneous

helping behaviour. It is very costly to decline a face-to-face request to help if a family is in danger of being killed by the Nazis. Situational incentives for helping may often have been so strong that the risk of helping *was not taken into account*. This holds particularly if, in addition to positive situational incentives, there were strong altruistic motives and internalized helping norms (see below). In this type of situation where the positive incentives for an action are relatively high, it often happens that the costs of the respective action are *not considered*. There may be a *saliency effect*: salient costs or benefits have the effect that other costs and benefits are neglected in the decision situation. Other examples are situations that arouse strong emotions. [...] These mechanisms help to explain why objectively high risk was not perceived in situations where helping was demanded in face-to-face interactions.“ (Opp 1997: 228, Hervorhebungen mit Ausnahme der letzten nicht im Original)

Opps Rekonstruktion zufolge konnte es also – gerade bei direkten Hilfesuchen – zu einer Ausblendung der Kosten kommen, weil hohe Anreize zum Helfen in der Situation extrem „salient“ wurden, allen voran die als hoch empfundenen Kosten, ein Hilfesuch von Angesicht zu Angesicht zurückzuweisen. Dass Opp dabei sogar von variabler Rationalität auszugehen scheint, wird deutlich, wenn er explizit von Helfern spricht „who did *not* act spontaneously and thus did consider risk in their decision to help“ (Opp 1997: 228, Hervorhebung nicht im Original).

Inhaltlich kommt dieses Erklärungsargument der im Folgenden entwickelten MFS-Erklärung bereits sehr nahe. Allerdings gelingt dies nur über die Einführung von Elementen, deren theoretischer Status vollkommen unklar ist: Dies gilt vor allem für den theoretisch nicht weiter begründeten Rekurs auf „Salienzeffekte“ und „spontane“ im Unterschied zu Risiko berücksichtigenden Entscheidungen. Dies ist selbst aus der Perspektive eines weiten RC-Ansatzes problematisch.¹³¹ Wenn die Handlungsrelevanz von Präferenzen derart starken situativen Schwankungen unterliegt, die selbst nicht theoretisch erklärt werden, verliert der RC-Ansatz bzw. die Werterwartungstheorie jegliche substantielle Erklärungs- und damit

¹³¹ Im selben Artikel vertritt Opp den Standpunkt, der verwendete weite RC-Ansatz beinhalte keinerlei Hypothesen über psychologische Entscheidungsprozesse: „No hypotheses are provided specifying the psychological processes during decision processes.“ (Opp 1997: 236) Dies steht jedoch offensichtlich im Widerspruch zur Einführung von „Salienzeffekten“ oder der Unterscheidung „spontaner“ und überlegter Entscheidungen. Auch innerhalb der von Gross entwickelten RC-Erklärung findet sich an einer Stelle die letztgenannte Unterscheidung (Gross 1997: 99f.). Allerdings bleibt vollkommen unklar, unter welchen Bedingungen es zu spontanen bzw. abwägenden Entscheidungen kommt. Zudem tendiert Gross dazu, die (durchaus situational variable) Sensitivität gegenüber Anreizen mit der Unterscheidung verschiedener Stufen der Moralentwicklung zu vermengen (Gross 1997: 111). Seine statistische Analyse stellt denn auch nicht-moralische Anreize, moralische Anreize und Gelegenheiten unverbunden als unabhängige Prädiktoren nebeneinander.

Überzeugungskraft. Theoretisch erscheint jegliche Brückenhypothese möglich, und es sind letztlich allein die Brückenhypothesen, an denen die gesamte Erklärungskraft hängt. Das Problem ist dabei wohl gemerkt nicht, dass man zu im Ergebnis falschen Erklärungen gelangt, sondern dass vollkommen unklar wird, auf welche Weise bzw. mit welchem Mehrgegninn man sich in Anwendungen überhaupt durch den RC-Ansatz anleiten lassen soll. Mit anderen Worten geht jeglicher heuristischer Wert der Handlungstheorie verloren.

Umgekehrt gewendet, macht dieses letzte der von Opp angeführten Erklärungsargumente die Notwendigkeit einer Handlungstheorie deutlich, welche die in den Brückenhypothesen gemachten Annahmen theoretisch erwarten lässt, also in den Kern der Handlungstheorie selbst aufnimmt.

9.2.3 Quantitative multivariate Analysen: Die Studien von Gross sowie Varese und Yaish

Angesichts der theoretischen Debatte zwischen identitätstheoretischen Erklärungsansätzen und RC-Erklärungen der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg kommt systematischen multivariaten Analysen eine Schlüsselrolle zu. Die besten verfügbaren Daten sind die des Altruistic Personality and Prosocial Behavior Institute (APPBI-Daten), die der Studie von Oliner und Oliner zu Grunde liegen. Federico Varese und Meir Yaish haben diese Daten als Erste multivariat mit Hilfe multipler Regressionsanalysen ausgewertet (Varese und Yaish 2000, 2005). Eine weitere wichtige Studie stammt von Michael L. Gross (1994, 1997), der 174 Helfer von Juden in Frankreich und Holland postalisch befragte. Diese stammten hauptsächlich aus den Dörfern in Le Chambon und Nieuwlande, in denen kollektive Rettungsaktionen organisiert wurden.

In ihrer ersten Analyse der APPBI-Daten verwenden Varese und Yaish neben demographischen Variablen einige Prädiktoren, die sie als Indikatoren für die *Gelegenheiten* zur Hilfe und die mit ihr verbundenen *Risiken* interpretieren. Dazu zählen – als Proxy-Variablen für das Vorhandensein eines geeigneten Verstecks – die Verfügbarkeit eines Dachbodens, eines Kellers, der Besitz eines Hauses sowie die Anzahl der Räume. Indikatoren günstigerer Gelegenheiten sind zudem die verfügbaren finanziellen Ressourcen, das Vorliegen eines Hilfesuchens sowie die Beteiligung an einer Widerstandsgruppierung. Letztere dürfte darüber hinaus mit einer ganzen Reihe positiver Anreize zur Hilfeleistung

verbunden gewesen sein. Das Wohnen in einer Stadt sowie das Vorhandensein vieler Nachbarn dürfte die Entdeckungswahrscheinlichkeit und damit die wahrgenommenen Risiken eher erhöht haben. Schließlich kann man aus der Perspektive eines weiten RC-Ansatzes die selbst eingeschätzte Risikobereitschaft (in der Kindheit) als Präferenz für risikoreiche Tätigkeiten interpretieren.

Nur von zweien dieser Anreiz- und Gelegenheitsindikatoren gehen, unter Kontrolle der jeweils anderen, statistisch signifikante Effekte aus: der Anzahl der Räume im Haus bzw. der Wohnung sowie dem Vorliegen eines Hilfesuchs (Ansprache).¹³² Dass lediglich zwei der Anreiz- und Gelegenheitsindikatoren statistisch signifikante Effekte aufweisen, könnte von Kritikern des RC-Ansatzes als Beleg für die geringe Rolle von Kosten-Nutzen-Abwägungen angesehen werden. Andererseits sprechen die Effekte der Raumanzahl und des Vorliegens eines Hilfesuchs für die Bedeutung situationaler Einflussfaktoren und verweisen auf die Begrenztheit rein identitäts- oder persönlichkeits-theoretischer Erklärungen.

Diese Schlussfolgerungen werden auch durch die quantitative Studie von Gross gestützt, in der gezeigt wird, dass robuste und starke Effekte vor allem von infrastrukturellen Variablen ausgehen (Gross 1994, 1997): Dies ist einerseits ein Index materieller Unterstützung (1 bis 3 Quellen von Unterstützung durch Zahlungen oder in Form von Bezugsscheinen) und andererseits ein Index unterstützender sozialer Netzwerke (6-stufige Summenskala basierend auf: Existenz ebenfalls helfender Freunde (1), Prozentsatz ebenfalls helfender Familien im Dorf über 25% (1), Kontakt zu anderen Helfern (1), Ansprache durch Geistliche (1) und/oder durch Familie und Freunde (1) und/oder durch Mitglieder des Widerstands (1)) (Gross 1994: 483f., 491). Allerdings vermag Gross nur das *Ausmaß* der Hilfsaktivitäten auf verschiedenen Dimensionen (Anzahl untergebrachter Juden, Dauer der Unterbringung in Monaten, unterstützende Aktivitäten) zu betrachten, da in seine Analyse keine Kontrollgruppe von Personen eingeht, die überhaupt nicht geholfen haben. Sein Schluss, dass situationale

¹³² Daneben besteht ein negativer Einfluss des Wohnens in einer Stadt, der jedoch seine statistische Signifikanz verliert, sobald für das Vorliegen eines Hilfesuchs kontrolliert wird. Offenbar wirkt das Wohnen in einer Stadt also nur indirekt, indem es die Wahrscheinlichkeit einer Ansprache reduziert (etwa aufgrund der stärkeren Anonymität und damit des größeren Risikos der Ansprache). Schließlich besteht ein extrem starker, positiver (Odds-Ratio von 87/378), aber extrem unsicher geschätzter und daher nicht signifikanter Effekt der Mitgliedschaft in einer Widerstandsbewegung. Varese und Yaish kommentieren diesen Effekt nicht. Es scheint hier aber ein sog. Problem nahezu perfekter Diskriminierung vorzuliegen (siehe dazu noch Kapitel 9.4.1).

Faktoren weitaus wichtiger als motivationale waren, sollte daher entsprechend relativiert werden. Er muss nicht für die Entscheidung zur Hilfe gelten.¹³³

Varese und Yaish konzentrieren sich in ihrer theoretischen und weiteren empirischen Analyse vor allem auf den starken Effekt der Ansprache. Diesen interpretieren sie in erster Linie als Ausdruck von Informationsproblemen unter Bedingungen hohen Risikos. Die Ansprache von bestimmten Personen bzw. über bestimmte Mittelsmänner erscheint danach als eine rationale Strategie, die es verfolgten Juden erlaubte, Risiken zu minimieren und sich als Nachfrager von Hilfeleistungen mit potentiellen, aber unbekanntem Anbietern zu koordinieren. In dieser Interpretation war die persönliche Ansprache also ein Koordinationsmechanismus, der unter Bedingungen asymmetrischer Information und hoher Risiken den Marktmechanismus gleichsam ersetzte (Varese und Yaish 2000: 312). Für diese Interpretation sprechen einige Ergebnisse der weiteren statistischen Analysen der Autoren.

Erstens wurde mehr als doppelt so häufig Fremden geholfen, wenn die Hilfe auf ein Hilfesuch reagiert. Umgekehrt war eine Initiative von Seiten der Helfenden doppelt so häufig auf Familienmitglieder oder Freunde bezogen (Varese und Yaish 2000: 323). Im Vergleich zur Eigeninitiative war die Konfrontation mit einem Hilfesuch also vor allem dort bedeutsam, wo die Informationsprobleme und damit die Risiken besonders hoch waren – bei der Hilfe gegenüber Fremden. Zweitens waren die Chancen, angesprochen zu werden, für Mitglieder des Widerstands mehr als doppelt so hoch (unter Kontrolle einer Vielzahl anderer Variablen). Dies könnte dadurch zu erklären sein, dass das Informationsproblem auch umgekehrt bestand: Hilfe suchende Juden wussten häufig nicht, wem sie vertrauen konnten. Signalen wie der Mitgliedschaft im Widerstand kam daher eine besonders große Bedeutung zu (Varese und Yaish 2000: 325f.). Dafür spricht drittens auch, dass fast zwei Drittel derjenigen, die Fremden halfen, nicht durch die Hilfebedürftigen selbst, sondern durch Vermittler angesprochen wurden (Varese und Yaish 2000: 327). Unter den Vermittlern dominierten wiederum relativ vertrauenerweckende Personen wie Freunde, Familienangehörige, Mitglieder des Widerstands oder Geistliche (Gross 1997: 140).

Die Bedeutung der Ansprache scheint zumindest zu einem großen Teil darin bestanden zu haben, die wechselseitigen Informationsprobleme und Risiken zu verringern und dadurch Personen, die nach einer Gelegenheit zur Hilfe suchten, mit Hilfebedürftigen zu koordinieren. Varese und Yaish weisen jedoch auch auf eine alternative oder zumindest ergänzende Interpretation hin (Varese und Yaish 2000: 322, 328). Danach war die Ansprache

¹³³ Die Arbeit von Gross ist auch deshalb wichtig, weil er zu Recht verlangt, moralische Motivationen in Verbindung mit nicht-moralischen Motivationen, situativen Faktoren und dem jeweiligen Mobilisierungskontext zu betrachten (Gross 1994: 467). Letztlich unterbleibt jedoch eine ausreichende theoretische Integration dieser Aspekte.

möglicherweise „a subtle way of inducing the receiver of the request to say ‘yes’“ (Varese und Yaish 2000: 322). Die Autoren konstruieren auch hier eine RC-Erklärung.

Personen, welche sich verpflichtet fühlten zu helfen, aber (etwa aufgrund der hohen Risiken) eigentlich gar nicht helfen wollten, entstünden bei einer Zurückweisung eines Hilfesuchs Schamgefühle. Ohne Ansprache hingegen wäre es diesen möglich gewesen, ihr Nicht-Initiativwerden mit dem Hinweis darauf zu rationalisieren, dass auch sonst kaum jemand Hilfe leisten würde. Die Ansprache erhöhte demnach die Kosten des Nichthelfens über das Entstehen von Schamgefühlen. Varese und Yaish verwerfen aber diese Interpretation zu Gunsten der „Ansprache als Gelegenheit“-Interpretation. Ihr hauptsächliches Gegenargument ist, dass man auch ein Zurückweisen eines Hilfesuchs hätte normativ rechtfertigen oder rationalisieren können, vor allem mit Hinweis auf die konkurrierende Norm, die eigene Familie nicht in Gefahr zu bringen (Gross 1997: 106f.; Varese und Yaish 2000: 322). Meines Erachtens spricht gegen diese Interpretation zudem, dass sie in krasssem Widerspruch zu den retrospektiven Schilderungen der Helfer steht. Diese betonten die subjektive Alternativlosigkeit ihres Helfens, basierend auf Vorstellungen der Mitmenschlichkeit (Geras 1995; Monroe 1996; Monroe, Barton und Klingemann 1990; Monroe 1991; Monroe, Barton und Klingemann 1991; Tec 1986). Selbst wenn man skeptisch gegenüber derartiger qualitativer Evidenz bleiben sollte: Man müsste selbst einiges an Evidenz vorweisen können, um die Interpretation zu vertreten, dass die Helfer in Wirklichkeit vor ihrer Ansprache gar nicht hätten helfen wollen, sondern sich erst aufgrund antizipierter Schamgefühle zu ihrer Entscheidung durchgerungen hätten. Der mehrdeutige Ansprache-Effekt allein ist jedenfalls nicht in der Lage diese Interpretation zu stützen.

Unabhängig von ihrer zweifelhaften empirischen Gültigkeit behandelt diese zweite von Varese und Yaish diskutierte RC-Erklärung des Ansprache-Effekts die Präferenzen der Akteure immer noch als exogene Größe. Den Akteuren geht es schon vor der Ansprache darum, Schamgefühle aus ihrem Nicht-Helfen zu minimieren. Die Ansprache verändert also nicht das Kosten-Nutzen-Kalkül der Akteure, sondern verringert innerhalb dieses Kalküls lediglich die Erwartung, zukünftige Schamgefühle vermeiden zu können.

Eine handlungstheoretisch interessantere Alternative zu der „Ansprache als Gelegenheit“-Interpretation lässt sich konstruieren, wenn man die Präferenz zur Hilfe zumindest teilweise endogenisiert. Diese Möglichkeit wurde bereits von Varese und Yaish angedeutet und dann von Jon Elster als Interpretation des gefundenen Ansprache-Effektes aufgegriffen (Elster 2000: 694; Varese und Yaish 2000: 328). Danach hat ein Hilfesuch möglicherweise als *motivationaler Auslöser* gewirkt, der die Hilfebedürftigkeit emotional so salient werden ließ, dass sich die Angesprochenen spontan zur Hilfe entschieden. In dieser Sichtweise entsteht die Bereitschaft zur Hilfe erst durch die Ansprache. Die Konfrontation mit einem Hilfesuch wäre dann weitaus mehr als eine Gelegenheit, die es willigen Helfern ermöglicht, ihre bereits bestehende Präferenz in die Tat umzusetzen.

„Ansprache als Gelegenheit“ und „Ansprache als motivationaler Auslöser“ sind also zwei verschiedene mögliche Mechanismen, deren Unterscheidung für die handlungstheoretischen Implikationen der statistischen Ergebnisse zentral ist. In einer zweiten Analyse der APPBI-Daten haben Varese und Yaish versucht diese Interpretationen statistisch gegeneinander zu testen (Varese und Yaish 2005). Empirisch konnten sie zeigen, dass eine positive statistische Interaktion zwischen der Ansprache und der prosozialen Orientierung eines Befragten besteht: Ein Hilfesuch wirkte umso stärker, je stärker bei einem Befragten das Merkmal einer prosozialen Orientierung ausgeprägt ist. Die Autoren interpretieren dies als Evidenz für die „Ansprache als Gelegenheit“-Interpretation: Die Gelegenheit zur Hilfe führt umso eher zu einem entsprechenden Verhalten, je stärker die Präferenz für prosoziales Handeln ausgeprägt ist. Die von Elster nahe gelegte Interpretation hätte dagegen erwarten lassen, dass die Konfrontation mit einem Hilfesuch *unabhängig* von der Stärke der generellen prosozialen Orientierung als motivationaler Auslöser wirkt. Die Evidenz scheint also auch hier für eine weite RC-Erklärung zu sprechen.

Allerdings ist kritisch anzumerken, dass dieser Befund die theoretische Mehrdeutigkeit des Ansprache-Effekts nicht aufhebt. Er schließt lediglich aus, dass die persönliche Ansprache derart stark als motivationaler Auslöser gewirkt hat, dass sie die Angesprochenen *vollkommen* unabhängig von ihrer generellen Disposition für prosoziales Verhalten zur Hilfe bewegt hat. Jenseits dieser ohnehin wenig plausiblen Extremversion des motivationalen Arguments ist auch das Bestehen eines positiven Interaktionseffekts nach wie vor mit beiden Interpretationen vereinbar.¹³⁴ Auf Basis des MFS ist daher auch der Interpretation der Ansprache als motivationaler Auslöser weiter nachzugehen. Dazu geben nicht zuletzt auch die retrospektiven Schilderungen der Helfer Anlaß, in denen ja häufig die Spontaneität und subjektive Alternativlosigkeit des Helfens betont wurde (siehe dazu bereits oben).

¹³⁴ Varese und Yaish versäumen es, die konditionalen Effekte der Ansprache auszuweisen und zu interpretieren. Da die prosoziale Orientierung in Form von Faktorscores in ihre Analyse eingeht, entspricht der von ihnen berichtete konditionale Effekt der Ansprache dem geschätzten Effekt für Befragte mit *durchschnittlicher* prosozialer Orientierung. Für diese erhöht sich die Chance, zu helfen, durch das Vorliegen eines Hilfesuchts noch ausgesprochen stark, nämlich um das 29.73-fache ($= e^{3.392}$) (Varese und Yaish 2005: 161). Es kann daher nicht ausgeschlossen werden, dass sich auch bei geringer prosozialer Orientierung noch ein statistisch signifikanter Ansprache-Effekt ergibt, was auf einen teilweise unabhängigen Einfluss hindeuten würde.

Die Diskussion der zentralen bisher vorgebrachten Erklärungsansätze verweist auf eine ganze Reihe von Einflussfaktoren, deren Relevanz von unterschiedlicher empirischer Evidenz in unterschiedlichem Maße belegt wird. Im Folgenden wird das MFS angewendet, um eine integrative Erklärung der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg zu entwickeln. Diese vermag zum einen wiederum die festgefahrene Debatte um den RC-Ansatz aufzulösen. Zum anderen soll mit Hilfe des MFS genauer herausgearbeitet werden, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen die verschiedenen Einflussfaktoren handlungswirksam werden. Es geht also wiederum nicht um ein ekklektizistisches Nebeneinander der verschiedenen „Variablen“, sondern um eine Präzisierung der handlungsgenerierenden Mechanismen, aus der sich dann auch neue empirisch überprüfbare Hypothesen ableiten lassen.

9.3 Erklärung im Modell der Frame-Selektion

Die im Folgenden entwickelte MFS-Erklärung der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg verfolgt das Ziel, Unterschiede im *Handeln* zu erklären. In diesem Anwendungsfall lässt sich die Erklärungskraft allerdings durch eine eingehendere Analyse der Frame- und Skript-Selektion erhöhen. In ihrer Betonung der Situationsdefinition und Normaktivierung sowie der diesbezüglichen Bedeutung von Hilfesuchen stimmt die darzustellende MFS-Erklärung mit der sozialpsychologischen Theorie altruistischen Verhaltens von Shalom H. Schwartz (1977) überein. Das MFS erlaubt, die in dieser thematisierten Mechanismen zu rekonstruieren. Insbesondere durch den Einbezug der variablen Rationalität des Hilfeverhaltens geht das MFS jedoch über diese Theorie hinaus und ermöglicht, weitergehende Hypothesen abzuleiten. Ich gehe wiederum nacheinander auf die drei Selektionen eines Frames, eines Skripts und des Handelns ein.

Frame-Selektion: Die Erklärung der Rettung von Juden im MFS verlangt zunächst die Situation näher zu analysieren, in der sich *potentielle Helfer* befanden. Genauer ist danach zu fragen, in welcher Hinsicht die Definition der Situation problematisch gewesen sein könnte. Wie bereits dargestellt, bestand insbesondere das Problem, hilfebedürftige Personen zu identifizieren und die eigene Hilfsbereitschaft zu signalisieren, ohne von den Nationalsozialisten und deren Unterstützern entdeckt zu werden. Aus der Perspektive potentieller Helfer kann man daher analytisch zwei Frames unterscheiden: „Möglichkeit

einem Bedürftigen in existentieller Bedrohung zu helfen“ im Gegensatz zu „Keine Möglichkeit einem Bedürftigen in existentieller Bedrohung zu helfen“.¹³⁵

Zudem existierten unter Umständen konkurrierende Gesichtspunkte, die eine thematisch andere Definition der Situation nach sich ziehen konnten. So verweist Gross auf potentielle Loyalitätskonflikte von patriotischen Personen, deren Regierungen mit den Nationalsozialisten kollaborierten (Gross 1994: 469). Selbst Personen, die nicht antisemitisch eingestellt waren, mag daher die Hilfe gegenüber Juden als Verrat am eigenen Land in Zeiten des Krieges erschienen sein. Sofern diese Situationsdeutung gegenüber der Möglichkeit zu helfen dominierte, lag als normativ angemessenes Handeln, also als Skript, eher das Unterlassen jeglicher Hilfe nahe. Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass die Definition der Situation als „Möglichkeit einem Bedürftigen in existentieller Bedrohung zu helfen“ wahrscheinlicher war, wenn potentielle Helfer mit einem Hilfesuch konfrontiert wurden:

Brückenhypothese 1: Ein Hilfesuch sollte es tendenziell erleichtert haben, die Situation als „Möglichkeit einem Bedürftigen in existentieller Bedrohung zu helfen“ zu definieren, und andere konkurrierende Gesichtspunkte in den Hintergrund gedrängt haben.

Diese Zusammenhangshypothese gilt nur tendenziell, da ein Hilfesuch auch eine Täuschung darstellen konnte, die darauf abzielte, die Solidarität mit den Nationalsozialisten zu testen (Varese und Yaish 2000: 326). Dennoch dürfte die aktive Suche nach Hilfebedürftigen generell mit noch größeren Unwägbarkeiten einhergegangen sein. Erstens erforderte sie unter Umständen die wiederholte Ansprache von Personen – bis man eine Möglichkeit zur Hilfe auffand. Zweitens könnte angenommen werden, dass Täuschungsversuche eher die Ausnahme darstellten und potentielle Helfer einem Hilfesuch daher im Normalfall vertrauten. In Anbetracht der hohen Risiken lässt sich dies jedoch nicht generell sagen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass von den um Hilfe bittenden Personen

¹³⁵ Diese Unterscheidung ist insofern analytisch zu verstehen, als sie abstrahierend (und wechselseitig ausschließend) zusammenfasst, worauf es theoretisch bei den Situationsdefinitionen der potentiellen Helfer vor allem ankam. Empirisch dürften die subjektiv in Frage kommenden Frames weitaus spezifischer gewesen sein und mit den genaueren Situationsmerkmalen variiert haben. Beispielsweise mag der hier absichtlich unbestimmt gelassene Frame „Keine Möglichkeit einem Bedürftigen in existentieller Bedrohung zu helfen“ empirisch der Situationsdeutung „Dies ist eine Falle“ oder „Dies ist kein Hilfebedürftiger“ entsprochen haben. Die Anwendung des MFS erlaubt zwar derartige weitere Differenzierungen und ist daher gerade auch für qualitative Analysen geeignet. Als theoretische Grundlage quantitativer Analysen, wie der im Folgenden durchgeführten, ist jedoch meist eine stärker abstrahierende Anwendung des Modells angebracht.

selbst beabsichtigte oder unbeabsichtigte Signale hinsichtlich der Glaubwürdigkeit ihres Hilfesuchens ausgingen. Zudem dürfte ein Hilfesuch alternative Gesichtspunkte, wie die Loyalität gegenüber einer mit den Nationalsozialisten kollaborierenden Regierung, in den Hintergrund gedrängt haben. Denn im Unterschied zur abstrakten und in ihrer Antwort vertagbaren Frage, ob man versuchen sollte, eigeninitiativ tätig zu werden, wurde durch ein Hilfesuch die existenzielle Bedrohung *konkreter* Personen besonders salient, man wurde also in konkrete Schicksale involviert (vgl. allgemein Schwartz 1977: 242ff.). Im MFS entspricht dies signifikanten Situationsobjekten, die einen hohen Match des Frames „Möglichkeit einem Bedürftigen in existentieller Bedrohung zu helfen“ zur Folge haben.

Beide Effekte auf die Definition der Situation dürften in ihrer Stärke von der Identität des Fragenden abhängig gewesen sein. Bei einer Ansprache durch Vertrauen erweckende Personen war der Match sicherlich deutlich höher als bei einer Ansprache durch Fremde, die keine Mittel besaßen, ihre Vertrauenswürdigkeit zu signalisieren. Von einem hohen Match ist etwa bei einer Ansprache durch Freunde oder Verwandte auszugehen. Aber auch Fremde waren unter Umständen in der Lage, ihre Vertrauenswürdigkeit bzw. die Wahrhaftigkeit ihres Hilfesuchens zu signalisieren. Man denke etwa an Geistliche, die wohl auch deshalb häufig die Rolle des Vermittlers einnahmen, weil ihnen ein Täuschungsversuch eher nicht zugetraut wurde.¹³⁶ Der konkurrierende Frame „Dies ist eine Falle“ kam mithin erst gar nicht auf. Gleiches gilt für den erwähnten potentiellen Loyalitätskonflikt. Wie bereits Gross argumentiert, dürften Hilfesuche durch lokale Autoritäten, wie etwa Geistliche, besonders effektiv darin gewesen sein, Legitimitätsbedenken erst gar nicht aufkommen zu lassen (Gross 1994: 469). Als Beispiel führt er die kollektive Rettungsaktion in einer Reihe von Dörfern in Le Chambon (Südfrankreich) an, in deren Rahmen nahezu 2500 jüdische Flüchtlinge von der protestantischen Gemeinde um Pfarrer Andre Trocmé gerettet wurden. Entscheidend sei hierbei nicht nur die religiös verankerte Überzeugung einer Verpflichtung zur Hilfe gewesen, sondern auch die Loyalität gegenüber den lokalen religiösen Führern. Diese genossen bereits vor dem Zweiten Weltkrieg eine hohe Autorität und besaßen insofern in den Augen französischer Protestanten eine höhere Legitimität als die Vichy-Regierung (Gross 1994: 469). Man gelangt somit zu einer zweiten Brückenhypothese:

¹³⁶ Derartige Vermittler waren besonders effektiv, da sie das Informations- bzw. Vertrauensdilemma nach *beiden* Seiten hin aufzulösen vermochten. Sofern sie Hilfewilligen und Hilfebedürftigen bekannt und/oder vertrauenswürdig waren, konnte man sie von beiden Seiten aus ansprechen, ohne sich unmittelbar der Gefahr einer Verhaftung auszusetzen.

Brückenhypothese 2: Bei einem Hilfesuch war die Identität der um Hilfe Bittenden systematisch mit dem Match der beiden konkurrierenden Frames assoziiert. Bedeutsam war etwa ihre soziale Beziehung zum Angesprochenen, ihr Status oder bei unbekanntem Personen ihr Äußeres (z.B. spezielle Berufskleidung oder für Zwangsarbeiter typische Merkmale).

Bislang wurden nur Determinanten des Match, also der Eindeutigkeit der Situationsdefinition, betrachtet. Im MFS ist dieser auch mitentscheidend für die Modus-Selektion. Ob ein potentieller Helfer eine Situation im as- oder im rc-Modus definierte, hing daher ebenfalls vom (Nicht-)Vorliegen eines Hilfesuchs sowie den Merkmalen der um Hilfe bittenden Person(en) ab. Hinsichtlich der Modus-Selektion kann weiter davon ausgegangen werden, dass aufgrund der hohen erwarteten Kosten eines möglichen Verrats generell eine hohe Motivation zu reflektierten Situationsdeutungen bestand. Dies gilt wohlgernekt auch für die weiter unten betrachteten Schritte der Skript- und Handlungsselektion:

Brückenhypothese 3: Die Rettung von Juden im nationalsozialistischen Einflussbereich war eine Hochkostensituation. In der Handlungssituation bestand daher eine hohe Motivation zur Reflexion.

Unter sonst gleichen Bedingungen sollte dies Selektionen im rc-Modus wahrscheinlicher gemacht haben. In eine vollständige Betrachtung wären zudem noch die situational variierenden Opportunitäten zur Reflexion und deren Kosten mit einzubeziehen. Allerdings stehen keine geeigneten Daten zur Verfügung, mit deren Hilfe die Variation in diesen Größen abgebildet und in ihrem Einfluss analysiert werden könnte. Es lässt sich allerdings wiederum eine Brückenhypothese begründen, die sich auf das Vorliegen eines Hilfesuchs bezieht:

Brückenhypothese 4: Die Konfrontation mit einem Hilfesuch ging tendenziell mit geringen Reflexionsopportunitäten einher.

Als Vergleichsmaßstab dienen hier wiederum Fälle ohne Vorliegen eines Hilfesuchs. Wenn Personen darüber entschieden, eigeninitiativ zu werden oder nicht, dürften die Gelegenheiten zur Reflexion tendenziell größer gewesen sein als bei einer Konfrontation mit einem Hilfesuch. Dies deckt sich wiederum mit den Schilderungen von Rettern von Juden, die betonen, keine Zeit zum Nachdenken gehabt zu haben (siehe z.B. Monroe 1991: 405), und

teilweise dramatische Situationen beschreiben, in denen sie auf der Flucht vor Deportationen um Unterschlupf baten (Tec 1986: 40ff.).

Die generell hohe Motivation zur Reflexion und die bei Vorliegen eines Hilfesuchs tendenziell geringeren Reflexionsopportunitäten sollten nicht nur den Modus der Situationsdefinition beeinflusst haben – also etwa, ob länger über die Glaubwürdigkeit des Hilfesuchs nachgedacht wurde –, sondern auch den der Skript- und Handlungsselektion.

Skript-Selektion: Für die Betrachtung der Skript-Selektion sei im Folgenden angenommen, dass der potentielle Helfer die Situation (schließlich) relativ eindeutig als „Möglichkeit einem Bedürftigen in existentieller Bedrohung zu helfen“ definieren konnte. Wie dargelegt, war dies insbesondere bei einem vertrauenerweckenden Hilfesuch wahrscheinlich. Der nächste Schritt in der Anwendung des MFS besteht darin, Hypothesen darüber aufzustellen, welche Skripte durch diese Situationsdefinition bei (verschiedenen Gruppen von) potentiellen Helfern aktiviert wurden.

Sicherlich variierten die generellen Handlungsdispositionen in dieser Situation stark mit der Einstellung der Person gegenüber dem nationalsozialistischen Regime sowie generell gegenüber dem Antisemitismus. Mein Erkenntnisinteresse bzw. das Explanandum dieser Anwendung des MFS bezieht sich jedoch nicht auf die gesamte Variation in dem Verhalten gegenüber Juden, sondern auf die Bedingungen der Hilfeleistung.¹³⁷ Es macht daher Sinn, die theoretische Analyse auf *potentielle Helfer* zu beschränken, also auf Personen, welche die Verfolgungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten gegenüber den Juden wenigstens nicht befürworteten.

Für diese Gruppe dürfte das relevante Skript die empfundene Verpflichtung zur Hilfeleistung gegenüber Bedürftigen gewesen sein (wohlgemerkt ohne dass damit schon etwas über seine Verankerung ausgesagt wäre). Deren Bedeutung wurde ja bereits von Oliner und Oliner, Tec, sowie Monroe und Kollegen herausgearbeitet und wird insbesondere durch qualitative Evidenz belegt (Monroe 1996; Monroe 1991; Monroe, Barton und Klingemann 1991; Oliner und Oliner 1988; Tec 1986: 189). Offen gelassen werden kann, ob diese gefühlte Verpflichtung letztlich auf einer Identifikation mit der gesamten Menschheit, einer Verpflichtung zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus oder anderen „guten Gründen“ normativer Art beruhte. Empirisch weniger relevant scheinen die moralische Kompetenz im

¹³⁷ Ein anderes, ähnlich spezifisches Erklärungsproblem wäre beispielsweise die Frage, unter welchen Bedingungen bestimmte Personen Juden an die Nationalsozialisten und ihre Unterstützer verrieten. In einer Anwendung des MFS wäre dann der Schwerpunkt der Betrachtung entsprechend auf andere Skripte zu legen.

Sinne konsistenten Urteilens oder die Bindung an postkonventionelle, also abstrakte Wertideen gewesen zu sein (Gross 1994). Anstatt kognitiver Fähigkeiten war es eher die persönlich gefühlte Verpflichtung zur Hilfe gegenüber den verfolgten Personen, welche Helfer auszeichnete, unabhängig davon, worauf diese im Einzelnen basierte.

Allerdings ist davon auszugehen, dass selbst einige potentielle Helfer mit einer gefühlten Verpflichtung zur Hilfeleistung subjektiv vor einem Problem der Skript-Selektion standen. Dies gilt insbesondere für Personen mit Partner und/oder Kindern. Für diese könnte eine ebenso normative und persönlich gefühlte Verpflichtung darin bestanden haben, die eigene Familie vor Unheil zu bewahren (Gross 1997: 106f.; Varese und Yaish 2000: 322). „Ich muss Menschen in existentieller Bedrohung helfen“ und „Ich muss meine Familie vor existentieller Bedrohung schützen“ waren demnach zwei in Konflikt stehende normative Imperative, denen sich potentielle Helfer gegenübergesehen haben mögen. Gross spricht auch von einem „rescue dilemma“, das dadurch gekennzeichnet ist, dass auch das Unterlassen der Rettungstat moralisch nicht verurteilt werden kann (Gross 1997: 107). Ob dieser Normkonflikt derart stark war, dass es (entsprechende Opportunitäten vorausgesetzt) zu einer Skript-Selektion im *rc*-Modus kam, hängt dem MFS zufolge unter anderem von der relativen Stärke der *Verankerung* beider Imperative ab (generelle Verfügbarkeit a_j). Bedeutsam ist zudem die relative *Zugänglichkeit* (a_{ji}) der beiden Normen in der Entscheidungssituation.

Auch hier ist wieder ein systematischer Einfluss der Ansprache zu erwarten. Die Zugänglichkeit der Verpflichtung zur Hilfe dürfte durch die Konfrontation mit einem Hilfesuch generell erhöht worden sein, da so sowohl die Bedürftigkeit als auch die eigene Verantwortung emotional besonders salient wurden (Elster 2000: 694; Opp 1997: 228; Schwartz 1977: 249):¹³⁸

Brückenhypothese 5: Ein Hilfesuch sollte die gefühlte Verpflichtung zur Hilfeleistung besonders stark aktiviert haben. Diese Aktivierung führte zudem zu einer situativen Dominanz gegenüber konkurrierenden Skripten.

¹³⁸ Bei potentiellen Helfern, die *nicht* persönlich um Hilfe gebeten wurden, dürfte es häufig zum bekannten Phänomen einer „Diffusion von Verantwortung“ gekommen sein (Darley und Latané 1968). In der Terminologie des MFS entspricht dies einer geringen Zugänglichkeit des Hilfe-Skripts. An dieser Stelle zeigt sich wiederum, dass das Modell nicht die naive Vorstellung vertritt, Menschen handelten bei starker Norminternalisierung automatisch normkonform, sondern dass es die situativen Bedingungen berücksichtigt, denen die Norm-Handeln-Verbindung unterliegt.

Sofern bei einem potentiellen Helfer sowohl die gefühlte Verpflichtung zur Hilfeleistung als auch die zum Schutz der eigenen Familie stark verankert waren, mag es dagegen zu einer reflektierenden Lösung des Normkonflikts gekommen sein. Dies setzt allerdings voraus, dass ausreichend Zeit zum Nachdenken blieb, also genügend Reflexionsopportunitäten vorhanden waren. Die Auflösung des Normkonflikts ließe sich im MFS wiederum als Frame-Selektion betrachten, in der es um die Geltung der konkurrierenden Normen oder Werte in der Situation geht.

Es wäre also ein Beispiel für die bewusste Herausarbeitung der letzten Richtpunkte des Handelns, wie sie Max Weber seinem wertrationalen Handlungstypus zu Grunde gelegt hat (siehe dazu bereits Kapitel 4.3 und 6.3). Soziologisch von besonderem Interesse wäre hierbei, ob bzw. auf welche Weise in Widerstandsgruppen Argumente entwickelt und vorgebracht wurden, um sich wechselseitig von der in diesem historischen Moment größeren Bedeutung der Hilfeleistung gegenüber durch die Nationalsozialisten unterdrückten Gruppen zu überzeugen (also die Zugänglichkeit dieser Verpflichtung gegenüber konkurrierenden Handlungsdispositionen zu erhöhen). Da die im Folgenden verwendeten Daten solch eine Analyse aber wiederum nicht zulassen, ist hier nicht der Ort, auf diese Möglichkeiten einer umfassenderen soziologischen Analyse mit Hilfe des MFS weiter einzugehen.

Die Datenbasis der folgenden statistischen Analysen erlaubt ebenfalls nicht, die persönliche gefühlte Verpflichtung gegenüber der eigenen Familie direkt zu operationalisieren. Ob ein Normkonflikt wahrgenommen und wie er gelöst wurde, kann daher nicht detailliert untersucht werden. Ich nehme daher im Folgenden vereinfachend an, dass die normative, persönlich gefühlte Verpflichtung zur Hilfeleistung als Skript selegiert wurde, und dies insbesondere bei Vorliegen eines Hilfesuchts.

Handlungsselektion: Sofern die Handlungsselektion unter denselben Bedingungen stattfindet wie die Frame- und Skript-Selektion, unterliegt sie in vielerlei Hinsicht ähnlichen Einflüssen. Dies gilt insbesondere hinsichtlich des Modus der Handlungsselektion, der sich ebenfalls aus der Motivation zur Reflexion, ihrem Aufwand sowie den in der Situation bestehenden Reflexionsopportunitäten ergibt. Im Unterschied zur Skript-Selektion setzt eine automatisch-spontane Handlungsselektion zusätzlich voraus, dass das selegierte Skript die analytisch interessierende Handlungswahl hinreichend regelt. Da es hier lediglich um die Erklärung von Hilfeleistungen im Unterschied zu deren Unterlassung geht, kann dies jedoch ohne Weiteres angenommen werden: Nur durch Hilfeleistung konnte der normativen, persönlich gefühlten Verpflichtung zur Hilfe gegenüber Bedürftigen nachgekommen werden

(Regelungsgrad $a_{kj} = 1$).¹³⁹ Hinsichtlich des Modus der Handlungsselektion lassen sich somit die bisherigen Überlegungen übertragen.

Da sich die im empirischen Teil geprüften Hypothesen auf die Handlungsselektion beziehen, sei für ihre Ableitung nochmals die Bedingung für ein spontanes skriptkonformes Handeln betrachtet (unter der Annahme, dass gilt: Regelungsgrad $a_{kj} = 1$):

$$\begin{aligned} AW(A_k|F_i, S_j) &\geq \tau && \Leftrightarrow \\ m_i \cdot a_{ji} \cdot a_j &\geq 1 - C/(pU). \end{aligned}$$

Die zentrale Implikation des MFS besagt, dass es bei einer Erfüllung dieser Ungleichung zu spontanen Entscheidungen zur Hilfe kam, die keine Kosten-Nutzen-Abwägungen beinhalteten und insofern unabhängig von anderen Anreizen waren. Die einzige Voraussetzung ist, dass überhaupt die Möglichkeit zur Hilfe bestand, die Situation also nicht vollends aussichtslos war.¹⁴⁰

Wenn dagegen das spontane Aktivierungsgewicht nicht ausreichend groß war, kam es zur Handlungsselektion im rc-Modus. Ob sich eine Person für oder gegen die Hilfeleistung entschied, hing dann von der Höhe der erwarteten Kosten, insbesondere von dem Ausmaß an Gelegenheiten und der Höhe der wahrgenommenen Risiken, aber auch von weiteren positiven oder negativen Anreizen ab.

Wie in Form der obigen Brückenhypothesen und Erläuterungen begründet wurde, ist davon auszugehen, dass die Konfrontation mit einem Hilfesuch und die Stärke der empfundenen Verpflichtung zur Hilfe systematisch auf bestimmte Parameter dieser Ungleichung wirkten. Die Konfrontation mit einem Hilfesuch half die Situation als Gelegenheit zur Hilfe zu definieren (Match $m_i \uparrow$), aktivierte die Verpflichtung zur Hilfe (Zugänglichkeit $a_{ji} \uparrow$) und ging tendenziell mit niedrigeren Reflexionsopportunitäten einher ($p \downarrow$). All dies macht die

¹³⁹ Wie oben bereits erwähnt, verlangt dagegen die Logistik des Helfens, also das In-die-Tat-Umsetzen der Entscheidung zur Hilfeleistung, einen hohen Grad an Aufmerksamkeit und Reflexion, da die Helfer hierfür – zumindest anfänglich – über keine hinreichend regelnden Skripte verfügten. Hier geht es jedoch nicht darum diesbezügliche Unterschiede zu erklären, sondern um die Erklärung der Bedingungen, unter denen es überhaupt zur Hilfeleistung kam.

¹⁴⁰ Den Hinweis auf diese Einschränkung verdanke ich Mark N. Franklin. Wenn beispielsweise ein Passagier von einem Kreuzfahrtschiff über die Reeling ins Meer stürzt und um Hilfe ruft (Vorliegen eines Hilfesuchs), dürfte ein anderer Passagier im Normalfall selbst dann nicht hinterherspringen, wenn er generell eine starke Verpflichtung zur Hilfe empfindet. Die Verpflichtung als Skript gibt vor, eine Handlung zu wählen, die wenigstens minimale Erfolgsaussichten hat. Wann ein Akteure eine Situation als aussichtslos definiert und wann nicht, ist wiederum eine Frage der Frame-Selektion, hinsichtlich derer inter-individuelle und situationale Unterschiede zu erwarten sind (Schwartz 1977: 245).

Erfüllung der obigen Ungleichung und damit eine spontane Entscheidung zur Hilfe wahrscheinlicher. Das Vorliegen eines Hilfesuchens sollte daher die Wirkung von Anreizen, die nur im rc-Modus relevant werden, moderieren:

MFS-Hypothese 1: Das Vorliegen eines Hilfesuchens (höherer Match m_i , höhere Zugänglichkeit a_{ji} , geringere Reflexionsopportunitäten p) führte zu einer höheren Disposition zur Hilfeleistung und zu einem tendenziell geringeren Einfluss anderer Anreize auf diese Disposition. Aufgrund seiner vielfältigen, spontane Entscheidungen begünstigenden Wirkungen führte die Konfrontation mit einem Hilfesuch häufig dazu, dass die Entscheidung zur Hilfe vollkommen unabhängig von anderen Anreizen getroffen wurde.

Eine stärkere empfundene Verpflichtung zur Hilfe entspricht einer stärkeren Verankerung des relevanten Skripts (Verankerung $a_j \uparrow$), begünstigt also ebenfalls eine spontane Entscheidung zur Hilfeleistung:

MFS-Hypothese 2: Je stärker bei einem potentiellen Helfer die normative, persönlich gefühlte Verpflichtung zur Hilfeleistung ausgeprägt war (Verankerung a_j), desto eher half dieser und desto geringer war tendenziell der Einfluss anderer Anreize auf die Disposition zur Hilfeleistung.

Anders als im Falle der Wahlnorm bei der Entscheidung zur Wahlteilnahme ist jedoch fragwürdig, ob eine starke Verankerung allein hinreichend für eine spontane Hilfe war. Erstens war der für eine Selektion im as-Modus zu überschreitende Schwellenwert (τ) deutlich höher, da die Reflexionsmotivation in dieser außergewöhnlichen Hochkostensituation ausgesprochen hoch war ($U \uparrow$). Und zweitens erhöhte die Verankerung – im Unterschied zur Dreifachwirkung eines Hilfesuchens – nur *einen* Bestandteil des spontanen Aktivierungsgewichts. Vor allem aber ist *nicht* davon auszugehen, dass die Bedingungen für eine starke Moderatorwirkung der Skript-Verankerung in den meisten Fällen gegeben waren (siehe die allgemeine Hypothese 1.3 in Kapitel 6.5): Die Definition der Situation war häufig unklar und durch konkurrierende Gesichtspunkte beeinflusst. Letzteres gilt ebenfalls hinsichtlich des normativ geforderten Handelns. Zusammen mit der hohen Reflexionsmotivation machte dies eine reflektierend-abwägende Entscheidung auch dann wahrscheinlich, wenn Personen sich stark zur Hilfe verpflichtet fühlten. Nur wenn derartige Personen zusätzlich noch mit einem Hilfesuch konfrontiert wurden, sollten spontane

Entscheidungen zur Hilfe überwogen haben, die unabhängig von den wahrgenommenen Anreizen waren. Aus diesen Überlegungen folgen zwei weitere Hypothesen:

MFS-Hypothese 3: Aufgrund der potentiell problematischen Frame- und Skript-Selektion sowie der hohen Reflexionsmotivation in dieser außergewöhnlichen Hochkostensituation dürfte selbst eine starke gefühlte Verpflichtung zur Hilfe für sich allein genommen selten hinreichend für eine spontane Entscheidung zur Hilfe gewesen sein.

MFS-Hypothese 4: Wenn die gefühlte Verpflichtung zur Hilfeleistung stark ausgeprägt war *und* die Person mit einem Hilfesuch konfrontiert wurde ($m_i \uparrow$, $a_{ji} \uparrow$, $a_i \uparrow$, $p \downarrow$), kam es überwiegend zu einer spontanen Entscheidung zur Hilfe, die vollkommen unabhängig von anderen Anreizen war.

Diese Hypothesen folgen aus der Kombination der allgemeinen Hypothesen 1.1 bis 1.3 (siehe Kapitel 6.5) mit den in diesem Abschnitt aufgestellten Brückenhypothesen. Dies zeigt exemplarisch, wie die Analyse der Frame- und Skript-Selektion im MFS die Ableitung von Hypothesen über die Handlungsselektion ermöglicht. In den folgenden statistischen Analysen werden diese Hypothesen empirisch überprüft. Grundlegend ist wiederum die Bedingtheit der kausalen Relevanz von Anreizen, wie sie aus dem MFS folgt. Für die empirische Überprüfung ist es daher notwendig, die wichtigsten Anreize zu identifizieren, die von potentiellen Helfern betrachtet wurden, so sie sich im rc-Modus unter Abwägung von Nutzen und Kosten für oder gegen die Hilfeleistung entschieden. Da der weite RC-Ansatz nicht theoretisch abzuleiten erlaubt, welchen Anreizen die größte Bedeutung zukam, werde ich ihre relative Erklärungskraft wiederum empirisch ermitteln. Auf der Basis von Hintergrundwissen über generelle Merkmale der Situation und der bisherigen Forschung lassen sich bereits vorab Vermutungen über die wichtigsten Anreize anstellen (siehe bereits Opp 1997).

Vor dem Hintergrund der Brutalität des Regimes der Nationalsozialisten gegenüber seinen Gegnern sollten vor allem die wahrgenommenen *Risiken* einer Hilfeleistung ein negativer Anreiz zum Helfen gewesen sein. Theoretisch kann dabei zwischen der subjektiven Entdeckungswahrscheinlichkeit p_{Ent} und der Höhe der Kosten der zu erwartenden Bestrafung $C_{Bestraf}$ unterschieden werden. Das Produkt dieser beiden Faktoren entspricht den erwarteten

Kosten der Hilfeleistung.¹⁴¹ Dabei können die subjektiv erwarteten Kosten wohlgermerkt von den (ohnein schwierig zu bestimmenden) objektiven Risiken abweichen.

Der subjektiven Entdeckungswahrscheinlichkeit entspricht umgekehrt die subjektive Erfolgswahrscheinlichkeit p_{Erfolg} . Vereinfachend kann man die Erfolgswahrscheinlichkeit als die Erwartung definieren, Hilfe leisten zu können, ohne entdeckt zu werden.¹⁴² Dann gilt: $p_{\text{Erfolg}} = 1 - p_{\text{Ent}}$ bzw. $p_{\text{Ent}} = 1 - p_{\text{Erfolg}}$. Die Höhe der subjektiven Erfolgswahrscheinlichkeit (bzw. umgekehrt der Entdeckungserwartung) dürfte vor allem davon abhängig gewesen sein, inwieweit potentielle Helfer der Ansicht waren, über günstige *Gelegenheiten* zur Hilfe zu verfügen. Sofern es darum ging, von den Nationalsozialisten verfolgte Personen zu verstecken, dürfte etwa wichtig gewesen sein, ob man Zugang zu einem geeigneten Versteck hatte.

Die Höhe der positiven Anreize zur Hilfeleistung hängt nicht nur von den wahrgenommenen Gelegenheiten ab, sondern auch von dem Nutzen, der bei einer Hilfeleistung zu erwarten ist. Dabei ist zu differenzieren zwischen instrumentellen Nutzen U_I , die nur bei erfolgreicher Hilfeleistung entstehen, und Konsumnutzen U_K , die man bereits direkt aus dem Versuch der Hilfe zieht. Zu möglichen Konsumnutzen zählen das positive Selbstwertgefühl oder einfach die erlebte Übereinstimmung mit inneren Überzeugungen. Ein instrumenteller Nutzen wäre etwa die Befriedigung, einen anderen Menschen über den Krieg hinweg gerettet zu haben. Schließlich ist hier auch die Möglichkeit sozialer Anerkennung durch Gleichgesinnte, etwa innerhalb einer Widerstandsgruppe, zu nennen, die sowohl direkt aus der versuchten Hilfeleistung (Konsumnutzen) als auch verstärkt nach erfolgreicher Hilfe (instrumenteller Nutzen) resultieren konnte. Zusammengefasst könnte man das Entscheidungskalkül potentieller Helfer im weiten RC-Ansatz mit folgender SEU-Gleichung abbilden:

$$\text{SEU}(\text{Helfen}) = p_{\text{Erfolg}} \cdot U_I + U_K + p_{\text{Ent}} \cdot C_{\text{Bestraf}}$$

Die Parameter U_I und U_K stehen hier für die Summe aller instrumenteller Nutzenbestandteile bzw. Bestandteile des Konsumnutzens. Dieses SEU-Gewicht wäre dem subjektiv erwarteten Nutzen aus der Entscheidung, *nicht* zu helfen, gegenüberzustellen. Das schlechte Gewissen, nicht geholfen zu haben, welches gerade nach Zurückweisung eines Hilfesuchts besonders stark werden könnte, ginge in diesen ebenso ein wie die Erwartung, dass andere Personen den Bedürftigen erfolgreich helfen werden. Entsprechend der Maximierungsannahme käme es zur Hilfe, wenn gilt: $\text{SEU}(\text{Helfen}) > \text{SEU}(\text{Nicht Helfen})$.

Diese Ausführungen sollen veranschaulichen, wie eine Modellierung von Handlungsselektionen im rc-Modus in diesem Anwendungsfall aussehen könnte. Es sei wiederum darauf hingewiesen, dass die damit aufgestellten Zusammenhangshypothesen kein integraler Bestandteil des MFS sind. Ob etwa potentielle Helfer im rc-Modus

¹⁴¹ Theoretisch könnte man dies selbstverständlich weiter ausführen, indem man z.B. bei der Höhe der Entdeckungswahrscheinlichkeit und der dann zu erwartenden Kosten zwischen der Entdeckung durch verschiedene Personengruppen differenziert (etwa Nachbarn, Polizei, Angehörige der SS etc.). Da derart komplexe Entscheidungskalküle mit den zur Verfügung stehenden Daten aber ohnein nicht nachvollzogen werden können, belasse ich es bei einer relativ sparsamen Modellierung.

¹⁴² Dies ist eine vereinfachende Annahme, da Helfer einen Hilfeversuch auch dann als nicht erfolgreich angesehen haben mögen, wenn beispielsweise versteckt gehaltene Personen zwar nicht entdeckt wurden, aber anderen Kriegsleiden wie Hunger oder Bombardements zum Opfer fielen.

erwartungsgewichtete Nutzenbestandteile in ihr Kalkül mit einbezogen oder ob es vor allem auf die Höhe des Konsumnutzens ankam, ist eine empirische Frage. Das MFS übernimmt hier die theoretische Unbestimmtheit des weiten RC-Ansatzes. Es legt sich allerdings darauf fest, dass derartige Anreize nur im rc-Modus unmittelbar handlungsrelevant sind, und ermöglicht so die Ableitung der obigen Interaktionshypothesen, die im Folgenden empirisch überprüft werden.

9.4 Datenbasis

9.4.1 Datenbasis und Konstruktion der abhängigen Variablen

Die folgenden Analysen verwenden die APPBI-Daten des Projekts von Oliner und Oliner (1988), also dieselbe Datengrundlage wie die Sekundäranalysen von Varese und Yaish (2000, 2005). Eine quantitative Analyse der Determinanten der Rettung von Juden während des Zweiten Weltkriegs im von den Nationalsozialisten beherrschten Europa ist aus mehreren Gründen ein schwieriges Unterfangen. Die Art der Datenerhebung durch Oliner und Oliner ist zwar in Teilen spezifisch auf diese Schwierigkeiten hin zugeschnitten, kann sie aber selbstverständlich nicht vollständig ausräumen.

Wie bereits erwähnt, war die Rettung von Juden ein äußerst *seltenes Ereignis*. Eine Zufallsstichprobe der entsprechenden Population wäre daher extrem ineffizient, da sie zu wenige dieser Ereignisse umfassen würde. Durch den großen Zeitraum zwischen dem Zweiten Weltkrieg und dem Zeitpunkt der retrospektiven Datenerhebung ist sie zudem praktisch nicht durchführbar. Aus diesen Gründen verwenden Oliner und Oliner eine sog. *case-control*-Stichprobe (siehe Agresti 1996; Lacy 1997; Xie und Manski 1989). Ausgehend von einer Stichprobe von 346 identifizierten Rettern von Juden wurden zur statistischen Kontrolle 164 weitere Individuen befragt, die im von den Nationalsozialisten beherrschten Europa während des Zweiten Weltkriegs lebten, ohne identifizierte Retter von Juden zu sein. Insgesamt ergibt sich somit eine Fallzahl von $N = 510$.

Die Stichprobe der identifizierten Retter besteht zu 95 Prozent aus Personen, die durch Yad Vashem, der Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem, als „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet wurden. Aufgrund der von Yad Vashem zu Grunde gelegten Kriterien für diese Anerkennung kann davon ausgegangen werden, dass es sich dabei um nichtjüdische Personen handelt, deren Hilfe für Juden ausschließlich humanitär motiviert war, ihr eigenes Leben

gefährdete und keinerlei Ertrag oder Belohnung mit sich brachte (Oliner und Oliner 1988: 2).¹⁴³ Der Rückgriff auf diese Liste identifizierter Retter macht die Daten der Oliners somit zu einer besonders geeigneten Grundlage, um altruistisches Verhalten in Hochkostensituationen zu untersuchen.¹⁴⁴

Oliner und Oliner zogen allerdings keine Zufallsstichprobe der Personen auf dieser Liste, sondern wählten noch lebende und geographisch erreichbare Personen mit gültiger Adresse aus. Dabei versuchten sie eine möglichst heterogene Stichprobe hinsichtlich Alter, sozioökonomischem Hintergrund, Herkunftsland und weiterer Faktoren zusammenzustellen (Oliner und Oliner 1988: 263). Die restlichen fünf Prozent der Retter in der Stichprobe wurden innerhalb des Projekts auf Basis von Interviews mit geretteten Juden identifiziert, wobei die zu Grunde gelegten Kriterien denen von Yad Vashem entsprachen und einige dieser Personen nachträglich auch in die Yad-Vashem-Liste aufgenommen wurden.

Für die Kontrollstichprobe wurden Personen ausgewählt, die während des Zweiten Weltkriegs im von den Nationalsozialisten beherrschten Europa lebten, aber (bislang) nicht als Retter identifiziert worden waren. Die Auswahl erfolgte mit dem Ziel, eine hinsichtlich Alter, Geschlecht, Bildung und geographischem Ort während des Zweiten Weltkriegs möglichst ähnliche Stichprobe zu erhalten. Mit Ausnahme des Alters ergeben sich den Oliners zufolge keine statistisch signifikanten Unterschiede zur Stichprobe identifizierter Retter (Oliner und Oliner 1988: 263f.). Nichtsdestotrotz handelt es sich wiederum nicht um eine Zufallsstichprobe (siehe gleich unten mehr zu den Konsequenzen für die statistische Analysestrategie).

Ein Problem der Kontrollstichprobe besteht darin, dass sie nicht homogen hinsichtlich der zentralen abhängigen Variablen ist. So gaben etwa 40 Prozent der Befragten in der Kontrollstichprobe (n = 67) auf Nachfrage an, dass sie irgendetwas Außergewöhnliches während des Krieges getan hätten, um anderen Menschen zu helfen oder Widerstand

¹⁴³ Die Identifizierung entsprechender Personen durch Yad Vashem erfolgte durch eine Kommission mit 18 Mitgliedern auf Basis von Evidenz, die durch gerettete Überlebende (oder deren Freunde und Verwandte) vorgelegt wurde, sowie durch weitere unterstützende Daten und persönliche Interviews (Oliner und Oliner 1988: 2).

¹⁴⁴ Oliner und Oliner weisen darauf hin, dass im historischen Kontext der Hilfeleistungen zudem auch die Bedeutung erwarteter sozialer Anerkennung minimiert war. Die Rettung von Juden war nicht nur gesetzlich verboten, sondern widersprach in der Regel auch den sozial geteilten informellen Normen oder war zumindest kaum sozial erwünscht (Oliner und Oliner 1988: 6). Andererseits sollte nicht die Bedeutung der Widerstandsbewegung unterschätzt werden, der ein Großteil der Helfenden angehörte und innerhalb derer teilweise andere Normen galten.

gegenüber den Nazis auszuüben (E9a). Oliner und Oliner bezeichnen diese Personen als „actives“ und grenzen sie vom Rest der Kontrollstichprobe, den „bystanders“ oder „passives“ ab. Es stellt sich hier die Frage, wie mit dem „aktiven“ Teil der Kontrollstichprobe am besten zu verfahren ist. Die in den bisherigen Analysen der Daten verwendeten Strategien sind aus unterschiedlichen Gründen problematisch.

Oliner und Oliner (1988) gehen besonders konservativ vor, indem sie in den meisten ihrer bivariaten Analysen zwei Gruppenvergleiche anstellen: Einen zwischen den identifizierten Rettern und der gesamten Kontrollstichprobe und einen zwischen ersteren und den „bystanders/passives“ unter Ausschluss der „actives“. Dieses Vorgehen ist jedoch nicht mehr praktikabel, sobald man zu multivariaten Analysetechniken übergeht. Der Ausschluss der „actives“ führt zu einem dann häufig kritischen (i.S. niedriger Teststärke) und vor allem unnötigen Verlust an Beobachtungen, während die Kontrastierung mit der gesamten Kontrollstichprobe für sich allein genommen selbstverständlich keine Lösung des Problems ihrer Heterogenität darstellt.

Varese und Yaish (2000, 2005) wählen in ihren Sekundäranalysen ein anderes Vorgehen, das darin besteht, die „actives“ der Gruppe der identifizierten Retter zuzuweisen. Auch die „actives“ gelten den Autoren also als „Hilfeleistende“ oder „Altruisten“ und werden als solche auf der abhängigen Variablen den „bystanders/passives“ gegenüber gestellt. Diese Kodierung widerspricht aber der Definition der abhängigen Variablen, denn ein beträchtlicher Teil der „actives“ war ausschließlich im Widerstand aktiv, *ohne* Juden oder anderen Personen persönlich Hilfe zu leisten. Die Problematik dieser Kodierung wird auch daran deutlich, dass Varese und Yaish die (unabhängig erhobene) Beteiligung am Widerstand auch als Prädiktor der „Hilfeleistung“ verwenden. Durch den künstlich hervorgerufenen extrem starken Zusammenhang zwischen diesem Prädiktor und der abhängigen Variablen resultiert im Kontext ihres logistischen Regressionsmodells ein Problem sog. perfekter Diskriminierung. Erkennbar ist dies an dem extrem starken und extrem unsicher geschätzten und daher insignifikanten Effekt der Beteiligung am Widerstand (Odds-Ratio von 87378) (Varese und Yaish 2000: 321).

Im Folgenden wird daher ein anderes Vorgehen gewählt. Im Unterschied zu Oliner und Oliner sowie Varese und Yaish unterteile ich die Gruppe der „actives“ in diejenigen, die anderen Personen persönlich und direkt geholfen haben ($n = 45$), und diejenigen, welche ausschließlich im Widerstand aktiv waren bzw. nicht persönlich und direkt geholfen haben ($n = 22$).¹⁴⁵ Nur erstere werden der Gruppe der identifizierten Retter von Juden zugewiesen,

¹⁴⁵ Durch die Berücksichtigung von Informationen aus weiteren Folgefragen wäre es prinzipiell möglich, auch noch diejenigen auszuschließen, die zwar direkt und persönlich geholfen haben, aber nicht explizit angeben, dass unter den Empfängern der Hilfe Juden waren. Dies würde allerdings nur 7 der 45 Beobachtungen betreffen, die dann doch zur Kontrollstichprobe gezählt würden. Ich verzichte auf diese weitere Einschränkung, da die zu Grunde liegenden Informationen nicht zuverlässig genug erscheinen. Dafür spricht, dass die entsprechenden Fragen zu den Eigenschaften der Hilfeempfänger auch einen beträchtlichen Anteil der nachweislichen Retter von Juden (also der case-Stichprobe) nicht als Retter von Juden zu identifizieren

während letztere zusammen mit den „passives“ die Kontrollstichprobe bilden. Diese Operationalisierung erscheint am besten auf die Fragestellung bzw. substantielle Definition der abhängigen Variablen zugeschnitten: Es geht um die statistische Analyse der Einflussfaktoren von Hilfeleistungen gegenüber Juden im von den Nationalsozialisten beherrschten Europa während des Zweiten Weltkriegs.

Noch in einer weiteren Hinsicht unterscheidet sich die hier vorgenommene Konstruktion der abhängigen Variablen von dem Vorgehen früherer Auswertungen der APPBI-Daten. Die folgenden Analysen fragen nicht nur danach, ob eine Person überhaupt direkt und persönlich Hilfe geleistet hat, sondern beziehen zusätzlich auch Informationen darüber ein, ob eine Person jemals ein Hilfesuch von Juden zurückgewiesen hat. Der Einbezug dieser zusätzlichen Information ist möglich, da *alle* Befragten, also auch die identifizierten Retter von Juden, gefragt wurden, ob es eine Zeit während des Krieges gab, zu der sie um Hilfe gebeten wurden, aber „Nein“ sagen mussten. 38 der Befragten, die nach den oben angegebenen Kriterien als „Helfer“ klassifiziert wurden, bejahten diese Frage, haben also bestimmten Personen geholfen, aber zu einem (anderen) Zeitpunkt auch ein Hilfesuch zurückgewiesen. In die folgenden Analysen gehen diese Befragten doppelt ein, damit beide Entscheidungen berücksichtigt werden können.¹⁴⁶ Die Untersuchungseinheit sind somit nicht Individuen, sondern Entscheidungen (ebenso bereits Kroneberg, Yaish und Stocké 2009). Dies ist auch deshalb sinnvoll, weil einige zentrale unabhängige Variablen entscheidungsbezogen erhoben wurden. So wurden das generell wahrgenommene Risiko und das für die eigene Familie für jede Reaktion auf ein Hilfesuch unabhängig erfragt.

Zusammenfassend ist die abhängige Variable (N = 548) somit wie folgt verteilt: 391 Hilfsakten stehen 157 Fälle gegenüber, in denen es zu keiner Hilfe kam. Die Hilfsakte setzten

vermögen. Verantwortlich dafür scheint die an dieser Stelle komplizierte Fragebogenführung zu sein. Anstatt generell danach zu fragen, ob unter den Hilfeempfängern Juden waren, erfolgt diese Abfrage getrennt für vier Kategorien (enge Freunde, Bekannte, Fremde, Kinder unter 12 Jahren) und unterbrochen durch Fragen nach der Anzahl der entsprechenden Personen und nach der Exaktheit dieser Zahlenangaben (siehe Oliner und Oliner 1988: 344f.).

¹⁴⁶ Schon grundsätzlich sollten statistische Analysen vorhandene und für die Fragestellung unmittelbar relevante Informationen nicht unberücksichtigt lassen. Hier kommt ein weiterer Grund hinzu. In manchen der folgenden Analysen werden nur diejenigen Fälle betrachtet, bei denen Befragte auf ein Hilfesuch reagierten, also nicht selbst initiativ wurden. Diese Analysen haben jedoch das Problem einer geringen Variation auf der abhängigen Variablen, da nur wenige Befragte angaben, ein Hilfesuch zurückgewiesen zu haben. Der Einbezug zusätzlicher Fälle, bei denen diese Konstellation vorliegt, ist daher besonders wichtig.

sich aus 346 vorab identifizierten Hilfsakten und 45 Hilfsakten aus der Kontrollstichprobe zusammen. Die anderen Fälle entsprechen den 119 übrigen Befragten aus der Kontrollstichprobe sowie den 38 Entscheidungen, in denen Retter von Juden Hilfesuche zurückwiesen.

Betrachtet man das Land, in dem die Personen bei Kriegsbeginn lebten, so entfallen der Großteil der Beobachtungen auf fünf Länder: Polen (n=144), die Niederlande (n=94), Deutschland (n=85), Frankreich (n=58) und Italien (n=31). 29 weitere Beobachtungen entfallen auf 11 weitere Länder. Für die restlichen 107 Beobachtungen liegen keine entsprechenden Angaben vor.

9.4.2 Ausgewählte Datenprobleme

Die APPBI-Daten stellen die beste verfügbare Datenbasis für eine quantitative Analyse der Determinanten der Rettung von Juden während des Zweiten Weltkriegs dar. Da eine erneute Datenerhebung mittlerweile unmöglich ist, führt an ihnen kein Weg vorbei. Dennoch sollte dies nicht als Anlass genommen werden, grundsätzliche Probleme dieser Datenbasis zu ignorieren. Im Folgenden weise ich daher auf besonders schwerwiegende Probleme hin und diskutiere sowohl, wie sie die Ergebnisse der folgenden Analysen verzerren können, als auch die getroffenen Vorkehrungen zur Minimierung derartiger Verzerrungen.

Selektivitäts-/Fehlspezifikationsprobleme: Es wurde bereits angemerkt, dass die APPBI-Daten keine Zufallsstichprobe darstellen. Für die folgenden Analysen hat dies eine Reihe von Auswirkungen. Zunächst ist es nicht möglich, von ihren Ergebnissen auf die Population aller während des Zweiten Weltkriegs im nationalsozialistischen Europa lebenden Personen zu generalisieren bzw. statistisch zu schließen. Gerade die im Vergleich zur Population umgekehrte Schiefe der Verteilung der abhängigen Variablen macht dies unmöglich. Man kann die folgenden Regressionsmodelle daher insbesondere nicht als Vorhersage- bzw. Retrodiktionsmodelle verwenden.

Varese und Yaish argumentieren, dass von der Selektivität der Stichprobe lediglich die Schätzung der Konstante betroffen sei, also keine Aussagen über die (bedingte) Häufigkeit der Rettung von Juden getroffen werden könnten. Die Effekte der unabhängigen Variablen auf das interessierende Phänomen seien dagegen interpretierbar (Varese und Yaish 2000: 317). Im Gegensatz dazu ist anzumerken, dass auch die Schätzung der Effekte verzerrt sein

kann, und zwar insoweit, als die nicht-zufällige Auswahl der Befragten mit Eigenschaften zusammenhängt, die sowohl mit dem Hilfeverhalten *als auch* mit den interessierenden *unabhängigen* Variablen korreliert sind. In diesem Fall resultiert ein sog. Selektionsbias oder allgemeiner ein „omitted variable bias“ (Gujarati 2003: 510).

Auf Basis der Beschreibung der Stichprobenkonstruktion durch Oliner und Oliner erscheint es allerdings nicht möglich, spezifische Aussagen über die Existenz, Stärke und Richtung solcher Verzerrungen zu treffen. Von einer Selektivität kann etwa hinsichtlich des Nicht-/Vorhandenseins einer Adresse, geographischer Erreichbarkeit oder Mortalität ausgegangen werden. Dass diese und andere Faktoren bei der Kontrollstichprobe zu einer Selektivität hinsichtlich der abhängigen Variablen geführt haben, ist offensichtlich. Dass bzw. wie diese Merkmale *gleichzeitig* auch mit den im Folgenden verwendeten unabhängigen Variablen korreliert sind, liegt aber zumindest nicht auf der Hand. Nur in dem Maße, in dem dies der Fall ist, ist von *Verzerrungen* durch Selektivität auszugehen. Auch wenn Selektivitätsprobleme nicht ausgeschlossen werden können, besteht also andererseits zumindest kein Grund zu der Vermutung, dass sie die Ergebnisse der Hypothesentests systematisch in eine bestimmte Richtung verzerren.

Nichtsdestotrotz wurde im Rahmen der folgenden Analysen versucht, etwaige Selektivitätsprobleme zu verringern. Erstens wurde sicher gestellt, dass die zentralen berichteten Ergebnisse robust gegenüber der Kontrolle von Drittvariablen sind, die möglicherweise der Selektivität zu Grunde liegen. Wenn immer möglich, wurde dies für das Alter, das Geschlecht und die Bildung der Befragten überprüft.¹⁴⁷ Zweitens wird für die Berechnung der Standardfehler der sog. Huber-White- oder Sandwich-Schätzer verwendet. Mit Hilfe dieser robusten Verfahren kann die Annahme aufgegeben werden, dass die Fehler der Regressionsmodelle gleich verteilt sind (Homoskedastizitätsannahme). Zudem wird nach Wohnsitz (Land) bei Kriegsbeginn und Befragtem geclustert (da einige Befragte mit mehreren Entscheidungen in die Analyse eingehen), was erlaubt, die Annahme unabhängig verteilter

¹⁴⁷ So kann etwa hinsichtlich der Bildung vermutet werden, dass sie sowohl mit der Wahrscheinlichkeit der Rettung von Juden als auch mit zentralen unabhängigen Variablen (z.B. der Risikowahrnehmung oder der prosozialen Orientierung) korreliert ist. Für Bildung im Nachhinein statistisch zu kontrollieren, mag auf den ersten Blick als Widerspruch erscheinen, da ja bereits der Konstruktion der Kontrollstichprobe ein Matching hinsichtlich dieser Variablen zu Grunde lag. Da hier aber nicht einfach die case-control-Definition der Stichprobenkonstruktion übernommen wird, ist diese Drittvariablenkontrolle sinnvoll. Es zeigt sich auch, dass das Bildungsniveau durchaus systematisch mit der hier betrachteten abhängigen Variablen zusammenhängt.

Fehler entsprechend zu relativieren. Generell betrifft die Selektivitätsproblematik die Standardfehler ebenso wie die Regressionskoeffizienten: Nach dem üblichen inferenzstatistischen Verständnis sind die Standardfehler und Signifikanztests, streng genommen, nicht interpretierbar, wenn keine Zufallsstichprobe aus einer Population vorliegt. Anstatt dieses sog. modell- oder populationsbasierten Ansatzes wird daher ein alternatives Verständnis zu Grunde gelegt (siehe dazu etwa StataCorp. 2007: 268f.). Dieses definiert den Standardfehler der berechneten Koeffizienten als Maß für die Streuung, die sich ergibt, würde man *die Datenerhebung und Koeffizientenschätzung immer wieder aufs Neue wiederholen*. Auch dann sind die Standardfehler ein Maß für die Unsicherheit in der Schätzung der Koeffizienten.

Validitätsprobleme: Bei vielen der in den folgenden Analysen betrachteten Einflussfaktoren handelt es sich *nicht* um vergleichsweise objektive Tatsachen (wie z.B. Bildungsabschlüsse, Wohnort oder Familienstatus), sondern um subjektive Größen, wie etwa Situationswahrnehmungen oder Selbsteinschätzungen. Man kann grundsätzlich in Frage stellen, ob es überhaupt sinnvoll ist, derartige Einflussfaktoren retrospektiv zu erfragen (Visser, Krosnick und Lavrakas 2000: 241). Vor allem drei Probleme könnten hinsichtlich derartiger Messungen bestehen.

Erstens sind natürlich Erinnerungsfehler denkbar. Sofern es sich dabei um zufällig verteilte Fehler handelt, schränkt dies in erster Linie die Reliabilität der Messung ein. Imperfekte Reliabilität ist ein generelles Problem, das nicht nur retrospektiv gewonnene Umfragedaten betrifft.¹⁴⁸ Zudem haben Studien gezeigt, dass das persönliche Gedächtnis von Menschen umso besser ist, je einzigartiger oder unerwarteter die jeweiligen Ereignisse waren und je

¹⁴⁸ Streng genommen nimmt jedes Regressionsmodell zwischen direkt gemessenen Variablen an, dass die unabhängigen Variablen vollkommen fehlerfrei gemessen wurden. Ist dies nicht der Fall und gehen in das Modell mehr als zwei Prädiktoren ein, so resultieren verzerrte Schätzungen, *ohne* dass man vorab sagen könnte, ob es zu einer Unter- und Überschätzung kommt (Bollen 1989: 167). Einen Ausweg aus diesem Problem bieten nur sog. Strukturgleichungsmodelle. Sie stellen aber nicht nur relativ hohe Anforderungen an die verfügbaren Daten (u.a. Vorhandensein multipler Indikatoren), sondern sind vor allem nur durch die Einführung zusätzlicher Annahmen identifiziert. Gerade die zentrale Annahme multivariat normalverteilter Variablen führt in Strukturgleichungsmodellen zu Schwierigkeiten, wenn der Test variablenspezifischer Interaktionseffekte im Zentrum steht (Jaccard und Wan 2001). Da dies bei statistischen Anwendungen des MFS der Fall ist, wird im Weiteren von dieser Methode kein Gebrauch gemacht. Dennoch stellt eine ergänzende Überprüfung mit Strukturgleichungsmodellen sicherlich eine mögliche Richtung zukünftiger Forschung dar.

stärker sie mit Emotionen oder signifikanten Konsequenzen verbundenen waren (siehe Brewer 1986: 44). Auf Hilfsakte gegenüber Juden während des Zweiten Weltkriegs (oder Zurückweisungen von Hilfesuchenden) dürften zumeist alle vier Eigenschaften zugetroffen haben. Schließlich enthalten die APPBI-Daten Einschätzungen der Interviewer darüber, welchen generellen Eindruck sie vom Frageverständnis und vom Gedächtnis oder der Erinnerung der befragten Personen hatten. Beschränkt man die folgenden Analysen auf diejenigen Befragten, denen mindestens ein gutes Frageverständnis sowie mindestens eine gute Erinnerungsfähigkeit bescheinigt wurde, so ändert sich substantiell nichts an den berichteten Ergebnissen.

Eine zweite mögliche Fehlerquelle besteht in sozial erwünschtem Antwortverhalten. So ist beispielsweise denkbar, dass bestimmte Befragte in der *Kontrollstichprobe* lediglich vorgaben, Juden gerettet zu haben, oder sich als stärker prosozial orientiert beschrieben, als dies tatsächlich der Fall ist. Aus mehreren Gründen erscheint dies aber zumindest unwahrscheinlich. Vor allem stellten die Interviews keine gewöhnlichen Umfragesituationen dar, die Befragte als willkommene Gelegenheit zum „impression management“ wahrnehmen konnten. Vielmehr handelte es sich um intensive Gespräche von drei bis acht Stunden, in denen emotional höchst aufgeladene und detaillierte Erinnerungen zur Sprache kamen. Vor dem Hintergrund dieses von Oliner und Oliner ausführlich beschriebenen Charakters der Befragungen erscheint ein genereller Verdacht sozialer Erwünschtheit unangebracht. Im Gegenteil ergeben sich eher verschiedenste Hinweise auf die Authentizität der gemachten Angaben (siehe dazu Oliner und Oliner 1988: 267ff.).

Im Unterschied zu diesem generellen Problem ergibt sich eine dritte mögliche Fehlerquelle wiederum direkt aus der retrospektiven Art der Befragung. Es ist möglich, dass das wahrgenommene Risiko, die prosoziale Orientierung oder andere subjektive Einschätzungen durch das Hilfeverhalten beeinflusst werden, dass also das Ursache-Wirkung-Verhältnis primär umgekehrt ist. Dies könnte vor allem durch Rationalisierungen zustande kommen oder allgemeiner durch eine Tendenz, die eigene Selbst- und Situationswahrnehmung nachträglich dem gezeigten Verhalten anzupassen (Elster 1989: 214; Finkel 2008: 33). Ergänzende, weiter unten berichtete Analysen zeigen jedoch, dass sowohl das retrospektiv eingeschätzte wahrgenommene Risiko als auch die prosoziale Orientierung der Befragten in systematischer, inhaltlich sinnvoll interpretierbarer Weise mit objektiven Kontext- und Situationsmerkmalen zusammenhängen. Zumindest zu diesen Bestandteilen kann also von valider Variation ausgegangen werden. Schließlich ergeben sich die für den Test der MFS-Hypothesen

zentralen Befunde auch dann, wenn man sich auf objektive Indikatoren des Risikos (z.B. viele Nachbarn) und der Normaktivierung (Hilfegesuch) beschränkt.

9.5 Operationalisierung der unabhängigen Variablen

9.5.1 Anreizvariablen

Die APPBI-Daten enthalten eine Reihe von Variablen, die aus der Perspektive eines weiten RC-Ansatzes als Indikatoren von Gelegenheiten oder Anreizen für das interessierende Verhalten in Frage kommen. Da die Daten nicht zur direkten Überprüfung von RC-Modellen erhoben wurden, besitzen diese Indikatoren jedoch weitgehend den Charakter von Proxy-Variablen.

Als Proxy-Variablen für das Vorhandensein eines geeigneten Verstecks können die Verfügbarkeit eines *Dachbodens*, eines *Kellers*, der Besitz eines *Hauses* sowie die Anzahl der *Räume* angesehen werden. Sie bilden somit einen wichtigen Bestandteil der Gelegenheitsstruktur. Entscheidungstheoretisch dürften sie die Entscheidung zur Hilfeleistung über die Erfolgswahrscheinlichkeit bzw. umgekehrt die Entdeckungswahrscheinlichkeit beeinflusst haben. Ein weiterer Indikator einer höheren Erfolgswahrscheinlichkeit bzw. wahrgenommener Gelegenheiten zur Hilfe sind die *finanziellen Ressourcen*, die der Haushalt während des Krieges zur Verfügung hatte. Das Wohnen in einer *Stadt* dürfte umgekehrt die Entdeckungswahrscheinlichkeit und damit die wahrgenommenen Risiken erhöht haben.

Unabhängig von derartigen objektiven Situationsmerkmalen könnten sich die Akteure in ihrer generellen Disposition, Risiken einzugehen, unterscheiden haben. Ein geeigneter Indikator ist die Antwort auf die Frage, wie stark man in seiner Kindheit als Persönlichkeitsattribut eine erhöhte Risikobereitschaft aufwies. Aus der Perspektive eines weiten RC-Ansatzes kann man diese *Risikobereitschaft* als Präferenz für risikoreiche Tätigkeiten (und damit als Teil des Konsumnutzens U_K) interpretieren.

Die Beteiligung an einer *Widerstandsgruppierung* dürfte mit einer ganzen Reihe positiver Anreize und günstigeren Gelegenheiten zur Hilfeleistung verbunden gewesen sein. Generell kann angenommen werden, dass Mitglieder des Widerstands gegen die Nationalsozialisten durchschnittlich einen *höheren* Erwartungsnutzen aus der Rettung von Juden gezogen haben. So bedeutete die Hilfeleistung gegenüber erklärten Feinden des Nazi-Regimes einen

moralischen und politischen Erfolg gegen dessen menschenverachtende Ziele. Dieser Nutzen dürfte für Mitglieder des Widerstands besonders stark ausgeprägt gewesen sein, insofern sie dem Nazi-Regime *durchschnittlich* ablehender gegenüberstanden und/oder die Judenverfolgung eher bzw. stärker verurteilten als der Rest der Bevölkerung. Zudem kann angenommen werden, dass derartige Rettungsakte innerhalb des sozialen Netzwerks einer Widerstandsbewegung mit sozialer Anerkennung belohnt wurden bzw. umgekehrt die Verweigerung von Hilfe negativ sanktioniert wurde.¹⁴⁹ Schließlich könnte dieses Netzwerk für die beteiligten Personen eine Quelle logistischer Unterstützung gewesen sein, welche die wahrgenommene Entdeckungswahrscheinlichkeit reduzierte bzw. die Erfolgswahrscheinlichkeit erhöhte. Die Beteiligung am organisierten Widerstand könnte also mit dem instrumentellen Nutzen, dem Konsumnutzen und/oder den subjektiven Erwartungen zusammenhängen. Mit welchem Motivationsmix genau die Beteiligung am Widerstand im Einzelfall verbunden war, lässt sich mit den verfügbaren Daten nicht feststellen. Für die Hypothese eines die Hilfeleistung generell begünstigenden Einflusses ist dies aber auch nicht weiter von Belang.¹⁵⁰

Wie bereits mehrfach betont wurde, stellt das *wahrgenommene Risiko* eine der zentralen Anreizvariablen dar. In den APPBI-Daten stehen neben den bereits genannten Proxy-Variablen auch direkte Indikatoren des subjektiv wahrgenommenen Risikos zur Verfügung. Es wurde zum einen generell danach gefragt, wie viel Risiko man einzugehen glaubte, als man seine Entscheidung traf, zu helfen oder nicht zu helfen (*Risiko generell*). Zum anderen

¹⁴⁹ Mit der theoretisch gebotenen Einräumung dieser Möglichkeit wird selbstverständlich nicht behauptet, der Widerstand gegen die Nationalsozialisten sei ein in erster Linie auf soziale Anerkennung ausgerichteter Unterfangen gewesen. Selbst wenn man davon ausgeht, dass der Großteil der am Widerstand beteiligten Personen primär aus moralischen Motiven gehandelt hat, ist soziologisch zunächst *immer* davon auszugehen, dass sich mit der Formierung eines dichten sozialen Netzwerks sekundäre Verstärkereffekte ergeben, die häufig eine eigene zusätzliche Motivationskraft entfalten.

¹⁵⁰ Dies gilt auch für die Frage, ob bzw. in welchem Ausmaß die Beteiligung am Widerstand höhere Anreize zur Hilfeleistung *kausal zur Folge* hatte. Verlangt wird lediglich eine Korrelation mit höheren Anreizen. Denn ohne Frage ist es möglich, dass Personen aufgrund ihrer Werthaltungen und ihrer Bereitschaft, dem Nazi-Regime entgegenzutreten, beides taten: Juden und andere Hilfebedürftige unterstützten *und* sich im Widerstand engagierten. Streng genommen handelt es sich dann bei der Beziehung zwischen Widerstandsbeteiligung und Hilfeleistung um keinen kausalen, über höhere Anreize *vermittelten* Zusammenhang, sondern um eine (Schein-)Korrelation, die durch einen gemeinsamen Verursacher zustande kommt.

wurde in derselben Weise noch einmal speziell das Risiko erhoben, dem man die eigene Familie auszusetzen glaubte (*Risiko Familie*). Als Antwortkategorien waren jeweils vorgegeben: überhaupt kein Risiko („no risk at all“), geringes Risiko („slight“), mittleres Risiko („moderate“) oder extremes Risiko („extreme“). Die statistisch hoch signifikante Korrelation zwischen den beiden Indikatoren beträgt 0.35 (Kendall’s tau-b). In den folgenden Analysen werden beide Variablen zu einem ungewichteten additiven Index zusammengefasst.¹⁵¹

Der Einfachheit halber wird bei der Indexbildung von gleichen Abständen zwischen den vorgegebenen Antwortkategorien ausgegangen. Messtheoretisch ist diese Annahme jedoch fraglich, da vor allem zwischen „mittlerem“ und „extremem“ Risiko eine größere Distanz zu liegen scheint (im Vergleich etwa zum Abstand zwischen „geringem“ und „mittlerem“ Risiko). Die Annahme eines Intervallskalenniveaus entspricht also offensichtlich einem suboptimalen „measurement per fiat“. Andererseits ist nicht zu erkennen, dass dadurch die angestrebten Hypothesentests systematisch in eine die MFS-Erklärung begünstigende Richtung verzerrt würden.

Der Vorteil der Verfügbarkeit direkter Indikatoren des *wahrgenommenen* Risikos wird dadurch relativiert, dass diese Einschätzungen nicht bei allen Befragten erhoben wurden. Die Ursache dieses Problems liegt in der Filterführung des Fragebogens. Das wahrgenommene Risiko wurde nur an zwei Stellen erfragt: Erstens wurde es von den identifizierten Rettern von Juden und den „aktiven“ Mitgliedern der Kontrollstichprobe im Anschluss an die Schilderung ihrer Aktivitäten erhoben. Die „passiven“ Mitglieder der Kontrollstichprobe blieben hier aufgrund der Filterführung außen vor. Eine zweite Abfrage folgte im Anschluss an die Frage, ob während des Krieges ein *Hilfesuch* zurückgewiesen wurde.

Damit *fehlen* Angaben zum wahrgenommenen Risiko in den (in der Population wohl überwiegenden) Fällen, in denen kein Hilfesuch vorlag und keinerlei Aktivitäten stattfanden. Bei einem Ausschluss dieser Fälle entstünde eine zweifache Selektivität: Da bekanntlich systematisch bestimmte Personen um Hilfe gebeten wurden (Varese und Yaish

¹⁵¹ Diese Indexbildung führte jedoch zu einer Unterschätzung, also systematischen Messfehlern, sofern eine Person überhaupt keine Familie besitzt und sie *deshalb* als überhaupt nicht gefährdet ansah (eine entsprechende Filterführung fehlt im Fragebogen). Deshalb wurde nur das generell wahrgenommene Risiko zu Grunde gelegt, wenn keine Familienangehörigen im Haushalt lebten und der Befragte angab, seine Familie „überhaupt keinem“ Risiko ausgesetzt geglaubt zu haben. Dies betraf drei Fälle. Zudem wurde in den Fällen, in denen einer der beiden Indikatoren keinen gültigen Wert aufwies, ausschließlich auf den jeweils anderen Indikator zurückgegriffen.

2000), sind die Fälle, in denen ein Hilfesuch zurückwiesen wurde, nicht repräsentativ für alle Fälle, in denen es nicht zur Hilfe kam. Noch viel weniger sind die Fälle, in denen es zu einem Engagement ohne vorheriges Hilfesuch kam, repräsentativ für alle Fälle ohne Hilfesuch, da bestimmte Personen eigeninitiativ aktiv wurden.

In den folgenden Analysen kommen daher zwei Strategien zum Einsatz. Die erste besteht darin, Analysen, in die das wahrgenommene Risiko eingeht, auf die Teilstichprobe der um Hilfe Gebetenen zu beschränken (ebenso Kroneberg, Yaish und Stocké 2009). Dieses Vorgehen hat den Nachteil, dass die Fallzahl relativ stark zurückgeht. Dadurch werden die Ergebnisse der Analyse stark durch die wenigen Fälle in der geringer besetzten Kategorie der abhängigen Variablen beeinflusst. Zudem lassen sich die Ergebnisse dieser Analysen nur auf Entscheidungen nach einem Hilfesuch generalisieren, nicht jedoch auf Hilfeleistungen, denen kein Hilfesuch vorausgeht.¹⁵² Ergänzend kommt daher eine zweite Strategie zum Einsatz, die darin besteht, fehlende Werte auf der Risikovariablen auf Basis eines Regressionsmodells zu imputieren. Die Unsicherheit in den derart imputierten Werten wird statistisch durch sog. Multiple Imputationsverfahren berücksichtigt (siehe dazu ausführlich Kapitel 9.8).

9.5.2 Prosoziale Orientierung

Die gefühlte Verpflichtung zur Hilfe, also die Verankerung des relevanten normativen Skripts, operationalisiere ich mit Hilfe eines Faktors, der von Oliner und Oliner (1988) eingeführt und sowohl von diesen als auch von Varese und Yaish (2005) verwendet wurde: der sog. „prosocial action orientation“. Dieses Konstrukt wird im Folgenden als *prosoziale Orientierung* bezeichnet. Es entspricht dem Ausmaß, in dem ein Befragter generell emotional emphatisch gegenüber Schmerzen anderer ist und persönliche Gefühle sozialer Verantwortung aufweist (Oliner und Oliner 1988: 174). Dies stimmt weitgehend mit dem in der MFS-Erklärung beschriebenen Skript überein: Die Befragten fühlen sich persönlich verpflichtet, Personen in Not zu helfen, und diese Verpflichtung ist bei starker Verankerung mit entsprechend starken Emotionen verbunden.

¹⁵² Von „Generalisieren“ spreche ich hier wohlgerne nicht hinsichtlich einer Population, da es sich bei den verwendeten Daten um keine Zufallsstichprobe handelt. Es geht vielmehr allein darum, hinsichtlich des kausalen Zusammenwirkens der verschiedenen Einflussfaktoren zu generalisieren (siehe dazu bereits oben).

Tabelle 20: Indikatoren der prosozialen Orientierung und ihre Faktorladungen im Rahmen der explorativen Faktorenanalyse (iterated principal factors)

Indikator	Faktorladung
„I cannot feel good if others around me feel sad.“	0.52
„I get very upset when I see an animal in pain.“	0.50
„I get angry when I see someone hurt.“	0.49
„If it is worth starting, it is worth finishing.“	0.48
„It upsets me to see helpless people.“	0.47
„The feelings of people in books affect me.“	0.47
„I get very involved with my friends' problems.“	0.46
„Seeing people cry upsets me.“	0.45
„I feel very bad when I have failed to finish something I promised I would do.“	0.43
„The words of a song can move me deeply.“	0.38
„Every person should give time for the good of the country.“	0.36
„I feel I am a person of worth at least on an equal basis with others.“	0.30

Anmerkungen: Antwortskalen von 1 („strongly agree“) bis 5 („strongly disagree“).

Die Indikatoren der prosozialen Orientierung sind in Tabelle 20 aufgelistet. In einer explorativen Faktorenanalyse von 42 Persönlichkeitsitems durch Oliner und Oliner luden sie auf einem von insgesamt drei Faktoren (Oliner und Oliner 1988: 317). Hier wurden nur die 12 zu diesem Faktor gehörenden Indikatoren einer explorativen Faktorenanalyse unterzogen, wobei als Extraktionsverfahren „iterated principal factors“ verwendet wurde, um keine Verteilungsannahmen treffen zu müssen (Fabrigar et al. 1999: 277). Die Analyse ergab eine 1-Faktor-Lösung mit einem Eigenwert von 2.38. Cronbach's alpha beträgt 0.73. Die Ladungen der Indikatoren auf diesem Faktor können ebenfalls Tabelle 20 entnommen werden. Die folgenden Analysen verwenden Faktorscores, die mit Hilfe der Regressionsmethode von Thomson berechnet wurden.

Ein Problem bei der Verwendung dieser Variablen besteht darin, dass sich die Items, hinsichtlich derer sich die Befragten einschätzen mussten, auf die Gegenwart bezogen. Die folgenden Analysen nehmen folglich an, dass die zum Befragungszeitpunkt gemessene prosoziale Orientierung eine valide Messung auch der prosozialen Orientierung während des Zweiten Weltkriegs darstellt. Wie Varese und Yaish (2005: 159) ausführen, lässt sich diese Annahme durch Ergebnisse der Einstellungsforschung stützen: Danach werden Merkmale, die die prosoziale Orientierung ausmachen oder ähnlich grundlegend sind, in einer frühen Lebensphase gebildet und bleiben im Erwachsenenalter relativ stabil. Dazu zählen Hilfsbereitschaft, Verantwortlichkeit, Integrität, Unabhängigkeit, Selbstvertrauen und Toleranz (Alwin, Cohen und Newcomb 1991; Roberts und Del Vecchio 2000; Searing, Wright und Rabinowitz 1976; Sears 1981, 1983).

Dennoch ist nicht auszuschließen, dass diejenigen Befragten, die Juden geholfen haben, ihre Selbsteinschätzung diesem signifikanten Handeln retrospektiv anpassen. In dem Maße, in dem dies der Fall ist, wäre die Messung der prosozialen Orientierung durch Rationalisierungen verzerrt (Elster 1989: 214; Finkel 2008: 33). Eine statistisch testbare Implikation derartiger Effekte wäre, dass die prosoziale Orientierung innerhalb der Gruppe der Helfer weniger Varianz aufweist als innerhalb der Gruppe der Nicht-Helfer. Ein entsprechender Test in der verwendeten Stichprobe ergibt jedoch, dass diese Variable in beiden Gruppen ihren vollen Wertebereich annimmt und dass keine statistisch signifikanten Varianzunterschiede zwischen den Gruppen bestehen. Es scheint demnach zumindest nicht zu starken derartigen Verzerrungen gekommen zu sein. Insgesamt kann die Annahme einer Zeitkonstanz der prosozialen Orientierung somit gerechtfertigt werden.

Tabelle 21 gibt einen detaillierten Überblick über die im Folgenden verwendeten Variablen.

Tabelle 21: Überblick über die Variablen der Hauptanalysen der Rettung von Juden während des Zweiten Weltkriegs (Analysestichprobe mit N = 406)

Label	Frage ¹	Kodierung	Mittelwert (Std.abw.)	Fehlende Werte: Absolut (%)
<i>Hilfeverhalten</i>	Kontrollstichprobe (nicht identifizierte Retter): „Did you do anything out of the ordinary during the war to help other people or resist the Nazis? Please tell me in your own words about your [helping/resistance] activities.“ E9a Alle Befragten: „Was there ever a time during the war that you were asked to help somebody and <i>had to say no</i> ?“ E40	1 = identifizierte Retter, aktive Mitglieder der Kontrollstichprobe (E9a), <i>sofern</i> Hilfeverhalten 0 = Mitglieder der Kontrollstichprobe ohne Hilfeverhalten, Zurückweisungen von Hilfesuchen (E40)	0.65 (0.48)	0 (0.00)
<i>Hilfegesuch</i>	„How did you become involved in this first activity? Did you initiate it yourself or did someone ask for your help?“ E27 sowie zusätzlich E40 (siehe oben)	1 = Hilfe nach Hilfesuch, Zurückweisung von Hilfesuch 0 = Ansonsten	0.55 (0.50)	0 (0.00)
<i>Risiko generell</i>	„How much risk did you think you would be taking at the time that you made your decision? Did you think that you would be taking extreme risk, moderate risk, slight risk, or no risk at all?“ E32, E51 (nahezu identisch)	1 = „extreme risk“ / 0.67 = „moderate risk“ / 0.33 = „slight risk“ / 0 = „no risk at all“	0.73 (0.37)	163 (39.90)
<i>Risiko Familie</i>	„How much risk did you think you were putting members of your family in at the time that you made your decision: extreme risk, moderate risk, slight risk, or no risk at all?“ E33, E52 (nahezu identisch)	1 = „extreme risk“ / 0.67 = „moderate risk“ / 0.33 = „slight risk“ / 0 = „no risk at all“	0.73 (0.38)	184 (45.32)
<i>Risiko</i>		Ungewichteter Index aus <i>Risiko generell</i> und <i>Risiko Familie</i>	0.76 (0.31)	0 (0.00)
<i>Risikobereitschaft</i>	„Now I would like to name some personal qualities. For each quality listed on page 7, I'd like to know if you thought that you had the quality very much, somewhat, not very much, or not at all <i>when you were growing up</i> .“ C18 „Willing to take chances“ C18e	1 = „very much“ / 0.67 = „somewhat“ / 0.33 = „not very much“ / 0 = „not at all“	0.37 (0.35)	18 (4.43)
<i>Prosoziale Orientierung</i>	siehe Items in Tabelle 20	Faktorscores (0-1-kodiert)	0.68 (0.22)	14 (3.45)
<i>Haus</i>	„Did you live in a house, an apartment, or what?“ E65	1 = „house“ 0 = Ansonsten	0.48	23 (5.67)
<i>#Räume</i>	„How many rooms were in your (house/apartment), not counting bathrooms?“ E66	11 Ausprägungen (0-1-kodiert): 0,1,2,3,...,9, 10 oder mehr	0.49 (0.26)	49 (12.07)

Fortsetzung von vorhergehender Seite

<i>Keller</i>	„Was there a cellar?“ E67	1 = „yes“ 0 = „no“	0.77	57 (11.58)
<i>Dachboden</i>	„Was there an attic?“ E68	1 = „yes“ 0 = „no“	0.78	54 (13.30)
<i>Stadt</i>	„First of all, where did you live for the longest period during the war?“ „Was that a large city, a middle city, a small city, a village, or an isolated farm?“ E62	1 = „large/middle/small city“ 0 = „village“ oder „farm“	0.80	27 (6.65)
<i>Jüdische Nachbarn</i>	„Before the war, did any Jews live in your neighborhood?“ E4	1 = „yes“ 0 = „no“	0.63	34 (8.37)
<i>Viele Nachbarn</i>	„Did you have many neighbors living nearby?“ E64	1 = „yes“ 0 = „no“	0.83	38 (9.36)
<i>Finanzielle Ressourcen</i>	„During the war, was your household very well off financially, quite well off, neither rich nor poor, quite poor, or very poor?“ E70	1 = „very well off“ 0.75 = „quite well off“ 0.5 = „neither rich nor poor“ 0.25 = „quite poor“ 0 = „very poor“	0.48 (0.21)	27 (6.65)
<i>Widerstand</i>	„Were you ever a member of a resistance group?“ E15	1 = „yes“ 0 = „no“	0.33	8 (1.97)
<i>Religiosität</i>	„Before the war, were you very religious, somewhat religious, not very religious, or not at all religious?“ D14	1 = „very religious“ 0.67 = „somewhat religious“ 0.33 = „not very religious“ 0 = „not at all religious“	0.61 (0.33)	12 (2.96)

Anmerkungen: Weitere Kontrollvariablen und ihr Mittelwert (Standardabweichung): *Frau*: 0.49; *Alter (in Jahren)*: 27.50 (8.12); *Bildung: Abgeschlossenes Studium*: 0.26, *abgeschl. Gymnasium*: 0.27, *abgeschl. Lehre*: 0.18 (Ref.kat.: Kein weiterführender Abschluss).

¹Die Identifikationsnummern der Fragen markieren ihre Position im Fragebogen (durchgängige Nummerierung innerhalb der Abschnitte A-E) (siehe Oliner und Oliner 1988: Appendix C).

9.6 Ergebnisse

Alle in die folgenden Analysen eingehenden Variablen wurden vorab auf das Einheitsintervall transformiert. Dies geschieht zu dem Zweck, die für den Hypothesentest entscheidenden Extremwertvergleiche direkt anhand der Regressionskoeffizienten ablesen zu können. Von Interesse sind vor allem die maximalen Anreizeffekte für extreme Ausprägungen der prosozialen Orientierung sowie unter Vorliegen und Abwesenheit eines Hilfesuchts. Die in den Regressionstabellen berichteten Logit-Effekte erlauben, die Richtung und Stärke der vom MFS vorhergesagten statistischen Interaktionen auf den ersten Blick zu beurteilen. Im Text werden diese zumeist in Odds-Ratios umgerechnet. Diese geben an, um welchen multiplikativen Faktor sich die Chance, zu helfen, durchschnittlich ändert, wenn sich die unabhängige Variable von ihrem Minimum auf ihr Maximum erhöht. Der Einfachheit halber verzichte ich bisweilen auf den Hinweis, dass es sich um durchschnittlich geschätzte Effekte handelt.

Bevor ich die multivariaten Analysen und die Ergebnisse der zentralen Hypothesentests darstelle, beschreibe ich zunächst die Verteilungen einiger besonders zentraler Variablen und ihre bivariaten Beziehungen zur Chance, Hilfe zu leisten.

9.6.1 Univariate und bivariate Ergebnisse

Abbildung 16 gibt die Verteilung der prosozialen Orientierung (Faktorscores) wieder. Das Histogramm lässt eine deutlich linksschiefe Verteilung erkennen, wobei Fälle mit äußerst geringer prosozialer Orientierung sehr selten sind. Dennoch weist diese Variable eine hinreichend große Variation auf, da der MFS-Erklärung zufolge auch Unterschiede im oberen Bereich der prosozialen Orientierung über den Modus der Handlungselektion entscheiden können. Über einen Vergleich der grauen und weißen Balken erhält man einen ersten Eindruck von der Beziehung dieser Variablen zum Hilfeverhalten. Der Zusammenhang ist wie erwartet positiv: Mit der auf der x-Achse zunehmenden prosozialen Orientierung steigt die Anzahl an Fällen, bei denen es nicht zur Hilfe kam (weiße Balken), nur geringfügig, wohingegen die Anzahl an Hilfeakten (graue Balken) deutlich zunimmt. Eine logistische Regression des Hilfeverhaltens auf die prosoziale Orientierung bestätigt dieses Ergebnis: Die Chance, Hilfe zu leisten, steigt um das 3.23-fache, wenn ein Befragter eine maximale

prosoziale Orientierung im Gegensatz zu einer minimalen prosozialen Orientierung aufweist ($p < 0.01$).

Andererseits wird aus Abbildung 16 ebenso ersichtlich, dass es auch bei sehr starker prosozialer Orientierung nicht immer zur Hilfeleistung kommt und dass umgekehrt auch bei relativ niedriger prosozialer Orientierung Hilfsakte zu beobachten sind. Zumindest auf Basis dieses Konstrukts einer prosozialen Orientierung lässt sich somit bei weitem kein determinierender Einfluss der Identität aufzeigen.

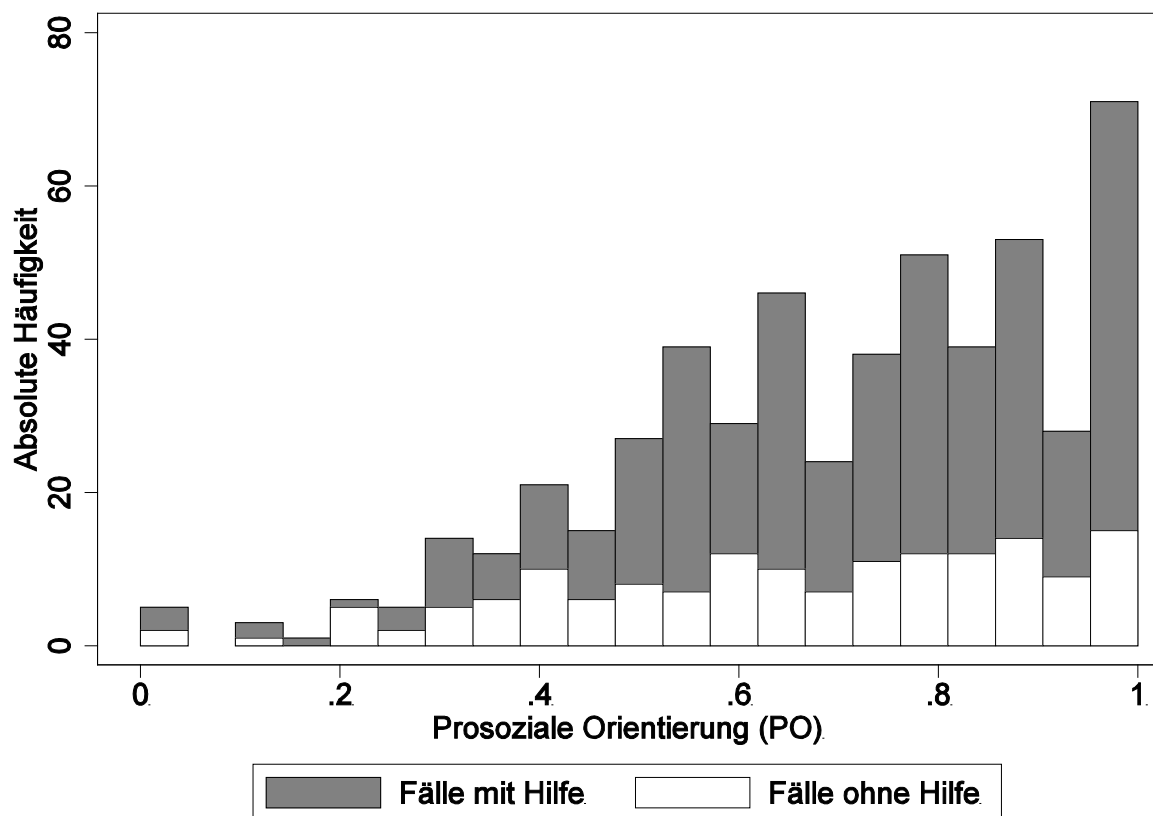


Abbildung 16: Histogramm der prosozialen Orientierung: Absolute Häufigkeit der Fälle mit und ohne Hilfe (N = 483)

Abbildung 17 gibt die Verteilung des wahrgenommenen Risikos wieder. Da sich die Verteilungen des generell wahrgenommenen Risikos und des Risikos für die eigene Familie kaum unterscheiden, wird hier direkt die Verteilung des additiven Index dargestellt. Zunächst fällt auf, dass das Risiko in der Mehrzahl der Fälle als extrem eingeschätzt wurde. Gerade innerhalb dieser Kategorie ist eine vergleichsweise hohe Anzahl an *ausgebliebenen* Hilfsakten zu beobachten ($n=26$, was 19.12 Prozent entspricht). Eine logistische Regression bestätigt diesen negativen Zusammenhang zwischen wahrgenommenem Risiko und Hilfeverhalten. Es

zeigt sich, dass sich die Chance, Hilfe zu leisten, um das 7.5-fach reduziert, wenn von einem extremen Risiko ausgegangen wird, verglichen mit der Wahrnehmung von überhaupt keinem Risiko ($p = 0.052$).

Allerdings ist zu betonen, dass das wahrgenommene Risiko nur für 278 Fälle vorliegt und dabei systematisch all jene Fällen fehlen, in denen kein Hilfesuch vorlag, es aber auch nicht zur Hilfe kam. Dies erklärt, dass die Anzahl von Fällen, in denen es nicht zur Hilfe kam, *generell* relativ gering ist. Trotz dieser begrenzten Variabilität auf der abhängigen Variablen ergeben sich bivariat deutliche Anzeichen für den erwarteten negativen Einfluss des wahrgenommenen Risikos.

Auf Basis von Abbildung 17 lässt sich noch ein weiterer Schluss ziehen: Die von Opp im Rahmen seiner weiten RC-Erklärung angeführte Möglichkeit einer Unterschätzung der objektiven Risiken kann zumindest nicht generell zur Erklärung der Hilfeleistungen herangezogen werden. Denn selbst unter den Fällen mit extremem wahrgenommenem Risiko überwiegt die Entscheidung zur Hilfe.

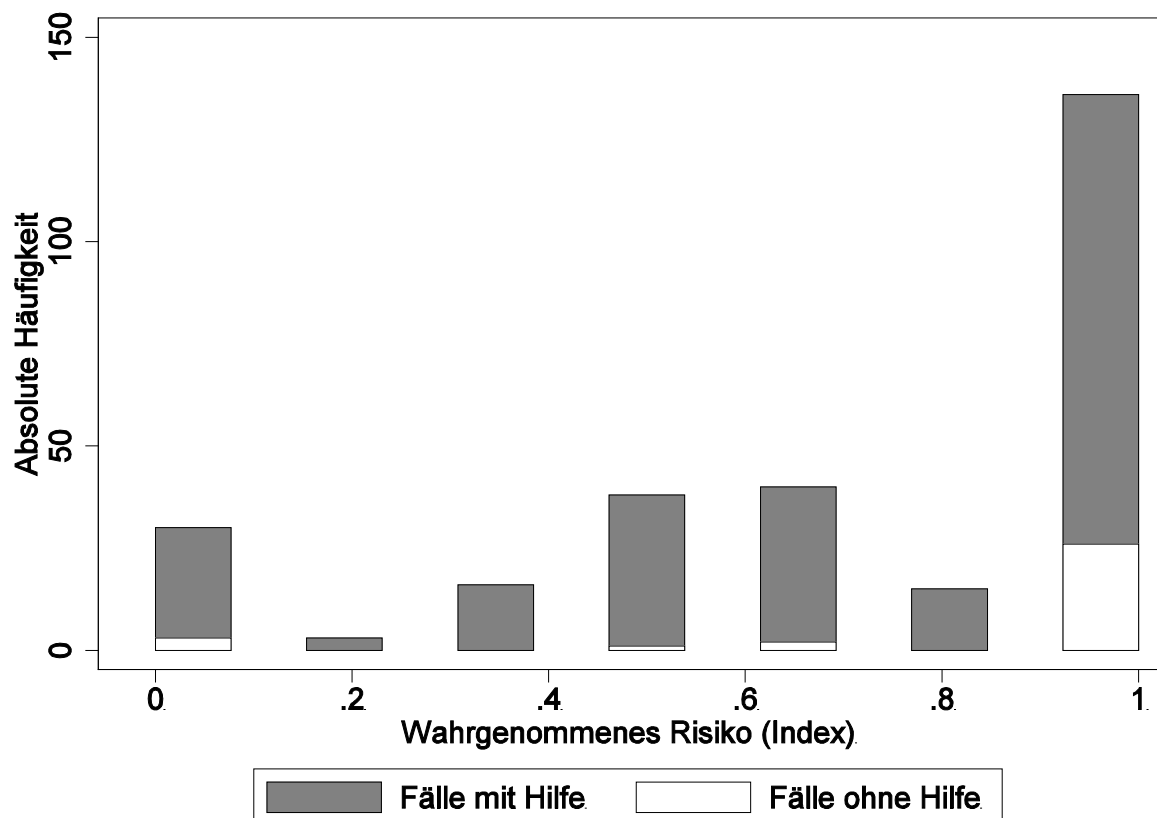


Abbildung 17: Histogramm des wahrgenommenen Risikos: Absolute Häufigkeit der Fälle mit und ohne Hilfeverhalten (N = 278)

Zum Abschluss dieses Abschnitts betrachte ich das Vorliegen eines Hilfesuch. Der Datensatz umfasst 302 Fälle mit und 203 Fälle ohne Hilfesuch. In 246 der Fälle mit Hilfesuch, also in 81.46 Prozent, kam es zur Hilfe. Dagegen wurde nur in 115 der Fälle ohne Hilfesuch geholfen, was einem Anteil von 56.65 Prozent entspricht. Die Chance, Hilfe zu leisten, war also um das 3.36-fache höher, wenn ein Hilfesuch vorlag ($p < 0.01$).

Diese bereits von Varese und Yaish herausgestellte Bedeutung der Ansprache lässt sich detaillierter untersuchen, indem man betrachtet, *wer* das Hilfesuch vorbrachte. Tabelle 22 gibt für die Fälle mit Hilfesuch wieder, durch wen die Ansprache erfolgte. Bemerkenswert ist, dass in nur 55 Fällen die Hilfebedürftigen selbst um Hilfe baten. Zumindest in der hier betrachteten Stichprobe bildete der Einsatz von „Mittelsmännern“ die Regel, direkte Hilfesuche dagegen eher die Ausnahme.

Tabelle 22: Häufigkeit und Erfolgsquote von Hilfesuchen durch verschiedene Personengruppen

Ansprache durch...	Anzahl Fälle	%Fälle, in denen Hilfesuch nachgekommen wurde
...Person(en) in Not	55	87.27
...Familie/Verwandte	29	93.10
...Freunde	34	91.18
...Heilende Berufe ¹	13	100.00
...Widerstandsgruppe	23	91.30
...Bekannte	58	79.31
...Fremde	27	77.78
Gesamt	239	87.11

Anmerkungen: ¹Priester/Pfarrer (8), Arzt (3), Nonne (2). 46 fehlende Werte (davon 9 Fälle „Keine Angabe“).

Auf die theoretische Mehrdeutigkeit des Ansprache-Effektes wurde bereits hingewiesen. Der im Rahmen der MFS-Erklärung aufgestellten Brückenhypothese 1 zufolge sollte es das Vorliegen eines Hilfesuch erleichtert haben, die Situation zu definieren, also die Unsicherheit darüber reduziert haben, ob tatsächlich eine „Möglichkeit einem Bedürftigen in existentieller Bedrohung zu helfen“ vorlag (und nicht etwa ein Täuschungsversuch). Zudem wurde angenommen, dass die Hilfe begünstigende Wirkung der Ansprache in den Fällen besonders stark war, in denen das Hilfesuch durch eine vertrauenerweckende Person vorgebracht wurde (*Brückenhypothese 2*). Von einem größeren Vertrauen bzw. einer

geringeren Unsicherheit in der Situationsdefinition kann ausgegangen werden, wenn entweder bereits eine Vertrauensbeziehung bestand oder aber die ansprechende Person ein informatives Signal ihrer Vertrauenswürdigkeit auszusenden vermochte. Das erste ist bei Familienangehörigen, Verwandten und Freunden der Fall. Von der Möglichkeit vergleichsweise informativer Signale ist bei Mitgliedern von Widerstandsgruppierungen, bei heilenden Berufen (Priester/Pfarrer, Ärzte, Nonnen) sowie bei den Hilfebedürftigen selbst auszugehen. Dies gilt zumindest durchschnittlich im Vergleich zur Ansprache durch Fremde oder (nicht befreundete) Bekannte (wie etwa Vermieter, Kollegen, Arbeitgeber).

Legt man diese weiteren Messannahmen zu Grunde, so bestätigt sich die Hypothese eines stärkeren Ansprache-Effektes bei vertrauenerweckenderem Hilfesuch. Wie der dritten Spalte der Tabelle 22 entnommen werden kann, ist der Anteil der Hilfesuche, denen nachgekommen wird, in den Fällen, in denen von einer geringeren Unsicherheit ausgegangen werden kann, um durchschnittlich mehr als zehn Prozentpunkte höher als bei Fremden oder nicht befreundeten Bekannten. Im Rahmen einer logistischen Regression lässt sich die vorgenommene Differenzierung der Hilfesuche durch zwei entsprechende Dummy-Variablen berücksichtigen. Im Vergleich zu keinem Hilfesuch ergibt sich für das Vorliegen eines vertrauenerweckenderen Hilfesuchs ein Odds-Ratio von 6.32 ($p < 0.01$), für ein Hilfesuch von Fremden oder Bekannten dagegen nur ein Odds-Ratio von 1.84 ($p < 0.05$). Hinter dem zunächst berechneten Durchschnittseffekt der Ansprache (Odds-Ratio von 3.36) verbirgt sich also eine ausgesprochene Effekt-Heterogenität.

9.6.2 Multivariate Analysen mit binären logistischen Regressionsmodellen

Wie schon bei der Erklärung der Wahlteilnahme geht es in einem ersten Schritt der multivariaten Analyse darum, die Erklärungskraft der verfügbaren Anreizvariablen zu überprüfen. Als Anreizvariablen werden im Folgenden der Einfachheit halber alle Variablen bezeichnet, die aus der Perspektive eines weiten RC-Ansatzes Unterschiede in den Gelegenheiten und Anreizen zur Hilfe erfassen. In einem RCT-Ausgangsmodell verwende ich dafür dieselben Variablen wie Varese und Yaish in ihrer RC-Erklärung des Hilfeverhaltens. Darunter sind eine Reihe von Indikatoren unterschiedlicher Anreize und Gelegenheiten: Die Gelegenheit zur Hilfe sollte höher sein, je mehr *finanzielle Ressourcen* zur Verfügung stehen, wenn man *jüdische Nachbarn* hat, ein *Haus* besitzt, das Haus bzw. die Wohnung einen *Dachboden* oder einen *Keller* hat und je größer die Anzahl der *Räume* ist. Die Risiken, bei der

Hilfeleistung entdeckt zu werden, sollten höher sein, wenn man in einer *Stadt* wohnt und wenn *viele Nachbarn* in der Nähe wohnen. Die Anreize zur Hilfeleistung sollten größer sein, wenn man Teil des *Widerstands* ist und je stärker die generelle *Risikobereitschaft* während der eigenen Kindheit ausgeprägt war. Geschlecht, Alter, Bildung und Religiosität haben lediglich den Status von Kontrollvariablen.

Die logistischen Regressionsmodelle in Tabelle 23 schätzen den Einfluss dieser Indikatoren unter Kontrolle der jeweils anderen Variablen. Modell 1 ist das logistische Regressionsmodell für die Gesamtstichprobe, Modell 1a das identische Modell für die Teilstichprobe derjenigen Befragten, die *keine* sehr starke prosoziale Orientierung aufweisen. Die Identifizierung der erklärungskräftigsten Anreizvariablen erfolgt auf Basis beider Modelle. Diese Analysestrategie spiegelt die theoretische Erwartung auf Basis des MFS wieder, dass die Relevanz bestimmter Anreizvariablen unter Umständen erst in einer Teilstichprobe sichtbar wird, in der Selektionen im rc-Modus überwiegen (ebenso Kroneberg, Heintze und Mehlkop 2008, 2010). Nach Ausschluss von Beobachtungen mit fehlenden Werten beträgt die Anzahl der Beobachtungen im ersten Modell 274 von ursprünglich 548. Im zweiten Modell sinkt sie durch die Betrachtung der Teilstichprobe weiter auf 134.

Für die Interpretation der Regressionskoeffizienten ist wieder zu beachten, dass alle Prädiktoren – mit Ausnahme des Alters – auf das Einheitsintervall kodiert wurden. Es werden somit die theoretisch interessierenden Extremvergleiche betrachtet: Die im geschätzten Modell implizierte durchschnittliche Veränderung auf der abhängigen Variablen, wenn der Prädiktor von seinem Minimum (0) auf sein Maximum (1) ansteigen würde.

Von den Kontrollvariablen haben im Modell 1 das Alter und die Bildung signifikante Effekte: Die Wahrscheinlichkeit, Hilfe zu leisten, nimmt mit dem Alter der Personen zu und ist bei abgeschlossener Lehre höher als bei keinem weiterführenden Bildungsabschluss. Sofern möglich, wird daher auch in den folgenden Regressionsmodellen für diese Variablen kontrolliert. Von den Indikatoren günstiger Gelegenheiten zur Hilfe haben das Vorhandensein jüdischer Nachbarn und das Leben in einem Haus nur schwache und statistisch insignifikante Effekte, und zwar sowohl in Modell 1 als auch in Modell 1a. Das Vorhandensein eines Dachbodens oder eines Kellers scheint ebenfalls relativ unbedeutend gewesen zu sein, wie die insignifikanten und auch vom Vorzeichen her den theoretischen Erwartungen widersprechenden Koeffizienten nahe legen. Ein bedeutsamer und statistisch signifikanter Einfluss geht dagegen von der Anzahl der zur Verfügung stehenden Räume aus. In Modell 1

steigt die Chance, Hilfe zu leisten, mit jedem zusätzlichen Raum durchschnittlich um das 1.22-fache ($= e^{(1.95/10)}$). Dieser Effekt ist praktisch identisch im Modell 1a.¹⁵³

Tabelle 23: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Anreizeffekte in der Gesamtstichprobe und unter Ausschluss von Befragten mit starker prosozialer Orientierung (RCT-Ausgangsmodell)

	Modell 1		Modell 1a(ohne Befragte mit starker prosozialer Orientierung)	
Frau	0.42	(0.28)	0.74+	(0.44)
Alter (in Jahren)	0.04**	(0.02)	0.05*	(0.02)
abgeschl. Studium	-0.07	(0.36)	0.27	(0.52)
abgeschl. Gymnasium	-0.33	(0.35)	-0.57	(0.54)
abgeschl. Lehre	0.97*	(0.38)	0.04	(0.54)
Finanzielle Ressourcen	0.78	(0.63)	1.95+	(1.06)
Jüdische Nachbarn	0.15	(0.30)	0.26	(0.43)
Haus	0.15	(0.32)	0.70	(0.50)
#Räume	1.95**	(0.62)	1.94*	(0.91)
Dachboden	-0.41	(0.32)	-0.35	(0.50)
Keller	-0.09	(0.30)	-0.09	(0.36)
Stadt	-0.32	(0.39)	-0.32	(0.57)
Viele Nachbarn	-0.87*	(0.41)	-1.83**	(0.59)
Widerstand	1.12**	(0.32)	1.58**	(0.54)
Risikobereitschaft	0.03	(0.38)	0.80	(0.60)
Religiosität	-0.81+	(0.43)	-0.91	(0.66)
Konstante	-0.66	(0.78)	-1.51	(1.09)
Pseudo R^2	0.124		0.169	
-2*Log-Likelihood	305.02		146.22	
N	274		134	

Anmerkungen: Logit-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster
+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Von den finanziellen Ressourcen des Haushalts während der Kriegsjahre geht in Modell 1 ein relativ geringer Effekt aus: Die Chance, Hilfe zu leisten, ist bei einem Befragten in einem *sehr reichen* Haushalt im Durchschnitt nur um das 2.18-fache ($= e^{0.78}$) höher als bei einem Befragten in einem *sehr armen* Haushalt. Dieser Effekt ist statistisch nicht signifikant. Erst wenn man – wie vom MFS nahe gelegt – zur Betrachtung der Teilstichprobe übergeht, bei der

¹⁵³ Der Konsistenz halber sind in der Tabelle stattdessen wiederum die durchschnittlichen Maximaleffekte dieser Variablen aufgeführt, also die Logit-Effekte, die sich über den Vergleich von „10 oder mehr“ Räumen zu „keinem Raum“ ergeben.

eine Entscheidung im rc-Modus wahrscheinlicher war, zeigt sich die Wichtigkeit der einem Haushalt zur Verfügung stehenden finanziellen Ressourcen: Der eben betrachtete multiplikative Effekt ist im Modell 1a *deutlich* höher (Odds-Ratio von 7.03) und statistisch auf dem 10%-Niveau signifikant. Die Kontrolle über finanzielle Ressourcen scheint also durchaus eine bedeutsame, die Hilfe begünstigende Einflussgröße gewesen zu sein.

Von den beiden Indikatoren einer höheren Entdeckungswahrscheinlichkeit geht ein durchschnittlicher Effekt in die erwartete, die Chance der Hilfeleistung verringernde Richtung aus. Der Effekt des städtischen Wohnorts ist allerdings in beiden Modellen nur schwach und statistisch insignifikant. Dies gilt jedenfalls unter Kontrolle eines direkteren Indikators der Entdeckungswahrscheinlichkeit: der Existenz vieler Nachbarn. Diese scheint die Entscheidung zur Hilfe deutlich unwahrscheinlicher zu machen: Wenn *nicht* viele Nachbarn in der Nähe leben, ist die Chance, Hilfe zu leisten, um das 2.39-fache ($= 1/e^{-0.87}$) höher, in Modell 1a gar um das 6.23-fache ($= 1/e^{-1.83}$).

Von der generellen Risikobereitschaft während der eigenen Kindheit geht weder im Modell 1 noch im Modell 1a ein statistisch signifikanter Effekt aus. Die generelle Religiosität vor dem Krieg weist nur einen schwach signifikanten Effekt in Modell 1 auf. Wenn überhaupt, so scheint sie in einem schwach negativen Zusammenhang zur Hilfeleistung zu stehen, wie ihn bereits Varese und Yaish gefunden haben.¹⁵⁴ Von starker und auch statistisch signifikanter Relevanz ist hingegen die Beteiligung am Widerstand. Diese erhöht die Chance, Hilfe zu leisten, im Modell 1 durchschnittlich um das 3.06-fache und dieser Effekt steigt auf 4.85 an, wenn man zur Betrachtung der Teilstichprobe im Modell 1a übergeht.

Zusammengefasst identifizieren die Modelle 1 und 1a als wichtige Anreizvariablen die Beteiligung am Widerstand, die Anzahl der zur Verfügung stehenden Räume und die (Nicht-) Existenz vieler Nachbarn sowie – wenn auch statistisch unsicherer – die verfügbaren finanziellen Ressourcen eines Haushalts.

¹⁵⁴ Bei Varese und Yaish (2000: 321) erreicht dieser Effekt statistische Signifikanz. Allerdings ist ihre Analyse aufgrund der fehlenden Abgrenzung von Hilfeverhalten und Beteiligung in einer Widerstandsgruppierung von geringerer Aussagekraft (siehe dazu bereits oben). Aufgrund seiner geringen Stärke und theoretischen Mehrdeutigkeit wird dem Einfluss der Religiosität hier nicht weiter nachgegangen (siehe dazu Oliner 2004). Seine Aufnahme diente hier lediglich der Reproduktion des von Varese und Yaish geschätzten Modells.

Tabelle 24: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Erweiterung des reduzierten RCT-Modells um die prosoziale Orientierung, das Vorliegen eines Hilfesuchts (durch verschiedene Personengruppen) und ihre Interaktion

	Modell 2	Modell 3	Modell 4	Modell 4a	Modell 5
Finanzielle Ressourcen	1.06+ (0.55)	1.00+ (0.55)	1.18* (0.57)	0.96 (0.60)	1.19* (0.57)
#Räume	1.45** (0.49)	1.79** (0.54)	1.62** (0.51)	1.71** (0.53)	1.62** (0.52)
Viele Nachbarn	-0.49 (0.35)	-0.61 (0.38)	-0.66+ (0.39)	-0.73+ (0.41)	-0.66+ (0.39)
Widerstand	1.05** (0.27)	0.95** (0.28)	0.78** (0.28)	0.84** (0.29)	0.78** (0.28)
Prosoziale Orientierung (PO)	---	1.49** (0.52)	1.59** (0.52)	1.58** (0.54)	1.46+ (0.80)
Hilfesuch	---	---	0.87** (0.25)	---	0.71 (0.77)
Hilfesuch: Fremde/Bekannte	---	---	---	0.31 (0.30)	---
Hilfesuch: reduzierte Unsicherheit	---	---	---	1.46** (0.38)	---
Hilfesuch X PO	---	---	---	---	0.24 (1.09)
Konstante	-1.50* (0.61)	-2.50** (0.70)	-2.96** (0.74)	-3.01** (0.75)	-2.87** (0.86)
Pseudo R^2	0.085	0.101	0.128	0.151	0.128
-2*Log-Likelihood	366.10	359.42	348.66	339.6	348.62
N	309	309	309	309	309

Anmerkungen: Nicht dargestellte Kontrollvariablen: Alter und Bildung
 Logit-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster
 + $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Modell 2 in Tabelle 24 enthält die eben identifizierten wichtigsten Anreiz- und Kontrollvariablen. Dieses reduzierte RCT-Modell wird nun schrittweise um zusätzliche, theoretisch bedeutsame Einflussfaktoren erweitert. Modell 3 zeigt, dass die prosoziale Orientierung die Chance einer Hilfeleistung stark erhöht: Die Chance, Hilfe zu leisten, ist bei Befragten mit stärkster prosozialer Orientierung durchschnittlich um das 4.44-fache ($= e^{1.49}$) größer als bei Befragten mit schwächster prosozialer Orientierung. Modell 4 zeigt, dass das Vorliegen eines Hilfesuchts die Chance zusätzlich um das 2.39-fache ($= e^{0.87}$) steigert. In Modell 4a wird wiederum detaillierter betrachtet, durch wen das Hilfesuch erfolgte: Es zeigt sich, dass ein Hilfesuch durch Unsicherheit reduzierende Personengruppen (Familienangehörige, Verwandte, Freunde, Mitglieder von Widerstandsgruppierungen, heilende Berufe oder durch die Hilfebedürftigen selbst) die Chance, Hilfe zu leisten, sogar um

das 4.31-fache ($= e^{1.46}$) steigert. Dagegen hat ein Hilfesuch durch Fremde oder Bekannte keinen statistisch signifikanten Effekt. Das in Brückenhypothese 2 vorhergesagte und oben bereits bivariat aufgezeigte Muster bestätigt sich somit auch unter Kontrolle der anderen erklärungskräftigen Variablen.

Modell 5 testet, ob eine statistische Interaktion zwischen der prosozialen Orientierung und dem Vorliegen eines Hilfesuchs besteht. Insofern die Bedeutung des Hilfesuchs vornehmlich darin bestand, potentiellen Helfern die Gelegenheit zur Hilfe zu verschaffen, wäre eine positive Interaktion zu erwarten: Ein Hilfesuch sollte umso eher zur Hilfeleistung führen, je stärker die prosoziale Orientierung des Angesprochenen ausgeprägt ist. Der entsprechende Produktterm in Modell 5 ist aber nicht nur statistisch insignifikant, sondern auch substantiell gering: Den Schätzungen zufolge beträgt der multiplikative Effekt des Hilfesuchs auf die Chance, Hilfe zu leisten, bei minimaler prosozialer Orientierung 2.03 ($= e^{0.71}$), bei maximaler Orientierung dagegen 2.59 ($= e^{0.71} \times e^{0.24}$). Bedenkt man, dass hier die empirischen Extremwerte der prosozialen Orientierung verglichen werden, so ist dieser Unterschied als gering einzustufen.

Im Gegensatz zur Analyse von Varese und Yaish (2005) findet sich also hier kein Anzeichen für einen positiven Interaktionseffekt zwischen Hilfesuch und prosozialer Orientierung. Dies ist auf die validere Operationalisierung der abhängigen Variablen sowie die Berücksichtigung von Drittvariablen zurückzuführen, deren Einfluss in Modell 5 statistisch herausgerechnet wird. Sieht man wie Varese und Yaish von Drittvariablen ab, so ergibt sich auch hier ein substantieller positiver Interaktionseffekt, der allerdings nach wie vor nicht die konventionellen statistischen Signifikanzniveaus erreicht.¹⁵⁵ Eine reine Gelegenheitsinterpretation des Hilfesuchseffektes wird somit zumindest unter Kontrolle von Drittvariablen nicht gestützt.

Die bisherigen Analysen beinhalten noch keine Überprüfung der spezifischen aus der MFS-Erklärung gewonnenen Hypothesen. Additive Effekte der prosozialen Orientierung lassen sich ohne Weiteres im Rahmen eines weiten RC-Ansatzes interpretieren. Gleiches gilt für die Bedeutung von Hilfesuchen angesichts von Informationsproblemen bzw. als Gelegenheiten, soziale Präferenzen in die Tat umzusetzen. Das zuletzt berichtete Ergebnis,

¹⁵⁵ Bei einer Fallzahl von $N = 452$ schätzt das Modell für den Produktterm ein Odds-Ratio in Höhe von 5.61 ($p = 0.236$). Der konditionale Effekte des Hilfesuchs (bei minimaler prosozialer Orientierung) beträgt 3.48 ($p = 0.181$), der konditionale Effekt der prosozialen Orientierung (bei Abwesenheit eines Hilfesuchs) beträgt 2.19 ($p = 0.245$).

demzufolge ein Hilfesuch unabhängig von der prosozialen Orientierung wirkt, ist allerdings bereits ein erster Hinweis auf eine grundlegendere Bedeutung der Ansprache, wie sie das MFS erwarten lässt. Die MFS-Hypothese 1 geht davon aus, dass ein Hilfesuch nicht nur die Situation definiert, sondern die Verpflichtung zur Hilfe aktiviert und u.U. auch mit niedrigeren Reflexionsopportunitäten einhergeht. All dies führt tendenziell zu einer automatisch-spontanen Entscheidung zur Hilfeleistung und sollte zu einer Irrelevanz von Kosten-Nutzen-Erwägungen führen.

Um diese Hypothese einem ersten „Test“ auszusetzen, betrachte ich die Wirkungsweise der Ansprache wiederum detaillierter, indem ich zwischen mehr oder weniger vertrauenserweckenden Ansprechenden differenziere. Tabelle 25 enthält die Ergebnisse von drei Regressionen der Hilfeleistung, in denen die Effekte der Anreizvariablen und der prosozialen Orientierung für verschiedene Subgruppen geschätzt werden: Für Fälle ohne Hilfesuch, Fälle mit einem Hilfesuch von Fremden oder Bekannten sowie Fälle mit einem vertrauenerweckenderen Hilfesuch. Aufgrund der teilweise niedrigen Fallzahlen verzichte ich auf weitere Kontrollvariablen, auch wenn ihr Einschluss die berichteten Ergebnisse nicht verändert.

Tabelle 25: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Effekte der Anreizvariablen und der prosozialen Orientierung in den Teilstichproben ohne Hilfesuch, mit Hilfesuch durch Fremde/Bekannte sowie mit Hilfesuch durch vertrauenerweckendere Personen

	Modell 6a Ohne Hilfesuch		Modell 6b Hilfesuch durch Fremde/Bekannte		Modell 6c Hilfesuch durch vertrauenerwecken- dere Personen	
Finanzielle Ressourcen	2.31*	(1.07)	0.37	(1.11)	-0.86	(1.75)
#Räume	1.69+	(0.95)	2.97**	(1.10)	-0.40	(1.02)
Viele Nachbarn	-1.04+	(0.59)	-0.67	(0.74)	0.49	(0.81)
Widerstand	2.26**	(0.59)	-0.71	(0.53)	-0.14	(0.56)
Prosoziale Orientierung (PO)	1.33	(0.91)	2.78*	(1.10)	1.42	(1.25)
Konstante	-2.18*	(1.02)	-1.98*	(0.91)	0.93	(1.71)
σ_{y^*}	2.26		2.06		1.87	
Pseudo R^2	0.205		0.115		0.032	
-2*Log-Likelihood	149.32		94.28		83.70	
N	136		82		96	

Anmerkungen: Logit-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster σ_{y^*} ist die geschätzte Standardabweichung der latenten Disposition y^* .
+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Ohne Hilfesuch ergeben sich konsistent die erwarteten Anreizeffekte (mindestens auf dem 10%-Signifikanzniveau), wohingegen der Effekt der prosozialen Orientierung statistisch nicht signifikant ist. In Abwesenheit eines Hilfesuchs scheinen demnach anreizbasierte abwägende Entscheidungen zu überwiegen. Bei einem *Hilfesuch durch vertrauenerweckendere Personen* ergibt sich ebenfalls kein signifikanter Effekt der prosozialen Orientierung, vor allem aber sind auch alle Anreizvariablen ohne Erklärungskraft. Beides spricht für die Wirkung der Ansprache als motivationaler Auslöser, also für die MFS-Hypothese 1: Ein die Situation klar definierendes, die Pflicht zur Hilfe aktivierendes und die Reflexionsopportunitäten reduzierendes Hilfesuch scheint bereits für sich genommen spontane Entscheidungen zur Hilfeleistung nach sich zu ziehen. Diese sind unabhängig von Kosten-Nutzen-Erwägungen und – zumindest in der betrachteten Stichprobe – auch weitgehend von der prosozialen Orientierung der Akteure. Bei Fällen mit *Hilfesuch durch Fremde oder Bekannte* ergibt sich dagegen ein Effekt der prosozialen Orientierung, der statistisch signifikant und deutlich stärker ist als bei Abwesenheit eines Hilfesuchs. Auch hier scheint jedoch kein einfacher „Ansprache als Gelegenheit“-Zusammenhang im Sinne des RC-Ansatzes vorzuliegen. Denn verglichen mit den Fällen ohne Hilfesuch ergibt sich bereits hier eine deutliche Reduktion der Anreizeffekte: Mit Ausnahme der Raumanzahl sind die Effekte aller Anreizvariablen deutlich reduziert und statistisch insignifikant.

Die Ergebnisse der Subgruppen-Analyse stimmen insgesamt deutlich mit der entwickelten MFS-Erklärung überein. Nach dieser sind die Effektmuster wie folgt zu interpretieren: Hilfesuch durch vertrauenerweckendere Personen führen zur spontanen Hilfeleistung im as-Modus. Ohne Hilfesuch scheinen dagegen anreizbasierte Entscheidungen im rc-Modus zu überwiegen. Hilfesuche durch Fremde oder Bekannte sind gewissermaßen dazwischen angesiedelt. Sie erhöhen das spontane Aktivierungsgewicht und die Reflexionsschwelle bereits beträchtlich, was darin zum Ausdruck kommt, dass die Effekte der meisten Anreizvariablen durchschnittlich geringer ausfallen als ohne Hilfesuch. Allerdings führen derartige Hilfesuche allein noch nicht zwangsläufig zu einer ausreichend starken, den as-Modus einleitenden Aktivierung. Der starke Effekt der prosozialen Orientierung deutet vielmehr darauf hin, dass es bei einer derart mittleren Aktivierung entscheidend von der Stärke der Skript-Verankerung abhängt, ob das Aktivierungsgewicht den notwendigen Schwellenwert übersteigt.

Statistisch können Subgruppenanalysen allerdings nur äußerst schwache, mit Vorsicht zu interpretierende Hinweise auf Interaktionseffekte geben (siehe etwa Mood 2009). Wie an den Werten von σ_{y^*} in Tabelle 25 erkennbar, gehen die Unterschiede in den Koeffizienten

teilweise auf unterschiedliche Standardabweichungen der zu Grunde liegenden latenten Variablen zurück.

Für einen direkten Test ist die Einführung von Produkttermen in Regressionsmodellen der gesamten Analysestichprobe notwendig. Um die in den Modellen 6a bis 6c geschätzten Effektmuster auf ihre Unterschiedlichkeit hin zu prüfen, wäre es notwendig, Produktterme zwischen beiden Arten von Hilfesuchen und den fünf anderen Variablen einzuführen, also zehn zusätzliche Parameter simultan zu schätzen. Dies ist aufgrund der geringen Fallzahl nicht möglich. In den folgenden Analysen kann daher nicht mehr zwischen den beiden Arten von Hilfesuchen differenziert werden.

Tabelle 26: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Separate Schätzungen der Interaktionseffekte zwischen einzelnen Anreizvariablen und der prosozialen Orientierung bzw. dem Vorliegen eines Hilfesuchs

	Finanzielle Ressourcen	#Räume	Viele Nachbarn	Widerstand	Risiko ¹
Prosoz. Orient. (PO)	1.83+ (1.07)	-0.12 (1.03)	0.95 (0.85)	1.30* (.51)	-3.23 (3.24)
Anreizvariable	1.82 (1.53)	-0.95 (1.47)	-0.79 (0.67)	2.38** (.79)	-6.36* (2.53)
Anreizvariable X PO	-1.49 (2.13)	3.75+ (2.13)	0.34 (0.99)	-1.61 (1.05)	7.45+ (3.95)
Pseudo R ²	0.0332	0.0732	0.0334	0.0953	0.1511
N	387	465	377	507	166
	Finanzielle Ressourcen	#Räume	Viele Nachbarn	Widerstand	Risiko ¹
Hilfesuch (HG)	1.59** (.55)	1.62** (.44)	.17 (.60)	1.86** (.28)	
Anreizvariable	1.63* (.75)	1.63* (.67)	-1.04* (.48)	3.18** (.55)	nicht
Anreizvariable X HG	-1.31 (1.06)	-1.43+ (.85)	.90 (.65)	-3.19** (.63)	schätzbar
Pseudo R ²	.0624	.0883	.0606	.1856	
N	372	444	362	485	

Anmerkungen: Alle Modelle schätzen zudem eine Konstante und enthalten als Kontrollvariablen das Alter (in Jahren) und die Bildung des Befragten (abgeschl. Studium, abgeschl. Gymnasium, abgeschl. Lehre, Referenzkategorie: Nur Grundschule).

¹ Nur für Fälle mit Hilfesuch

Logit-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster

+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Ausgehend von den als relevant identifizierten Anreizvariablen werden im Folgenden die zentralen Interaktionshypothesen der entwickelten MFS-Erklärung einem direkten Test

ausgesetzt. Die MFS-Hypothesen 1, 2 und 4 sagen vorher, dass die prosoziale Orientierung sowie insbesondere das Vorliegen eines Hilfesuchts den Einfluss anderer Anreizvariablen auf das Hilfeverhalten moderieren, und zwar insgesamt so stark, dass sie deren Einfluss völlig auszuschalten vermögen. Um die Analysen angesichts der geringen Fallzahl zunächst einfach zu halten, wird in einem ersten Schritt jede Anreizvariable *einzel*n, d.h. unter Ausschluss aller jeweils anderen Anreizvariablen, in ihrer Interaktion mit der prosozialen Orientierung und dem Vorliegen eines Hilfesuchts betrachtet. Durch diese isolierte Schätzung einzelner Interaktionseffekte lassen sich bereits erste Hinweise auf die Gültigkeit der abgeleiteten Hypothesen gewinnen. Die Ergebnisse der zehn logistischen Regressionen sind in Tabelle 26 aufgeführt. Es werden wiederum Logit-Effekte ausgewiesen, da es diese erleichtern, die Richtung (Vorzeichen) und relative Größe des Koeffizienten der Produktterme im Vergleich zu den konditionalen Anreizeffekten abzulesen.

Für die *finanziellen Ressourcen* ergeben sich mit beiden Moderatorvariablen Interaktionseffekte, die sowohl in ihrer Richtung als auch in ihrer Stärke den Hypothesen entsprechen. Allerdings lassen sich die Koeffizienten der beiden Produktterme nicht mit hinreichender statistischer Sicherheit schätzen ($p = 0.483$ für die prosoziale Orientierung, 0.217 für das Hilfesuch). Für die *Raumanzahl* lässt sich die Interaktion mit dem Vorliegen eines Hilfesuchts auf dem 10%-Signifikanzniveau bestätigen. Richtung und Stärke des Interaktionseffektes sind auch hier theoriekonform. Zwischen diesem Anreiz und der prosozialen Orientierung scheint dagegen keine statistische Interaktion in der vorhergesagten Richtung zu bestehen. Die *Existenz vieler Nachbarn* interagiert ebenfalls wie erwartet mit dem Vorliegen eines Hilfesuchts, auch wenn die Schätzung des Produktterms wiederum mit einer höheren statistischen Unsicherheit behaftet ist ($p = 0.164$). Ohne Hilfesuch reduziert das Vorhandensein vieler Nachbarn die Chance, Hilfe zu leisten, um das 2.82-fache ($= 1/e^{-1.04}$) ($p < 0.05$). Bei Vorliegen eines Hilfesuchts ergibt sich dagegen kein signifikanter Effekt ($OR = 1/1.15$, $p = 0.723$). Ein Interaktionseffekt mit der prosozialen Orientierung lässt sich dagegen auch hier nicht nachweisen. Die *Beteiligung an einer Widerstandsgruppierung* interagiert deutlich mit beiden Moderatorvariablen: Sie erhöht die Chance, Hilfe zu leisten, um das 10.77-fache bzw. 24.05-fache, wenn die prosoziale Orientierung minimal ist bzw. kein Hilfesuch vorliegt (jeweils $p < 0.01$). Bei einem Hilfesuch geht von ihr überhaupt kein Einfluss mehr aus. Bei maximaler prosozialer Orientierung ist der Effekt ebenfalls deutlich geringer, aber noch statistisch signifikant ($OR = 2.14$, $p < 0.05$). Zudem weist die Schätzung des Koeffizienten des Produktterms mit der prosozialen Orientierung wiederum eine größere statistische Unsicherheit auf ($p = 0.125$).

Schließlich kann an dieser Stelle erstmals das *wahrgenommene Risiko* als Anreizvariable berücksichtigt werden. Wie bereits erwähnt, weist diese Variable systematische Ausfälle auf, insofern Risikomessungen bei Fällen ohne Hilfesuch nur dann vorliegen, wenn es zur Hilfeleistung kam. Es wird daher hier und auch sonst immer nur die Interaktion mit der prosozialen Orientierung geschätzt. Zudem werden hier nur Fälle mit Hilfesuch betrachtet, um Verzerrungen durch Selektivität zu vermeiden. Für die betrachteten Fälle lässt sich eine Interaktion mit der prosozialen Orientierung auf dem 10%-Signifikanzniveau bestätigen (siehe bereits Kroneberg, Yaish und Stocké 2009). Diese stimmt auch hinsichtlich ihrer Richtung und Stärke mit den theoretischen Erwartungen überein.

Diese erste, isolierte Betrachtung vermag bereits einige der vom MFS vorhergesagten Interaktionsbeziehungen zu bestätigen. Die Interaktionen mit dem Vorliegen eines Hilfesuchs sind dabei generell stärker ausgeprägt und erreichen häufiger statistische Signifikanz. Dies entspricht der MFS-Hypothese 3, der zufolge die prosoziale Orientierung allein tendenziell nicht ausreichend für eine spontane Entscheidung zur Hilfeleistung sein sollte. Ein Hilfesuch beeinflusst dagegen sowohl die Definition der Situation als auch die Skript-Aktivierung und Höhe der Reflexionsopportunitäten und macht darüber eine automatisch-spontane Entscheidung zur Hilfe wahrscheinlicher.

Wenig überraschend ist, dass sich die Interaktionseffekte gerade bei den erklärungschwächsten Anreizvariablen nicht auf den konventionellen statistischen Signifikanzniveaus bestätigen lassen. Wie im Exkurs zur statistischen Prüfbarkeit der MFS-Hypothesen gezeigt, ist die Teststärke in derartigen Fällen verschwindend gering. Dies betrifft in der vorliegenden Analyse die finanziellen Ressourcen und das Vorhandensein vieler Nachbarn, von denen bereits in den Modellen 2 bis 5 ein nicht oder nur schwach signifikanter Einfluss ausging.

Ein aussagekräftiger Test der MFS-Hypothesen verlangt die simultane Schätzung der vorhergesagten Interaktionseffekte. Dem Standardvorgehen gemäß müssten Produktterme zwischen den beiden Moderatorvariablen und den fünf Anreizvariablen spezifiziert werden. Dies wären bereits zehn zusätzliche Koeffizienten, ohne dass damit der *gemeinsame* Einfluss der beiden Moderatorvariablen auf die Anzeizeffekte untersucht werden könnte (was die Schätzung von Dreifachinteraktionen erfordern würde). Diese Erfordernisse stehen in einem Mißverhältnis zur geringen Anzahl an Fällen ohne fehlende Werte. Dies gilt umso mehr, wenn das subjektiv wahrgenommene Risiko als zentrale Anreizvariable einbezogen werden soll. Da nicht davon auszugehen ist, dass die ausschlaggebenden subjektiven

Wahrnehmungen vollständig den berücksichtigten objektiven Indikatoren folgen, können die Schätzungen durch den Ausschluss des wahrgenommenen Risikos verzerrt sein (sog. omitted variable bias). Vor dem Hintergrund dieser Herausforderungen wähle ich folgendes Vorgehen:

1. Für die Fälle, für die keine Angaben zum Risiko vorliegen, d.h. für Fälle ohne Hilfesuch, bei denen es auch nicht zu eigeninitiativem Helfen kam, wird das wahrgenommene Risiko statistisch *geschätzt*. Um die Unsicherheit dieser Schätzungen zu berücksichtigen, wird multiple Imputation verwendet (Roysten 2005a, b; Van Buuren, Boshuizen und Knook 1999). Die Anwendung dieses Verfahrens wird ausführlich in einem Anhang zu diesem Kapitel beschrieben (Kapitel 9.8). Sein Einsatz ermöglicht es, *sowohl* eine hinreichend große und hinsichtlich des Vorliegens eines Hilfesuchs heterogene Stichprobe zu betrachten *als auch* das wahrgenommene Risiko mit einzubeziehen.
2. Ich schätze die vom MFS vorhergesagten Interaktionseffekte simultan für alle wichtigen Anreizvariablen, aber zunächst getrennt für die beiden Moderatorvariablen. Das heißt, es werden zunächst die Interaktionseffekte zwischen der prosozialen Orientierung und allen Anreizvariablen geschätzt, wobei für das Vorliegen eines Hilfesuchs lediglich statistisch kontrolliert wird. Analog wird dann umgekehrt die Moderatorwirkung des Hilfesuchs untersucht – mit Ausnahme des wahrgenommenen Risikos, das immer nur mit der prosozialen Orientierung interagiert wird.¹⁵⁶ Diese getrennte Betrachtung begrenzt die Anzahl der zu schätzenden Parameter.
3. Um die gemeinsame Wirkung der beiden Moderatorvariablen auf die Anreizvariablen zu untersuchen, wird schließlich analysiert, ob bei Vorliegen eines Hilfesuchs (Subgruppen-Betrachtung) die relevant bleibenden Anreizvariablen mit der prosozialen Orientierung wie vorhergesagt interagieren. Einem Test der gemeinsamen Moderatorwirkung von Hilfesuch und prosozialer Orientierung dienen zudem die im Anschluss an diesen Abschnitt dargestellten Analysen mit Hilfe von Boolean Regressionsmodellen.

Die in Tabelle 27 berichteten Regressionsmodelle basieren auf multipler Imputation des wahrgenommenen Risikos. Auf diese Weise können 406 anstatt nur 202 Fälle einbezogen

¹⁵⁶ Durch die Imputation wäre es zwar prinzipiell möglich, die Interaktion des wahrgenommenen Risikos mit dem Vorliegen eines Hilfesuchs zu betrachten. Dies wäre aber nicht sinnvoll, da die Imputation für eine spezifische Kombination der abhängigen Variablen (keine Hilfe) und dieser Moderatorvariablen (kein Hilfesuch) erfolgte.

werden. Modell 7 schätzt zunächst wieder die additive Spezifikation (keine Interaktionseffekte), die theoretisch der Annahme eines einheitlichen Nutzenkalküls entspricht. Es zeigt sich, dass der Einbezug des wahrgenommenen Risikos in der Tat zentral ist, insofern von dieser Anreizvariablen der stärkste Effekt ausgeht. Die Chance, Hilfe zu leisten, reduziert sich bei größtem wahrgenommenem Risiko im Vergleich zum geringsten um das 6.96-fache ($= 1/e^{-1.94}$).

Tabelle 27: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Anreizeffekte und ihre Interaktion mit der prosozialen Orientierung und dem Vorliegen eines Hilfesuchens (unter Verwendung multipler Imputation fehlender Werte)

	Modell 7		Modell 8		Modell 9	
Prosoziale Orientierung (PO)	1.07	(0.77)	-3.03	(3.13)	-0.19	(2.05)
Hilfesuch	0.56	(0.71)	0.32	(0.77)	1.79	(1.31)
Hilfesuch × PO	0.69	(1.02)	1.04	(1.08)	1.06	(1.18)
Risiko (imputiert)	-1.94*	(0.83)	-3.58*	(1.75)	-2.99+	(1.58)
Finanzielle Ressourcen	0.28	(0.55)	-1.40	(1.90)	1.02	(1.03)
Widerstand	1.03**	(0.26)	2.24*	(0.96)	3.26**	(0.56)
#Räume	1.35**	(0.51)	1.40	(1.76)	1.71+	(0.90)
Viele Nachbarn	-0.40	(0.37)	-1.42+	(0.85)	-0.88	(0.64)
Risiko (imputiert) × PO	---	---	2.41	(2.45)	1.40	(2.31)
Ressourcen × PO	---	---	2.38	(2.59)	---	---
Widerstand × PO	---	---	-1.70	(1.27)	---	---
#Räume × PO	---	---	0.06	(2.47)	---	---
Viele Nachbarn × PO	---	---	1.54	(1.21)	---	---
Ressourcen × Hilfesuch	---	---	---	---	-1.31	(1.32)
Widerstand × Hilfesuch	---	---	---	---	-3.55**	(0.64)
#Räume × Hilfesuch	---	---	---	---	-1.33	(1.12)
Nachbarn × Hilfesuch	---	---	---	---	0.85	(0.76)
Konstante	-0.78	(1.07)	1.98	(2.29)	-0.58	(1.64)
N	406		406		406	

Anmerkungen: Alle Modelle enthalten als Kontrollvariablen zudem das Alter (in Jahren) und die Bildung des Befragten (abgeschl. Studium, abgeschl. Gymnasium, abgeschl. Lehre, Referenzkategorie: Nur Grundschule). Berechnung auf Basis von fünfzig imputierten Datensätzen.

Logit-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster

+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

In Modell 8 werden die fünf Interaktionseffekte zwischen der prosozialen Orientierung und den Anreizvariablen geschätzt. Für einen simultanen Signifikanztest wird auf einen spezifisch für multiple Imputationen entwickelten F-Test zurückgegriffen (Li, Raghunathan und Rubin 1991). Dieser zeigt, dass die fünf Interaktionseffekte nicht statistisch signifikant sind ($F(df=5, n>1000) = 0.93, p = 0.4596$). Das heißt, es ist nicht möglich, die Nullhypothese einer Nicht-Existenz dieser Interaktionseffekte auf konventionellen statistischen Signifikanzniveaus

zurückzuweisen. Es bestätigt sich also einerseits die MFS-Hypothese 3, nach der die Skript-Verankerung allein unter Bedingungen hoher Reflexionsmotivation nicht ausreicht, um eine spontane skriptkonforme Entscheidung herbeizuführen. Sieht man von der statistischen Unsicherheit ab, deuten die Durchschnittseffekte andererseits durchaus auf die Bedeutung der prosozialen Orientierung als Moderator von Anreizeffekten hin, wie sie die MFS-Hypothese 2 erwarten lässt: Vier der fünf Interaktionseffekte sind nicht nur von ihrem Vorzeichen, sondern auch von ihrer Stärke her substantiell bedeutsam. So ergeben sich sehr viel stärkere konditionale Effekte der Anreizvariablen bei niedrigster prosozialer Orientierung, verglichen mit den Durchschnittseffekten des vorherigen Modells. Im Falle der Existenz vieler Nachbarn zeigt sich sogar erst durch Einführung des Interaktionseffektes ein schwach signifikanter Anreizeffekt. Nur der Interaktionseffekt mit der Anzahl der Räume ist praktisch gleich null.

Modell 9 schätzt die Interaktionseffekte zwischen den Anreizvariablen und dem Vorliegen eines Hilfesuchs. Eine Ausnahme ist das wahrgenommene Risiko, das aus den oben genannten Gründen immer nur in Interaktion mit der prosozialen Orientierung betrachtet wird. Ein simultaner F-Test ergibt, dass die vier Interaktionseffekte insgesamt statistisch hoch signifikant sind ($F(df=4, n>1000) = 10.07, p < 0.001$). Auch die Vorzeichenmuster und Stärke der Effekte entsprechen der MFS-Hypothese 1. Die Beteiligung an einer Widerstandsgruppierung erhöht die Chance, Hilfe zu leisten, um das 26.05-fache ($e^{3.26}, p < 0.01$), wenn kein Hilfesuch vorliegt, wohingegen sie bei Vorliegen eines Hilfesuchs irrelevant ist ($OR = e^{3.26-3.55} = 0.75, p = 0.349$). Für die Anzahl an Räumen ergibt sich ohne Hilfesuch ein multiplikativer Effekt von 5.53 ($e^{1.71}, p < 0.10$), mit Hilfesuch dagegen ein nicht signifikanter Effekt von 1.46 ($e^{1.71-1.33}, p = 0.575$). Dasselbe hypothesenkonforme Muster ergibt sich auch für das Vorhandensein vieler Nachbarn und die finanziellen Ressourcen. Allerdings kann selbst der konditionale Anreizeffekt bei Abwesenheit eines Hilfesuchs für diese Variablen nicht mit hinreichender Sicherheit geschätzt werden.

Tabelle 28: Logistische Regressionen der Hilfeleistung: Anreizeffekte und ihre Interaktion mit der prosozialen Orientierung bei Vorliegen eines Hilfesuchts (unter Verwendung multipler Imputation fehlender Werte)

	Modell 10		Modell 11	
	Fälle mit Hilfesuch		Fälle mit Hilfesuch	
Prosoziale Orientierung	1.86**	(0.64)	-1.15	(2.81)
Risiko (imputiert)	-2.08*	(1.00)	-5.54*	(2.17)
Finanzielle Ressourcen	-0.23	(0.70)	-0.46	(0.74)
Widerstand	-0.33	(0.30)	2.09*	(0.99)
#Räume	0.54	(0.62)	0.67	(0.65)
Viele Nachbarn	-0.11	(0.40)	-0.25	(0.46)
Risiko (imputiert) X PO	---	---	5.32+	(3.17)
Widerstand X PO	---	---	-3.60*	(1.50)
Konstante	1.78	(1.13)	4.03*	(2.03)
N	222		222	

Anmerkungen: Alle Modelle enthalten als Kontrollvariablen zudem das Alter (in Jahren) und die Bildung des Befragten (abgeschl. Studium, abgeschl. Gymnasium, abgeschl. Lehre, Referenzkategorie: Nur Grundschule). Berechnung auf Basis von fünfzig imputierten Datensätzen.

Logit-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster
 $+ p < 0.10$, $* p < 0.05$, $** p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

In Tabelle 28 werden abschließend nur noch Fälle mit Hilfesuch (N = 222) betrachtet. Die Spezifikation ohne Interaktionseffekte in Modell 10 bestätigt das Resultat aus Modell 9: Die vier bereits in ihrer Interaktion mit dem Hilfesuch untersuchten Anreizvariablen weisen durchschnittlich keine signifikanten und auch nicht substantiell bedeutsamen Effekte mehr auf, wenn ein Hilfesuch vorliegt. Vom wahrgenommenen Risiko geht dagegen weiterhin ein starker und signifikanter negativer Effekt aus ($OR = e^{-2.08} = 1/8.00$). Die MFS-Hypothese 4 lässt erwarten, dass die *Kombination* von Hilfesuch *und* starker prosozialer Orientierung auch diesen Anreizeffekt auszuschalten vermag. Modell 11 testet diese Hypothese, indem in dieser Teilstichprobe die Interaktion zwischen wahrgenommenem Risiko und prosozialer Orientierung geschätzt wird. Zudem wird das Vorliegen einer Interaktion mit der Beteiligung an einer Widerstandsgruppierung geprüft, da diesbezüglich im vorherigen Modell 8 (Gesamtstichprobe) ebenfalls ein statistisch signifikanter konditionaler Anreizeffekt beobachtet wurde. Beide Interaktionseffekte sind ausgesprochen stark und statistisch auf dem 10%- bzw. 5%-Niveau signifikant. Auch ein simultaner F-Test bestätigt ihre Signifikanz ($F(df=2, n>1000) = 4.00, p < 0.05$). Für beide Anreizvariablen ergeben sich starke konditionale Effekte bei niedrigster prosozialer Orientierung, die – nun auch für die Beteiligung am Widerstand – statistisch signifikant sind. Ebenso stark sind die Interaktionseffekte, so dass bei stärkster prosozialer Orientierung von beiden Anreizen kein Effekt mehr ausgeht.

9.6.3 Multivariate Analysen mit Boolean Regressionsmodellen

Die bisherigen Ergebnisse belegen die Bedeutung des Hilfesuchens und der prosozialen Orientierung als Moderatoren von Anreizeffekten. Ob bzw. wie stark Anreize und Gelegenheiten die Entscheidung zur Hilfeleistung beeinflussen, hängt danach vom Vorliegen eines Hilfesuchens und der Stärke der prosozialen Orientierung ab. Dies bestätigt die MFS-Hypothesen und stellt positive Evidenz für die dahinter stehende Erklärung dar, der zufolge die Entscheidungen zur Hilfe entweder automatisch-spontan oder reflexiv-kalkulierend erfolgten. Für einen ergänzenden Test dieser Vorstellung verwende ich Boolean Regressionsmodelle (Braumoeller 2003, 2004).

Wie in Kapitel 7.3 gezeigt wurde, ermöglichen diese eine direkte Übersetzung der Zwei-Modi-Logik des MFS in die statistische Modellierung. Dafür werden zwei kausale Pfade spezifiziert, die dem as- und dem rc-Modus entsprechen und die jeweils *hinreichende Bedingungen* für die Selektion des skriptkonformen Handelns darstellen. Wie bereits dargestellt, besitzt das zu schätzende Modell daher die folgende generelle Form (Gleichung 7.8):

$$\Pr(y = 1 \mid x, z, \beta, \gamma) = 1 - ([1 - \Phi(x\beta)] \times [1 - \Phi(z\gamma)]),$$

wobei $\Phi(\cdot)$ für die kumulative Standardnormalverteilung steht. Die Wahrscheinlichkeiten der beiden Bedingungen wurden also analog zu Probit-Modellen geschätzt.

Im vorliegenden Anwendungskontext bezeichnet $\Pr(y = 1)$ die Wahrscheinlichkeit einer Hilfeleistung und die Vektoren x und z enthalten die Variablen, die eine automatisch-spontane bzw. eine reflexiv-kalkulierende Entscheidung zur Hilfe beeinflussen: Auf dem einen Pfad wirken das Hilfesuch und die prosoziale Orientierung, auf dem anderen Pfad die Anreizvariablen. In der multiplikativen Verknüpfung auf der rechten Seite der Ungleichung kommt zum Ausdruck, dass ein positiver Netto-Erwartungsnutzen im rc-Modus genauso sicher zum Hilfeverhalten führt wie ein hinreichend starkes Aktivierungsgewicht.

Tabelle 29 enthält die Ergebnisse von drei Boolean Regressionsmodellen. Die Koeffizienten sind nicht mit den bisher berichteten Logit-Effekten vergleichbar, da es sich hier um Probit-Modelle handelt. Bei der Verwendung der Logit-Linkfunktion traten in einem Fall (Modell B1b) Konvergenzprobleme auf. Durch das in Boolean Regressionsmodellen angenommene interaktive Zusammenwirken der Variablenvektoren sind die Koeffizienten allerdings ohnehin nicht direkt anschaulich interpretierbar. Ich beschränke mich daher auf eine Vorzeicheninterpretation und die konventionellen statistischen Signifikanzkriterien.

Tabelle 29: Boolean Regressionsmodelle: MFS-Spezifikation hinreichender Bedingungen und zwei alternative Variablenzuordnungen

	Modell B1		Modell B2		Modell B3	
	Pfad 1 as-Modus	Pfad 2 rc-Modus	Pfad 1 as-Modus	Pfad 2 rc-Modus	Pfad 1 as-Modus	Pfad 2 rc-Modus
Hilfesuch	1.01** (0.34)	---	---	0.56** (0.19)	1.85 (7.13)	---
Prosoziale Orientierung	1.37** (0.64)	---	2.22+ (1.32)	---	---	1.06 (0.65)
Finanzielle Ressourcen	---	1.55+ (0.85)	---	0.87+ (0.48)	---	0.99 (0.95)
#Räume	---	1.29* (0.57)	---	1.05* (0.42)	---	1.12+ (0.65)
Viele Nachbarn	---	-0.51 (0.31)	---	-0.34 (0.24)	---	-0.38 (0.27)
Widerstand	---	0.67* (0.28)	---	0.40* (0.20)	---	0.48+ (0.28)
Konstante	-1.76* (0.79)	-1.40 (0.78)	-2.45+ (1.33)	-0.90+ (0.47)	-1.98 (7.80)	-1.47 (1.61)
AIC	374.55		382.30		375.71	
BIC	404.54		412.30		405.70	
N	314		314		314	

Anmerkungen: Probit-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern
+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Modell B1 weist die unabhängigen Variablen den beiden Kausalpfaden so zu, wie es die entwickelte MFS-Erklärung erwarten lässt. Auf dem ersten, dem as-Modus entsprechenden Pfad wirken das Vorliegen eines Hilfesuchs und die Stärke der prosozialen Orientierung. Beide Variablen haben positive, statistisch signifikante Effekte auf das Vorliegen dieses Teilereignisses. Das Vorliegen eines Hilfesuchs und eine starke prosoziale Orientierung scheinen also in der Tat hinreichend dafür zu sein, dass es zum Hilfeverhalten kommt. Auf dem zweiten, dem rc-Modus entsprechenden Pfad wirken die Anreizvariablen ebenfalls in der theoretisch erwarteten Richtung: Die Wahrscheinlichkeit einer Hilfeleistung erhöht sich über diesen Pfad bei einer größeren Anzahl von Räumen, einer Teilhabe am Widerstand und größeren finanziellen Ressourcen, wobei der letzte Effekt nur schwach signifikant ist. Die Existenz vieler Nachbarn hat einen negativen Effekt, der allerdings nicht mit ausreichender Sicherheit geschätzt werden kann ($p = 0.105$). Eine hilfeförderliche Ausprägung dieser Anreize und Gelegenheiten scheint demnach ebenfalls hinreichend für die Hilfeleistung gewesen zu sein – unabhängig von der Stärke des Aktivierungsgewichts, also dem Vorliegen eines Hilfesuchs und der prosozialen Orientierung. Umgekehrt ist aber auch die hilfeförderliche Wirkung letzterer unabhängig von der Ausprägung der Anreizvariablen. Die

den theoretischen Erwartungen entsprechenden und nahezu durchweg statistisch signifikanten Koeffizienten beider Pfade bestätigen die vorgenommene Spezifikation des Boolean Regressionsmodells: Die beiden kausalen Pfade wirken als zwei jeweils für sich hinreichende Bedingungen, ganz so wie es die MFS-Erklärung vorhersagt.

Zusätzliche Tests mit Hilfe von Boolean Regressionsmodellen lassen sich konstruieren, indem man die Wirkungsspezifikation und/oder die Zuordnung der Variablen ändert. Die Modelle B2 und B3 sind zwei alternative Spezifikationen, in denen die prosoziale Orientierung bzw. das Vorliegen eines Hilfesuchs dem Vektor der Anreizvariablen zugeordnet wurde. Beide passen deutlich schlechter auf die Daten. Als Kriterium kann man das Akaike und das Bayesianische Informationskriterium (AIC, BIC) heranziehen, die jeweils höhere Werte annehmen, je schlechter der Fit zwischen Modell und Daten ausfällt und je mehr Parameter geschätzt werden (Kuha 2004).¹⁵⁷ Beide Modelle weisen höhere, also schlechtere Werte auf als das der MFS-Erklärung entsprechende Modell B1. Eine Betrachtung der Regressionskoeffizienten bestätigt dieses Bild. Der verbleibende, auf dem ersten Pfad wirkende Indikator des Aktivierungsgewichts ist in beiden Modellen nicht mehr mit gleicher statistischer Signifikanz schätzbar und auch die Schätzungen der Anreizeffekte auf dem zweiten Pfad fallen schwächer aus. Letzteres liegt zwar einerseits an dem Einschluss des Hilfesuchs bzw. der prosozialen Orientierung auf diesem Pfad. Andererseits lässt sich die Wirkung dieser Variablen auf dem Anreiz-Pfad ebenfalls entweder nicht bestätigen oder aber sie fällt relativ gering aus. So ist der Koeffizient der prosozialen Orientierung in Modell B3 insignifikant und der signifikante Effekt des Hilfesuchs in Modell B2 ist nicht sonderlich stark (verglichen mit denen der anderen Anreizvariablen und seiner Wirkung auf dem ersten Pfad in Modell B1).

Diese Ergebnisse sprechen dafür, dass das Vorliegen eines Hilfesuchs und die Stärke der prosozialen Orientierung *vornehmlich* als Auslöser spontaner, von der Ausprägung anderer Anreize unabhängiger Hilfsakte gewirkt haben. Theoretisch ist zwar ein gewisser Einfluss dieser Faktoren auch im Rahmen reflexiv-kalkulierender Entscheidungen zu erwarten (Hilfesuch als Gelegenheit, prosoziale Orientierung als Konsumnutzen). Der andere Wirkungsmechanismus ist aber theoretisch noch grundlegender und scheint auch empirisch

¹⁵⁷ Die Fitmaße sind wie folgt definiert: $AIC = -2 \cdot \text{Log-Likelihood} + 2 \cdot k$ und $BIC = -2 \cdot \text{Log-Likelihood} + \ln(N) \cdot k$, wobei k die Anzahl der geschätzten Parameter (verbrauchten Freiheitsgrade) und N die Anzahl der Beobachtungen bezeichnet. Der erste Summand ist jeweils umso geringer, je größer die Wahrscheinlichkeit der Daten bei gegebenen Parameterschätzungen ist. Der zweite Summand ist umso geringer, je sparsamer das geschätzte Modell ist.

bedeutsamer zu sein. Die Zuordnung eines der Indikatoren zu *beiden* Pfaden ist mit Hilfe von Boolean Regressionsmodellen zwar prinzipiell möglich. Eine solche simultane Schätzung scheitert aber an der begrenzten Fallzahl.

Tabelle 30: Boolean Regressionsmodelle: Eine alternative Spezifikation notwendiger Bedingungen und die MFS-Spezifikation mit und ohne wahrgenommenes Risiko (unter Verwendung multipler Imputation fehlender Werte)

	Modell B4		Modell B1a MI-Schätzung ¹		Modell B1b MI-Schätzung inkl. Risiko ¹	
	Pfad 1 as-Modus	Pfad 2 rc-Modus	Pfad 1 as-Modus	Pfad 2 rc-Modus	Pfad 1 as-Modus	Pfad 2 rc-Modus
Hilfesuch	0.69+ (0.39)	---	1.25* (0.51)	---	1.71+ (0.97)	---
Prosoziale Orientierung	1.62* (0.80)	---	1.33* (0.64)	---	1.58* (0.68)	---
Risiko (imputiert)	---	---	---	---	---	-1.32* (0.51)
Finanzielle Ressourcen	---	0.85 (0.53)	---	0.93 (0.57)	---	0.40 (0.50)
#Räume	---	1.41* (0.69)	---	1.03* (0.45)	---	0.89* (0.41)
Viele Nachbarn	---	-0.46 (0.45)	---	-0.43 (0.26)	---	-0.26 (0.26)
Widerstand	---	0.38 (0.29)	---	0.78** (0.23)	---	0.82* (0.21)
Konstante	-0.41 (0.44)	0.05 (0.51)	-2.06* (0.94)	-1.00+ (0.59)	-2.81* (1.24)	-0.33 (0.63)
AIC	385.90		---		---	
BIC	415.90		---		---	
N	314		406		406	

Anmerkungen: ¹Berechnung auf Basis von fünfzig imputierten Datensätzen.

Probit-Koeffizienten; Standardfehler in Klammern

+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

In Tabelle 30 entspricht Modell B4 einer weiteren Alternative zu der vom MFS nahe gelegten Spezifikation. Verändert wurde hier nicht die Variablenzuordnung, sondern das Zusammenwirken der beiden kausalen Pfade, die jetzt als notwendige Bedingungen (UND-Verknüpfung) modelliert werden. Wie an den AIC- und BIC-Werten ersichtlich, weist diese Spezifikation einen noch schlechteren Fit auf als die vorherigen. Zudem verlieren die Koeffizienten der finanziellen Ressourcen und der Teilhabe am Widerstand gegenüber der MFS-Spezifikation ihre statistische Signifikanz.

Das Modell B1a reproduziert die ursprüngliche MFS-Spezifikation unter Verwendung multipler Imputation. Es dient als Vergleichsmodell für das Modell B1b, in welches das wahrgenommene Risiko als zusätzliche Anreizvariable eingeht. Da hierfür wieder auf das Verfahren der multiplen Imputation zurückgegriffen werden muss, können keine Informationskriterien berechnet werden (welche auf der Berechnung von Likelihood-Funktionen basieren). In Modell B1b zeigt sich, dass vom wahrgenommenen Risiko der mit Abstand stärkste, negative Anzeizeffekt ausgeht. Die Effekte der finanziellen Ressourcen ($B = 0.40$, zuvor $B = 0.93$, $p = 0.101$), der Anzahl der Räume ($B = 0.89$, zuvor $B = 1.03$, $p < 0.05$) und der Existenz vieler Nachbarn ($B = -0.26$, zuvor $B = -0.43$, $p = 0.106$) fallen durch den Einschluss dieser Variablen teilweise deutlich geringer aus. Sie scheinen also in ihrer Wirkung teilweise durch ein entsprechend variierendes wahrgenommenes Risiko vermittelt zu sein. Ansonsten ergeben sich keine substantiellen Änderungen, verglichen mit den Ergebnissen des Modells B1. Insgesamt bleibt damit festzuhalten, dass die Analysen auf Basis der Boolean Regressionsmodelle die MFS-Erklärung ebenfalls deutlich bestätigen.

9.6.4 Soziale Determinanten/Korrelate der prosozialen Orientierung und der Ansprache

Wie die vorgenommene Analyse auf Basis des MFS belegt, waren für die Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg einerseits eine Reihe von Anreizen, andererseits die Konfrontation mit einem Hilfesuch und die Stärke der prosozialen Orientierung bedeutsam. Die beiden letztgenannten Faktoren bestimmten, ob die Entscheidung für die Hilfeleistung spontan oder abwägend in Abhängigkeit von der jeweiligen Anreizkonstellation erfolgte. Soziologisch besonders interessant ist daher die Frage nach den sozialen Determinanten der Ansprache und der prosozialen Orientierung. Auf sie soll hier wenigstens kurz eingegangen werden.

Tabelle 31 enthält ein lineares Regressionsmodell der prosozialen Orientierung, in das als Prädiktoren u.a. einige sozio-demographische Standardmerkmale, Merkmale des familiären Kontextes während der Kindheit und eine Reihe religionsbezogener Befragtenmerkmale eingehen. Sofern sie nicht bereits in die Hauptanalysen eingingen (siehe Tabelle 21), sind diese Variablen in Tabelle 35 am Ende von Kapitel 9 aufgeführt. Obwohl sich die berücksichtigten Variablen leicht mit generellen sozialisationstheoretischen Überlegungen verknüpfen lassen, wird im Kontext dieser handlungstheoretischen Arbeit auf eine Ableitung

entsprechender Hypothesen verzichtet. Die Ergebnisse der Regression dienen nicht dem Test spezifischer Theorien, sondern stellen rein deskriptiv Informationen zu den sozialen Determinanten bzw. Korrelaten der prosozialen Orientierung (und ebenso weiter unten: der Ansprache) bereit.

Tabelle 31: Prädiktoren der prosozialen Orientierung (Lineare Regression)

	Prosoziale Orientierung	
Frau	0.12**	(0.03)
Alter (in Jahren)	-0.00	(0.00)
abgeschl. Studium	0.06+	(0.04)
abgeschl. Gymnasium	0.04	(0.04)
abgeschl. Lehre	0.01	(0.04)
Aufgewachsen in Stadt	-0.06*	(0.03)
Stadt	-0.06*	(0.03)
Intakte Herkunftsfamilie	-0.04	(0.06)
Anzahl Geschwister	0.01*	(0.01)
Jüngere Geschwister	-0.03	(0.03)
Enge Familienbeziehungen	-0.14*	(0.06)
Gefühlte Nähe zu Eltern	0.28**	(0.07)
Laissez-faire-Erziehungsstil	-0.07	(0.05)
Christliche Bildung	-0.03	(0.04)
Religiosität vor dem Krieg	0.25**	(0.08)
Protestantisch	0.10	(0.07)
Katholisch	0.11+	(0.07)
Religiosität x Protest.	-0.36**	(0.11)
Religiosität x Kath.	-0.29**	(0.10)
Klassenheterogene Freunde	0.10**	(0.03)
Konstante	0.56**	(0.12)
R^2	0.228	
N	289	

Anmerkungen: Alle Variablen außer dem Alter (in Jahren) und der Anzahl an Geschwistern sind auf das Einheitsintervall kodiert.

b-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster

+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Mit Ausnahme des Alters (in Jahren) und der Geschwisteranzahl sind alle Variablen auf das Einheitsintervall kodiert, so dass die Koeffizienten wieder einen empirischen Extremwertvergleich schätzen. Die Verteilung der ebenfalls 0-1-kodierten prosozialen

Orientierung wurde bereits am Anfang des Ergebnisteils dargestellt. Die Standardabweichung in der Analysestichprobe beträgt 0.23.

Hinsichtlich der soziodemographischen Standardmerkmale ergibt sich eine stärker ausgeprägte prosoziale Orientierung bei Frauen und Befragten mit Hochschulabschluss. Dagegen zeigt sich kein Effekt des Alters (auch nicht, wenn man einen quadratischen Term berücksichtigt). Inwieweit der Bildungseffekt eher auf stärker sozial erwünschtes Antwortverhalten zurückzuführen ist, muss offen bleiben. Ein besonders bemerkenswertes Ergebnis bezieht sich auf Stadt-Land-Unterschiede: Befragte, die in einer Stadt aufwuchsen, weisen eine statistisch signifikant niedrigere prosoziale Orientierung auf. Ein negativer Effekt von gleicher Größe ergibt sich, wenn die Befragten auch während des Krieges in einer Stadt lebten. Ein städtischer Kontext scheint demnach sowohl durch Prägungen während der frühen Sozialisation als auch durch aktuelle Einflüsse zu einer durchschnittlich niedrigeren prosozialen Orientierung zu führen. Dieses Ergebnis lässt sich theoretisch interpretieren, wenn man für städtische Kontexte von einer größeren Anonymität und weniger geschlossenen Netzwerken im Vergleich zum sozialen Leben auf dem Land ausgeht. Die Bedeutung dieser Faktoren für die Entstehung und Aufrechterhaltung sozialer Normen betont etwa Coleman (1990: Kap. 11).

Der familiäre Kontext in der Kindheit des Befragten wird über objektive und subjektive Indikatoren erfasst. Von den objektiven hat nur die Anzahl an Geschwistern einen signifikanten, positiven Effekt auf die prosoziale Orientierung. Ob der Befragte mit beiden Eltern aufwuchs (Intakte Herkunftsfamilie) oder jüngere Geschwister besaß, hat dagegen unter Kontrolle der anderen Variablen keinen Einfluss. Deutlich bedeutsamer sind die subjektiven Einschätzungen: Die durchschnittlich gefühlte Nähe zu Mutter und Vater hat den stärksten Effekt. Die höchste Ausprägung im Vergleich zur niedrigsten erhöht die prosoziale Orientierung um mehr als eine Standardabweichung ($B = 0.28$, $p < 0.01$). Die wahrgenommene Enge der Familienbeziehungen hat interessanterweise einen signifikant *negativen* Einfluss – allerdings nur unter Kontrolle der emotionalen Nähe zu den Eltern. Bei konstanter emotionaler Bindung könnten engere Familienbeziehungen eine geringere Einbettung in außer-familiäre Netzwerke anzeigen – mit negativen Konsequenzen für die sozialen Kompetenzen und prosoziale Orientierung der Kinder. Schließlich haben Befragte, die angeben, in ihrer Kindheit weder von ihrem Vater noch von ihrer Mutter zurechtgewiesen oder bestraft worden zu sein (Laissez-faire-Erziehungsstil), eine tendenziell geringere prosoziale Orientierung ($p = 0.145$). Hierbei ist wiederum zu beachten, dass dies nur unter Kontrolle der emotionalen Bindung zu den Eltern gilt. Bei konstanter Bindung scheint es der

Entwicklung einer prosozialen Orientierung also eher abträglich zu sein, wenn Eltern ihre Kinder „machen lassen, was sie wollen“. Förderlich erscheint im Umkehrschluss zumindest ein partnerschaftlich-demokratischer Erziehungsstil (der anhand des verfügbaren Indikators nicht von einem autokratischen abgegrenzt werden kann).

Unter den religionsbezogenen Befragtenmerkmalen hat vor allem die Religiosität vor dem Krieg einen stark positiven konditionalen Effekt, der maximal zu einer um etwa eine Standardabweichung höheren prosozialen Orientierung führen kann. Dieser Effekt ergibt sich jedoch nur für Befragte, die weder protestantisch noch katholisch waren. Bei diesen sieben Prozent der Analysestichprobe handelt es sich wohl hauptsächlich um konfessionslose Personen (Oliner und Oliner 1988: 156). Für Befragte, die einer dieser Konfessionen angehörten, ergibt sich dagegen auch bzw. gerade bei ausgeprägter Religiosität *kein* positiver Zusammenhang mit der prosozialen Orientierung.

Eine theoretische Interpretation dieses Resultats ermöglicht die Position von Oliner und Oliner (1988), welche die *Inklusivität* der prosozialen Orientierung als ihr zentrales, Hilfsakte begünstigendes Merkmal betonten. Ebenso hatten Monroe und Kollegen (Monroe 1996; Monroe, Barton und Klingemann 1990; Monroe 1991; Monroe, Barton und Klingemann 1991), Geras (1995) und Tec (1986) die Identifikation mit der *gesamten* Menschheit als zentrales Identitätsmerkmal von Rettern von Juden identifiziert. Nun bildet die allumfassende Nächstenliebe bekanntlich ein charakteristisches Merkmal der christlichen Glaubensrichtung und es hat zweifelsohne einzelne, in dieser Weise motivierte Rettungsakte gegenüber Juden gegeben. Andererseits ist davon auszugehen, dass eine konfessionelle christliche Bindung häufig primär regionale bzw. traditionale Ursprünge hatte und mit der Einbettung in eine sozial spezifische Gruppe einherging. Man kann daher vermuten, dass hier gegenläufige Effekte bestanden und sich dadurch kein Zusammenhang mit der prosozialen Orientierung beobachten lässt. Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Interpretation verwundert es auch nicht, dass der Besuch sowohl einer christlichen Grundschule als auch einer christlichen weiterführenden Schule keinen Effekt auf die prosoziale Orientierung ausübt.

Ein weiterer Beleg dieser theoretischen Interpretation ist der signifikant positive Effekt eines klassenheterogenen und insofern inklusiveren Freundschaftsnetzwerkes: Befragte, die in ihrer Kindheit Freunde unterschiedlicher sozialer Herkunft hatten, weisen eine durchschnittlich um nahezu eine halbe Standardabweichung höhere prosoziale Orientierung auf. Auch der bereits berichtete, negative Effekt enger Familienbeziehungen (bei gleicher emotionaler Bindung an die Eltern) kann im Sinne einer geringeren Inklusivität sozialer Beziehungen und dadurch reduzierten prosozialen Orientierung interpretiert werden.

Insgesamt erklären die berücksichtigten Prädiktoren 22.8 Prozent der Varianz der abhängigen Variablen. Die prosoziale Orientierung variiert also einerseits systematisch mit den erfassten Merkmalen des Sozialisationskontexts (was gegen eine generelle Infragestellung der Variablen als Ausdruck sozialer Erwünschtheit spricht). Andererseits ergibt sich ein großer Anteil unerklärter Varianz, der auf ungemessene Persönlichkeit- und Kontextmerkmale sowie auf idiosynkratische Faktoren zurückzuführen sein dürfte.

Ich wende mich nun den sozialen Determinanten bzw. Korrelaten der Ansprache zu. Hierbei ist zu beachten, dass es zwei sehr unterschiedliche Gründe geben konnte, aus denen es *nicht* zur Konfrontation mit einem Hilfesuch kam: Entweder die Personen initiierten von selbst aus Rettungsakte oder sie blieben in dem Sinne unbeteiligt, dass sie weder um Hilfe gebeten noch eigeninitiativ wurden. Für die Vorhersage des Vorliegens eines Hilfesuchts verwende ich daher ein multinomiales logistisches Regressionsmodell, dessen abhängige Variable die Ausprägungen „Hilfesuch“, „eigeninitiierte Hilfe“ oder „unbeteiligt“ annehmen kann.

Die verwendeten Prädiktoren umfassen soziodemographische Merkmale (Geschlecht, Alter, Bildung, Haushaltstyp während des Krieges), frühere signifikante Verhaltensweisen (Überzeugungstaten, politisches Engagement, Risikoverhalten, außergewöhnliches Hilfeverhalten), Indikatoren objektiv unterschiedlicher Gelegenheiten bzw. Risiken (Raumanzahl, finanzielle Ressourcen, viele Nachbarn), Beziehung zu und Wissen über Juden und Nazis (Kontakt zu Juden, wahrgenommene Misshandlungen durch Nazis, erlittene Misshandlungen durch Nazis), eigene Beteiligung am Widerstand, Beteiligung am Widerstand/Hilfeverhalten durch Familienmitglieder, die prosoziale Orientierung und weitere, Hilfe prinzipiell begünstigende Eigenschaften in der Kindheit (Selbstvertrauen, generelle Hilfsbereitschaft, Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme) sowie zwei Ländervariablen.

Bei den beiden Ländervariablen handelt es sich um den Grad der Machtausübung durch die Nationalsozialisten sowie den Anteil der jüdischen Bevölkerung. Wie bereits im Kapitel 9.1 ausgeführt wurde, waren diese Kontextmerkmale von herausragender Bedeutung für die Höhe der Opferzahl und den Bedarf an Hilfeleistungen sowie die entsprechenden Möglichkeiten und Risiken (Baron 1988: 14ff.; Fein 1979: 38ff.). Der Grad der Machtausübung wird über die ebenfalls bereits erläuterte Unterteilung von Fein operationalisiert (Fein 1979: 38ff.): In der SS-Zone war die Machtausübung durch die Nationalsozialisten am stärksten. In ihr wurde die Judenvernichtung besonders umfassend betrieben. Geringer war die Kontrolle durch die Nationalsozialisten in der Befehlszone. Die größte Autonomie besaßen Länder der Kolonialzone. Die zweite Ländervariable ist der Anteil der jüdischen Bevölkerung in einem Staat oder einer Region. Die Werte dieses quantitativen Indikators werden ebenfalls größtenteils der Arbeit von Fein entnommen (Fein 1979). Diese betrachtet den Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung eines Staates oder einer Region in Prozent, und zwar *vor* dem Krieg bzw. zeitlich so nahe am Juni 1941, wie entsprechende Schätzungen verfügbar sind (Fein 1979: 329).

Ein größerer Bevölkerungsanteil sollte unter sonst gleichen Bedingungen den Bedarf an Hilfeleistungen erhöhen und dadurch auch eine Ansprache wahrscheinlicher machen. Es ist

allerdings von einer Interaktion mit dem Grad der deutschen Kontrolle auszugehen: Aus mehreren Gründen könnte ein relativ hoher Anteil von Juden innerhalb der SS-Zone andere Auswirkungen haben als innerhalb von Gebieten mit geringerer oder indirekterer Machtausübung. So stehen etwa dem mit der relativen Gruppengröße steigenden Bedarf an Hilfeleistungen in der SS-Zone besonders hohe Risiken gegenüber.

Tabelle 32: Anteil der jüdischen Bevölkerung vor dem Zweiten Weltkrieg und Grad der Machtausübung durch die Nationalsozialisten während des Krieges in 15 Ländern

Land	Fallzahl	Anteil jüdischer Bevölkerung (in %)	Deutsche Machtausübung
Polen	193	9.5	SS-Zone
Niederlande	130	1.6	Befehlszone
Deutschland	88	0.3	SS-Zone
Frankreich	74	0.8	Kolonialzone
Italien	32	0.1	Befehlszone
Norwegen	7	0.1	Befehlszone
Ungarn	6	5.6	Kolonialzone
Dänemark	5	0.2	Befehlszone
Belgien	3	0.8	Befehlszone
Litauen	3	9.4	SS-Zone
Russland ¹	2	5.17	SS-Zone
Tschechoslowakei	2	1.2	SS-Zone
Libyen	1	3.4	Kolonialzone
Österreich	1	0.8	SS-Zone
Rumänien	1	3.6	Kolonialzone

Anmerkungen: ¹Es wird angenommen, dass es sich um von deutschen Truppen eroberte Gebiete der Sowjetunion handelt.

Die Spalten 3 und 4 in Tabelle 32 enthalten die Werte auf den beiden Indikatoren für die im APPBI-Datensatz vorkommenden Länder. Für die bei Fein nicht berücksichtigten Länder Libyen und Russland wurde der Anteil der jüdischen Bevölkerung und der Grad der deutschen Kontrolle selbst recherchiert bzw. codiert.^{158,159}

¹⁵⁸ Für Libyen konnte der Anteil der jüdischen Bevölkerung für das Jahr 1936 berechnet werden. Dafür wurde, basierend auf den Angaben von de Felice (De Felice 1985), die Anzahl der Juden in 29 libyschen Städten addiert (28 191) und durch die Gesamteinwohnerzahl im selben Jahr (817 400) dividiert. Die Zahl der Juden stimmt auch mit den entsprechenden Angaben in den Akten des Auswärtigen Amts für den 15.10.1942 überein, in denen von annähernd 28 430 in Libyen wohnhaften Juden ausgegangen wird (United Restitution Organization 1962: 106). Libyen wurde der Kolonialzone zugewiesen, da es teils umkämpft, teils unter italienischer Kontrolle und die deutsche Kontrolle eher indirekt war, wie ebenfalls aus Akten des Auswärtigen Amts hervorgeht (United Restitution Organization 1962: 108ff.). Im Unterschied zur systematischen Vernichtungspolitik in der SS-Zone war das Ziel der Deportationen von Juden in Libyen vor allem ihr Einsatz in Arbeitslagern (United Restitution Organization 1962: 109).

Tabelle 33 enthält die Ergebnisse zweier Schätzungen des multinomialen logistischen Regressionsmodells. Im ersten Modell wurden alle Fälle mit fehlenden Werten ausgeschlossen (N = 244), im zweiten Modell dagegen über multiple Imputation berücksichtigt (N = 406). Ein zeilenweiser Vergleich der Koeffizientenschätzungen zeigt, dass Vorzeichen und statistische Signifikanz der Koeffizienten mit wenigen Ausnahmen übereinstimmen. Dies kann als Hinweis auf die Güte der multiplen Imputation angesehen werden. Im Folgenden werden die Ergebnisse des Selektivitätsmodells unter Verwendung multipler Imputation beschrieben.

Hinsichtlich der soziodemographischen Merkmale zeigt sich, dass Frauen und ältere Menschen eher angesprochen oder eigeninitativ wurden als unbeteiligt zu bleiben. Befragte mit Abitur (abgeschlossenes Gymnasium) wurden im Vergleich zu Befragten, die nur die Grundschule besuchten, tendenziell entweder eigeninitativ oder blieben unbeteiligt. Für Befragte mit Hochschulstudium lässt sich allerdings kein derartiger, eine Ansprache unwahrscheinlich machender Bildungseffekt feststellen.

Inhaltlich leichter zu interpretieren sind die Effekte des Haushaltstyps: Befragte, die im Haushalt mit einem Partner zusammen lebten, wurden eher um Hilfe gebeten, und ein zusätzlicher Effekt in diese Richtung ergab sich, wenn zudem Kinder im Haushalt lebten. Dies könnte als Effekt eines größeren sozialen Netzwerkes gedeutet werden, welches die Wahrscheinlichkeit, angesprochen zu werden, durchschnittlich erhöhte.

¹⁵⁹ Legt man die Volkszählung von 1939 zu Grunde, so ergibt sich für die gesamte Sowjetunion ein Anteil der jüdischen Bevölkerung in Höhe von 1.77 Prozent (3 020 000 dividiert durch 170 467 000) (Wellers 1978: 31). Für Rettung von Juden unter *Nazi-Herrschaft*, um die es im APPBI-Projekt ging, ist dies jedoch nicht der relevante Kontext. Dieser besteht in den von deutschen Truppen eroberten Gebieten der Sowjetunion, wie etwa der Ukrainischen und Weißrussischen SSR. In diesen lag der Anteil der jüdischen Bevölkerung deutlich höher und wurde zusätzlich durch jüdische Flüchtlinge nach dem deutschen Angriff auf Polen erhöht (siehe Robel 1991: 500ff.). Daher wurden Informationen zum Anteil der jüdischen Bevölkerung in der Ukrainischen SSR (4.9 Prozent) und in der Weißrussischen SSR (6.7 Prozent) für das Jahr 1939 zu Grunde gelegt (Robel 1991: 501). Unter Gewichtung mit der jeweiligen Gesamteinwohnerzahl erhält man einen Mittelwert von 5.17 Prozent. Die ungeheuren Ausmaße des Völkermords an den Juden in diesen Gebieten sind bekannt. Es steht außer Frage, dass dieser Teil der Sowjetunion zur SS-Zone gehörte.

Tabelle 33: Prädiktoren der Ansprache (Multinomiale logistische Regressionen mit und ohne multiple Imputation fehlender Werte)

	Selektivitätsmodell (ohne Imputation)				Selektivitätsmodell (mit Imputation ¹)			
	Unbeteiligt vs. Hilfesuch		Eigeninitiiert vs. Hilfesuch		Unbeteiligt vs. Hilfesuch		Eigeninitiiert vs. Hilfesuch	
Frau	-1.32*	(0.60)	-0.11	(0.52)	-0.90*	(0.42)	-0.03	(0.33)
Alter (in Jahren)	-0.08*	(0.04)	0.04	(0.02)	-0.05+	(0.03)	0.02	(0.02)
abgeschl. Studium	0.72	(0.74)	0.06	(0.62)	0.08	(0.59)	-0.04	(0.42)
abgeschl. Gymnasium	1.47*	(0.67)	0.82+	(0.50)	1.19*	(0.49)	0.81*	(0.36)
abgeschl. Lehre	-0.38	(0.85)	0.00	(0.59)	0.20	(0.55)	-0.00	(0.44)
Partner im HH	-1.50*	(0.71)	-1.39*	(0.62)	-1.57*	(0.72)	-0.96*	(0.48)
Kinder im HH	-0.39	(0.86)	0.33	(0.57)	-1.19*	(0.51)	-0.66	(0.40)
Früheres Verhalten:								
Überzeugungstaten	-0.22	(0.73)	-0.64	(0.51)	-0.82	(0.54)	-0.97**	(0.37)
Politisches Engagement	-1.01	(0.82)	-0.39	(0.51)	0.18	(0.52)	-0.07	(0.35)
Risikoverhalten	-1.26	(1.06)	1.04*	(0.50)	-1.23+	(0.67)	1.13**	(0.34)
Hilfeverhalten	-0.56	(0.68)	-0.74+	(0.43)	-0.65	(0.44)	-0.55+	(0.31)
#Räume	-2.04	(1.29)	0.24	(0.81)	-1.20	(1.03)	0.04	(0.64)
Finanzielle Ressourcen	-0.69	(1.33)	0.98	(0.96)	-0.08	(0.96)	1.05	(0.72)
Viele Nachbarn	1.03	(0.64)	-0.42	(0.49)	1.62**	(0.63)	-0.39	(0.37)
Kontakt zu Juden	-1.33**	(0.50)	0.13	(0.45)	-0.77*	(0.37)	0.27	(0.30)
Misshandlungen:								
Wahrgenommen	0.75	(0.68)	1.20+	(0.64)	0.23	(0.45)	0.56	(0.39)
Erlitten	-0.07	(0.87)	0.02	(0.53)	-0.13	(0.59)	-0.48	(0.41)
Widerstand	-3.73**	(0.99)	-0.27	(0.54)	-3.10**	(0.63)	0.23	(0.33)
Widerstand/Hilfe in Familie	-1.60*	(0.66)	-0.53	(0.44)	-1.15**	(0.43)	-0.28	(0.30)
Prosoz. Orientierung	0.94	(1.45)	1.30	(1.27)	0.67	(0.97)	1.51+	(0.82)
Selbstvertrauen	0.55	(0.92)	1.84*	(0.84)	-0.34	(0.69)	0.68	(0.54)
Hilfsbereitschaft	1.13	(1.63)	2.62*	(1.26)	0.38	(1.16)	1.32	(0.92)
Verantwortungsvoll	-2.53*	(1.06)	-1.76+	(0.92)	-0.46	(0.73)	-0.29	(0.61)
Befehlszone	-3.74**	(0.96)	-1.90*	(0.81)	-2.84**	(0.61)	-1.17*	(0.53)
SS-Zone	-2.97**	(1.14)	-2.13*	(0.95)	-1.53*	(0.75)	-1.08+	(0.65)
%Jüdische Bevölkerung	-7.35	(7.65)	-1.90	(4.55)	-6.55*	(2.97)	-1.63	(2.29)
SS-Zone × %JB	7.12	(7.65)	0.88	(4.63)	5.70+	(2.99)	0.63	(2.31)
Konstante	7.56**	(2.30)	-3.15+	(1.64)	3.90*	(1.62)	-2.88*	(1.17)
Pseudo R^2	0.350				---			
Log-Likelihood	-152.82				---			
N	244				406			

Anmerkungen: ¹Berechnung auf Basis von fünfzig imputierten Datensätzen.

Logit-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster

+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Auch ansonsten ergeben sich eine Reihe inhaltlich plausibler Zusammenhänge. Mitglieder von Widerstandsgruppierungen wurden eher um Hilfe gebeten oder wurden eigeninitiativ. Gleiches gilt für Befragte, deren Familienmitglieder im Widerstand aktiv waren oder halfen, sowie bei Kontakt zu Juden. Größere finanzielle Ressourcen begünstigten tendenziell eigeninitiiertes Helfen, wohingegen Personen mit vielen Nachbarn eher unbeteiligt blieben. Befragte, die vor dem Krieg Überzeugungstaten oder außergewöhnliches Hilfeverhalten gezeigt hatten, wurden tendenziell eher um Hilfe gebeten. Dies könnte durch eine entsprechende Reputation vermittelt sein, insbesondere da für ihre selbsteingeschätzte Hilfsbereitschaft und prosoziale Orientierung statistisch kontrolliert wird. Die letztgenannten Dispositionen lassen die Konfrontation mit einem Hilfesuch insofern eher unwahrscheinlicher werden, als sie eigeninitiiertes Helfen begünstigen (auch wenn diese durchschnittlichen Unterschiede nicht oder nur schwach signifikant sind). Früheres Risikoverhalten machte es unwahrscheinlich, unbeteiligt zu bleiben, und erhöhte vor allem die Wahrscheinlichkeit eigeninitiiert zu helfen. Dies kann als weiterer Beleg dafür angesehen werden, dass das wahrgenommene Risiko in dieser Hochkostensituation zentral war.

Besonders interessant ist schließlich das Einflussmuster der Ländervariablen. Hinsichtlich des Kontrastes „unbeteiligt“ vs. „Hilfesuch“ besteht eine statistische Interaktion zwischen dem Grad der Kontrolle über ein Land durch die Nazis und dem Anteil der jüdischen Bevölkerung vor dem Krieg ($p < 0.10$). Für Länder mit einem *sehr geringen* Anteil jüdischer Bevölkerung (Minimum = 0.1 Prozent) ergibt sich folgende Beziehung: Befragte in der SS-Zone sahen sich eher mit einem Hilfesuch konfrontiert als Befragte in Ländern mit geringer Befehlsgewalt durch die Nazis (Kolonialzone). Dies änderte sich jedoch bei einem höheren Anteil der jüdischen Bevölkerung (Maximum = 9.5 Prozent): Je höher dieser war, umso eher kam es bei *geringer* Befehlsgewalt durch die Nazis zur Konfrontation mit einem Hilfesuch und umso seltener wurde völlige Passivität. In der SS-Zone hatte der Anteil der jüdischen Bevölkerung dagegen keine derartige Wirkung.

Eine nahe liegende Interpretation dieser Beziehungen ist, dass mit größerem Anteil der jüdischen Bevölkerung die Wahrscheinlichkeit, mit einem Hilfesuch konfrontiert zu werden, allein schon aus Zufallsgründen steigt. In den Ländern, in denen die Machtausübung durch die SS besonders stark war, kam dieser Effekt nicht zum Tragen, da Hilfesuche den Hilfebedürftigen entweder zu gefährlich schienen oder ihnen gar nicht mehr die Möglichkeit hierzu blieb. Wie bereits erwähnt, begannen die Deportationen und die Vernichtung der Juden in der SS-Zone sehr rasch, so dass wenig Zeit blieb, Rettung über Hilfesuche zu

organisieren (Fein 1979: 78). Da in den hier betrachteten Ländern in der SS-Zone der Antisemitismus politisch sehr erfolgreich war, bestand seitens des Staates kein Interesse daran, die Deportationen zu verzögern (Fein 1979: 77).

Die Verbreitung eigeninitiiertter Hilfe war dagegen auch bei geringerer Befehlsgewalt weitgehend unabhängig vom Anteil der jüdischen Bevölkerung. Auch dies ist plausibel, insofern solche außergewöhnlichen Taten weniger durch die mangelnde Verfügbarkeit hilfebedürftiger Personen als durch die Seltenheit von zur Eigeninitiative bereiten Personen begrenzt waren. Für die sog. Befehlszone, also den mittleren Kontrollgrad durch die Nazis, konnte aufgrund von Multikolarität kein eigener Interaktionsterm spezifiziert werden. Der signifikante Durchschnittseffekt der entsprechenden Variablen zeigt, dass es in der Befehlszone, wie schon in der SS-Zone, eher zu einer Konfrontation mit einem Hilfesuch kam als bei geringerer Kontrolle durch die Nazis.

Abbildung 18 illustriert den beschriebenen Interaktionseffekt anhand vorhergesagter Wahrscheinlichkeiten. Diese werden für alle drei Kategorien der abhängigen Variablen gegen den Anteil der jüdischen Bevölkerung abgetragen, und es wird dabei zwischen Ländern in der SS-Zone und solchen in der Kolonialzone differenziert. Zu beachten ist, dass das absolute und relative Niveau der vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten auch von den Werten der Drittvariablen (Kovariatenmuster) abhängt, für die sie berechnet wurden. Obwohl ein möglichst realistisches Kovariatenmuster zu Grunde gelegt wurde, sollten die Niveauunterschiede daher nicht überinterpretiert bzw. generalisiert werden.¹⁶⁰ Die Abbildung veranschaulicht vor allem, dass die vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten in der SS-Zone weitgehend unabhängig vom Anteil der jüdischen Bevölkerung sind, wohingegen in der Kolonialzone der Anteil von unbeteiligten Fällen mit steigendem Anteil jüdischer Bevölkerung zu Gunsten von Fällen mit Hilfesuchen zurückgeht.

¹⁶⁰ Die in der Abbildung dargestellten Wahrscheinlichkeiten sind die vorhergesagten Werte für männliche Befragte mit Gymnasialabschluss, die vor dem Krieg keine besonderen Taten vollbracht hatten, sich nicht besonders stark mit Juden identifizierten, kein Mitglied des Widerstands waren und auch keine aktiven Familienmitglieder hatten, selbst nicht durch die Nazis misshandelt worden waren, allerdings durchaus Kontakt zu Juden hatten und von Misshandlungen von Juden durch die Nazis gehört hatten. Es wurde weiter angenommen, dass die Personen ohne eigene Familie lebten, Hauptverdiener ihres Haushalts waren, in ihrer Kindheit jüngere Geschwister hatten und nicht nur mit ihrem Vater aufwuchsen. Schließlich wurde von einem Wohnort in der Stadt mit vielen – auch jüdischen – Nachbarn ausgegangen. Die übrigen, als metrisch behandelten Variablen wurden auf ihren Median gesetzt.

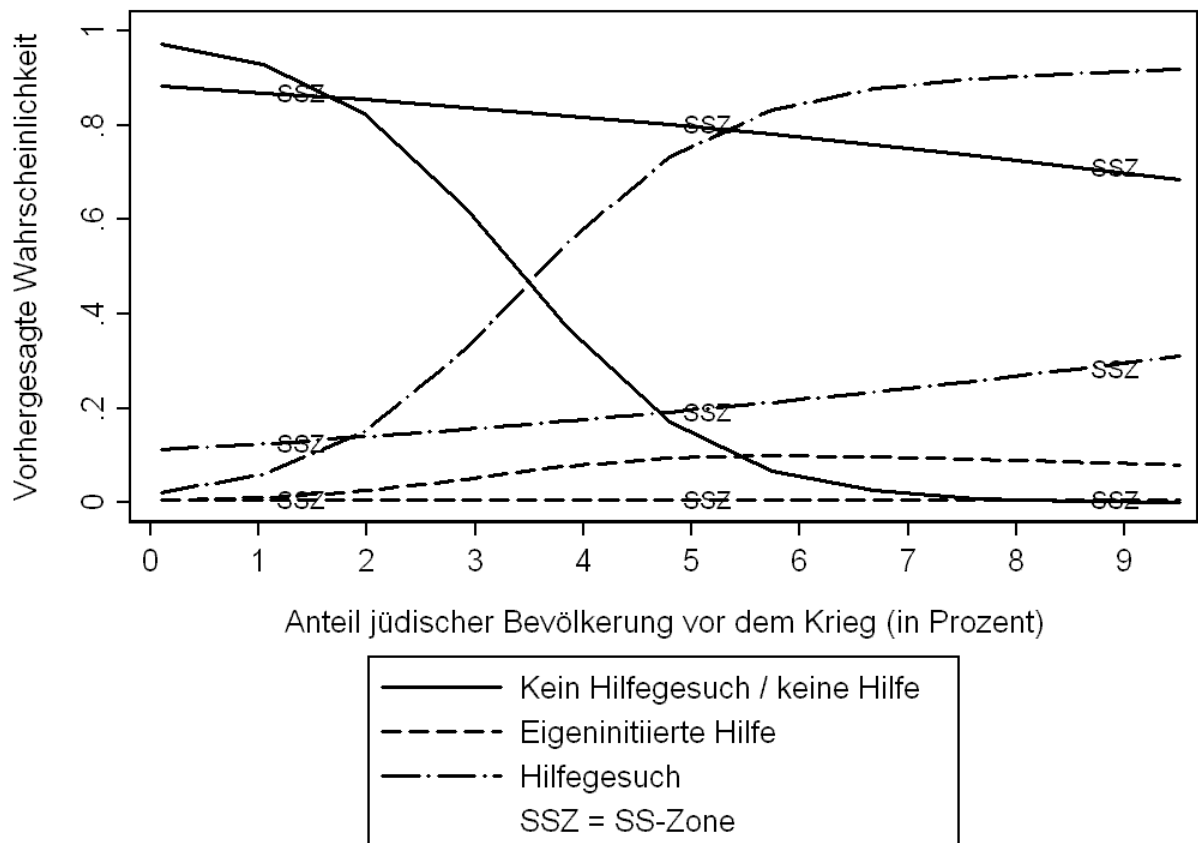


Abbildung 18: Vorhergesagte Wahrscheinlichkeiten, mit einem Hilfesuch konfrontiert zu werden, eigeninitiativ zu helfen oder unbeteiligt zu bleiben, in Abhängigkeit von dem Anteil jüdischer Bevölkerung vor dem Krieg und der Machtausübung durch die Nationalsozialisten während des Krieges

9.7 Fazit

Das Gros der Literatur zur Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg betont die Bedeutung einer spezifischen altruistischen Persönlichkeit bzw. Identität, die eine Verpflichtung zur Hilfe gegenüber Menschen in Not nach sich zieht (Geras 1995; Monroe 1996; Monroe, Barton und Klingemann 1990; Monroe 1991; Monroe, Barton und Klingemann 1991; Oliner und Oliner 1988; Tec 1986). Von Seiten des RC-Ansatzes wurde dagegen die Rolle situationaler Faktoren betont, die gemeinsam mit den generellen Präferenzen der Akteure die jeweilige Konfiguration von Anreizen und Gelegenheiten und darüber die Entscheidung für oder gegen die Hilfeleistung bestimmen (Gross 1994, 1997; Opp 1997; Varese und Yaish 2000, 2005). Der entwickelten MFS-Erklärung zufolge enthalten beide Gruppen von Erklärungsansätzen wichtige Argumente, sind aber, für sich genommen, unzureichend.

Die MFS-Erklärung und die durchgeführten Analysen bestätigen zwar die zentrale Bedeutung einer stark ausgeprägten prosozialen Orientierung. Es konnte aber auch bei einer weniger stark ausgeprägten prosozialen Orientierung zur Hilfe kommen. Umgekehrt war eine sehr starke derartige Orientierung keine hinreichende Bedingung für Hilfeleistungen gegenüber Juden – nicht zuletzt aufgrund der häufig problematischen Definition der Situation und hohen Motivation zur Reflexion in dieser Hochkostensituation. Neben spontanen Rettungstaten gab es daher auch kalkulierte Entscheidungen zur Hilfe, denen eine Abwägung der erwarteten Nutzen und Kosten vorausging. Diese lassen sich durchaus im Rahmen eines weiten RC-Ansatzes erklären.

Die entwickelte MFS-Erklärung der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg widerspricht der von Monroe und Kollegen gezogenen Schlußfolgerung, der RC-Ansatz hätte zur Erklärung dieser Heldentaten nichts beizutragen (Monroe, Barton und Klingemann 1990: 340). Er liefert nur eine unvollständige, d.h. erst in ihrer Verallgemeinerung falsche Erklärung. Es gab spontane Entscheidungen zur Hilfe unter Ausblendung anderer Anreize, die sich im RC-Ansatz zumindest nicht ansatzimmanent erklären lassen. Wie gezeigt, kam es zu solch einer Ausblendung vor allem auch bei einer Konfrontation mit einem Hilfesuch.¹⁶¹ Von Hilfesuchen wurde angenommen, dass sie die Situation tendenziell zu definieren halfen, die Verpflichtung zur Hilfe aktivierten und die Reflexionsopportunitäten einschränkten. Zudem begünstigte eine stark ausgeprägte prosoziale Orientierung spontane Entscheidungen zur Hilfe.

Evidenz für derartig unhinterfragtes Handeln existierte bislang lediglich in qualitativer Form, basierend auf den retrospektiven Schilderungen der Retter von Juden. Die hier auf Basis des MFS durchgeführten Analysen bestätigen diese Vorstellung erstmals mit Hilfe multivariater statistischer Verfahren. Wie gezeigt, lässt sich für *alle* betrachteten Anreizvariablen ein Interaktionseffekt mit der prosozialen Orientierung oder mit dem Vorliegen eines Hilfesuchs feststellen. Die finanzielle Ressourcenausstattung, die Anzahl an Räumen, die Teilhabe am Widerstand, das Vorhandensein vieler Nachbarn und das wahrgenommene Risiko hatten einen starken Einfluss auf die Entscheidungen, sofern die Akteure keine sonderlich starke prosoziale Orientierung besaßen und mit keinem Hilfesuch

¹⁶¹ Es wäre daher falsch, in der Ausblendung von Kosten-Nutzen-Überlegungen notwendigerweise einen Ausweis moralisch höherwertigen Handelns zu sehen. Es ist alles andere als selbstverständlich, dass spontane Entscheidungen aufgrund derartiger situationaler Einflüsse „heldenhafter“ sind als überlegte Entscheidungen nach abwägendem Einbezug der möglichen Risiken. Für das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse an kausalen Erklärungen ist dies freilich ohnehin unerheblich.

konfrontiert wurden. Waren dagegen beide letztgenannten Bedingungen erfüllt, so ging von keiner der Anreizvariablen ein Einfluss auf die Entscheidung zur Hilfe aus.

Das Bild der Retter von Juden im Zweiten Weltkrieg, wie es von der MFS-Erklärung gezeichnet wird, ist somit deutlich komplexer als die bisher vorgebrachten Erklärungsansätze. Dass sich die spezifischen Interaktionshypothesen des MFS trotz aller Probleme der verwendeten Daten und des generellen Teststärkeproblems bestätigen, spricht für die entwickelte Erklärung. Andererseits bedeuten die Begrenzungen der Daten und die Unmöglichkeit neuer Stichprobenziehungen in diesem Anwendungsfall, dass alle angestellten Kausalschlüsse mit Unsicherheit behaftet sind und auf nicht überprüfbare Annahmen angewiesen bleiben.

Schließlich geht auch in dieser Anwendung die Verwendung nicht-experimenteller Querschnittsdaten mit der Möglichkeit von Alternativerklärungen einher. In Anwendungen des MFS wird dieses generelle Problem häufig dadurch relativiert, dass mögliche Alternativerklärungen nicht die spezifischen Muster statistischer Interaktionen plausibel machen können. Im vorliegenden Fall existiert jedoch eine potentielle Alternativerklärung, die wenigstens diskutiert werden sollte.

Wie bereits erwähnt, war die Konfrontation mit einem Hilfesuch selten ein zufälliges Ereignis, sondern häufig das Ergebnis einer bewussten Auswahl seitens der Fragenden. Statistisch bringt dies das Problem mit sich, dass Effekte des Vorliegens eines Hilfesuchs auch Effekte anderer, unbeobachteter Faktoren sein könnten, welche diese Auswahl anleiteten. Man könnte insbesondere annehmen, dass systematisch solche Personen um Hilfe gebeten wurden, welche günstige Gelegenheiten und hohe Anreize zur Hilfe besaßen.

Die durchgeführten Analysen konnten zwar nachweisen, dass einem Hilfesuch selbst dann nachgekommen wurde, wenn sonstige Anreize fehlten bzw. die Gelegenheiten zur Hilfe eher ungünstig waren (mit Ausnahme des nach wie vor bestehenden Effekts des wahrgenommenen Risikos). Dies gilt aber freilich nur für die gemessenen Anreiz- und Gelegenheitsindikatoren. Personen, die angesprochen wurden, besaßen möglicherweise andere, *nicht gemessene* Gelegenheiten oder Anreize zur Hilfe und wurden genau aus diesem Grund angesprochen – unterscheiden sich hierin also von den Nicht-Angesprochenen. In dem Ausmaß, in dem dies der Fall ist, könnte die Irrelevanz der gemessenen Anreize bei Vorliegen eines Hilfesuchs primär Ausdruck unbeobachteter Heterogenität und nicht Ausdruck eines automatisch-spontanen Modus sein. Aus verschiedenen Gründen erscheint es jedoch unwahrscheinlich, dass lediglich ein derartiger Selektionsprozess für das Verschwinden der Anreizeffekte verantwortlich ist:

Vor allem konnte eine Reihe zweifelsohne bedeutsamer Anreiz- und Gelegenheitsindikatoren gemessen und berücksichtigt werden. Es ist daher erstens wahrscheinlich, dass nicht beobachtete Gelegenheiten oder Anreize mit der finanziellen Ressourcenausstattung, der Anzahl an Räumen, der Teilhabe am Widerstand und der Existenz vieler Nachbarn korreliert waren. In dem Maße, in dem das der Fall ist, reduziert sich das Problem unbeobachteter Heterogenität erheblich.

Zweitens variierten mit den gemessenen Anreiz- und Gelegenheitsindikatoren die Höhe der Anreize zur Hilfe und die Günstigkeit der Gelegenheiten. Selbst wenn auch unabhängig von der Ausprägung der berücksichtigten Faktoren die prinzipielle Möglichkeit und Bereitschaft zur Hilfe bestand, dürften Entscheidungen im *rc*-Modus doch davon abhängig gewesen sein, *wie günstig* die Gelegenheiten und *wie hoch* die Anreize zur Hilfe waren. Dass keine Effekte mehr von diesen Variablen ausgehen, erscheint daher nicht vollständig durch die bewusste Auswahl der Angesprochenen erklärbar.

Drittens wird die weite Verbreitung spontaner Entscheidungen zur Hilfe auch durch die qualitative Evidenz gestützt (siehe bereits Kapitel 9.2.1). Und schließlich wäre die Annahme, es sei immer zu einer perfekten oder auch nur systematischen Auswahl gekommen ebenso unrealistisch wie die einer immer völlig zufälligen Auswahl. Es ist vielmehr von einer beträchtlichen Variation in den Umständen auszugehen, in denen es zu einem Hilfesuch kam. Gerade wenn keine kollektiven Rettungsaktionen organisiert wurden, sondern einzelne Juden oder jüdische Familien auf der Flucht nach einem Versteck suchten, kam es häufig zur spontanen Ansprache fremder Personen (siehe etwa die Berichte in Tec 1986: 40ff.).

Im Rahmen dieser Arbeit und angesichts der verfügbaren Daten stand die Überprüfung handlungstheoretischer Hypothesen im Vordergrund. Bereits die Analysen der Determinanten der Ansprache und der prosozialen Orientierung zeigen jedoch, dass die entwickelte Erklärung auf vielfältige soziale Prozesse verweist. Neben zeitlich weiter entfernten Sozialisationseinflüssen und dem Einfluss des politischen Kontexts in den jeweiligen Ländern sind insbesondere die jeweiligen lokalen Prozesse kollektiven Handelns von Interesse. Bereits Gross (1994) hat betont, dass die meisten Rettungsaktionen Fälle *kollektiven* Handelns waren. Dies widerspricht nicht der hier entwickelten MFS-Erklärung, denn auch bei einer Einbettung in kollektive Handlungszusammenhänge gab es in jedem Fall eine individuelle Entscheidung für oder gegen die Beteiligung an Hilfsaktionen. Die erklärenden Variablen der MFS-Erklärung können vielmehr als Schnittstellen zwischen den jeweiligen Mikro-Situationen und weiteren, im Hintergrund ablaufenden sozialen Prozessen angesehen werden.

Dies gilt etwa für die hier auch handlungstheoretisch zentrale Rolle der Ansprache, die in der Mehrzahl der Fälle nicht direkt durch die verfolgten Juden selbst, sondern durch „Mittelsmänner“ erfolgte. Letztere waren häufig in mehr oder weniger organisierte Helfer-Netzwerke eingebunden. Auf die Bedeutung der Auflösung möglicher Loyalitätskonflikte und der Normaktivierung bei einer Ansprache durch lokale Autoritäten wurde ebenfalls hingewiesen. Die MFS-Erklärung schließt hier unmittelbar an die Literatur an, welche

Framing-Prozesse als zentrale Erfolgsbedingungen sozialer Bewegungen betrachtet (Benford und Snow 2000). Gleiches gilt für die als relevant identifizierten Bestandteile der Gelegenheitsstruktur. Organisatoren kollektiver Rettungsaktionen konnten sowohl die zur Verfügung stehenden finanziellen Ressourcen als auch das wahrgenommene Risiko systematisch zu beeinflussen versuchen (Gross 1994: 467). Für eine umfassendere soziologische Analyse ist es daher in der Tat notwendig, moralische Motivationen in Verbindung mit nicht-moralischen Motivationen, situativen Faktoren und dem jeweiligen Mobilisierungskontext zu betrachten (Gross 1994: 467). Allerdings dürfen diese Aspekte nicht unverbunden nebeneinander gestellt, sondern müssen handlungstheoretisch in ihrer bedingten Wirksamkeit analysiert werden, um zu kausal adäquaten Erklärungen zu gelangen.

9.8 Methodischer Anhang: Multiple Imputation des wahrgenommenen Risikos

Für „unbeteiligte“ Befragte, also diejenigen Personen, die weder mit einem Hilfesuch konfrontiert, noch eigeninitiativ wurden, liegt keine Messung des generell wahrgenommenen Risikos oder des wahrgenommenen Risikos für die eigene Familie vor. Im Folgenden beschreibe ich die multiplen Imputationsverfahren, mit deren Hilfe diesen Fällen dennoch Werte(-verteilungen) auf diesen Variablen zugewiesen wurden. Das Ziel bestand darin, die Fallzahl und damit die Teststärke der Analysen möglichst hoch zu halten und gleichzeitig eine möglichst vollständige Analyse der Determinanten der Hilfeleistung zu ermöglichen. Das eingesetzte Verfahren wird als „multiple imputation by chained equations“ (kurz: MICE) bezeichnet (Royston 2005a, b; Van Buuren, Boshuizen und Knook 1999).

Bei multipler Imputation wird zunächst ein Regressionsmodell spezifiziert, mit dessen Hilfe Werte auf der zu imputierenden Variablen vorhergesagt werden können. In dieses sog. *Imputationsmodell* können selbstverständlich nur Fälle mit beobachteten Werten auf der zu imputierenden Variablen eingehen. Es kann aber – unter bestimmten Annahmen – dazu verwendet werden, Werte für diejenigen Fälle vorherzusagen, bei denen entsprechende Werte fehlen.

Im Gegensatz zu primitiveren Verfahren des Umgangs mit fehlenden Werten werden diese Imputationen nicht genauso wie gemessene Werte behandelt. Vielmehr wird berücksichtigt, dass die Vorhersagen auf Basis des Imputationsmodells mit Unsicherheit behaftet sind – wobei das Ausmaß der Unsicherheit von der Güte des Imputationsmodells abhängt. Dies wird erreicht, indem auf Basis der Fehlerstreuung des Imputationsmodells für jeden Fall eine *Vielzahl* von Imputationen vorgenommen wird. So entsteht eine Vielzahl vervollständigter

Datensätze, in denen die fehlenden Werte durch imputierte ersetzt sind. Im vorliegenden Anwendungsfall wurden fünfzig derart vervollständigte Datensätze erstellt, um den Einfluss zufälliger Schwankungen zu minimieren.

Für jeden dieser vervollständigten Datensätze wird nun das letztlich interessierende Regressionsmodell geschätzt. Man erhält so über die Vielzahl der Datensätze hinweg eine *Verteilung* geschätzter Regressionskoeffizienten und Standardfehler. Aus diesen Verteilungen lassen sich mit Hilfe von Rubin's Regeln für jeden Prädiktor jeweils ein mittlerer Regressionskoeffizient und ein mittlerer Standardfehler berechnen: Der resultierende Regressionskoeffizient entspricht dem arithmetischen Mittel seiner Verteilung über alle vervollständigten Datensätze. In seinen Standardfehler geht sowohl die Variation innerhalb jeder Imputation (gewöhnliche Schätzunsicherheit) als auch die zwischen den Imputationen (Unsicherheit durch Imputation) ein.

Multiple Imputation basiert auf der Annahme, dass das Fehlen der Werte aus einem Zufallsprozess resultiert (MAR = „missing at random“). Von zufällig fehlenden Werten kann im vorliegenden Anwendungsfall aber nicht ausgegangen werden, denn das wahrgenommene Risiko fehlt systematisch für all diejenigen Fälle, bei denen kein Hilfesuch vorlag und in denen es keine Eigeninitiative gab. Es kann daher nicht ohne Weiteres angenommen werden, dass die Risikowahrnehmung dieser Personen in gleicher Weise zustande kam wie die von Personen, die um Hilfe gebeten wurden oder eigeninitiiert halfen.

Bei der multiplen Imputation des wahrgenommenen Risikos auf Basis der Fälle mit gemessenen Werten muss daher zusätzlich die Selektivität dieser Teilstichprobe statistisch berücksichtigt werden. Dies geschieht mit Hilfe des bereits im vorherigen Abschnitt berichteten multinomialen logistischen Regressionsmodells (siehe Tabelle 33), das vorhersagt, ob es zu einem Hilfesuch, eigeninitiiert Hilfe oder weder dem einen noch dem anderen („unbeteiligt“) kam. Vor die Imputationsmodelle des wahrgenommenen Risikos wird somit gleichsam ein Selektivitätsmodell geschaltet. Die Wahrscheinlichkeit, mit einem Hilfesuch konfrontiert worden zu sein oder eigeninitiativ geholfen zu haben, lässt sich dann *innerhalb der Imputationsmodelle* für das wahrgenommene Risiko als zusätzliche unabhängige Variable berücksichtigen. Denn obwohl alle in das Imputationsmodell eingehenden Fälle entweder angesprochen oder eigeninitiativ wurden, hatten sie doch eine systematisch unterschiedliche hohe *Wahrscheinlichkeit* dafür.

Dies wird in Abbildung 19 deutlich, welche die vorhergesagte Wahrscheinlichkeit, mit einem Hilfesuch konfrontiert worden zu sein oder eigeninitiativ geholfen zu haben, zwischen den Fällen, in denen das eine oder andere eintrat, und den „unbeteiligten“ Fällen vergleicht. Einerseits unterscheiden sich die Verteilungen deutlich. Die vorhergesagte Wahrscheinlichkeit liegt bei Fällen mit Hilfesuch oder eigeninitiiert Hilfe realistischere durchschnittlich deutlich höher. Andererseits überschneiden sich die

Verteilungen hinreichend, um die angestrebte multiple Imputation vornehmen zu können. Das heißt, es existieren genügend Fälle mit Hilfesuch oder eigeninitiiertes Helfen, bei denen dies eigentlich relativ unwahrscheinlich war, sowie genügend „unbeteiligte“ Fälle, bei denen eine Ansprache oder eigeninitiiertes Helfen durchaus wahrscheinlich gewesen wäre.

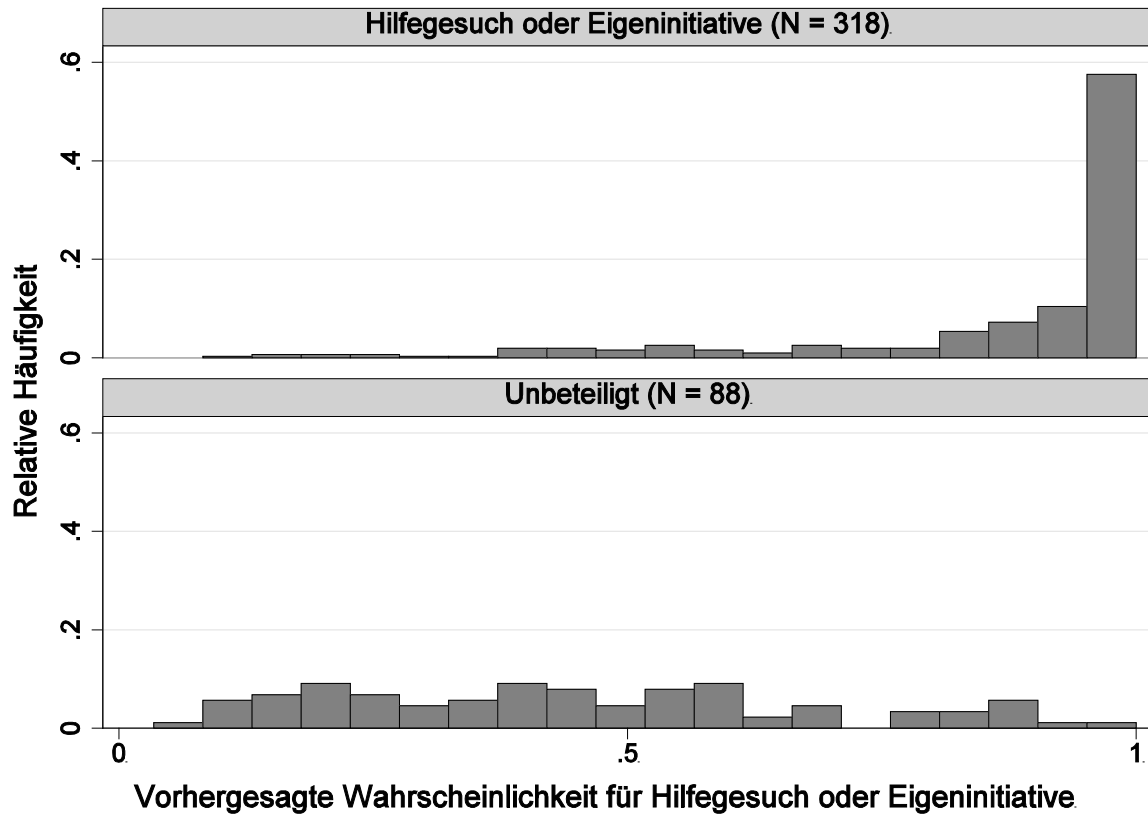


Abbildung 19: Verteilung der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit, mit einem Hilfesuch konfrontiert oder eigeninitiativ zu werden, für unbeteiligte Fälle und Fälle mit Hilfesuch oder Eigeninitiative

Indem der Einfluss dieser vorhergesagten Wahrscheinlichkeiten in den Imputationsmodellen statistisch heraus partialisiert wird, soll im Rahmen der multiplen Imputation der Risikoindikatoren für die Selektivität der Teilstichprobe mit Risikomessung im Vergleich zur Gesamtstichprobe kontrolliert werden.

Wie Heckman gezeigt hat, sind Verzerrungen durch Selektivität äquivalent zu Fehlspezifikationen durch Nicht-Berücksichtigung eines relevanten Prädiktors (Heckman 1979). Durch Einschluss einer geeigneten *Transformation* der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit kann die andernfalls bestehende Korrelation zwischen dem Fehlerterm und den anderen Prädiktoren prinzipiell wieder orthogonalisiert werden. Für den Fall, dass das substantiell interessierende Modell eine lineare Regression ist, hat Heckman die geeignete

Transformation der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit hergeleitet (die sog. inverse Mills ratio). Für den hier vorliegenden Anwendungsfall, in dem zuerst eine multinomiale logistische Regression als Selektivitätsmodell und danach eine ordinale logistische Regression als substantiell interessierendes Modell geschätzt werden müssen, existiert jedoch bislang keine theoretisch abgesicherte Vorgehensweise.¹⁶²

Analog zum Vorgehen in anderen Studien (z.B. Morgan und Sorensen 1999) wurde daher getestet, ob die Selektionskorrektur eine nicht-lineare Transformation der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit erfordert. Diese Robustheitsanalysen ergaben jedoch keine statistisch signifikanten Hinweise auf einen derartigen nicht-linearen Einfluss.¹⁶³ Zudem erwiesen sich die Ergebnisse der letztendlich interessierenden Hypothesentests als robust gegenüber derartigen Variationen. Der einfacheren Interpretierbarkeit halber werden daher lediglich die Resultate unter Einschluss der (nicht-transformierten) vorhergesagten Wahrscheinlichkeit berichtet.

Die Spezifikation des Selektivitätsmodells und der Imputationsmodelle erfolgte auf Basis von Plausibilitätserwägungen und einer Vorinspektion potentiell einflussreicher Prädiktoren (vgl. Van Buuren, Boshuizen und Knook 1999: 687). Im Rahmen letzterer wurden Prädiktoren ohne jegliche Erklärungskraft (Regressionskoeffizient nahe null) und mit extrem hohem Anteil fehlender Werte ausgeschlossen. Eine Optimierung der Regressionsmodelle unter Einbezug des Kriteriums statistischer Signifikanz (sog. „model trimming“) wurde dagegen bewusst *vermieden*, da dies bekanntlich zu einer Überanpassung an die Stichprobe und darüber zu Verzerrungen führt. Dies gilt gerade auch im Kontext von Selektivitätsmodellen, mit deren Hilfe die Wahrscheinlichkeit einer Selektion vorhergesagt werden soll (Rubin und Thomas 1996).

¹⁶² Die jüngst entwickelten Verfahren (Greene 2006; Miranda und Rabe-Hesketh 2006) sind hier nicht anwendbar, da sie auf der Maximierung einer gemeinsamen Likelihood-Funktion beruhen. Da das in unserem Kontext substantiell interessierende Regressionsmodell (des wahrgenommenen Risikos) ein multiples Imputationsmodell darstellt, ist ein sog. two-step-Verfahren, in dem zuerst das Selektivitätsmodell separat geschätzt wird, unumgänglich.

¹⁶³ Erstens wurde auf Basis des multinomialen Selektivitätsmodells die inverse Mills ratio berechnet und als Prädiktor in den Imputationsmodellen verwendet. Theoretisch ist dies jedoch (unter der Annahme bivariat normalverteilter Fehlerterme) nur gerechtfertigt, wenn das substantiell interessierende Modell eine lineare Regression ist. Eine Übertragung auf andere Modelle ist zwar weit verbreitet, aber nicht begründet (Bushway, Johnson und Slocum 2007). Zweitens wurde daher eine nicht-lineare Transformation der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit eines Hilfesuchs in Form von bis zu drei Prädiktoren berücksichtigt. Diese Transformation wurde mit Hilfe des sehr flexiblen fracpoly-Verfahrens (siehe StataCorp. 2007) so gewählt, dass sie am besten auf die Daten passt. Allerdings ergab auch dieses Verfahren einen weitgehend linearen Einfluss und entsprechend keine statistisch signifikante Verbesserung gegenüber dem Einschluss der nicht-transformierten Wahrscheinlichkeit.

Alle verwendeten Variablen, die nicht bereits in die Hauptanalysen eingingen (siehe Tabelle 21), sind in Tabelle 35 am Ende dieses methodischen Anhangs aufgeführt. Mit wenigen Ausnahmen gehen alle im Selektivitätsmodell berücksichtigten Prädiktoren auch in die Imputationsmodelle des wahrgenommenen Risikos ein. Die Ausnahmen dienen als sog. *Exklusionsrestriktionen*, denen bei der statistischen Modellierung von Selektivität eine zentrale Rolle zukommt. Dies sind Variablen, von denen angenommen werden kann, dass sie zwar die Selektion beeinflussen, nicht aber die substantiell interessierende abhängige Variable (Bushway, Johnson und Slocum 2007: 163ff.). In unserem Anwendungskontext geht es also um Variablen, welche bestimmen, ob man unbeteiligt blieb (im Unterschied zur Konfrontation mit einem Hilfesuch oder eigeninitiiertes Hilfe), *ohne* mit systematisch unterschiedlichem wahrgenommenen Risiko einherzugehen. Beispielsweise kommen Indikatoren objektiv günstiger Gelegenheiten zur Hilfe *nicht* in Frage, da sie nicht nur Hilfesuche oder Eigeninitiative wahrscheinlicher gemacht haben dürften, sondern theoretisch bei besseren Gelegenheiten auch mit einer durchschnittlich niedrigeren subjektiven Risikowahrnehmung zu rechnen ist. Geeignet sind dagegen Variablen, die ausschließlich mit der Präferenz oder generellen Disposition zur Hilfeleistung zusammenhängen.

Auf Basis dieser Überlegung erscheint es theoretisch gerechtfertigt, für die folgenden drei Variablen von der gesuchten Beziehungsstruktur auszugehen: Erstens dürfte die generelle *Hilfsbereitschaft* in der Kindheit damit korrelieren, ob man eigeninitiativ oder angesprochen wurde und wie man sich im Falle eines Hilfesuchs verhielt. Indes besteht kein Grund anzunehmen, dass hilfsbereitere Personen die Situation generell als riskanter oder weniger riskant einschätzten. Gleiches gilt zweitens für die Selbsteinschätzung des Befragten, inwieweit er bereits in seiner Kindheit fähig war, Verantwortung zu übernehmen (*Verantwortungsvoll*). Auch diese Disposition steht theoretisch in keinem direkten Bezug zur Risikowahrnehmung, wohl aber zur Wahrscheinlichkeit, eigeninitiiert zu helfen oder angesprochen zu werden.¹⁶⁴ Drittens wurden die Antworten auf die Frage verwendet, ob der Befragte bereits vor Kriegsbeginn außergewöhnliches Hilfeverhalten gezeigt habe (*Früheres Hilfeverhalten*). Die Risikowahrnehmung könnte höchstens durch die spezifischen Erfahrungen bei diesem früheren Hilfeverhalten geprägt sein. Da diese Erfahrungen jedoch

¹⁶⁴ Auf Basis des gleichen Arguments könnte auch die prosoziale Orientierung als Exklusionskriterium verwendet werden. Dies ist allerdings nicht möglich, da dieser Prädiktor aus anderen Gründen auch bei der Imputation des wahrgenommenen Risikos berücksichtigt werden muss (siehe dazu noch unten).

stark variiert haben dürften, ergibt sich theoretisch wiederum keine eindeutige Einflussrichtung auf das wahrgenommene Risiko.

Mit Ausnahme dieser drei Exklusionskriterien gehen alle im Selektivitätsmodell verwendeten Prädiktoren auch in die Imputationsmodelle des wahrgenommenen Risikos ein. Umgekehrt wird jedoch eine Reihe von Variablen ausschließlich als Prädiktoren des Risikos verwendet, da sie sich im Selektivitätsmodell sowohl substantiell als auch bivariat als vernachlässigbar erwiesen. Dies sind das Alter im Quadrat (zur Modellierung eines nicht-linearen Einflusses auf die Risikowahrnehmung), Merkmale des familiären Kontextes während der Kindheit (Alleinerziehender Vater, Geschwisteranzahl, Jüngere Geschwister), die Stellung im Haushalt während des Krieges (Hauptverdiener), der Wohnort (Stadt), die Identifikation mit Juden und das Vorhandensein jüdischer Nachbarn. Wie bereits erläutert, wurde zum Zwecke der Selektivitätskorrektur zudem die vorhergesagte Wahrscheinlichkeit, nicht unbeteiligt gewesen zu sein ($\text{Prob}(\text{„nicht unbeteiligt“})$), mit aufgenommen. Auch wurde für das tatsächliche Vorliegen eines Hilfesuchts kontrolliert, um die diesbezügliche Heterogenität der Teilstichprobe mit Risikomessung zu berücksichtigen. Hervorzuheben sind schließlich zwei weitere Prädiktoren, denen eine besondere statistische Bedeutung im Rahmen der multiplen Imputation zukommt: Das eigene Hilfeverhalten sowie ein Produktterm zwischen dem eigenen Hilfeverhalten und der prosozialen Orientierung.¹⁶⁵

Dass in die Imputationsmodelle des wahrgenommenen Risikos als Prädiktor auch das Hilfeverhalten selbst eingeht, mag auf den ersten Blick zirkulär erscheinen. Denn im letztendlich substantiell interessierenden Regressionsmodell geht es ja darum, das Hilfeverhalten *umgekehrt* durch das wahrgenommene Risiko zu erklären. Tatsächlich besteht aber keine Zirkularität, da keine bedingten Mittelwerte imputiert werden, sondern (mehrfach) Zufallswerte auf Basis der bedingten (posterior-)Verteilung gezogen werden (Little und Rubin 2002: 66). Zu Verzerrungen käme es im Gegenteil dann, wenn die letztlich interessierende abhängige Variable *nicht* als Prädiktor in die Imputationsmodelle aufgenommen würde (Little 1992: 1235).

Ebenso ist bei der Imputation zu berücksichtigen, dass theoretisch Grund zu der Annahme besteht, dass die prosoziale Orientierung die Beziehung zwischen dem wahrgenommenen Risiko und dem Hilfeverhalten moderiert. Das macht es notwendig, bei der Imputation des wahrgenommenen Risikos einen analogen Interaktionseffekt zwischen dem Hilfeverhalten

¹⁶⁵ Das Vorliegen eines Hilfesuchts sowie teilweise das eigene Hilfeverhalten gingen in das Selektivitätsmodell der Ansprache allerdings bereits in Form der kategorialen abhängigen Variablen ein.

und der prosozialen Orientierung zu modellieren.¹⁶⁶ Bei der Imputation fehlender Werte auf anderen Anreizvariablen wurde daher zusätzlich auch noch ein Produktterm zwischen dem Vorliegen eines Hilfesuchens und dem Hilfeverhalten berücksichtigt.

Für das generelle wahrgenommene Risiko und das Risiko für die eigene Familie wurden getrennte Imputationsmodelle spezifiziert. Es ist davon auszugehen, dass diese Indikatoren teilweise unterschiedliche Korrelate aufweisen. Zudem sollte identisch vorgegangen werden wie bei Fällen mit gemessenen Werten. Auch die imputierten Werte auf den beiden Risiko-Indikatoren wurden daher erst im Nachhinein zu einem ungewichteten additiven Index zusammengefasst. Dies geschah wiederum nur bei Fällen mit Familienangehörigen im Haushalt. Ansonsten wurde nur das generell wahrgenommene Risiko verwendet. Bei Fällen mit fehlenden Werten auf nur einem der beiden Risikoindikatoren wurde nur die vorhandene Risikomessung verwendet.

Tabelle 34 enthält die Ergebnisse der Imputationsmodelle für die beiden Risikoindikatoren. Da wiederum bewusst keine Modellselektion nach statistischen Signifikanzkriterien vorgenommen wurde, ist die überwiegende Zahl der Koeffizienten statistisch insignifikant. Konsistente, statistisch signifikante Effekte auf *beide* Risikoindikatoren gehen von drei Prädiktoren aus: Je mehr finanzielle Ressourcen dem Haushalt des Befragten zur Verfügung standen, umso geringer war das wahrgenommene Risiko. Die Existenz vieler Nachbarn erhöhte dagegen das wahrgenommene Risiko. Eine systematisch niedrigere Risikowahrnehmung hatten interessanterweise Befragte, die nur mit ihrem Vater aufwuchsen. Daneben ergeben sich eine Reihe einzelner signifikanter Zusammenhänge für das generelle bzw. das für die eigene Familie wahrgenommene Risiko.

¹⁶⁶ Dadurch wird zugelassen, dass die Beziehung zwischen Hilfeverhalten und wahrgenommenem Risiko je nach Ausprägung der prosozialen Orientierung variiert. Andernfalls würden möglicherweise bestehende Interaktionseffekte systematisch unterschätzt. Es läge also eine Fehlspezifikation des multiplen Imputationsmodells vor. Dies könnte das Ergebnis einer aktuellen Monte-Carlo-Studie zur hier verwendeten Methode erklären, der zufolge Nicht-Linearitäten von allen getesteten Imputationsverfahren verdeckt wurden (Hardt und Görge 2008).

Tabelle 34: Prädiktoren des generellen und für die eigene Familie wahrgenommenen Risikos
(Ordinale logistische Regressionen)

	Risiko generell		Risiko Familie	
Prob(„nicht unbeteiligt“)	1.32	(1.56)	-0.68	(1.40)
Hilfesuch	-0.16	(0.39)	0.11	(0.41)
Hilfeverhalten	-3.31*	(1.52)	-0.78	(1.54)
Prosoz. Orientierung (PO)	-0.93	(2.36)	-0.41	(2.44)
Hilfeverhalten × PO	1.74	(2.34)	-0.35	(2.28)
Frau	0.09	(0.36)	-0.02	(0.46)
Alter (in Jahren)	-0.03	(0.14)	-0.20	(0.15)
Alter quadriert	0.00	(0.00)	0.00	(0.00)
abgeschl. Studium	0.19	(0.48)	-0.57	(0.54)
abgeschl. Gymnasium	0.38	(0.52)	0.05	(0.54)
abgeschl. Lehre	-0.50	(0.54)	0.15	(0.50)
Partner im HH	0.07	(0.60)	0.48	(0.57)
Kinder im HH	0.79+	(0.47)	0.12	(0.51)
Hauptverdiener	-0.22	(0.35)	-0.74+	(0.40)
Frühere Überzeugungstaten	0.44	(0.38)	1.36**	(0.47)
Früheres polit. Engagement	0.34	(0.46)	0.78+	(0.42)
Früheres Risikoverhalten	-0.08	(0.44)	0.46	(0.49)
Selbstvertrauen	0.84	(0.59)	-0.24	(0.67)
Nur Vater	-3.43**	(1.07)	-3.86**	(1.03)
Anzahl Geschwister	-0.05	(0.08)	-0.08	(0.08)
Jüngere Geschwister	0.09	(0.39)	0.51	(0.41)
#Räume	-1.01	(0.69)	0.05	(0.73)
Finanzielle Ressourcen	-3.30**	(0.93)	-1.75+	(0.93)
Viele Nachbarn	0.94*	(0.44)	0.89+	(0.50)
Stadt	0.10	(0.41)	-0.44	(0.45)
Kontakt zu Juden	-0.21	(0.41)	0.10	(0.38)
Misshandlungen: Wahrgenommen	-0.20	(0.43)	-0.85+	(0.50)
Erlitten	0.50	(0.56)	0.15	(0.52)
Identifikation mit Juden	1.17*	(0.46)	0.44	(0.38)
Jüdische Nachbarn	-0.86*	(0.40)	-0.11	(0.39)
Widerstand	0.60	(0.46)	0.06	(0.45)
Widerstand/Hilfe in Familie	-0.88*	(0.43)	-0.05	(0.36)
Befehlszone	0.10	(0.71)	2.53**	(0.74)
SS-Zone	-1.50+	(0.80)	3.22**	(0.81)
%Jüdische Bevölkerung	0.16	(0.25)	0.28	(0.32)
SS-Zone × %JB	1.10	(2.37)	-2.08	(2.92)
τ_1	-5.05+	(2.86)	-4.11	(2.94)
τ_2	-4.27	(2.84)	-3.67	(2.94)
τ_3	-2.96	(2.83)	-2.54	(2.91)
N	406		406	

Anmerkungen: Logit-Koeffizienten; in Klammern: robuste Standardfehler mit Berücksichtigung der Cluster
+ $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$ (zweiseitige Tests)

Das generelle wahrgenommene Risiko war tendenziell höher bei ausgeprägter Identifikation mit den Juden und sofern Kinder im Haushalt lebten. Es war dagegen durchschnittlich niedriger bei Befragten mit jüdischen Nachbarn und solchen, deren Familienangehörige im Widerstand aktiv waren oder Juden halfen, sowie tendenziell, je mehr Räume zur Verfügung standen. Bei Fällen, in denen es zur Hilfeleistung kam, war das wahrgenommene Risiko durchschnittlich geringer, sofern eine geringe prosoziale Orientierung vorlag.

Das wahrgenommene Risiko für die eigene Familie war höher bei Befragten, die sich in ihrer Kindheit für ihre Überzeugungen eingesetzt hatten (frühere Überzeugungstaten) oder sich politisch engagiert hatten. Zudem war es durchschnittlich höher bei einer umfassenderen Kontrolle des Landes durch die Nazis. Es war dagegen durchschnittlich niedriger bei Befragten, die Hauptverdiener ihres Haushalts waren, und solchen, die Misshandlungen durch die Nazis wahrgenommen hatten.

Von der vorhergesagten Wahrscheinlichkeit eines Hilfesuchs oder eigeninitiiertem Helfen geht in beiden Modellen kein statistisch signifikanter Einfluss aus. Daraus sollte allerdings nicht geschlossen werden, dass die Selektivitätskorrektur unnötig oder nicht erfolgreich war. Bei Standardanwendungen statistischer Selektivitätskorrektur bleibt die Stichprobe, in der das letztlich interessierende Modell geschätzt wird, selektiv und es wird durch einen entsprechenden Term (im klassischen Anwendungsfall: die sog. inverse Mills ratio) für diese Selektivität statistisch kontrolliert. Im hier vorliegenden Anwendungskontext trifft diese Beschreibung dagegen lediglich *im Prozess* der multiplen Imputation der Risikoindikatoren zu: Die schrittweise und wiederholte Vorhersage von Risikowerten berücksichtigt die Selektivität der Teilstichprobe, auf der diese Vorhersage beruht. Ist diese multiple Imputation dagegen *abgeschlossen* – wie in den in Tabelle 34 dargestellten Modellen –, so ist von keiner Selektivität mehr auszugehen, da nun auch diejenigen Fälle in das Modell eingehen, für die keine Risikomessung vorliegt.

Neben dem konsistenten und starken Einfluss der Existenz vieler Nachbarn, der finanziellen Ressourcen und des Aufwachsens bei einem alleinerziehenden Vater ergibt sich somit ein relativ disparates Bild unterschiedlicher und nicht immer leicht zu interpretierender Zusammenhänge. Allerdings geht es hier auch nicht um eine theoriegeleitete Erklärung der Risikowahrnehmung, sondern um eine multivariate Abbildung der in den Daten bestehenden Zusammenhänge zum Zwecke der Imputation fehlender Werte.

In Abbildung 20 ist für beide Risiko-Indikatoren die Verteilung der beobachteten Werte der Verteilung der imputierten Werte (über alle fünfzig Datensätze hinweg) gegenübergestellt. An der weitgehenden Übereinstimmung der Verteilungen wird deutlich, dass die multiple Imputation fehlende Werte durch realistische Werteverteilungen ersetzt (im Gegensatz zu primitiveren Imputationsverfahren).

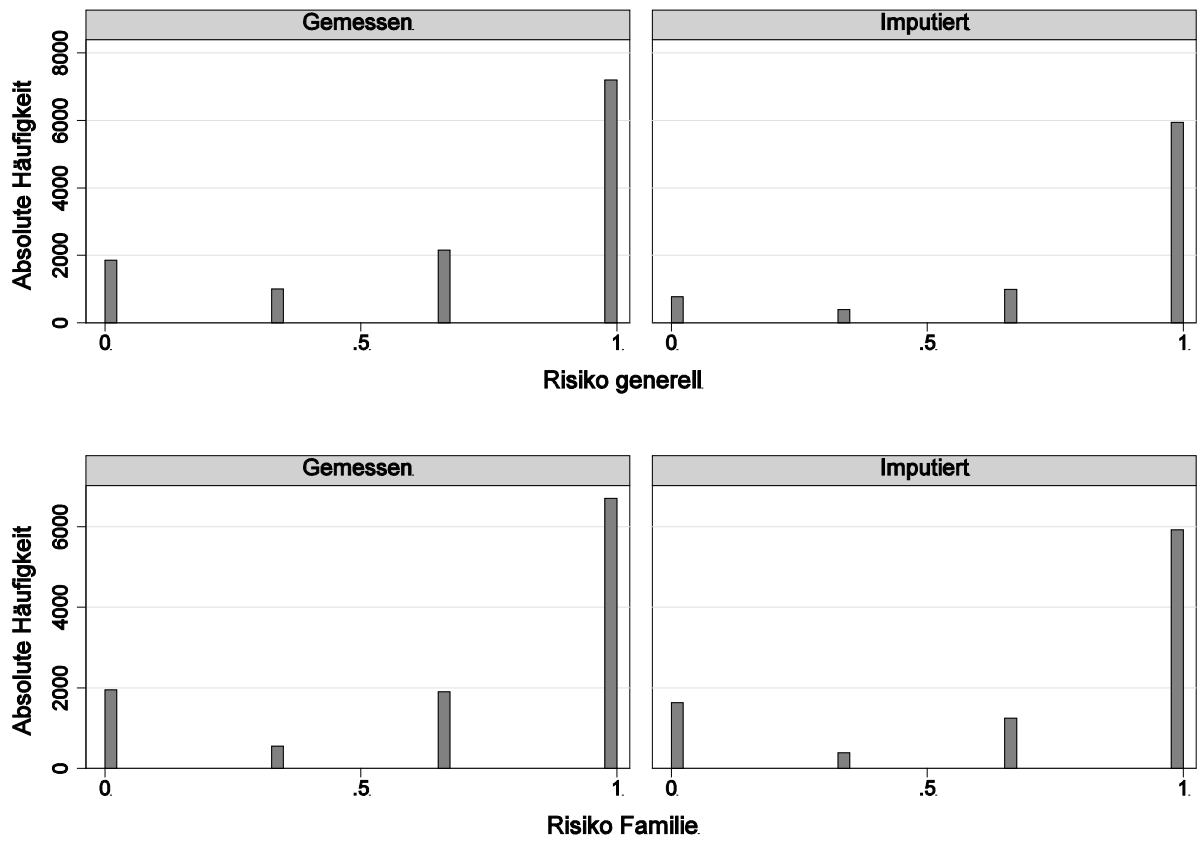


Abbildung 20: Verteilungen der gemessenen und imputierten Werte auf den beiden Indikatoren des wahrgenommenen Risikos

Tabelle 35: Überblick über die zusätzlichen, bei der Regression der prosozialen Orientierung und im Rahmen der Imputation des wahrgenommenen Risikos verwendeten Variablen

Label	Frage ¹	Kodierung	Mittelwert (Std.abw.)	Fehlende Werte: Absolut (%)
Zusätzliche Variablen der Regression der prosozialen Orientierung (Analysestichprobe mit N = 289):				
<i>Aufgewachsen in Stadt</i>	„Did you live in a large city, a middle city, a small city a village, or did you live on an isolated farm when you were growing up?“ A4	1 = „large/middle/small city“ 0 = „village“ oder „farm“	.75	
<i>Intakte Herkunftsfamilie</i>	„Now, I would like you to think of your home when you were ten years old. [...] Were your father and mother both living in your home when you were 10?“ A6	1 = „yes“ 0 = „no“	.95	
<i>Enge Familienbeziehungen</i>	„How would you describe the relationship between the members of your family when you were growing up. In general, would you say your family was very close, somewhat close, not very close or not close at all?“ A14	1 = „very close“ 0.75 = „somewhat close“ 0.25 = „not very close“ 0 = „not close at all“	.89 (.21)	
<i>Laissez-faire Erziehungsstil</i>	„Did your mother (B23)/father (B33) ever discipline you? That is, did your mother/father ever tell you that you did something wrong or keep you from having things that you wanted, or did she/he ever scold you or strap you?“	1 = Weder Mutter noch Vater 0 = Ansonsten	.15	
<i>Gefühlte Nähe zu Eltern</i>	„How close did you feel to your mother (B21)/father (B31) when you were growing up? Would you say that you were very close, somewhat close, not very close, or not close at all?“	1 = „very close“ 0.75 = „somewhat close“ 0.25 = „not very close“ 0 = „not close at all“ Ungewichteter Index aus beiden Items (0-1-kodiert)	.82 (.21)	
<i>Christliche Bildung</i>	„What kind of elementary school (C2) / gymnasium (C3a) did you attend? Was it Protestant, Catholic, nonsectarian, or something else“	1 = Protestantische oder katholische Grundschule <i>und</i> Gymnasium 0 = Ansonsten	.16	
<i>Protestantisch Katholisch</i>	„What was your religious affiliation during the time you were growing up? Were you a Protestant, a Catholic, did you belong to some other religion, or what?“ C8	<i>Protestantisch</i> (= 1) <i>Katholisch</i> (= 1) Ref.Kat.: „no/other religion“	.37 .56	
<i>Klassenheterogene Freunde</i>	„Were any of your close friends different from you in social class?“ C15	1 = „yes“ 0 = „no“	.50	

Fortsetzung von vorhergehender Seite

Zusätzliche Variablen im Rahmen der Imputation des wahrgenommenen Risikos (Analysestichprobe mit N = 406):

Persönliche Eigenschaften:	„Now I would like to name some personal qualities. For each quality listed on page 7, I'd like to know if you thought that you had the quality very much, somewhat, not very much, or not at all <i>when you were growing up.</i> “ C18	1 = „very much“ 0.67 = „somewhat“ 0.33 = „not very much“ 0 = „not at all“		
<i>Selbstvertrauen</i>	- “Self-confidence“ C18b		.67 (.31)	15 (3.69)
<i>Verantwortungsvoll</i>	- “Able to take responsibility“ C18d		.84 (.25)	5 (1.23)
<i>Hilfsbereitschaft</i>	- “Helpful to others“ C18h		.91 (.17)	10 (2.46)
<i>Kontakt zu Juden</i>	„Did you [your husband/wife] have any Jewish colleagues or coworkers in your [his/her] job?“ D11b [D3b]	1 = mindestens einer dieser Kontakte besteht 0 = kein Kontakt	.59 (.49)	0 (0.00)
<i>Frühere Überzeugungstaten</i>	„Did you [your husband/wife] have any Jewish friends before the war?“ D12 [D4] „Now I would like you to think about things that you may have done that were out of the ordinary, either while you were growing up or before the war. First of all, at any time in your life before the war, did you ever do anything unusual to stand up for your beliefs? For example, did you ever fight someone for something you believed in, or did you lose friends for standing up for what you believed in?“ D17	1 = „yes“ 0 = „no“	.32	18 (4.43)
<i>Früheres Hilfeverhalten</i>	„At any time in your life before the war, did you ever do anything unusual to help other people? For example, did you work as a volunteer in your community or in a hospital, or did you take a child into your home?“ D18	1 = „yes“ 0 = „no“	.30	7 (1.72)
<i>Früheres polit. Engagement</i>	„At any time in your life before the war, did you ever do anything unusual to defend or support your country? For example, were you active in any kind of political youth or student group?“ D19	1 = „yes“ 0 = „no“	.26	10 (2.46)
<i>Früheres Risikoverhalten</i>	„At any time in your life before the war, did you ever do anything unusual that was risky or adventurous?“ D20	1 = „yes“ 0 = „no“	.23	12 (2.96)
<i>Identifikation mit Juden</i>	„People sometimes think of others as being <i>like or unlike</i> themselves. [...] I would like you to think back to the time before the war. For each group of people, I'd like you to tell me what you thought of those people before the war. In general, did you think the people were very much like you, somewhat like you, not very much like you, or not like you at all?“ D21 „Jews“ D21f	1 = „Jews very much like me“ 0 = Ansonsten	.36	53 (13.05)
<i>Ausmaß deutscher Kontrolle:</i>	„Where were you living when the war broke out in your country? Which town and which country?“ E3	SS-Zone (= 1) Befehlszone (= 1) Ref.Kat.: Kolonialzone	.52 .33	0 (0.00)
<i>SS-Zone</i>				
<i>Befehlszone</i>				

Fortsetzung von vorhergehender Seite

%Jüdische Bevölkerung	„Where were you living when the war broke out in your country? Which town and which country?“ E3	Anteil der jüdischen Bevölkerung in Prozent	3.78 (4.11)	0 (0.00)
Erlittene Misshandlungen	„Were there any times, other than those you may have already told me about, when you, personally, were mistreated by the Nazis?“ E56	1 = „yes“ 0 = „no“	.20	14 (3.45)
Wahrgenommene Misshandlungen	„Were there any times, other than those you may have already told me about, when you witnessed or heard about mistreatment of Jews by the Nazis?“ E57	1 = „yes“ 0 = „no“	.63	12 (2.96)
Widerstand/Hilfe in Familie	„Did your father or mother or any of your brothers or sisters engage in any kind of helping or resistance activities during the war?“ E59	1 = „yes“ 0 = „no“	.48	8 (1.97)
Haushaltstyp:	„Now I would like to make a list of the people who were living in your house <i>when the war broke out in your country.</i> “ E69a; Angabe der Beziehung aller Personen zum Befragten E69b	Partner im HH (= 1) Kinder im HH (= 1) Ref.Kat.: weder Partner noch Kinder im HH	.15 .37	58 (14.29)
Hauptverdiener	„Who was the head of your household? That is, who was the main breadwinner or wage earner?“ E69c	1 = Befragter 0 = Ansonsten	.36	0 (0.00)
Nur Vater	„Now, I would like you to think of your home when you were 10 years old. [...] Were your father and mother both living in your home when you were 10?“ A6	1 = Nur mit Vater 0 = Ansonsten	.03	0 (0.00)
Anzahl Geschwister	Summe der Anzahl älterer Brüder (A7a), älterer Schwestern (A7b), jüngerer Brüder (A8a) und jüngerer Schwestern (A8b)	15 Ausprägungen (0-1-kodiert): 0,1,2,3,...,13, 14	2.97 (2.57)	4 (0.99)
Jüngere Geschwister	„Did you have any younger brothers or sisters living with you when you were 10?“ A8	1 = „yes“ 0 = „no“	.63	4 (0.99)
Prob(„nicht unbeteiligt“)	Auf Basis des Selektivitätsmodells (mit Imputation) in Tabelle 33 vorhergesagte Wahrscheinlichkeit, nicht unbeteiligt gewesen zu sein, d.h., angesprochen worden zu sein oder eigeninitiativ geholfen zu haben.		.78 (.27)	0 (0.00)

Anmerkungen: ¹Die Identifikationsnummern der Fragen markieren ihre Position im Fragebogen (durchgängige Nummerierung innerhalb der Abschnitte A-E) (siehe Oliner und Oliner 1988: Appendix C).

10 Sozialtheoretische Implikationen und Potential des Modells der Frame-Selektion

In den dargestellten empirischen Analysen stand der Test der situationaler und handlungstheoretischer Mechanismen (Hedström und Swedberg 1998) im Vordergrund. Im Folgenden geht es nun darum, weiter gehende Anwendungsmöglichkeiten des MFS im Rahmen des Makro-Mikro-Makro-Modells der soziologischen Erklärung aufzuzeigen. Die Bedeutung der Handlungstheorie im Makro-Mikro-Makro-Modell wurde bereits in Kapitel 2 herausgearbeitet. Aus zwei Gründen wird das MFS dieser Bedeutung in besonderem Maße gerecht: Erstens erlaubt es unterschiedlich komplexe Handlungserklärungen zu entwickeln, je nach Fragestellung, Erkenntnisinteresse und Datenlage. Mit anderen Worten genügt es durch seine Komplexität und sein Potential zu systematischen Vereinfachungen dem Kriterium der Modulierbarkeit. Zweitens lässt sich in MFS-Erklärungen eine Vielzahl handlungsleitender Faktoren berücksichtigen. Dadurch ist das MFS *sozialtheoretisch* weitgehend neutral. Es ließe sich beispielsweise in gleichem Maße als Mikrofundierung von Konflikttheorien, Diskurstheorien, Ungleichheitstheorien oder Differenzierungstheorien verwenden. Auch in der Frage, ob in einem bestimmten sozialen Kontext Interessen, Institutionen oder Ideen am wirkmächtigsten sind, legt es sich nicht fest. Im Folgenden veranschauliche ich die Anwendungsmöglichkeiten des MFS zur Analyse sozialer Prozesse und diskutiere seine sozialtheoretische Offenheit am Beispiel des Konzepts der sozialen Produktionsfunktionen.

In den ersten Abschnitten dieses Kapitels geht es vor allem auch darum, die Logik der Aggregation systematisch mit einzubeziehen. Konkret wird anhand relativ einfacher Beispiele veranschaulicht, wie und mit welchem Gewinn das MFS die Analyse von Interaktionssequenzen im Rahmen des im Makro-Mikro-Makro-Modells anzuleiten vermag (Abschnitt 10.1). Einige generelle Überlegungen zu sozialem Framing als Interaktionsprozess hat bereits Esser vorgelegt (Esser 1999c: 167ff.; Esser 2001: Kap. 12). Anschließend daran geht es hier um die Veranschaulichung konkreter Anwendungsmöglichkeiten. Zudem lassen sich bei dieser Gelegenheit eine Reihe möglicher prima-facie Einwände gegen das MFS entkräften, wie sie insbesondere von Seiten interaktionistischer, praxistheoretischer oder systemtheoretischer Ansätze nahe liegen mögen. In einem zweiten Abschnitt (10.2) wird der Frage nachgegangen, auf welche Weise die hier entwickelte Handlungstheorie mit dem institutionentheoretischen Konzept der sozialen Produktionsfunktionen kompatibel ist, wie

also der Zusammenhang zwischen „subjektiver“ und „objektiver“ Definition der Situation gefasst werden sollte.

10.1 Soziales Framing als Interaktionsprozess

10.1.1 Kollektive Situationsdefinitionen als unintendierte Folge absichtsvollen Handelns: Ein Beispiel

Aus der Perspektive interaktionistischer und praxistheoretischer Arbeiten *scheinen* mit dem MFS eine Reihe immanenter Weichenstellungen verbunden zu sein, die eine limitierte Sicht des Sozialen implizieren. Dazu zählen der Fokus auf *punktueller* Handlungsselektionen, auf Selektionen aus *vorab festliegenden* Alternativen (wie Frames und Skripten) sowie die weitgehende Ausblendung der *Materialität* des Handelns. Tatsächlich erlaubt das MFS jedoch ohne Weiteres, „interaktive materiale Handlungsabläufe“ (Srubar 2008: 483) zu betrachten, im Zuge derer kollektive Situationsdeutungen, geteilte signifikante Symbole und damit stabile sinnhafte Ordnung erst entstehen.

Im Folgenden soll verdeutlicht werden, auf welche Weise das MFS das interaktive Zusammenwirken von Akteuren und damit prinzipiell die Entstehung, Reproduktion und den Wandel kollektiver Phänomene zu analysieren erlaubt. Dafür wird zunächst ein empirisches Beispiel näher betrachtet, das einige wichtige Merkmale sozialer Interaktionsprozesse aufweist: die alltäglichen „race relations“ in den Ghettos US-amerikanischer Großstädte, wie sie Elijah Anderson in einer Reihe einflussreicher Ethnographien beschrieben hat (Anderson 1990, 1999).

Verglichen mit Armutsvierteln westeuropäischer Städte sind US-amerikanische Ghettos, bei aller Heterogenität (Small 2008), typischerweise durch ein extremes Ausmaß an Armut und Kriminalität gekennzeichnet. Vor dem Hintergrund dieser strukturellen Bedingungen und gespeist durch ein nicht unbegründetes Mißtrauen gegenüber Polizei und Justiz hat sich in den Ghettos ein sog. „code of the streets“ herausgebildet (siehe Anderson 1999). Dieser ist ein informelles Regelwerk, in dessen Zentrum die Idee des *Respekts* und die Bedingungen seines Erhalts stehen. Respekt behält nur derjenige, der bereit ist, auf respektloses Verhalten anderer mit äußerster Gewalt zu reagieren. Respektiert zu sein, ist eine Grundvoraussetzung für den

eigenen Status und kommt einer (Lebens-)Versicherung gleich, die ständig bedroht bzw. zu verteidigen ist. Denn den Respekt verloren zu haben, bedeutet für eine Vielzahl *anderer*, selbst um Respekt kämpfender Personen ein Opfer zu sein, gegenüber dem respektloses Verhalten nicht nur möglich erscheint, sondern geboten ist, um mittelfristig den eigenen Respekt zu bewahren.

Aus der Perspektive des MFS lässt sich der „code of the streets“ als ein System sozial geteilter Frames und Skripte betrachten (siehe dazu auch Hannerz 1969: 181ff.; Young 2004: 43f.). Andersons Analyse ist aber nicht nur ein weiteres Beispiel für die Relevanz der im MFS präzisierten handlungstheoretischen Mechanismen. Vielmehr lässt sich anhand seiner Studien veranschaulichen, wie eine Betrachtung von *Interaktionsequenzen* mit Hilfe eines derartigen Modells möglich ist. Als kollektives Explanandum betrachte ich die Stabilität der Vorurteile und des Mißtrauens weißer Bürger gegenüber schwarzen Personen. Wie die ethnographischen Beobachtungen Andersons belegen, prägen diese die inter-ethnischen Beziehungen im öffentlichen Leben im und rund um das Ghetto nachhaltig.

Das Erklärungsbedürftige an ihrer Stabilität besteht darin, dass es eine große Zahl „anständiger“ schwarzer Ghettobewohner gibt, deren Werthaltungen *nicht* dem „code of the streets“ entsprechen, sondern die amerikanische mainstream-Werte wie harte Arbeit, Religiosität, Familie und Gemeinschaft teilen.¹⁶⁷ Warum führt das alltägliche Aufeinandertreffen dieser Personengruppe mit weißen Bürgern nicht zu einem Abbau oder einer Modifikation von Vorurteilen und Mißtrauen?

Zur Beantwortung dieser Frage sei zunächst das typische Verhalten straßenunerfahrener weißer Bürger bei derartigen Begegnungen betrachtet (siehe Anderson 1990: 163ff.). Gerade wenn diese nicht selbst im Ghetto leben, basieren ihre Situationsdeutungen und ihr Handeln zumeist auf relativ groben Vorurteilen. Tendenziell sehen sie in jedem Fremden, der schwarz und männlich ist, eine Gefahr und initiieren ein entsprechendes Vermeidungsverhalten (Vermeiden von Blickkontakt, Wechseln der Straßenseite etc.) (Anderson 1990: 230). Die

¹⁶⁷ Mit „anständig“ im Unterschied zu „straßenorientiert“ lassen sich zwei grundlegende entgegengesetzte Wertorientierungen beschreiben. Eine straßenorientierte Person weist eine stärkere Bindung an den oben beschriebenen „code of the streets“ auf. Dieses von Anderson analytisch gebrauchte Begriffspaar ist dem Sprachgebrauch der Ghettobewohner selbst entlehnt (Anderson 1999: 35). Es sollte allerdings nicht derart verstanden werden, dass sich auf seiner Basis alle Bewohner in zwei Gruppen aufteilen ließen. Vielmehr beschreibt es als Akteursmerkmal Unterschiede im *Grad* der Verankerung des und wertmäßigen Bindung an den „code of the streets“. Zudem variiert der Einfluss dieser Orientierung auf das Verhalten stark in Abhängigkeit von Situationsmerkmalen. All dies steht im Einklang mit den Grundannahmen des MFS über die Wirkungsweise von Frames und Skripten.

Kombination von Hautfarbe und Geschlecht wirkt bei dieser Akteursgruppe als signifikantes Symbol, das eine spontane Frame-, Skript- und entsprechende Handlungsselektion nach sich zieht.

Schwarze Ghettabewohner kennen diese Verhaltensweisen und schließen entsprechend auf die dahinter stehende Kategorisierung ihrer selbst als potentielle Gewalttäter. Vereinfachend lassen sich drei Reaktionsmöglichkeiten auf diese Zuschreibung unterscheiden: Sie können (a) die weißen Bürger ignorieren, (b) versuchen ihnen die Angst in der Handlungssituation zu nehmen oder (c) einen provozierenden oder aggressiven Konfrontationskurs einschlagen. Dieses Anschlusshandeln bildet den nächsten Schritt der Interaktionssequenz. Die Handlungsweise (a) führt zu einer relativ schnellen Auflösung der Situation. Dadurch verstärkt sie aber häufig die mentale Verankerung des Vermeidungsskriptes auf Seiten der weißen Bürger. Denn für die weißen Interaktionsteilnehmer bestehen in der Regel keine signifikanten Hinweise darauf, dass in Wirklichkeit gar keine Gefahr drohte. Vielmehr erreichten sie durch das Befolgen des Vermeidungsskripts das Ziel, die unangenehme und potentiell gefährliche Situation rasch und unbeschadet zu beenden.

Laut Anderson versucht eine beträchtliche Anzahl an Schwarzen, den Vorurteilen der Weißen aktiv entgegen zu wirken, indem sie sich betont höflich und kommunikativ geben (Anderson 1990: 184ff.). Beispielsweise versuchen sie die Deutung der Situation als Gefahrensituation dadurch zu überwinden, dass sie ihr Gegenüber anlächeln, freundlich grüßen oder sogar (etwa bei nächtlichen Begegnungen) explizit versichern, dass von ihnen keine Gefahr ausgeht. Diese Handlungsweise (b) ist jedoch häufig erfolglos, wenn nicht gar kontraproduktiv (Anderson 1990: 184ff.). Ein erster Grund besteht darin, dass diese Formen der Kontaktaufnahme für die weißen Bürger *innerhalb* des Frames „Gefahrensituation“ als just solche Unwägbarkeiten und Risiken erscheinen, die man eigentlich vermeiden wollte. Es ist daher auf diesem Wege äußerst schwierig, die Situationsdeutung des weißen Gegenübers und damit die kollektive Situationsdefinition zu ändern.

Ein weiterer Grund besteht in der Präsenz weiterer Situationsobjekte, welche die Möglichkeiten für ein Reframing stark verringern können, ohne für den schwarzen Interaktionspartner innerhalb der Handlungssituation zur Disposition zu stehen. Dazu zählen einerseits Situationsmerkmale wie die Tageszeit (Nacht) oder die Abwesenheit anderer Personen, andererseits der für schwarze männliche Ghettabewohner typische Kleidungsstil oder inkorporierte Formen ihrer Selbstdarstellung (Anderson 1990: 184, 187f.).

Gerade wenn diese als eigenes Bemühen wahrgenommene Handlungsweise (b) immer wieder an der Resistenz der Verdächtigungen und pauschalen Kategorisierungen scheitert,

greifen oft selbst „anständige“ schwarze Einwohner zur Handlungsweise (c), um die Frustration und den emotionalen Stress abzubauen. So berichtet Anderson von einer Reihe von Fällen, in denen sich „anständige“ Schwarze über ängstliche und damit „ignorante“ Weiße lustig machen und diese absichtlich erschrecken, indem sie eine Attacke vortäuschen. Über dieses Anschlusshandeln wird die Situationsdeutung der Weißen endgültig zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Aggressive provozierende Verhaltensweisen werden zudem dadurch begünstigt, dass auch „anständige“ schwarze Jugendliche nach außen hin Härte signalisieren müssen, um nicht selbst viktimisiert zu werden (Young 2004: 86). Sie befinden sich also in einer spezifischen Akteurskonstellation wieder, in der von zwei Seiten negative Kategorisierungen drohen (Anderson 1990: 189): die Einordnung als potentielle Gewalttäter durch weiße straßenunerfahrene Einwohner und die Einordnung als „Schwächlinge“ und „leichte Beute“ durch straßenorientierte schwarze Einwohner. Je stärker sie durch ihr Handeln (z.B. einen Härte signalisierenden Kleidungsstil) der einen Situationsdefinition entgehen, desto mehr bewirken sie die andere.

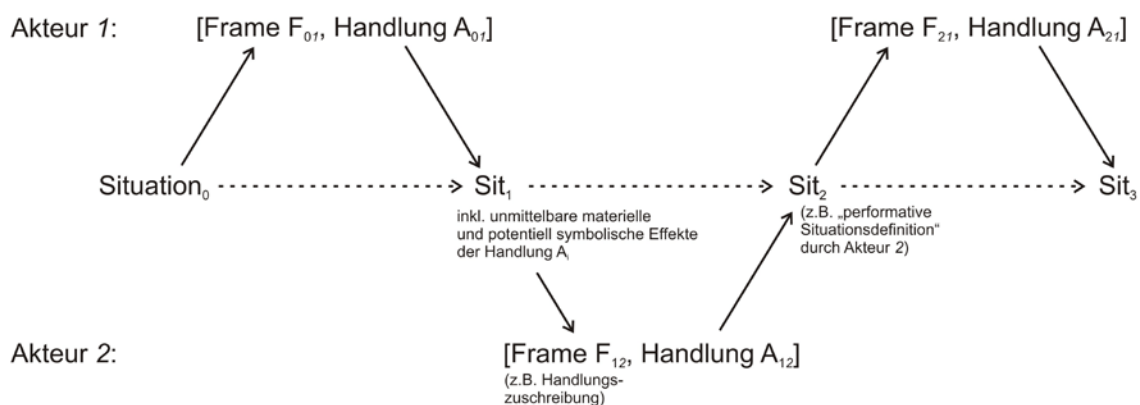


Abbildung 21: Soziales Framing als Interaktionsprozess im sequentiellen Makro-Mikro-Makro-Modell

Dieses Beispiel weist einige Merkmale auf, die generell für soziales Framing als Interaktionsprozess kennzeichnend sind.¹⁶⁸ Schematisch lassen sich derartige Prozesse als sequentielle Verkettung von Makro-Mikro-Makro-Modellen darstellen (Esser 1999c: 169;

¹⁶⁸ Die angestellte Betrachtung US-amerikanischer Ghettos konzentrierte sich bewusst lediglich auf Aspekte von Alltagsinteraktionen im öffentlichen Raum. Eine umfassendere soziologische Analyse, die sich des MFS als Mikrofundierung bedient, würde selbstverständlich eine Vielzahl weiterer Wirkungsbeziehungen mit ein zu beziehen haben.

Greshoff 2006: 543). Abbildung 21 zeigt den einfachen Fall zweier Akteure deren Zusammenhandeln eine Ausgangssituation („Situation₀“) nach und nach transformiert. Vor dem Hintergrund dieses Schemas und mit Verweis auf das beschriebene Beispiel lassen sich die wichtigsten Merkmale sozialer Framingsprozesse herausstellen:

1. Interaktionsprozesse können einer Situationslogik unterliegen, der einzelne Akteure selbst dann ausgeliefert sind, wenn sie diese (partiell oder vollständig) erkennen. Im betrachteten Beispiel scheitern etwa „anständige“ schwarze männliche Ghattobewohner häufig in ihrem Bemühen, ihre weißen Gegenüber von der Situationsdefinition als „Gefahrensituation“ abzubringen. Der generelle Grund ist, dass Akteure die *unintendierten symbolischen Effekte* ihrer Erscheinung und ihres Handelns nur sehr begrenzt unter Kontrolle haben. Unter anderem daraus speist sich die Wirkmächtigkeit sozialer Kategorisierungen, welche entscheidend zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ungleichheiten beitragen können (Tilly 2006). Insofern sich diese an bestimmten, nicht ohne Weiteres änderbaren Akteursmerkmalen festmachen (Hautfarbe, Wohnort, criminal record, u.a.), ist der Spielraum der betroffenen Akteure, durch ihr individuelles Handeln die Situationsdefinition in Alltagssituationen zu ändern, äußerst begrenzt. Es ist also durchaus so, dass das MFS „einen Zugang zur Eigenselektivität von Interaktions- und Kommunikationsprozessen eröffnet“ (Srubar 2008: 484).
2. Das MFS reduziert soziale Phänomene keinesfalls auf individuelle Selektionsprobleme. Geht man zur Betrachtung von Interaktionssequenzen über, so wird vielmehr die Bedeutung von *Akteurskonstellationen* deutlich (Schimank 2000). Welches handelnde Zusammenwirken sich aus diesen ergibt, hängt nicht nur von den Interessen und Ressourcen der relevanten Akteure ab, sondern auch von dem Inhalt und dem Verankerungsgrad ihrer Wissensbestände sowie ihren Deutungsfähigkeiten. Beispielsweise betont Anderson in seiner Studie, dass sich erfahrene Bewohner des Ghettos nicht nach groben Deutungsschemata richten (etwa: „Männlicher Schwarzer bei Nacht bedeutet Gefahr.“), sondern eine „street wisdom“ entwickelt haben, die es ihnen erlaubt, differenzierte Situationsdeutungen vorzunehmen und Skripte an die Anforderungen und Möglichkeiten der konkreten Handlungssituation anzupassen (Anderson 1990: 230ff.). Das Ergebnis konkreter Alltagsinteraktionen variiert entsprechend auch in dieser Hinsicht mit der Konstellation der beteiligten Akteure.

3. Indem das MFS die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure systematisch mit einzubeziehen erlaubt, lenkt es den Blick auf „asymmetries in what is taken for granted“ (Rambo 1999: 334). Solche *Asymmetrien* sind eine weitere Quelle von Machtunterschieden, insofern sie es einer Akteurskategorie in gewissen Grenzen ermöglichen, das Handeln anderer Akteure strategisch zu manipulieren (siehe dazu noch das Beispiel im folgenden Abschnitt). Begrenzt wird die Manipulierbarkeit automatisch-spontanen Deutens und Handelns durch die Struktur der Symbole und Frames in der jeweils relevanten Akteurskonstellation. Akteure, deren individuelle Reframing-Versuche in Alltagsinteraktionen immer wieder scheitern, und die unter bestimmten Situationsdefinitionen stark leiden, schließen sich unter Umständen zu einer sozialen Bewegung zusammen – was freilich selbst ein äußerst voraussetzungsreicher sozialer Prozess ist. Nicht ohne Grund ist die „Framing-Perspektive“ gerade in der Soziologie sozialer Bewegungen äußerst einflussreich geworden und hält eine Vielzahl von Anschlussmöglichkeiten für eine stärker handlungstheoretische Mikrofundierung mit Hilfe des MFS bereit (Benford und Snow 2000; Schnabel 2003, 2006; Swidler 1995).¹⁶⁹

Soziologische Erklärungen auf Basis des MFS erlauben also, neben materiellen auch symbolische externe Effekte mit einzubeziehen, Akteurskonstellationen auch im Hinblick auf die Verteilung bestimmter Frames und Skripte zu betrachten und Asymmetrien durch variable Rationalität zu berücksichtigen. Neben der Konzeption von Macht als Tauschmacht, wie sie vor allem im RC-Ansatz systematisch ausgearbeitet worden ist, gerät damit die Bedeutung *kultureller Definitionsmacht* ins Zentrum der Betrachtung (Wimmer 1996). Wie wichtig derartige Phänomene empirisch sind, wie stark also Erklärungen auf Basis des MFS zusätzliche Einsichten versprechen, lässt sich nicht vorab bestimmen. Das Potential erscheint aber gerade in den Bereichen groß zu sein, in denen der RC-Ansatz bislang keine oder nur eine äußerst partielle Mikrofundierung bereit gestellt hat. Dazu zählt etwa die akteurstheoretische Erklärung *sozialer Differenzierung*. Wie ich bereits an anderer Stelle ausgeführt habe (Kroneberg 2007), lässt sich die Konzeptualisierung von „Teilsystemen als Akteursfiktionen“ (Schimank 1988) mit jeweils unterschiedlichem Geltungskontext durch die

¹⁶⁹ Selbst einer der Hauptvertreter der Framing-Perspektive sozialer Bewegungen räumt ein, dass Bedarf an einer derartigen explanativen Mikrofundierung besteht. So kritisiert Benford das Vorherrschen rein deskriptiver Studien und die geringere Erklärungskraft im Vergleich zu den auf Olsons „Logik des kollektiven Handelns“ zurückgehenden Rational-Choice-Theorien (Benford 1997).

Unterscheidung entsprechender Frames ohne Weiteres abbilden (ebenso Schimank 2009) und das MFS erlaubt im Rahmen des Makro-Mikro-Makro-Modells die Analyse der zu Grunde liegenden Interpretations- und Institutionalisierungsprozesse (Schwinn 2001: 350ff.).

Die aufgezeigten Analysemöglichkeiten von Interaktionsprozessen machen zudem deutlich, dass sich eine Reihe von Phänomenen im MFS berücksichtigen lassen, in denen häufig zu Unrecht Grenzen handlungstheoretischer Ansätze gesehen werden. Ein prominentes Beispiel ist das Konzept der *Handlungszuschreibung*, wie es in systemtheoretischen Arbeiten betont wird. Danach erscheint „Handlung“ als abgeleitete Kategorie, die sich erst aus der Kommunikation ergibt (u.a. Luhmann 1984: 124f.; Luhmann 1997: 335ff.). Handlung ist danach ein „Konstrukt von Zurechnungsprozessen im Kontext von Selbstbeobachtungen sozialer Systeme“ (Luhmann 1987: 321). Zunächst ist festzuhalten, dass sich das MFS durchaus auch zur Analyse von Kommunikation eignet, da es sowohl Zuschreibungen (als Frame-Selektionen) als auch (Anschluss-)Mitteilungen (als Ergebnis von Handlungsselektionen) präzise zu fassen erlaubt (Greshoff 2006, 2008). Auch die Bedeutung von Handlungszuschreibungen lässt sich ohne Weiteres im Makro-Mikro-Makro-Modell rekonstruieren: Der subjektive Sinn, der einen Akteur A zu einer Mitteilung bewegt, kann prinzipiell ein anderer sein, als der subjektive Sinn, den ihm ein Akteur B, seine Mitteilung deutend, zuschreibt. Die Mitteilung, die der Akteur B als Reaktion übersendet, zeigt diese Deutung an. In kuriosen Fällen kann es dazu kommen, dass der Akteur A diese Fremdzuschreibung auch dann als Selbstzuschreibung übernimmt, wenn er mit seiner Mitteilung ursprünglich einen anderen subjektiven Sinn verband. Zur Veranschaulichung sei ein Beispiel von Wolfgang Ludwig Schneider abgewandelt (Schneider 2008: 471, FN 2):

1. A streift B zufällig mit einem Blick. – 2. B: „Was guckst Du? Willst Du mich anmachen oder was?“ – 3. A: „Komm doch her, wenn Du Ärger willst!“

Der Eindruck „Akteur A hat B provoziert“ entsteht als *sozial geteilte* Situationsdefinition (und damit kollektives Phänomen) erst in dieser Interaktionssequenz durch die Fremdzuschreibung von B und deren implizite Bestätigung durch A. Sie ist also nicht unmittelbar identisch mit dem subjektiven Sinn von A, sondern ergibt sich erst aus der Kommunikation als aggregierter Effekt auf der Ebene der Alter-Ego-Interaktion. Dieser Sachverhalt lässt die Systemtheorie zu der Aussage hinreißen, soziale Systeme selbst könnten Selektionen durchführen. Diese methaphorische Begriffsverwendung verschleiert die Tatsache, dass nur die Akteure diese Fähigkeit zur Selektion besitzen, auch wenn sie im

engeren kommunikativen Geschehen höchstens ausschnittsweise relevant werden (Greshoff 2008).

Neben dem Konzept der Handlungszuschreibung hat Ingo Schulz-Schaeffer in einer Reihe neuerer Arbeiten betont, dass neben der Situationsdeutung, wie sich das MFS in Form der Frame-Selektion betrachtet, noch eine andere Art von Situationsdefinitionen zu berücksichtigen sei: „die performative Herstellung der Situation [...] durch die Etablierung eines Deutungsmusters“ (Schulz-Schaeffer 2008: 366). Wie an den in diesem Kapitel dargestellten Beispielen, aber auch bereits bei Esser deutlich werden sollte (u.a. Esser 2001: Kap. 12), bedarf es dazu jedoch keiner neuen Begrifflichkeiten. Vor allem sollte die Unterscheidung zwischen Frame- und Handlungsselektionen nicht verwischt werden. Frame-Selektionen beziehen sich definitionsgemäß auf die Frage „Welche Art von Situation liegt hier eigentlich vor?“. Dies bezeichnet Schulz-Schaeffer als „konstative Situationsdefinition“ (Schulz-Schaeffer 2008). Seine Redeweise von „performativer Situationsdefinition“ entspricht dagegen dem hier beschriebenen Fall, in dem die *Handlungsselektion* einen externen Effekt auf die *kollektive* Situationsdefinition hat. Auch derartige Handlungsselektionen finden vor dem Hintergrund einer vorherigen „konstativen“ Situationsdefinition (also Frame-Selektion) durch den Akteur statt: Eine Kirchenprozession kann nur stören und damit die Situationsdefinition „performativ“ zu beeinflussen versuchen, wer meint, eine solche vor sich zu haben (Esser 2001: 304; Schulz-Schaeffer 2007: 188; Schulz-Schaeffer 2008: 370). Um eine bestimmte Person begrüßen zu können und damit die Begrüßungssituation „performativ herzustellen“, muss ich den- oder diejenigen bereits identifiziert haben (Schulz-Schaeffer 2008: 369, 371).

Schulz-Schaeffers Beitrag zu einer Betrachtung von Interaktionsprozessen und ihren Bedingungen, wie z.B. Machtunterschieden, ist ebenso wichtig wie weiterführend und belegt beispielhaft das diesbezügliche soziologische Potential einer Framing-Perspektive. Wie gezeigt, bedarf es dazu jedoch keiner *handlungstheoretischen* Modifikation des MFS (etwa über die Unterscheidung verschiedener Grundformen von „Situationsdefinitionen“), sondern seiner konsequenten soziologischen *Anwendung* im Rahmen des Makro-Mikro-Makro-Modells: Das Handeln von Akteuren verändert bestimmte Situationen bzw. lässt neue Situationen entstehen und beeinflusst darüber, intendiert oder unintendiert, die Situationsdefinitionen aller Anwesenden. Die Handlungsselektion eines oder mehrerer Akteure hat in derartigen Fällen externe Effekte auf die Frame-Selektionen aller Anwesenden. Wie in der obigen Abbildung 21 gezeigt, lassen sich diese Einflüsse ohne Weiteres im Makro-Mikro-Makro-Modell analysieren.

10.1.2 Strategische Interaktion unter Bedingungen variabler Rationalität und sozialen Framings: Ein spieltheoretisches Beispiel

Nachdem bislang informell einfache Interaktionssequenzen betrachtet wurden, wende ich mich nun einer spieltheoretischen Anwendung zu. Diese zeigt exemplarisch, dass das MFS auch neue Möglichkeiten für formale Modellierungen sozialer Prozesse bereit hält. Ob und auf welche Weise das MFS darüber hinaus auch an andere bewährte Modelltypen (wie etwa Schwellenwert- oder Diffusionsmodelle) anschlussfähig ist und deren Analysemöglichkeiten erweitert, wäre in weiteren theoretischen oder anwendungsorientierten Arbeiten zu untersuchen.

Das von James D. Montgomery entwickelte Modell hat zum Ziel, die in einer empirischen Studie (Uzzi 1996) beobachteten Kooperationsmuster in der New Yorker Textilindustrie zu erklären (für das Folgende siehe Montgomery 1998). Die Austauschbeziehungen werden von Montgomery als endlich wiederholtes Gefangenendilemma konzeptualisiert. Theoretisch bezweckt das Modell eine Integration von Rollentheorie und RC-Ansatz. In Ermangelung einer integrativen Handlungstheorie arbeitet es mit einfachen Zusatzannahmen, die sich aber im MFS systematisch rekonstruieren und handlungstheoretisch begründen lassen.

Den Ausgangspunkt von Montgomerys Modell bildet die Annahme, dass jeder Akteur eine von zwei sozialen Rollen annehmen kann: die Rolle eines Geschäftsmanns und die eines Freundes. Die Freundes-Rolle beinhaltet als Strategie unbedingte Kooperation, die Geschäftsmann-Rolle Gewinnmaximierung. Im MFS lässt sich dies wie folgt rekonstruieren: Beide Spieler können ihre Beziehung entweder als „Geschäft“ oder als „Freundschaft“ definieren. Mit diesen beiden Frames ist ein entsprechendes Skript verbunden, das im as-Modus aktiviert wird. Das Freundschaftsskript schreibt die unbedingte Kooperation normativ vor. Montgomery nimmt implizit an, dass ein Akteur dieser Norm automatisch-spontan im Handeln folgt. Das Geschäftsskript verlangt vom Akteur, dass er bei seiner Handlungswahl gewinnmaximierend verfährt. Damit schreibt es nur das Kriterium der Handlungswahl vor. Welche Handlungsalternative dieses Kriterium in der aktuellen Situation am stärksten erfüllt, regelt es nicht. In *dieser* Hinsicht ist der Regelungsgrad der Handlungswahl (a_{kij}) daher gleich 0 und sie erfolgt im rc-Modus.

Das innovative Element in Montgomerys Modell besteht nun darin, dass er die Übernahme und das Zuschreiben der Rollen endogenisiert. Zum Beispiel könnte die Zuschreibung der beiden Rollen nach einem Kriterium der folgenden Art geschehen: „Wenn Spieler i niemals defektiert und mindestens x Mal kooperiert hat, ist er ein Freund; andernfalls ist er ein

Geschäftsmann.“ Montgomery spricht hier von Meta-Regeln. Im MFS entsprechen diese der mentalen Verknüpfung zwischen bestimmten Situationsobjekten und Frames: Das Verhalten des einen Spielers ist ein signifikantes Symbol für die Art der Beziehung („Geschäft“ oder „Freundschaft“). Aus der Perspektive des MFS betrachtet, nimmt Montgomerys Modell also implizit an, dass der Match eines der beiden Frames perfekt ist, wenn die entsprechenden Verhaltensweisen vorliegen (siehe dazu noch unten).

Tabelle 36: Auszahlungsmatrix kardinaler Nutzenwerte im Gefangenendilemma der Analyse von Montgomery (1998: 106)

		Spieler 2	
		Kooperation	Defektion
Spieler 1	Kooperation	3 3	4 0
	Defektion	0 4	1 1

Für die spieltheoretische Analyse wird die in Tabelle 36 dargestellte Auszahlungsmatrix eines Gefangenendilemmas zu Grunde gelegt. Für die weitere Analyse müssen die Auszahlungen im Sinne eines kardinalen Nutzenkonzepts interpretiert werden, d.h., die Nutzendifferenzen bilden Unterschiede im *Grad* der Bevorzugung der verschiedenen Ergebnisse ab.

Ein Spieler i , der die Situation von Anfang an als „Geschäft“ definiert (bzw. die Rolle eines Geschäftsmanns einnimmt), kann zwei gegensätzliche Strategien verfolgen. Die erste besteht darin, über das gesamte Spiel hinweg zu defektieren. Unter der Annahme, dass der andere Spieler j ebenfalls mit Defektion antwortet, resultiert in jeder Runde eine Auszahlung von 1. Da die Strategie annahmegemäß vor dem Spiel gewählt wird, ist der subjektive Wert dieser Auszahlung für den Spieler umso niedriger, je weiter sie in der Zukunft liegt. Technisch erfolgt daher eine Gewichtung mit einem Diskontfaktor β ($\in (0,1)$), so dass in den Runden 1, 2, 3, ..., T Auszahlungen in Höhe von 1, β , β^2 , ..., β^{T-1} resultieren. Kompakt geschrieben beträgt die Auszahlung bei durchgehender wechselseitiger Defektion daher für

$$\text{beide Spieler: } \pi_D = \sum_{t=1}^T \beta^{t-1} 1$$

Die Alternative zur unbedingten Defektion bezeichnet Montgomery als „make-your-opponent-into-a-friend“-Strategie. Diese sieht vor, dass der Spieler zunächst einseitig kooperiert (während der andere Spieler defektiert). Gemäß der obigen Meta-Regel wird der andere Spieler die Beziehung dadurch nach der x -ten Runde als Freundschaft definieren und somit ebenfalls zu kooperieren beginnen. Für die folgenden Runden sieht die Strategie weiterhin Kooperation vor, wodurch Kooperationsgewinne erzielt werden können. In der letzten Runde allerdings defektiert der Spieler einseitig und kann so die unbedingte Kooperation des anderen Spielers (einmalig) ausnutzen. Insgesamt ergibt sich aus dieser Strategie die folgende Auszahlung:

$$\pi_C = \sum_{t=1}^x \beta^{t-1} 0 + \sum_{t=x+1}^{T-1} \beta^{t-1} 3 + \beta^{T-1} 4$$

Vergleicht man die Auszahlungen der beiden Strategien, so erhält man folgende Bedingung, unter der ein rationaler Akteur die „make-your-opponent-into-a-friend“-Strategie wählen wird:

$$\pi_C - \pi_D = \sum_{t=x+1}^{T-1} \beta^{t-1} 3 + \beta^{T-1} 4 - \sum_{t=1}^T \beta^{t-1} 1 \geq 0.$$

Nur unter dieser Bedingung lohnt sich Kooperation aus Sicht eines Geschäftsmannes, ist also gewinnmaximierend. Die Bedingung ist umso eher erfüllt, je weniger die Akteure die Zukunft diskontieren (β nahe genug an 1), je schneller der andere Spieler in den Frame „Freundschaft“ wechselt (x klein genug) und je länger die Beziehung danach noch fortbesteht ($T - x$ groß genug), so dass Kooperationsgewinne angesammelt werden können. Aus der Analyse lassen sich nicht nur diese Hypothesen gewinnen, sondern auch die in der New Yorker Textilindustrie beobachteten Kooperationsmuster erklären. Dazu zählen etwa die weite Verbreitung von Probephasen, die durch abwägendes Verhalten gekennzeichnet sind, oder die Existenz von Kooperation selbst in Endrunden, also letzten Begegnungen.

Auch die von Montgomery analysierte Situation ist durch eine Asymmetrie aufgrund variabler Rationalität (Rambo 1999: 334) gekennzeichnet: Das Handeln des einen Spielers ist strategisch ausgerichtet, während das des anderen Spielers automatisch-spontanen Charakter trägt und somit zum Gegenstand strategischer Manipulation wird. Dies ähnelt dem im vorherigen Abschnitt betrachteten Beispiel eines Reframing-Versuchs schwarzer Ghattobewohner. Auch dort versuchte ein Akteur im rc -Modus, durch sein Handeln die Situationsdefinition des Gegenübers zu beeinflussen (von „Gefahrensituation“ zu „keine

Gefahr“). Der Unterschied ist freilich, dass dort keine Manipulation auf Kosten des anderen angestrebt wurde.

Montgomery analysiert zudem Gleichgewichte in gemischten Strategien und verweist auf einige Erweiterungsmöglichkeiten seines Modells. So ließe sich etwa annehmen, dass der Rollenwechsel von Geschäftsmann zum Freund, also die Frame-Selektion eines Spielers, zusätzlich auch vom eigenen Verhalten abhängt (Montgomery 1998: 112). Ein zunächst rein strategisch motiviertes kooperatives Handeln könnte durch ein derartiges Selbst-Framing zu einem automatisch-spontanen Kooperationsverhalten im as-Modus übergehen (siehe dazu generell bereits Esser 2001: 306f.). Auf diese Weise lässt sich auch in spieltheoretischen Modellierungen die soziale Genese von Identitäten in Interaktionssituationen (siehe Mead 1968) untersuchen, die von praxistheoretischen und interaktionistischen Ansätzen betont und dabei zu Unrecht als Grenze handlungstheoretischer Ansätze portraitiert wird.

All dies wird möglich, indem Montgomery die variable Rationalität und die Definition der Situation als handlungstheoretische Kernelemente mit einbezieht und mit spieltheoretischen Modellierungstechniken verbindet. Allerdings sind seinem Beispiel keine ähnlichen Modellierungen anderer Autoren gefolgt. Ein zentraler Grund könnte gerade darin bestehen, dass Montgomery mit anwendungsspezifischen Zusatzannahmen arbeitet, anstatt auf ein präzises, allgemeines und auch empirisch überprüftes Handlungsmodell zurückzugreifen, das als gemeinsamer Kern und Ausgangspunkt entsprechender Modellierungen dienen kann. Eben darin besteht das Potential des MFS.

Das Modell Montgomerys wurde bereits aus der Perspektive des MFS rekonstruiert. Danach nimmt es implizit u.a. an, dass entweder der eine oder der andere Frame perfekt auf die Situation passt ($m_i = 1$), da die von der Meta-Regel beschriebenen Verhaltensmuster eindeutig die Frame-Selektion bestimmen. Das MFS verweist daher auf vielfältige Erweiterungsmöglichkeiten des Modells, etwa indem die generelle Verfügbarkeit der Frames oder die Stärke der Beziehung zwischen Situationsobjektiven und Frames als variable Parameter eingeführt werden.

Man könnte beispielsweise von einer Population von Akteuren ausgehen, innerhalb derer die nicht beobachtbare Verankerung des Freundschaft-Frames und -Skripts einer bestimmten Verteilung folgt (welche common knowledge sei). Je nach der Stärke der Verankerung sind die Akteure entweder empfänglich für das Reframing der „make-your-opponent-into-a-friend“-Strategie oder aber bleiben auch bis zur letzten Runde bei der Definition der Situation als „Geschäft“.

Eine Organisation als zusätzlicher (korporativer) Akteur könnte nun die Teilnahme an dem Tausch mit dem Ziel zu regulieren versuchen, die Tauschgewinne im Kollektiv zu maximieren (z.B. weil sie einen Anteil der insgesamt erwirtschafteten Tauschgewinne in

Form von Mitgliedsbeiträgen erhält). Es ließe sich annehmen, dass die Organisation durch eine Reihe von Aktivitäten das Aktivierungsgewicht des Freundschaft-Frames um $\Delta AW (> 0)$ zu erhöhen vermag. Die Organisation wählt ein optimales ΔAW^* einerseits so, dass $AW_i + \Delta AW^* \geq \tau$ für möglichst viele Akteure i , berücksichtigt dabei aber andererseits auch Kosten $C[\Delta AW]$, die bei der Erhöhung des Aktivierungsgewichts anfallen. Das Aktivierungsgewicht des Freundschaft-Frames wäre dadurch teilweise endogen, nämlich Resultat der Strategie-Wahl der Organisation.

Ein derartiges Modell könnte schließlich Screening- und Signaling-Mechanismen mit einbeziehen (Mas-Colell, Whinston und Green 1995: Kap. 13). Dann wäre es der Organisation unter spezifizierbaren Umständen möglich, ihre Framing-Aktivitäten auf bestimmte Subgruppen zu beschränken und/oder persistent defektierenden Akteuren den Zugang zum Tauschmarkt zu verweigern.

Eine vollständige Konstruktion und Analyse spieltheoretischer Modelle auf Basis des MFS muss zukünftigen Anwendungen vorbehalten bleiben. Hier ging es lediglich darum aufzuzeigen, dass das MFS als relativ komplexe Handlungstheorie durchaus die Betrachtung *sozialer* Mechanismen ermöglicht und sogar um soziologisch bedeutsame Analyseoptionen erweitert. Dies entspricht der Einschätzung von Boudon (1980: 119f.), der schon früh betont hat, „daß die Zuhilfenahme einer komplexen Handlungstheorie in keiner Weise für die Bestimmung der emergenten Eigenschaften der Interaktionssysteme, die aus den individuellen Verhaltensweisen hervorgehen, hinderlich ist.“ Zudem erlaubt das MFS die Logik der Aggregation unter Umständen sogar noch weitaus drastischer zu vereinfachen als gängige Rational-Choice-Theorien. Dies ist dann der Fall, wenn sich auf seiner Basis die Annahme begründen lässt, dass Akteure bis auf Weiteres unhinterfragt bestimmten Routinen oder Normen folgen.

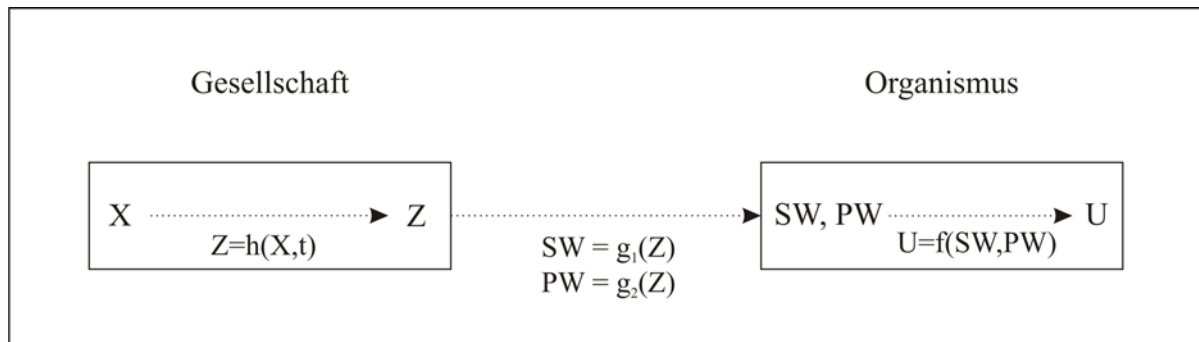
Während in diesem Kapitel bislang soziale Interaktionsprozesse im Vordergrund standen, geht es im folgenden Abschnitt wieder um die Erklärung individuellen Handelns. Allerdings wird dabei die zumindest teilweise *sozialtheoretische* Frage betrachtet, wie der Zusammenhang zwischen „subjektiver“ und „objektiver“ Definition der Situation aufzufassen ist. Dabei soll hier lediglich geklärt werden, ob und auf welche Weise sich die hier entwickelte Handlungstheorie mit dem institutionentheoretischen Konzept der sozialen Produktionsfunktionen vereinbaren lässt.

10.2 Die objektive Definition der Situation zwischen sozialen Produktionsfunktionen und ausgehandelten Ordnungen

In Anknüpfung an Siegwart Lindenberg (1984, 1989b, 1990) hat Hartmut Esser die Frame-Selektionstheorie sozialtheoretisch eng mit dem Konzept der sozialen Produktionsfunktionen verknüpft (Esser 1996a, 1999c). Während erstere die „Definition der Situation“ vor allem als subjektives Phänomen zu thematisieren scheint, soll über das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen gleichsam die „Gesellschaft als objektive Wirklichkeit“ zu ihrem Recht kommen.

Das Konzept geht davon aus, dass in jeder Gesellschaft und jedem Teilbereich einer Gesellschaft bestimmte Oberziele (synonym: primäre Zwischengüter) existieren: beispielsweise Geld in kapitalistischen Gesellschaften und Status in Standesgesellschaften oder innerhalb moderner Gesellschaften Macht im politischen System, Gesundheit im Gesundheitssystem und Wissen im Wissenschaftssystem. Je mehr Kontrolle über derartige primäre Zwischengüter ein Akteur erlangt, umso höher sind seine soziale Wertschätzung und sein physisches Wohlbefinden. Letztere sind als universelle menschliche Grundbedürfnisse *nicht* gesellschaftlich oder kulturell variabel. Ihre Befriedigung führt beim Akteur zur Produktion von Nutzen im Sinne „eines Gefühls der Zuträglichkeit, um dessen Maximierung, so sei angenommen, es im Grundsatz *allen* Menschen, wie allen lebenden Organismen, geht“ (Esser 1999c: 92). Die sozialen Produktionsfunktionen legen nicht nur fest, über welche Oberziele menschliche Akteure ihre Grundbedürfnisse befriedigen. Sie bestimmen auch, unter Einsatz welcher institutionalisierter Mittel (synonym: indirekte Zwischengüter) die Oberziele erlangt werden können. Diese Investitionen kosten zudem immer auch Zeit. Beispielsweise ist Macht in demokratischen politischen Systemen primär über Wahlen zu erlangen und verlangt entsprechende Investitionen in Form einer Wahlkampagne. Abbildung 22 fasst das Konzept schematisch zusammen.

Das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen vermag zu einer Reihe soziologischer Fragestellungen einen wichtigen Beitrag zu leisten. Vor allem lässt sich mit ihm erklären, warum Akteure in Abhängigkeit ihrer Ressourcenausstattung unterschiedliche Handlungsalternativen verfolgen (was wiederum soziale Ungleichheit zur Folge hat) und wie sich ihr Verhalten ändert, wenn sich die sozialen Produktionsfunktionen ändern (etwa durch Revolutionen oder Migration) oder sich ihre Ressourcenausstattung verändert (etwa durch Arbeitsplatzverlust) (siehe z.B. Kalter und Granato 2002).



X = Mittel, t = Zeit, Z = Oberziele, SW = soziale Wertschätzung, PW = physisches Wohlbefinden, U = Nutzen, h(), g₁(), g₂(), f() = Produktionsfunktionen.

Abbildung 22: Das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen von Siegwart Lindenberg (Darstellung nach Esser 1999c: 108)

Sowohl Lindenberg als auch Esser sehen das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen als institutionentheoretisches Komplement zu Framing-Theorien (Esser 1996a; Lindenberg 1989b). Die Verbindung basiert auf der Vorstellung, dass die sozialen Produktionsfunktionen bei hinreichend sozialisierten Akteuren mental als Frames repräsentiert sind. Somit wird es möglich zu erklären, warum Akteure in ihrer subjektiven Definition der Situation zumeist nicht weit auseinanderliegen: Die sozialen Produktionsfunktionen (zumindest die kulturellen Oberziele) vollkommen zu ignorieren, würde die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse gefährden und ist daher keine auf Dauer stabile Strategie. Die theoretische Verknüpfung zwischen dem MFS und dem Konzept der sozialen Produktionsfunktion ist jedoch weitaus weniger selbstverständlich als diese Skizze suggeriert. Sowohl ordnungs- als auch handlungstheoretisch ergeben sich Spannungspunkte (Rössel 2008; Stachura 2009). Im Folgenden wird gezeigt, worin diese bestehen und auf welche Weise eine konsistente Integration dennoch möglich ist.

Ordnungstheoretisch scheint das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen die Einsicht in die Bedeutung der subjektiven Definition der Situation extrem zu relativieren und das MFS damit tendenziell überflüssig zu machen (Rössel 2008). Diese Objektivismus-Kritik ist insbesondere aus der Perspektive strikt mikrosoziologischer Ansätze wie dem Symbolischen Interaktionismus nahe liegend (vgl. Strauss 1978). Danach verkennt die Vorstellung sozialer Produktionsfunktionen, an denen sich nutzenmaximierende Akteure nur noch auszurichten bräuchten, dass sowohl die kulturellen Ziele als auch die institutionalisierten Mittel in Wirklichkeit vage und vieldeutig sind und daher situational immer erst wieder aufs Neue ausgehandelt werden müssen (Rössel 2008). Vielmehr sei das Ausmaß, in dem Akteure bestimmte kulturelle Ziele, z.B. Wahrheit im Wissenschaftssystem, erreicht haben, eine sozial mehr oder weniger geteilte Zuschreibung und als solche das Ergebnis eines

Interaktionsprozesses, der unter anderem durch die Interessen und Macht der beteiligten Akteure geprägt ist.

Die beiden Sichtweisen lassen sich jedoch vereinbaren, wenn man sie *nicht* als konkurrierende Hypothesen über das „Wesen“ institutioneller Ordnungen auffasst. Das Konzept sozialer Produktionsfunktionen und die interaktionistische Konzeption situativ ausgehandelter Ordnungen operieren auf unterschiedlichen Abstraktionshöhen und eignen sich zur Verfolgung unterschiedlicher Fragestellungen. Dem Konzept der sozialen Produktionsfunktionen geht es darum zu erklären, wie das Verhalten von Akteuren in Abhängigkeit bestimmter institutioneller und kultureller Vorgaben variiert. Indem es von solch einer Vorgegebenheit ausgeht, abstrahiert es von der Heterogenität und Unschärfe kultureller und institutioneller Vorgaben. Die interaktionistische Konzeption situativ ausgehandelter Ordnungen rückt diese dagegen ins Zentrum der Betrachtung und ist an dieser Stelle insofern von vornherein realistischer. Damit werden aber schlichtweg andere Bestandteile von Variation fokussiert, da hier der umgekehrten Kausalrichtung nachgegangen wird: Es geht darum zu erklären, wie Zielvorstellungen situativ ausgehandelt werden, wie also soziale Ordnung aus dem handelnden Zusammenwirken der Akteure hervorgeht. Es wäre methodologisch vollkommen verfehlt, würde man *generell* von soziologischen Erklärungen solch eine Endogenisierung institutioneller und kultureller Vorgaben verlangen. Ohne abstrahierende Annahmen hinsichtlich der Makro-Bedingungen des Handelns zu treffen, kommt man über die Analyse von „micro encounters“ häufig nicht hinaus. Nicht ohne Grund ist diese Beschränkung interpretativen Ansätzen bekanntlich wiederholt vorgeworfen worden.

Analytisch interpretiert, ist das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen also nicht von vornherein ordnungstheoretisch abzulehnen. Seine Annahme singulärer Oberziele sollte so interpretiert werden, dass unter den relevanten Akteuren zu einem gewissen *Grad* ein sozialer Konsens hinsichtlich der primären Zielvorstellung besteht, welche *mehr oder weniger* eindeutig definiert ist. Je ausgeprägter der Konsens und je eindeutiger die Zielspezifikation, umso stärker sind die Anwendungsbedingungen des Konzepts der sozialen Produktionsfunktionen erfüllt. Ob das Konzept eine hinreichend gute Approximation an die soziale Wirklichkeit darstellt oder nicht, hängt vom jeweiligen Anwendungskontext und der Fragestellung ab. Im Kontext des Makro-Mikro-Makro-Modells ist das MFS daher *ordnungstheoretisch* nicht nur mit der interaktionistischen Konzeption ausgehandelter Ordnungen, sondern prinzipiell auch mit dem Konzept der sozialen Produktionsfunktionen *vereinbar*.

Ein zweites, noch augenscheinlicheres Spannungsverhältnis besteht in handlungstheoretischer Hinsicht. An die Stelle der differenzierten handlungsgenerierenden Mechanismen, die im MFS betrachtet werden, treten im Konzept der sozialen Produktionsfunktionen relativ krude Motivationsannahmen: Individuelles Handeln dient der Befriedigung allgemeiner menschlicher Grundbedürfnisse nach physischem Wohlbefinden und sozialer Wertschätzung und ist damit letztlich auf Nutzenmaximierung ausgerichtet. Institutionelle und kulturelle Vorgaben werden befolgt, insoweit und solange sie hierfür instrumentell sind. Handlungstheoretisch erscheint dies kaum mit dem MFS vereinbar, insofern sich dieses explizit als integrative Handlungstheorie versteht, die nicht jedes Verhalten als Ergebnis konsequenzenorientierter abwägender Nutzenkalküle zu erklären versucht. Man sollte sich jedoch auch in diesem Punkt davor hüten, das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen zu vergegenständlichen.

Entscheidend ist, dass es Lindenberg mit seinem Konzept nicht darum geht, den subjektiven Sinn der Akteure angemessen wiederzugeben. Das Konzept beinhaltet daher *nicht* die Annahme, alle Akteure seien an Zwischengütern lediglich instrumentell interessiert. Lindenbergs These ist vielmehr, dass es heuristisch fruchtbar ist, das Verfolgen von Präferenzen *als* Produktion allgemeiner Güter *zu betrachten*. Denn durch die Annahme konstanter allgemeiner Grundbedürfnisse nach physischem Wohlbefinden und sozialer Wertschätzung lassen sich die konkreten Präferenzen, also die vom Akteur verfolgten Ziele, durch die relativen Preise/Kosten dieser „Produktionsmittel“ erklären. Beispielsweise lässt sich annehmen, dass arbeitslos gewordene Personen versuchen werden, ihr (konstantes) Bedürfnis nach sozialer Wertschätzung verstärkt auf anderem Wege zu befriedigen (Lindenberg 1996b: 562f.). Wenn – wie Lindenberg annimmt – soziale Wertschätzung generell durch Status, Verhaltensbestätigung und positiven Affekt „produziert“ werden kann, wird für Arbeitslose positiver Affekt als Substitut von Status zu einer wichtigeren Quelle sozialer Wertschätzung werden. In der Ermöglichung derartiger Substitutionsanalysen besteht die zentrale Leistung des Konzepts der sozialen Produktionsfunktionen (Lindenberg 1996a: 137f.).

Handlungstheoretisch liegt dem Konzept der sozialen Produktionsfunktionen und den durch es ermöglichten Substitutionsanalysen somit eine „als ob“-Betrachtung zu Grunde. Dies ist eine grundlegende metatheoretische Differenz etwa zum weberianischen Forschungsprogramm (Stachura 2009). Auch aus der Perspektive der erklärenden Soziologie (die eine realistische Position voraussetzt, siehe Kapitel 2) stellt sich die Frage, wie dennoch am Konzept der sozialen Produktionsfunktionen festgehalten werden kann. Um seine in

bestimmten Anwendungen zweifellos bestehende Erklärungskraft zu nutzen, ohne in einen Instrumentalismus zu verfallen, muss es einer *realistischen* Interpretation unterzogen werden. Nur dann kann festgestellt werden, unter welchen Bedingungen bzw. in welcher Hinsicht das Konzept tatsächlich kausal adäquate Erklärungen zu entwickeln erlaubt.

Eine Möglichkeit besteht in der Unterscheidung einer kurzfristigen und einer langfristigen Perspektive. Wie bereits in Kapitel 6.6 betont wurde, ist das MFS in dem Sinne eine situationale Handlungstheorie, als es ausschließlich den Prozess der Dekodierung betrachtet. Man kann nun argumentieren, dass das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen im Gegensatz dazu *langfristige* Verhaltensanpassungen zum Gegenstand hat, die sich aus den Prozessen De- und Enkodierung ergeben *können*. Die tatsächlichen handlungs- und lerntheoretischen Mechanismen werden dabei ausgeblendet.

Konkret am obigen Beispiel veranschaulicht, heißt dies: Eine gerade arbeitslos gewordene Person mag zunächst unhinterfragt an gewohnten Freizeitbeschäftigungen festhalten oder spontan zu stark verankerten Strategien des Umgangs mit Frustrationserlebnissen greifen. Erst langfristig – und nicht notwendigerweise völlig bewusst – wird die mangelnde Deckung ihres Bedürfnisses nach sozialer Wertschätzung dazu führen, dass sie verstärkt zu bestimmten, soziale Wertschätzung produzierenden Handlungen tendiert. Analog zu evolutionstheoretischen Argumentationsfiguren werden also bestimmte „Mutationen“ eher selektiert, hier: weil sie ein bestimmtes, von der Arbeitslosigkeit besonders betroffenes Bedürfnis befriedigen und somit differentiell verstärkt werden. Diese Verstärkung kann subjektiv als Befriedigung eines bestimmten Bedürfnisses erlebt werden („Hierbei fühle ich mich endlich wieder mal so richtig gut!“, u.ä.). Sie kann aber auch weitgehend unbewusst den Verankerungsgrad bestimmter Handlungsformen erhöhen, die subjektiv aus ganz anderen Gründen ergriffen werden. Auch ob sich der Akteur im rc-Modus zu diesem Verhalten entscheidet oder (sofort oder nach einiger Zeit) spontan auf bestimmte Skripte zurückgreift, wird vom Konzept der sozialen Produktionsfunktionen nicht thematisiert. Es abstrahiert schlichtweg von den genaueren handlungs- und lerntheoretischen Mechanismen. Nach der hier vorgeschlagenen Interpretation setzt das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen demnach handlungstheoretisch *nicht* voraus, dass die Akteure ausnahmslos instrumentelle Nutzen-Kosten-Abwägungen durchführen.

Ob sich die vorhergesagten Verhaltensanpassungen langfristig tatsächlich aus den Prozessen der De- und Enkodierung ergeben, hängt von einer Reihe von Bedingungen ab, welche vom Konzept selbst nicht expliziert werden. Beispielsweise können sich schrittweise Anpassungsprozesse nur dann zu einem Optimum (hier: der Bedürfnisbefriedigung) hin

entwickeln, wenn die relevanten Situationsbedingungen über einen längeren Zeitraum hinweg hinreichend stabil sind (Bourdieu 1980: 60ff.; Collins 1996: 330f.; Collins 2004: Kap. 4; Cross 1983). Die aus dem Konzept ableitbaren Hypothesen über das Substitutionsverhalten arbeitslos gewordener Personen dürften daher für Langzeitarbeitslose (unter sonst gleichen Bedingungen) weitaus erklärungskräftiger sein als bei nur kurzfristiger Arbeitslosigkeit. Zudem ist zu berücksichtigen, dass die These eines generellen Substitutionsverhaltens empirisch höchstens langfristig und auch diesbezüglich nicht uneingeschränkt gilt: Es gibt das unbedingte Festhalten an Werthaltungen und Normen, auch wenn die meisten Akteure bei einer langfristigen Bedürfnisunzuträglichkeit empfänglich für (normativ zu begründende!) Neutralisierungen (Sykes und Matza 1957), also Geltungsrelativierungen werden dürften. *Handlungstheoretisch* ist daher nur die abgeschwächte „These der *bedingten* Substitution“ haltbar (Stachura 2009: 161).

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass sich das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen durchaus realistisch interpretieren lässt und somit *nicht notwendigerweise* im Widerspruch zu der in dieser Arbeit entwickelten Handlungstheorie steht. Wiederum ist daher für einen analytischen Umgang mit dem Konzept der sozialen Produktionsfunktionen zu plädieren. Insbesondere sollte man sich bei seiner Verwendung bewusst sein, dass man sich auf einer relativ hohen Abstraktionsebene bewegt, und zwar sowohl zeitlich, als auch hinsichtlich der betrachteten Varianz, sowohl handlungs-, als auch ordnungstheoretisch. Ein derart bewusster analytischer Umgang kann nicht nur zur Kohärenz der erklärenden Soziologie als theoretischer Ansatz beitragen, sondern auch zu gesteigerter Achtsamkeit in empirischen Anwendungen des Konzepts der sozialen Produktionsfunktionen.¹⁷⁰

¹⁷⁰ Generell problematisch ist zudem die inhaltliche Festlegung auf eine bestimmte, prinzipiell für alle Akteure geltende Zielhierarchie. Gerade wenn man im Rahmen einer „als-ob“-Betrachtung den subjektiven Sinn der Akteure als Kriterium eher herunterspielt, bedarf es umso stärkerer empirischer und theoretischer Begründungen für die Annahmen über die „wahren“ oder „tiefer liegenden“ Ziele menschlicher Akteure. Solange man das Konzept der sozialen Produktionsfunktionen eher informell gebraucht, mag dies weniger problematisch sein: Relativ grob von allgemeinen Bedürfnissen nach sozialer Wertschätzung, physischem Wohlbefinden, einem positiven Selbstbild u.ä. auszugehen, mag einigermaßen evident sein. Je differenzierter und weiter gehender man allerdings verschiedene Ebenen der Zielhierarchie und ihre Beziehungen zueinander ausarbeitet, umso begründungsbedürftiger werden die dabei aufgestellten Annahmen. In seiner jüngsten Kritik an Lindenberg's Konzept kommt Stachura zu dem Schluss, dass gerade diese spezifischen Annahmen – etwa über die Effizienzen verschiedener Produktionsfunktionen – ad-hoc Charakter besitzen

11 Schlussbemerkungen: Das Modell der Frame-Selektion als Grundlage soziologischer Erklärungen

Die wesentlichen Schlussfolgerungen aus den theoretischen Diskussionen bzw. empirischen Analysen wurden bereits am Ende der einzelnen Kapitel gezogen. Abschließend sollen im Folgenden noch einmal das Verhältnis von MFS und RC-Ansatz geklärt, auf Grenzen des MFS und der hier durchgeführten Analysen eingegangen und mögliche Perspektiven für zukünftige Anwendungen und Weiterentwicklungen aufgezeigt werden.

Der theoretische Ausgangspunkt dieser Arbeit war der RC-Ansatz. Wie kein anderer handlungstheoretischer Ansatz hat sich dieser bei der Modellierung komplexer Interaktionsmuster, z.B. von Märkten, sozialem Tausch oder strategischen Interdependenzen, bewährt. Die andauernde Kritik an RC-Theorien innerhalb der Soziologie ist jedoch nur teilweise ein Ausdruck von Missverständnissen. Wie in Kapitel 2 und 3 argumentiert wurde, gelangt man auf Basis des RC-Ansatz häufig dann zu unbefriedigenden Erklärungen, wenn die Komplexität der Fragestellung weniger in der Logik der Aggregation als in der Art und Weise liegt, in der Ideen und Institutionen soziales Handeln anleiten (Boudon 1998, 2003; Stachura 2009; Yee 1997). Unbefriedigend sind diese häufig deshalb, weil die handlungstheoretischen Kernannahmen des RC-Ansatzes lediglich Erwartungen, Bewertungen, Opportunitäten und Restriktionen als erklärende Größen zulassen. Diese Sparsamkeit führt generell zu einer geringen Modulierbarkeit der Handlungstheorie sowie zu einem geringen heuristischen Wert bei Fragestellungen, zu deren Beantwortung situationale und handlungsgenerierende Mechanismen in den Vordergrund gerückt werden müssen.

Es wurde daher vorgeschlagen, die handlungstheoretischen Kernannahmen des RC-Ansatzes zu erweitern, also eine komplexere, aber gleichwohl analytisch präzise Handlungstheorie zu entwickeln. Das Modell der Frame-Selektion stellt die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure ins Zentrum einer derartigen Erweiterung. Wie gezeigt, wird dies sowohl von klassischen und gegenwärtigen soziologischen Handlungskonzepten als auch von neueren experimentellen Studien nahe gelegt, die aufzeigen, dass beide Phänomene fundamentale Variationsquellen menschlichen Handelns

(Stachura 2009: 158f.). Bereits in der früheren Diskussion kritisiert wurde die relativ beliebig erscheidende Festlegung auf die beiden Oberziele physisches Wohlbefinden und soziale Wertschätzung (Kelle und Lüdemann 1995: 256; Opp und Friedrichs 1996: 551).

darstellen (u.a. Chaiken und Trope 1999; Henrich et al. 2004; Kay und Ross 2003; Kay et al. 2004; Larrick und Blount 1997; Liberman, Samuels und Ross 2004; Sanbonmatsu und Fazio 1990; Schuette und Fazio 1995). Aufbauend auf diesen beiden Grundpfeilern erlaubt das MFS zu analysieren, wie Akteure in Interaktion mit anderen Akteuren zu bestimmten Situationsdeutungen gelangen, bestimmte Skripte aktivieren und letztlich bestimmte Handlungsalternativen ergreifen. Dabei lässt sich zudem jeweils betrachten, ob und aufgrund welcher Situations- und Akteursmerkmale die Akteure eine reflektierte abwägende Wahlentscheidung treffen oder aber automatisch-spontan eine stark aktivierte Alternative selektieren. Diese grundlegenden Konzepte und Unterscheidungen gehen über die handlungstheoretischen Kernannahmen des RC-Ansatzes hinaus. Aus diesem Grund wurde das MFS als handlungstheoretische Alternative zum RC-Ansatz portraitiert. Relativierend sei jedoch angemerkt, dass dies nur eine mögliche Einordnung darstellt.

Verwendet man wie bisher die Beschränkung der handlungstheoretischen Kernannahmen auf die des RC-Ansatzes als Kriterium (vgl. Montgomery 2005: 301ff.), so müsste man konsequenterweise auch andere Modelle als nicht zum RC-Ansatz zugehörig klassifizieren. Dies gilt etwa für das Modell von Akerlof und Kranton (2000), die es nicht bei anwendungsspezifischen Zusatzannahmen belassen, sondern zusätzliche handlungstheoretische Grundkonzepte in Form von Identitäten, sozialen Kategorien und entsprechenden Vorschriften einführen.

Alternativ kann man das Etikett „RC-Ansatz“ auf jegliche analytisch präzise Selektionstheorie anwenden, die davon ausgeht, dass menschliches Verhalten auf angepassten Selektionsleistungen beruht. Man könnte noch zusätzlich verlangen, dass Präferenzen, Erwartungen und Restriktionen als erklärungsrelevante Größen angesehen werden, daneben aber die Einführung weiterer, ebenso grundlegender Konzepte zulassen (Gintis 2007). Dann fällt zweifelsohne auch das MFS unter den „RC-Ansatz“.

Dies ist selbstverständlich erst Recht der Fall, wenn man den Kriterien von Diekmann und Voss folgt (Diekmann 1996: 91f.; Diekmann und Voss 2004: 14ff.): Danach kann jede Theorie zum RC-Ansatz gezählt werden, die von Akteuren ausgeht, welche mindestens zwischen zwei Alternativen wählen können, und die eine präzise Entscheidungsregel enthält. Die Autoren betonen selbst, dass dann auf den Begriff der Rationalität verzichtet werden kann (ebenso Kroneberg 2007: 219).

Allerdings sollte die Frage, ob das MFS zum RC-Ansatz gehört oder nicht, für eine auf die Lösung empirischer Erklärungsprobleme ausgerichtete Soziologie eher nebensächlich sein. Die Bedeutung, die derartigen Abgrenzungen häufig beigemessen wird, ist nur ein weiteres Symptom des Paradigmenstreits, zu dessen Überwindung das MFS als integrative Handlungstheorie beitragen will.

Eine wichtige Gemeinsamkeit des MFS und des RC-Ansatzes besteht zudem darin, dass sie der analytischen, erklärenden oder mechanismischen Soziologie zugerechnet werden

können. In deren Rahmen sind für eine vollständige Verhältnisbestimmung zwischen MFS und RC-Ansatz auch erklärungspragmatische Gesichtspunkte mit einzubeziehen. Diese ergeben sich im Kontext des Makro-Mikro-Makro-Modells.

So ist es nur unter Umständen sinnvoll bzw. möglich, das MFS in seiner vollständigen Fassung anzuwenden. Tendenziell gilt dies für Erklärungsprobleme, bei denen die Logik der Situation relativ komplex, aber die Logik der Aggregation relativ einfach erscheint, bzw. in Abhängigkeit von den verfügbaren empirischen Daten. Die in dieser Arbeit durchgeführten Anwendungen auf die Erklärung der Wahlteilnahme und der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg sind Beispiele für relativ komplexe Handlungserklärungen.

In anderen Fällen hingegen (z.B. bei der Analyse von Märkten unter Bedingungen asymmetrischer Information) ist die Logik der Aggregation derart komplex, dass man das MFS stark vereinfachen muss. Das in Kapitel 2.2 aus den Adäquatheitsbedingungen soziologischer Erklärungen hergeleitete Erfordernis realistischer Handlungserklärungen verlangt, dass Vereinfachungen mit Bedacht vorgenommen und begründet werden. So lassen sich auf Basis des MFS die Umstände bestimmen, unter denen Akteure bis auf Weiteres unhinterfragt bestimmten Routinen oder Normen folgen. Umgekehrt kann das MFS aber auch den Rückgriff auf Rational-Choice-Theorien rechtfertigen. Daraus ergibt sich eine erste Möglichkeit, die Anwendungsbedingungen von Rational-Choice-Theorien zu präzisieren:

1. Das MFS spezifiziert die Bedingungen, unter denen Akteure im psychologischen Sinn (bzw. ihrem subjektiven Sinn nach) subjektiv rationale Entscheidungen treffen. Dazu zählen u.a. das Vorhandensein hinreichender Gelegenheiten und Motivation zur Reflexion sowie die Abwesenheit einer extrem starken Aktivierung oder Verankerung des Skripts, oder eine nur imperfekte Regelung der Handlungswahl.

Rational-Choice-Theorien müssen jedoch nicht derart psychologisch interpretiert werden. Ihrem handlungstheoretisch minimalistischen Verständnis zufolge behaupten sie lediglich die Transitivität und Vollständigkeit von Präferenzrelationen. Wie ich bereits an anderer Stelle argumentiert habe, lässt sich das Anwendungsgebiet von Rational-Choice-Theorien daher noch weiter abstecken (siehe Kroneberg 2008a):

2. Wie Pierre Bourdieu und Randall Collins dargelegt haben, verhalten sich Akteure häufig optimal angepasst an ihre Situation, wenn die relevanten Situationsbedingungen über einen längeren Zeitraum hinweg hinreichend stabil sind (Bourdieu 1980: 60ff.; Collins 1996: 330f.; Collins 2004: Kap. 4). Dies gilt gerade auch dann, wenn Akteure eher automatisch-spontan handeln bzw. mentalen Modellen folgen. Genauer gesagt, lautet eine der zentralen Bedingungen für diesen *Lernprozess*, dass die

Veränderungsrate der relevanten Situationsbedingungen geringer ist als die Anpassungsrate des Verhaltens (Cross 1983).

3. Ein vor allem in den Wirtschaftswissenschaften prominentes Argument verweist nicht auf Lernprozesse auf der Ebene individueller Akteure, sondern letztlich auf einen *Evolutionsprozess*, innerhalb dessen Akteure, die sich nicht optimal verhalten, von *im Ergebnis* rational handelnden Akteuren verdrängt werden. So wird häufig argumentiert, dass unter Bedingungen (hinreichend) vollkommenen Wettbewerbs Anbieter, die suboptimale Produktions- und Preisentscheidungen treffen, aus dem Markt verdrängt werden. Die Rationalität muss auch hier kein Merkmal des Entscheidungsfindungsprozesses der betrachteten Akteure sein, sondern es reicht, wenn zufällig an die Situationsbedingungen angepasstes Verhalten positiv verstärkt (und unangepasstes bestraft) wird (Kirchgässner 2008: 211f.).

Das Lern- und das Evolutionsargument sind wohlgerne keine instrumentalistischen Begründungen der Anwendbarkeit von Rational-Choice-Theorien. Vielmehr handelt es sich jeweils um eine Menge empirisch widerlegbarer Hypothesen über Merkmale bestimmter Situationsbedingungen und Anpassungsprozesse. Wenn sich diese Hypothesen nicht begründen lassen bzw. durch empirische Informationen widerlegt werden, sind derartige Rational-Choice-Erklärungen zu verwerfen und das *auch dann*, wenn sich die Akteure im Aggregat durchaus so verhalten, als ob sie rationale Entscheidungen treffen würden. Alternativ dazu kann höchstens nach anderen empirischen Bedingungen gesucht werden, die die Anwendbarkeit von Rational-Choice-Theorien im vorliegenden Fall begründen.

Rational-Choice-Erklärungen auf Basis des zweiten und dritten Argumentes sind also nicht notwendigerweise instrumentalistisch. Dennoch sind sie von anderer Qualität als Erklärungen, bei denen Rational-Choice-Theorien adäquate Darstellungen der typischen Akteurskalküle bereitstellen. Vor allem ist ihr Informationsgehalt geringer, da sie nur Hypothesen über die mittelfristige Entwicklung des Verhaltens bei relativ konstanten Situationsbedingungen aufstellen. Man kann daher auch von Rational-Choice-Theorien als „*medium-term theories*“ sprechen.¹⁷¹

Durch den bisweilen extremen Komplexitätsgrad der Logik der Aggregation verlangen soziologische Erklärungen im Makro-Mikro-Makro-Modell jedoch in vielen Fällen eine

¹⁷¹ Ein Beispiel ist das von Esser entwickelte Rational-Choice-Modell des Spracherwerbs (Esser 2006), dessen entscheidungstheoretische Parameter in den seltensten Fällen bewusst abgewogene Nutzen und Kosten oder Erwartungen darstellen, sondern größtenteils unterschiedliche Gelegenheitsstrukturen und langfristiger Verstärkungsprozesse widerspiegeln dürften.

derartige Pragmatik. Wie dargelegt wurde, muss damit aber keine Verletzung der Adäquatheitsbedingungen von Erklärungen verbunden sein. Vielmehr ergibt sich ein erhöhter Anspruch an das Niveau methodologischer Reflektiertheit. In Anwendungen sollte expliziert und, soweit möglich, empirisch belegt werden, warum die Verwendung von RC-Theorien zur Lösung eines Erklärungsproblems gerechtfertigt erscheint. Die Grundlage bilden dabei jeweils allgemeinere Handlungs-, Lern- oder Evolutionstheorien, mit deren Hilfe sich die realistisch rechtfertigbaren Anwendungsbedingungen identifizieren lassen. In Anwendungen sollte also immer von einer möglichst allgemeinen Handlungstheorie *gedanklich ausgegangen* werden. Bei Analysen komplexer Interaktionsdynamiken ist dies aber häufig nur ein vorgelagerter Schritt, der dazu dient, theoretische und empirische Grundlagen zu identifizieren, um eine *einfachere Theorie anwenden* zu können.¹⁷²

Diese Verhältnisbestimmung zum RC-Ansatz lässt einige der *Grenzen des MFS* deutlich werden, die abschließend noch einmal hervorgehoben werden sollen. Das MFS beansprucht, alle soziologisch relevanten Dimensionen und Determinanten des Handelns erfassen oder zumindest systematisch an es anschließen zu können. So stehen beispielsweise Werte nicht im Mittelpunkt dieser Handlungstheorie, lassen sich aber einarbeiten und dabei in ihrer handlungsleitenden Rolle präzisieren (Kroneberg 2007). Geht man zu einer dynamischen Betrachtungsweise über, kann es zudem sinnvoll sein, das MFS lerntheoretisch zu ergänzen. Wie in Kapitel 6.6 aufgezeigt wurde, stehen Hypothesen, Theorien und Modelle, die sich auf den Prozesse der Enkodierung beziehen, in einem Komplementaritätsverhältnis zum MFS.

Das MFS ist ebenfalls keine Theorie der Motivation. Es schweigt sich bewusst darüber aus, *was* Akteure antreibt. Angesichts der Vielzahl von Listen grundlegender menschlicher Bedürfnisse oder Ziele kann jede diesbezügliche Festlegung in Frage gestellt werden (siehe u.a. Fiske 2003; Lindenberg 2001; Turner 1987) – sofern sie mehr sein will als eine Heuristik unter anderen. Das MFS ermöglicht dem Anwender, die empirisch am plausibelsten erscheinenden Hypothesen über die Motivation der Akteure zu formulieren. Zielorientierungen unterschiedlicher Abstraktionshöhe lassen sich sowohl über die bewerteten

¹⁷² Vollmer (1989) erläutert dies sehr anschaulich am Beispiel physikalischer Theorien. Sein allgemeines wissenschaftstheoretisches Fazit trifft auch auf das Verhältnis zwischen dem MFS und Entscheidungstheorien des RC-Ansatzes zu: „Die tiefere Theorie kann also nicht nur die Erfolge und Mißerfolge einer anderen, weniger tiefen *erklären*, sondern auch deren Gebrauch in Fällen, in denen es auf letzterreichbare Genauigkeit nicht ankommt, *rechtfertigen*.“ (Vollmer 1989: 193)

Konsequenzen im rc-Modus (also über entsprechende Nutzen- und Kostenterme), als auch über die motivationsmäßige Bindung an Frames und Skripte berücksichtigen.

Generell überlässt das MFS die Ausgestaltung des rc-Modus weitgehend dem Anwender. Hierin besteht zweifelsohne eine Begrenztheit dieser Handlungstheorie – die sie allerdings mit dem weiten RC-Ansatz teilt. Angesichts der Vielfältigkeit reflektierten menschlichen Handelns, erscheint es kaum möglich, eine *einzig*e und gleichzeitig *spezifische* Theorie reflektierter Handlungsselektionen aufzustellen. Es muss daher im MFS auf eine der Entscheidungsregeln zurückgegriffen werden, die im RC-Ansatz entwickelt wurden. Welche Entscheidungsregel das jeweilige Handeln adäquat zu erklären vermag, hängt nicht zuletzt von der Definition der Situation ab. Beispielsweise vermag die SEU-Theorie das Handeln von Akteuren nicht zu erklären, wenn diese ihre Situation als strategische wahrnehmen (Diekmann und Voss 2004) – was selbst eine spezifische Situationsdeutung darstellt. Dies ist ein weiteres Beispiel für den Einfluss der Frame-Selektion auf die Handlungsselektion im rc-Modus.

Das MFS vermag lediglich, die Aufmerksamkeit auf diese Beziehungen zu lenken und sie systematisch zu berücksichtigen. Dies gilt auch hinsichtlich der Frage, ob ein Akteur eine reflektierte Situationsdefinition rein angemessenheitsorientiert vornimmt oder sich durch Emotionen bzw. Interessen zu einer bestimmten Sichtweise hinreißen lässt. Auch sie muss bis auf Weiteres anwendungsspezifisch durch Brückenhypothesen beantwortet werden. Gleichzeitig sind somit potentielle Ansatzpunkte für zukünftige theoretische Ausarbeitungen identifiziert.

Das MFS ist jedoch weit mehr als ein analytischer Bezugsrahmen. Als erklärende Handlungstheorie lässt sich aus ihm eine Vielzahl informationshaltiger Hypothesen ableiten. Diese beziehen sich vor allem auf die Bedingungen, unter denen Akteure unhinterfragt oder unbedingt eine bestimmte Alternative selektieren, anstatt eine größere Zahl an Alternativen, Informationen und Anreizen reflektierend zu betrachten. Diese Bedingungen enthalten soziologisch besonders relevante Faktoren, wie etwa die Klarheit der Situationsdefinition, die Existenz konkurrierender Skripte (z.B. Normen und Routinen) oder den Grad ihrer Verinnerlichung. Das MFS lenkt somit den Blick auf die soziale Situation und Sozialisation der Akteure.

Die Perspektiven für die zukünftige Forschung auf Basis des MFS lassen sich auf einem Kontinuum zwischen Überprüfung und Anwendung verorten. Wie jede Theorie sollte das MFS weiterhin möglichst vielen und systematischen Tests ausgesetzt werden. Besonders aussagekräftige Überprüfungen sind prinzipiell von Experimenten und Analysen mit

Längsschnittdaten zu erwarten. Die in dieser Arbeit durchgeführten Analysen der Wahlteilnahme und der Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg lassen demgegenüber nur bedingt Kausalschlüsse zu. Nichtsdestotrotz vermochten sie zentrale Interaktionshypothesen des MFS empirisch zu belegen und stellen damit wichtige Ergänzungen zum bisherigen, in Kapitel 6.7 besprochenen Anwendungsspektrum dar. Bezieht man die sozialpsychologische Forschung mit ein, deren Ergebnisse das MFS in Form der Modus-Selektion aufgreift, so können zentrale Bestandteile und Implikationen des MFS als empirisch bestätigt angesehen werden. Auch wenn dies lediglich bis auf Weiteres gilt, erscheint es daher berechtigt, weiter gehende Anwendungen des MFS zu entwickeln, die seine Validität selbst nicht überprüfen, sondern voraussetzen.

Bekanntlich macht die empirische Überprüfung von Handlungstheorien nur einen geringen und eher grundlagentheoretischen Teil soziologischer Forschung aus. Mindestens ebenso wichtig ist die Anwendung des MFS als Mikrofundierung weiter reichender soziologischer Erklärungen. So existieren etwa bereits erste Anwendungen, die das Potential des MFS für gesellschaftsvergleichende Forschung aufzeigen (Becker 2004; Nauck 2007). Wie in Kapitel 10.1 argumentiert wurde, eignet sich das MFS zudem für die Analyse von Interaktionsprozessen. Dabei muss es keinesfalls zu überkomplexen Modellierungen führen. Das MFS hält vielmehr lediglich die theoretische *Option* für eine vergleichsweise differenzierte Betrachtung individuellen Handelns bereit. In Anwendungen sollte davon bedacht und nur in dem Ausmaß Gebrauch gemacht werden, wie es für die Erklärung der interessierenden Phänomene notwendig erscheint. In verschiedenen Anwendungen sind überdies unterschiedliche Bestandteile des Modells relevant. Das MFS ermöglicht, die handlungstheoretische Mikrofundierung entsprechend auszugestalten, ohne jedes Mal auf eine vermeintlich andere Handlungstheorie zurückgreifen zu müssen. Durch dieses Vorgehen werden vereinfachende Annahmen expliziert und können somit systematisch kritisiert und problematisiert werden. Die Komplexität des MFS spiegelt also die zu Anfang dieser Arbeit betonte Heterogenität soziologischer Explananda wider und geht mit einer Reihe methodologischer Vorteile einher. All dies sind Vorteile einer integrativen und erklärenden Handlungstheorie, welche zentrale Einsichten der verschiedenen soziologischen Paradigmen aufgreift und in ein präzises Selektionsmodell zu überführen versucht – allen voran die Einsicht in die Bedeutung der Definition der Situation und der variablen Rationalität der Akteure.

Anhang A1: Die Ableitung von Dreifach-Interaktionshypothesen aus dem Modell der Frame-Selektion

Das Kapitel 6.5 zur Hypothesengewinnung auf Basis des MFS beschränkte sich auf eine bestimmte Art von Zweifach-Interaktionshypothesen, die im Zentrum der empirischen Anwendungen standen. Ausgangspunkt war dabei die Bedingung für eine Handlungsselektion im as-Modus:

$$AW(A_k|F_i, S_j) \geq 1 - C/(pU).$$

Wie mittlerweile bekannt, ist das Aktivierungsgewicht der automatisch-spontan zugänglichen Handlungsalternative auf der linken Seite der Ungleichung umso höher, je eindeutiger die Situation definiert werden konnte (m_i), je eindeutiger diese Situationsdefinition ein bestimmtes Skript nahe legt (a_{ji}), je stärker dieses Skript mental verankert ist (a_j) und je eindeutiger dieses Skript eine bestimmte Handlungsalternative nahe legt (a_{kj}). Gliedert man das Aktivierungsgewicht in der Ungleichung in diese Bestandteile auf und bezeichnet man den Schwellenwert auf der rechten Seite abkürzend als τ (von dem auch hier angenommen wird, dass er im Intervall (0,1) liegt), so ergibt sich

$$m_i \cdot a_{ji} \cdot a_j \cdot a_{kj} \geq \tau.$$

In den abgeleiteten Hypothesen wurde jeweils die Auswirkung *eines* dieser vier Bestandteile des Aktivierungsgewichts betrachtet, während die jeweils anderen drei per Annahme auf hinreichend hohem Niveau konstant gehalten wurden (siehe Hypothesen 1.1 bis 1.4 in Kapitel 6.5). In diesem Anhang soll nun gezeigt werden, wie sich komplexere Hypothesen gewinnen lassen, indem man stattdessen zwei Bestandteile des Aktivierungsgewichts *simultan* variiert. Auf diese Weise lässt sich danach fragen, wie die abschwächende Zweifach-Interaktion zwischen einem Bestandteil (z.B. der Skript-Verankerung) und der Wirkung reflektierter Anreize mit der Ausprägung eines anderen Bestandteils (z.B. der Klarheit der Situationsdefinition) variiert. Derartige Hypothesen beziehen sich also auf Muster von *Dreifach*-Interaktionen. Auf dieser Komplexitätsstufe sind die Implikationen des MFS allerdings weniger leicht abzuleiten.

So lässt sich beispielsweise nicht ohne Weiteres sagen, ob die Interaktion zwischen der Skript-Verankerung und einem im rc-Modus relevanten Anreiz mit größerer Klarheit der Situationsdefinition stärker oder schwächer wird. Aus der multiplikativen Verknüpfung der Bestandteile des Aktivierungsgewichts $AW(A_k|F_i, S_j)$ lässt sich zunächst lediglich ableiten, dass diese Faktoren positiv *hinsichtlich der Höhe dieses Aktivierungsgewichts* interagieren.

Für ihre Zweifach-Interaktionen mit der Anreizwirkung ist aber nicht die absolute Höhe des Aktivierungsgewichts relevant, sondern ob der Schwellenwert τ überschritten wird. Entsprechend hängt die Richtung der Dreifach-Interaktion davon ab, wie die beiden betrachteten Bestandteile des Aktivierungsgewichts $AW(A_k|F_i, S_j)$ *hinsichtlich der Überschreitung des Schwellenwertes τ* zusammenwirken.

Um dies aufzuzeigen, sei als Beispiel die Interaktion zwischen dem Match m_i des Frames F_i und der generellen Verfügbarkeit a_j des Skripts S_j betrachtet. Angenommen wird wiederum, dass die beiden anderen Bestandteile hinreichend stark ausgeprägt sind, dass also der Frame F_i das Skript S_j aktiviert (a_{ji}) und dass dieses die Handlungswahl hinreichend regelt (a_{kj}). Für die beiden variierten Faktoren sei die Differenz zwischen einer höheren Ausprägung (m_{iH}) und einer niedrigeren Ausprägung (m_{iN}) definiert: $\Delta m_i = m_{iH} - m_{iN} > 0$ sowie $\Delta a_j = a_{jH} - a_{jN} > 0$. Die Unterscheidung der beiden Ausprägungen ist nur dann relevant für die Modus-Selektion, wenn für ihre extremen gemeinsamen Ausprägungen verschiedene Modi resultieren. Es sollte also zum rc-Modus kommen, wenn beide Faktoren die niedrigere Ausprägung annehmen, und zum as-Modus, wenn beide die höhere Ausprägung annehmen. Formal sei entsprechend angenommen:

$$AW(A_k|F_i, S_j) < \tau, \text{ wenn } m_i = m_{iN} \text{ und } a_j = a_{jN} \text{ sowie} \quad (A1)$$

$$AW(A_k|F_i, S_j) \geq \tau, \text{ wenn } m_i = m_{iH} \text{ und } a_j = a_{jH}. \quad (A2)$$

Für die Richtung der Dreifach-Interaktion ist nun entscheidend, welcher Modus resultiert, wenn einer der beiden Faktoren hoch, der andere hingegen niedrig ausgeprägt ist. Genauer gesagt, kommt es darauf an, ob *entweder* die höhere Ausprägung *eines* der Faktoren bereits *hinreichend* für den as-Modus ist *oder* die höhere Ausprägung *beider* Faktoren *notwendig* für den as-Modus ist. Im ersten Fall ergibt sich eine die Zweifach-Interaktion abschwächende Dreifach-Interaktion, im zweiten eine verstärkende.

Welcher der beiden Fälle zutrifft, hängt von der Höhe des Aktivierungsgewichts $AW(A_k|F_i, S_j)$ relativ zum Schwellenwert τ ab, wenn man die beiden Fälle hoch-niedriger Ausprägungen betrachtet (also $m_i = m_{iH}$ und $a_j = a_{jN}$ bzw. $m_i = m_{iN}$ und $a_j = a_{jH}$). Die Klarheit der Situationsdefinition und die Skript-Verankerung interagieren *positiv* hinsichtlich der Überschreitung des Schwellenwertes τ , wenn zusätzlich zu A1 und A2 gilt:

$$AW(A_k|F_i, S_j) < \tau, \text{ für } (m_i = m_{iH} \text{ und } a_j = a_{jN}) \text{ oder } (m_i = m_{iN} \text{ und } a_j = a_{jH}). \quad (A3a)$$

Dagegen interagieren die Klarheit der Situationsdefinition und die Skript-Verankerung *negativ* hinsichtlich des Überschreitens des Schwellenwertes τ , wenn zusätzlich zu A1 und A2 gilt:

$$AW(A_k|F_i, S_j) \geq \tau, \text{ für } (m_i = m_{iH} \text{ und } a_j = a_{jN}) \text{ oder } (m_i = m_{iN} \text{ und } a_j = a_{jH}). \quad (\text{A3b})$$

Unter der Annahme A3a ist die höhere Ausprägung *beider* Faktoren *notwendig* (und hinreichend) für den as-Modus, unter der Annahme A3b ist dagegen bereits die höhere Ausprägung *eines* der Faktoren *hinreichend* für den as-Modus. Aus diesen alternativen Annahmen ergeben sich nun konträre Hypothesen hinsichtlich der Dreifach-Interaktion zwischen diesen beiden Faktoren und dem Einfluss von Anreizen und Alternativen, die nur im rc-Modus wirksam sind.

Gehen wir zunächst von Annahme A3a aus. Diese Annahme widerspricht insofern den Annahmen, die in Kapitel 6.5 den Hypothesen 1.1 und 1.4 voran gestellt wurden, als die betrachtete Erhöhung eines Faktors nicht ausreicht, um zum as-Modus zu gelangen. Die anderen Faktoren sind also nicht hinreichend stark ausgeprägt, um die abschwächende Zweifach-Interaktion zwischen der Klarheit der Situationsdefinition bzw. der Stärke der Skript-Verankerung einerseits und dem Einfluss anderer Anreize und Alternativen andererseits hervortreten zu lassen. Diese abschwächende Zweifach-Interaktion ergibt sich erst bei einer hinreichend starken Ausprägung *beider* Faktoren, im hier betrachteten Szenario also *erst* auf der Ebene der Dreifach-Interaktion:

Hypothese 2.1a: Angenommen ein Frame ist bei einem Akteur stark mit einem Skript verbunden, das die Handlungswahl hinreichend regelt. Dann gilt unter den Annahmen A1, A2 und A3a: Der abschwächende Einfluss der Klarheit der Situationsdefinition auf den Einfluss anderer Anreize und Alternativen ist tendenziell umso *stärker*, je stärker dieses Skript mental verankert ist. Umgekehrt ist der abschwächende Einfluss der Skript-Verankerung auf den Einfluss anderer Anreize und Alternativen tendenziell umso *stärker*, je eindeutiger die Situation gemäß diesem Frame definiert werden konnte.

Die auf Basis von Annahme A3a gewonnene Hypothese 2.1a entspricht also einer *verstärkenden* Dreifach-Interaktion: Der abschwächende Moderator-Effekt des einen Bestandteils des Aktivierungsgewichts (z.B. der Skript-Verankerung) auf den Einfluss anderer Anreize und Alternativen wird durch den anderen Bestandteil (z.B. die Klarheit der Situationsdefinition) tendenziell verstärkt (bzw. erst durch dessen Vorhandensein sichtbar).

Geht man stattdessen von Annahme A3b aus, so ergibt sich eine *abschwächende* Dreifach-Interaktion. Dies liegt daran, dass die Klarheit der Situationsdefinition bzw. die Stärke der Skript-Verankerung jeweils *bereits für sich genommen* den Einfluss anderer Anreize und Alternativen vollständig moderieren bzw. abschwächen. Durch das Hinzukommen des jeweils anderen Faktors, also durch das Vorliegen einer noch klareren Situationsdefinition bzw. eines noch stärker verankerten Skripts ist *keine noch weitere* Abschwächung dieser Einflüsse möglich:

Hypothese 2.1b: Angenommen ein Frame ist bei einem Akteur stark mit einem Skript verbunden, das die Handlungswahl hinreichend regelt. Dann gilt unter den Annahmen A1, A2 und A3b: Die negative Interaktion zwischen der Klarheit der Situationsdefinition und dem Einfluss anderer Anreize und Alternativen auf die Handlungsselektion ist tendenziell umso *schwächer*, je stärker dieses Skript mental verankert ist. Dies impliziert umgekehrt, dass die negative Interaktion zwischen der Stärke der Skript-Verankerung und dem Einfluss anderer Anreize und Alternativen auf die Handlungsselektion tendenziell umso *schwächer* ist, je eindeutiger die Situation gemäß diesem Frame definiert werden konnte.

In einem additiven Regressionsmodell implizieren die beiden Hypothesen unterschiedliche Vorzeichenmuster. Angenommen sei wiederum eine Standardisierung der unabhängigen Variablen auf das Einheitsintervall (0 = Minimum, 1 = Maximum). Hypothese 2.1a sagt vorher, dass der Effekt der Anreizvariablen (β_{Anreiz}) nicht bereits durch die Zweifach-Interaktionen ($\beta_{\text{Anreiz} \times \text{Skript}}$, $\beta_{\text{Anreiz} \times \text{Match}}$) ausgeglichen wird, sondern erst durch das *simultane* Vorliegen einer starken Skript-Verankerung und einer eindeutigen Situationsdefinition ($\beta_{\text{Anreiz} \times \text{Skript} \times \text{Match}} = -\beta_{\text{Anreiz}}$).

Hypothese 2.1b impliziert dagegen, dass der Anreizeffekt bereits durch die hohe Ausprägung *einer* der beiden Moderator-Variablen ausgeglichen wird ($\beta_{\text{Anreiz} \times \text{Skript}} = -\beta_{\text{Anreiz}}$ sowie $\beta_{\text{Anreiz} \times \text{Match}} = -\beta_{\text{Anreiz}}$). Das Vorzeichen des 3er-Produktterms ist in diesem Fall *entgegengesetzt* zu dem der beiden 2er-Produktterme ($\beta_{\text{Anreiz} \times \text{Skript} \times \text{Match}} = \beta_{\text{Anreiz}}$). Ansonsten würde das Regressionsmodell nämlich eine *weiter gehende* Abschwächung für den Fall implizieren, dass *beide* Aktivierungsbestandteile vorliegen ($\beta_{\text{Anreiz} \times \text{Skript}} + \beta_{\text{Anreiz} \times \text{Match}}$).

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Bei einer positiven Interaktion der beiden Bestandteile des Aktivierungsgewichts hinsichtlich des Überschreitens des Schwellenwertes τ resultiert eine *verstärkende* Dreifach-Interaktion mit den Anreizwirkungen, wohingegen sich

aus einer negativen Interaktion eine *abschwächende* Dreifach-Interaktion ergibt. Dieses Ergebnis verdeutlicht, wie komplex die Implikationen einer Handlungstheorie werden, welche die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure mit einbezieht. Handlungstheorien oder handlungstheoretische Konzepte, die diese Komplexität berücksichtigen wollen, *ohne* sie in ein präzises formales Modell zu überführen, stoßen hier an ihre Grenzen. Dies gilt sowohl für traditionelle soziologische als auch für sozialpsychologische Theorien, die formalisierten Modellen größtenteils ablehnend gegenüberstehen (für die Sozialpsychologie siehe etwa Fiske 2004). Das MFS dagegen erlaubt abzuleiten, auf welche spezifische Art und Weise die verschiedenen Einflussfaktoren zusammenwirken. Die resultierenden Hypothesen sind daher nicht nur von der Art „X spielt eine Rolle“, „Y spielt eine Rolle“, usw. Sie beschreiben vielmehr die spezifischen Formen des Zusammenwirkens der verschiedenen Einflussfaktoren und besitzen dadurch einen weitaus größeren Informationsgehalt. Dies gilt wohlgerne für den *prinzipiellen* Informationsgehalt oder – was das Gleiche ist – für die prinzipielle Falsifizierbarkeit der abgeleiteten Hypothesen.

Es lässt sich jedoch kritisch die *faktische* Falsifizierbarkeit der gewonnenen Dreifach-Interaktionshypothesen hinterfragen. Das MFS schließt offenbar weder eine abschwächende noch eine verstärkende Dreifach-Interaktion prinzipiell aus. Mehr noch: Selbst das Nicht-Bestehen einer Dreifach-Interaktion ist mit dem MFS prinzipiell vereinbar. Dies liegt daran, dass der Schwellenwert τ in der Regel empirisch nicht exakt bestimmt werden kann und überdies von unbeobachteter Heterogenität (also inter-individuellen Unterschieden) hinsichtlich seiner Höhe auszugehen ist (etwa aufgrund eines unterschiedlich hohen „need for cognition“). Wenn nun für einen Teil der betrachteten Stichprobe die Annahme A3a zutrifft, für einen anderen Teil aber die Annahme A3b, so kann dies dazu führen, dass die Dreifach-Interaktion in der Gesamtstichprobe als nicht vorhanden geschätzt wird (da sich abschwächende und verstärkende Dreifach-Interaktionen ausgleichen).

Dies bedeutet jedoch *nicht*, dass die Dreifach-Interaktionshypothesen des MFS praktisch nicht falsifizierbar sind. Zum einen können statistische Schätzungen in Vorzeichenmustern resultieren, die sich nicht auf Basis des MFS interpretieren lassen und die insofern als negative Evidenz zu Buche schlagen würden. Zum anderen ist es in konkreten Anwendungen häufig möglich, die Richtung der Dreifach-Interaktion auf der Basis des MFS vorherzusagen. Denn selbst wenn relevante Parameter nicht direkt gemessen werden können, kann auf Strategien der indirekten Testung bzw. Messung zurückgegriffen werden (vgl. dazu generell

Brüderl 2004). Von dieser Möglichkeit machen unter anderem die im Folgenden beschriebenen Vorgehensweisen Gebrauch.

Erstens kann das Vorzeichen der Dreifach-Interaktion vorhergesagt werden, wenn sich die dafür notwendigen Annahmen durch ausreichend gesicherte Brückenhypothesen stützen lassen (wenigstens durch empirisches Hintergrundwissen und Plausibilitätsargumente).

Als Beispiel sei eine relativ alltägliche Niedrigkostensituation betrachtet, hinsichtlich derer angenommen werden kann, dass sich der Großteil der Akteure über die Situationsdefinition sicher ist und ein Skript verinnerlicht hat, welches die betrachtete Handlungswahl hinreichend regelt (hohes $AW(A_k|F_i, S_j)$). Zudem sei evident, dass kaum Motivation oder Gelegenheit für eine Reflexion besteht (niedriger Schwellenwert τ).

Wenn relativ sicher ist, dass diese Brückenhypothesen zutreffen, reicht es aus, moderate Störungen der Situationsdefinition und die Skript-Verankerung direkt messen zu können. Eine eindeutige (im Vergleich zu einer moderat gestörten) Situationsdefinition und eine starke (im Vergleich zu einer nur moderaten) Skript-Verankerung vermögen unter diesen Bedingungen nämlich bereits für sich allein genommen ein entsprechendes automatisch-spontanes Handeln auszulösen. Im rc-Modus handeln entsprechend nur diejenigen Akteure, die *sowohl* mit moderaten Störungen der Situationsdefinition konfrontiert sind *als auch* eine geringe Skript-Verankerung aufweisen. Dann aber gelten die Annahmen A1, A2 und A3b und das MFS sagt entsprechend eindeutig eine *positive* Dreifach-Interaktion vorher (siehe oben).

Zweitens kann dieses Vorgehen auch dazu verwendet werden, um verschiedenartige Situationen innerhalb einer Anwendung, oder sogar die Ergebnisse verschiedener Anwendungen, miteinander zu *vergleichen*. Situationen lassen sich hinsichtlich des Ausmaßes unterscheiden, in dem zwei Bestandteile des Aktivierungsgewichts (z.B. Klarheit der Situationsdefinition und starke Skript-Verankerung) für sich allein genommen (Annahme A3b) oder aber nur in ihrer Kombination (Annahme A3a) hinreichend für ein automatisch-spontanes Handeln sind. Nimmt man eine entsprechende Rangordnung der verglichenen Situationen vor, so lässt sich prüfen, ob die Richtung der empirisch jeweils aufgefundenen Dreifach-Interaktionen (abschwächend, abwesend, verstärkend) gemäß den Vorhersagen des MFS variiert. Ähnlich wurde etwa bei der Überprüfung der Low-Cost-Hypothese verfahren (Braun und Franzen 1995; Diekmann und Preisendörfer 1992, 2003; Rauhut und Krumpal 2008).¹⁷³

¹⁷³ Die Aussagekraft eines derartigen Vergleichs unterschiedlicher Handlungssituationen basiert freilich darauf, dass die ansonsten bestehenden Situationsunterschiede als vernachlässigbar eingeschätzt werden können. Auch wenn ein Vergleich heterogener Situationen soziologisch besonders interessant erscheinen mag, ist für Testzwecke eher nach ansonsten möglichst homogenen Situationen Ausschau zu halten. Das in dieser Hinsicht aussagekräftigste Verfahren besteht selbstverständlich in der gezielten *experimentellen* Manipulation der interessierenden Situationsmerkmale.

Anstatt nur auf Brückenhypothesen zu rekurren, kann drittens nach empirischen Korrelaten des Schwellenwerts τ Ausschau gehalten werden (indirekte Messung). So ließe sich etwa bei einer Anwendung mit Umfragedaten annehmen, dass Befragte mit höherem Bildungsniveau über eine größere Reflexionsmotivation oder größere Reflexionsopportunitäten (und somit über einen durchschnittlich höheren τ -Wert) verfügen. Über eine entsprechende Drittvariablenkontrolle könnte die unbeobachtete Heterogenität u.U. soweit eingefangen werden, dass man das Vorzeichen der Dreifach-Interaktion vorhersagen könnte (oder es zumindest nicht zum gegenseitigen Ausgleich von abschwächenden und verstärkenden Dreifach-Interaktionen käme).

In Anwendungen, in denen keine dieser (oder weiterer vorstellbarer) Möglichkeiten realisierbar erscheint, besitzt das MFS keine eindeutigen Implikationen hinsichtlich der betrachteten Dreifach-Interaktionen. Ein empirischer *Test* des MFS kann dann nur anhand einfacherer Hypothesen erfolgen (siehe etwa die Hypothesen 1.1. bis 1.4. in Kapitel 6.5). Selbst in dieser Situation ist allerdings eine Schätzung der Dreifach-Interaktionen theoretisch sinnvoll. Sollten sich diese empirisch auffinden lassen, so ist dadurch immerhin Evidenz dafür gewonnen, dass Theorien, die diese Dreifach-Interaktionen nicht erwarten, falsch (bzw. unvollständig) sind. Das MFS dagegen erlaubt derartige Interaktionsmuster zumindest *ex post* zu interpretieren (so sie von ihrer Vorzeichenstruktur her nicht völlig unerwartet sind). Hier zeigt sich ein weiteres Mal der heuristische Wert des Modells: Im Gegensatz zu anderen Handlungstheorien (etwa traditionellen RC-Theorien) regt das MFS dazu an, das Bestehen derartiger Dreifach-Interaktionen empirisch zu testen.

Literatur

- Abelson, Robert P., 1976: Script Processing in Attitude Formation and Decision Making. S. 33-67 in: John S. Carroll und John W. Payne (Hg.), *Cognition and Social Behavior*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- , 1981: Psychological Status of the Script Concept. *American Psychologist* 36: 715-729.
- Achen, Christopher H., 2002: Toward a New Political Methodology: Microfoundations and ART. *Annual Review of Political Science* 5: 423-450.
- Agresti, Alan, 1996: *An Introduction to Categorical Data Analysis*. New York: John Wiley.
- Aguinis, Herman, 2004: *Regression Analysis for Categorical Moderators*. New York: The Guilford Press.
- Ai, Chunrong und Edward C. Norton, 2003: Interaction Terms in Logit and Probit Models. *Economics Letters* 80: 123-129.
- Akerlof, George A. und Rachel E. Kranton, 2000: Economics and Identity. *The Quarterly Journal of Economics* 115: 715-753.
- Albert, Gert, 2005: Moderater methodologischer Holismus. Eine weberianische Interpretation des Makro-Mikro-Makro-Modells. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57: 387-413.
- Albert, Hans, 2000: "Geschichtswissenschaft als hypothetisch-deduktive Disziplin - zur Kritik des methodologischen Historismus." in *Mannheimer Vorträge 3*. Mannheim: Fakultät für Sozialwissenschaften, MZES.
- Aldrich, John H., 1993: Rational Choice and Turnout. *American Journal of Political Science* 37: 246-278.
- , 1997: When Is It Rational to Vote? S. 373-390 in: Dennis C. Mueller (Hg.), *Perspectives on Public Choice. A Handbook*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Alexander, Jeffrey C., 1988: *Action and Its Environments: Towards a New Synthesis*. New York: Columbia University Press.
- Allison, Paul D., 1999: Comparing Logit and Probit Coefficients Across Groups. *Sociological Methods & Research* 28: 186-208.
- Alwin, Duane F., Ronald L. Cohen und Theodore M. Newcomb, 1991: *Political Attitudes over the Life Span: The Bennington Women after Fifty Years*. Wisconsin: The University of Wisconsin Press.
- Anderson, Elijah, 1990: *Streetwise. Race, Class, and Change in an Urban Community*. Chicago: University of Chicago Press.
- , 1999: *Code of the Street. Decency, Violence, and the Moral Life of the Inner City*. New York: Norton.
- Andreß, Hans-Jürgen, Jacques A. Hagenaars und Steffen Kühnel, 1997: *Analyse von Tabellen und kategorialen Daten. Log-lineare Modelle, latente Klassenanalyse, logistische Regression und GSK-Ansatz*. Berlin: Springer.
- Arrow, Kenneth J., 1982: Risk Perception in Psychology and Economics. *Economic Inquiry* 20: 1-9.
- Arzheimer, Kai und Jürgen W. Falter, 2003: Wahlen und Wahlforschung. S. 553-586 in: Herfried (Hg.) Münkler (Hg.), *Politikwissenschaft. Ein Grundkurs*. Hamburg: Reinbek.
- Augoustinos, Martha und Iain Walker, 1995: *Social Cognition. An Integrated Introduction*. London: Sage.
- Aumann, Robert J., 1976: Agreeing to Disagree. *Annals of Statistics* 4: 1236-1239.
- Babad, Elisha, 1995: Can Accurate Knowledge Reduce Wishful Thinking in Voters' Predictions of Election Outcomes? *The Journal of Psychology* 129: 285-300.
- Babad, Elisha, Michael Hill und Michael O'Driscoll, 1992: Factors Influencing Wishful Thinking and Predictions of Election Outcomes. *Basic and Applied Social Psychology* 13: 461-476.
- Babad, Elisha und Yosi Katz, 1991: Wishful Thinking - Against All Odds. *Journal of Applied Sociology* 21: 1921-1938.
- Balog, Andreas, 1998: Soziologie und die "Theorie des Handelns". S. 25-54 in: Andreas Balog und Manfred Gabriel (Hg.), *Soziologische Handlungstheorie: Einheit oder Vielfalt*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bamberg, Sebastian, Eldad Davidov und Peter Schmidt, 2008: Wie gut erklären "enge" oder "weite" Rational-Choice-Versionen Verhaltensänderungen? Ergebnisse einer experimentellen Interventionsstudie. S. 143-169 in: Andreas Diekmann, Klaus Eichner, Peter Schmidt und Thomas Voss (Hg.), *Rational Choice: Theoretische Analysen und empirische Resultate*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bargh, John A., Ronald N. Bond, Wendy J. Lombardi und Mary E. Tota, 1986: The Additive Nature on Chronic and Temporary Sources of Construct Accessibility. *Journal of Personality and Social Psychology* 50: 869-879.
- Bargh, John A., Peter M. Gollwitzer, Annette Lee-Chai, Kimberly Barndollar und Roman Trötschel, 2001: The Automated Will: Nonconscious Activation and Pursuit of Behavioral Goals. *Journal of Personality and Social Psychology* 81: 1014-1027.
- Baron, Lawrence, 1988: The Historical Context of Rescue. S. 13-48 in: Samuel P. Oliner und Pearl M. Oliner (Hg.), *The Altruistic Personality: Rescuers of Jews in Nazi Europe*. New York: The Free Press.

- Barry, Brian, 1970: *Sociologists, Economists, and Democracy*. London: Collier-Macmillan.
- Bateson, Gregory, 1996: *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Becker, Rolf, 2001: Das Paradox der Wahlbeteiligung, das keines ist. Eine theoretische Rekonstruktion und empirische Anwendung des Ansatzes von Downs aus der Perspektive der Theorie subjektiver Werterwartung. S. 553-597 in: Hans-Dieter Klingemann und Max Kaase (Hg.), *Wahlen und Wähler. Analysen aus Anlass der Bundestagswahl 1998*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- , 2002: Voter Participation in the 1998 Bundestag Elections: A Theoretical Modification and Empirical Application of Downs' Theory of Voter Participation. *German Politics* 11: 39-87.
- , 2004: Political Efficacy and Voter Turnouts in East and West Germany. *German Politics* 13: 317-340.
- Beckert, Jens, 2008: The Road Not Taken: 'The Moral Dimension' and the New Economic Sociology. *Socio-Economic Review* 6: 135-142.
- Behnke, Joachim, 2001: Parteineigung als Fakt oder Parteineigung durch Fakten. Der Einfluss von Issues auf das Wahlverhalten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53: 521-546.
- Bendor, Jonathan, Daniel Diermeier und Michael Ting, 2003: A Behavioral Model of Turnout. *American Political Science Review* 97: 261-280.
- Benford, Robert D., 1997: An Insider's Critique of the Social Movement Framing Perspective. *Sociological Inquiry* 67: 409-430.
- Benford, Robert D. und David A. Snow, 2000: Framing Processes and Social Movements: An Overview and Assessment. *Annual Review of Sociology* 26: 611-639.
- Benz, Wolfgang, 2003: Juden im Untergrund und ihre Helfer. S. 11-48 in: Wolfgang Benz (Hg.), *Überleben im Dritten Reich: Juden im Untergrund und ihre Helfer*. München: C.H. Beck.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann, 1980: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Best, Henning, 2009: Kommt erst das Fressen und dann die Moral? Eine feldexperimentelle Überprüfung der Low-Cost-Hypothese und des Modells der Frame-Selektion. *Zeitschrift für Soziologie* 38: 131-151.
- Bienfait, Agathe, Gert Albert, Claus Wendt und Steffen Sigmund, 2003: *Das Weber-Paradigma*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Blais, André, 2000: *To Vote or Not to Vote? The Merits and Limits of Rational Choice Theory*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
- Blais, André und Robert Young, 1999: Why do People Vote? An Experiment in Rationality. *Public Choice* 99: 39-55.
- Blais, André, Robert Young und Miriam Lapp, 2000: The Calculus of Voting: An Empirical Test. *European Journal of Political Research* 37: 181-201.
- Blau, Peter M., 1994: *Structural Contexts of Opportunities*. Chicago: University of Chicago Press.
- Blossfeld, Hans-Peter und Gerald Prein (Hg.), 1998: *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis*. Boulder, CO: Westview Press.
- Blumer, Herbert, 1969: *Symbolic Interactionism. Perspective and Method*. Englewood Cliffs, NJ: John Wiley & Sons.
- , 1973: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. S. 80-101 in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*. Reinbek: Rowohlt.
- , 1981: George Herbert Mead. S. 136-169 in: Buford Rhea (Hg.), *The Future of the Sociological Classics*. London: Allen & Unwin.
- Bohman, James, 1992: The Limits of Rational Choice Explanation. S. 207-228 in: James S. Coleman und Thomas J. Fararo (Hg.), *Rational Choice Theory: Advocacy and Critique*. Newbury Park, CA: Sage.
- Bollen, Kenneth A., 1989: *Structural Equations with Latent Variables*. New York: Wiley.
- Borch, Karl Henrik, 1968: *The Economics of Uncertainty*. Princeton: Princeton University Press.
- Boudon, Raymond, 1980: *Die Logik des gesellschaftlichen Handelns: Eine Einführung in die soziologische Denk- und Arbeitsweise*. Neuwied: Luchterhand.
- , 1996: The 'Cognitivist Model': A Generalized 'Rational-Choice Model'. *Rationality and Society* 8: 123-150.
- , 1998: Limitations of Rational Choice Theory. *American Journal of Sociology* 104: 817-828.
- , 2001: *The Origin of Values. Sociology and Philosophy of Beliefs*. New Brunswick: Transaction Publishers.
- , 2003: Beyond Rational Choice Theory. *Annual Review of Sociology* 29: 1-21.
- Boudon, Raymond und Emmanuelle Betton, 1999: Explaining the Feelings of Justice. *Ethical Theory and Moral Practice* 2: 365-398.
- Bourdieu, Pierre, 1976: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- , 1980: *The Logic of Practice*. Stanford: Stanford University Press.
- , 1987a: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- , 1987b: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- , 1989: Antworten auf einige Einwände. S. 395-410 in: Klaus Eder (Hg.), *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- , 1998: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre und Loic J.D. Wacquant, 1996: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brady, Henry E., Sidney Verba und Kay Lehman Schlozman, 1995: Beyond SES: A Resource Model of Political Participation. *American Political Science Review* 89: 271-294.
- Braumoeller, Bear F., 2003: Causal Complexity and the Study of Politics. *Political Analysis* 11: 209-233.
- , 2004: Boolean Logit and Probit in Stata. *The Stata Journal* 4: 436-441.
- Braun, Norman, 1997: Eine Reformulierung des Diskriminationsmodells. *Zeitschrift für Soziologie* 26: 438-443.
- Braun, Norman und Axel Franzen, 1995: Umweltverhalten und Rationalität. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 47: 231-248.
- Brennan, Geoffrey und Alan Hamlin, 2000: *Democratic Devices and Desires*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brennan, Geoffrey und Loren Lomasky, 1993: *Democracy and Decision. The Pure Theory of Electoral Preference*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brewer, William F., 1986: What is Autobiographical Memory? S. 25-49 in: David C. Rubin (Hg.), *Autobiographical Memory*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brody, Richard A. und Paul M. Sniderman, 1977: From Life Space to Polling Place: The Relevance of Personal Concerns for Voting Behaviour. *British Journal of Political Science* 7: 337-360.
- Brüderl, Josef, 2004: Die Überprüfung von Rational-Choice-Modellen mit Umfragedaten. S. 163-180 in: Andreas Diekmann und Thomas (Hg.) Voss (Hg.), *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften. Anwendungen und Probleme*. München: Oldenbourg.
- Bunge, Mario, 1996: *Finding Philosophy in Social Science*. New Haven: Yale University Press.
- , 1999: *The Sociology-Philosophy Connection*. New Brunswick, NJ: Transaction Publishers.
- Burden, Barry C., 1997: Deterministic and Probabilistic Voting Models. *American Journal of Political Science* 41: 1150-1169.
- Bushway, Shawn, Brian D. Johnson und Lee Ann Slocum, 2007: Is the Magic Still There? The Use of the Heckman Two-Step Correction for Selection Bias in Criminology. *Journal of Quantitative Criminology* 23: 151-178.
- Cacioppo, John T. und Richard Petty, 1982: The Need for Cognition. *Journal of Personality and Social Psychology* 42: 116-131.
- Cacioppo, John T., Richard Petty, Jeffrey A. Feinstein und W. Blair G. Jarvis, 1996: Dispositional Differences in Cognitive Motivation: The Life and Times of Individuals Varying in Need for Cognition. *Psychological Bulletin* 119: 197-253.
- Camerer, Colin F., 2003: *Behavioral Game Theory*. Princeton: Princeton University Press.
- Celikates, Robin, 2006: Zwischen Habitus und Reflexion: Zu einigen methodologischen Problemen in Bourdieus Sozialtheorie. S. 73-90 in: Mark Hillebrand (Hg.), *Willkürliche Grenzen - das Werk Pierre Bourdieus in interdisziplinärer Anwendung*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Chaiken, Shelly und Yaacov Trope, 1999: *Dual-Process Theories in Social Psychology*. New York: Guilford Press.
- Cheng, Simon und J. Scott Long, 2007: Testing for IIA in the Multinomial Logit Model. *Sociological Methods & Research* 35: 583-600.
- Cicourel, Aaron V., 1973a: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. S. 147-188 in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*. Reinbek: Rowohlt.
- , 1973b: *Cognitive Sociology - Language and Meaning in Social Interaction*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Coate, Stephen und Michael Conlin, 2004: A Group Rule-Utilitarian Approach to Voter Turnout: Theory and Evidence. *American Economic Review* 94: 1476-1504.
- Cohen, Jacob, 1992: A Power Primer. *Psychological Bulletin* 112: 155-159.
- , 1994: The Earth is Round ($p < 0.05$). *American Psychologist* 49: 997-1003.
- Coleman, James S., 1986: Social Theory, Social Research, and a Theory of Action. *American Journal of Sociology* 91: 1309-1335.
- , 1990: *Foundations of Social Theory*. Cambridge, MA: Belknap Press.
- Collins, Randall, 1993: The Rationality of Avoiding Choice. *Rationality and Society* 5: 58-67.
- , 1996: Can Rational Action Theory Unify Future Social Science? S. 329-342 in: Jon Clark (Hg.), *James S. Coleman*. London, Bristol: Falmer Press.
- , 2004: *Interaction Ritual Chains*. Princeton: Princeton University Press.
- Cross, John, 1983: *A Theory of Adaptive Economic Behavior*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Darley, John M. und Bibb Latané, 1968: Bystander Intervention in Emergencies: Diffusion of Responsibility. *Journal of Personality and Social Psychology* 8: 377-383.

- Dawes, Christopher T. und James H. Fowler, 2009: Partisanship, Voting, and the Dopamine D2 Receptor Gene. *Journal of Politics*, forthcoming.
- De Felice, Renzo, 1985: *Jews in an Arab Land: Libya, 1835-1970*. Austin: University of Texas Press.
- De Martino, Benedetto, Dharshan Kumaran, Ben Seymour und Raymond J. Dolan, 2006: Frames, Biases, and Rational Decision-Making in the Human Brain. *Science* 313: 684-687.
- de Matos, João Amaro und Pedro Barros, 2004: Social Norms and Paradox of Elections' Turnout. *Public Choice* 121: 239-255.
- Denny, Kevin und Orla Doyle, 2009: Does Voting History Matter? Analysing Persistence in Turnout. *American Journal of Political Science* 53: 17-35.
- Denzau, Arthur T. und Douglass C. North, 1994: Shared Mental Models: Ideologies and Institutions. *Kyklos* 47: 3-31.
- Deppe, Michael, Wolfram Schwindt, Julia Krämer, Harald Kugel, Hilke Plassmann, Peter Kenning und Erich B. Ringelstein, 2005: Evidence for a Neural Correlate of a Framing Effect: Bias-Specific Activity in the Ventromedial Prefrontal Cortex During Credibility Judgements. *Brain Research Bulletin* 67: 413-421.
- Dickson, Eric und Kenneth Scheve, 2006: Social Identity, Political Speech, and Electoral Competition. *Journal of Theoretical Politics* 18: 5-39.
- Diekmann, Andreas, 1996: Homo ÖKOnomicus: Anwendungen und Probleme der Theorie rationalen Handelns im Umweltbereich. S. 89-118 in: Andreas Diekmann und Carlo C. Jaeger (Hg.), *Umweltsoziologie, Sonderheft 36 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Diekmann, Andreas und Peter Preisendörfer, 1992: Persönliches Umweltverhalten. Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 44: 226-251.
- , 2003: The Behavioral Effects of Environmental Attitudes in Low-Cost and High-Cost Situations. *Rationality and Society* 15: 441-472.
- Diekmann, Andreas und Thomas Voss, 2004: Die Theorie rationalen Handelns. Stand und Perspektiven. S. 13-29 in: Andreas Diekmann und Thomas Voss (Hg.), *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften. Anwendungen und Probleme*. München: Oldenbourg.
- DiMaggio, Paul J., 1997: Culture and Cognition. *Annual Review of Sociology* 23: 263-287.
- DiMaggio, Paul J. und Walter W. Powell, 1991: Introduction. S. 1-38 in: Walter W. Powell und Paul J. DiMaggio (Hg.), *The New Institutionalism in Organizational Analysis*. Chicago: University of Chicago Press.
- Downs, Anthony, 1957: *An Economic Theory of Democracy*. New York: Harper & Row.
- Dufwenberg, Martin, Simon Gächter und Heike Hennig-Schmidt, 2006: The Framing of Games and the Psychology of Strategic Choice. *CeDEx Discussion Paper No. 2006-20*. Nottingham: University of Nottingham.
- Durkheim, Emile, 1981: *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eberle, Thomas S., 1999: Sinnadäquanz und Kausaladäquanz bei Max Weber und Alfred Schütz. S. 97-119 in: Ronald Hitzler, Jo Reichertz und Norbert Schröer (Hg.), *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Eckhard, Jan, 2008: Soziologische Erklärungen des Geburtenrückgangs – Theoretische Divergenzen und das Integrationspotenzial der Frame-Selektions-Theorie. Heidelberg: mimeo.
- Edlin, Aaron S., Andrew Gelman und Noah Kaplan, 2007: Voting as a Rational Choice. Why and How People Vote to Improve the Well-Being of Others. *Rationality and Society* 19: 293-314.
- Egger, Marianne und Alberto de Campo, 1997: Was sie schon immer über das Verhalten in sinkenden U-Booten wissen wollten. Eine Replik zu Hartmut Essers Aufsatz "Die Definition der Situation". *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Wissenschaftslehre* 49: 306-317.
- Eifler, Stefanie, 2009: *Kriminalität im Alltag. Eine handlungstheoretische Analyse von Gelegenheiten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eisenführ, Franz und Martin Weber, 2003: *Rationales Entscheiden*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Elster, Jon, 1979: *Ulysses and the Sirens. Studies in Rationality and Irrationality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- , 1989: *The Cement of Society. A Study of Social Order*. Cambridge: Cambridge University Press.
- , 2000: Rational Choice History: A Case of Excessive Ambition. *American Political Science Review* 94: 685-695.
- Emirbayer, Mustafa und Ann Mische, 1998: What is Agency? *American Journal of Sociology* 103: 962-1023.
- Engelen, Bart, 2006: Solving the Paradox. The Expressive Rationality of the Decision to Vote. *Rationality and Society* 18: 419-441.
- Esser, Hartmut, 1990: "Habits", "Frames" und "Rational Choice". Die Reichweite von Theorien der rationalen Wahl (am Beispiel der Erklärung des Befragtenverhaltens). *Zeitschrift für Soziologie* 19: 231-247.
- , 1996a: Die Definition der Situation. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 1-34.
- , 1996b: What is Wrong with "Variable Sociology"? *European Sociological Review* 12: 159-166.

- , 1998: Why are Bridge Hypotheses Necessary? S. 94-111 in: Hans-Peter Blossfeld und Gerald Prein (Hg.), *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis*. Boulder, CO: Westview Press.
- , 1999a: Die Situationslogik ethnischer Konflikte. *Zeitschrift für Soziologie* 28: 245-262.
- , 1999b: *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , 1999c: *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 1: Situationslogik und Handeln*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , 2000a: Normen als Frames: Das Problem der "Unbedingtheit" des normativen Handelns. S. 137-155 in: Regina Metze, Kurt Mühlner und Karl-Dieter (Hg.) Opp (Hg.), *Normen und Institutionen: Entstehung und Wirkung. Leipziger Soziologische Studien, Band 2*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- , 2000b: *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , 2000c: *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 3: Soziales Handeln*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , 2000d: *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 4: Opportunitäten und Restriktionen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , 2000e: *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 5: Institutionen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , 2001: *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 6: Sinn und Kultur*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , 2002a: Ehekrisen: Das (Re-)Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. *Zeitschrift für Soziologie* 31: 472-496.
- , 2002b: In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung. Eine Anwendung und ein Test des Modells der Frame Selektion. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 54: 7-63.
- , 2003: Die Rationalität der Werte. Die Typen des Handelns und das Modell der soziologischen Erklärung. S. 154-188 in: Agathe Bienfait, Gert Albert, Claus Wendt und Steffen Sigmund (Hg.), *Das Weber-Paradigma*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- , 2006: *Sprache und Integration. Die sozialen Bedingungen und Folgen des Spracherwerbs von Migranten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , 2006a: Eines für alle(s)? Das Weber-Paradigma, das Konzept des moderaten methodologischen Holismus und das Modell der soziologischen Erklärung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58: 352-364.
- , 2006b: Affektuelles Handeln: Emotionen und das Modell der Frame-Selektion. S. 143-174 in: Rainer Schützeichel (Hg.), *Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze*. Frankfurt a.M.: Campus.
- , im Erscheinen-a: Das Modell der Frame-Selektion: Eine allgemeine Handlungstheorie für die Sozialwissenschaften? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*.
- , im Erscheinen-b: Sinn, Kultur, Verstehen und das Modell der soziologischen Erklärung. In: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), *Kultursociologie: Paradigmen - Methoden - Fragestellungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Esser, Hartmut, Klaus Klenovits und Helmut Zehnpfennig, 1977: *Wissenschaftstheorie, Band 1: Grundlagen und Analytische Wissenschaftstheorie*. Stuttgart: Teubner.
- Etzioni, Amitai, 1988: *The Moral Dimension: Toward a New Economics*. New York: The Free Press.
- Etzrodt, Christian, 2000: Alfred Schütz - Ökonom und/oder Soziologe? Eine Kritik an Hartmut Essers Interpretation der Theorie von Alfred Schütz und an seiner "Definition der Situation". *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 52: 761-782.
- , 2007: Neuere Entwicklungen in der Handlungstheorie. Ein Kommentar zu den Beiträgen von Kroneberg und Kron. *Zeitschrift für Soziologie* 36: 364-379.
- , 2008: Über die Unüberwindbarkeit festgefahrener Frames. Eine Entgegnung auf Clemens Kornebergs Erwiderung. *Zeitschrift für Soziologie* 37: 271-275.
- Fabrigar, Leandre R., Duane T. Wegener, Robert C. MacCallum und Erin J. Strahan, 1999: Evaluating the Use of Exploratory Factor Analysis in Psychological Research. *Psychological Methods* 4: 272-299.
- Falk, Armin, Ernst Fehr und Urs Fischbacher, 2003: On the Nature of Fair Behavior. *Economic Inquiry* 41: 20-26.
- Falk, Armin und Urs Fischbacher, 2006: A Theory of Reciprocity. *Games and Economic Behavior* 54: 293-315.
- Fazio, Russel H., 1990: Multiple Processes by which Attitudes Guide Behavior: The MODE Model as an Integrative Framework. *Advances in Experimental Social Psychology* 23: 75-109.
- Feddersen, Timothy und Alvaro Sandron, 2006: A Theory of Participation in Elections. *American Economic Review* 96: 1271-1282.
- Fehr, Ernst und Klaus M. Schmidt, 1999: A Theory of Fairness, Competition and Cooperation. *Quarterly Journal of Economics* 114:8 17-868.
- Fein, Helen, 1979: *Accounting for Genocide. National Responses and Jewish Victimization During the Holocaust*. New York: The Free Press.
- Ferejohn, John, 1991: Rationality and Interpretation: Parliamentary Elections in Early Stuart England. S. 279-305 in: Kristen Renwick Monroe (Hg.), *The Economic Approach to Politics. A Critical Reassessment of the Theory of Rational Action*. New York: Harper Collins.

- Ferejohn, John und Morris P. Fiorina, 1974: The Paradox of Not Voting: A Decision Theoretic Analysis. *American Political Science Review* 68: 525-536.
- Finkel, Steven E., 2008: In Defense of the "Wide" Rational Choice Model of Collective Political Action. S. 23-35 in: Andreas Diekmann, Klaus Eichner, Peter Schmidt und Thomas Voss (Hg.), *Rational Choice: Theoretische Analysen und empirische Resultate*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Finkel, Steven E. und Edward N. Muller, 1998: Rational Choice and the Dynamics of Collective Political Action: Evaluating Alternative Models with Panel Data. *American Political Science Review* 92:37-50.
- Fiske, Susan T., 2003: *Social Beings: A Core Motives Approach to Social Psychology*. New York: John Wiley.
- , 2004: Mind the Gap: In Praise of Informal Sources of Formal Theory. *Personality and Social Psychology Review* 8: 132-137.
- Fowler, James H., 2006a: Altruism and Turnout. *Journal of Politics* 68: 674-683.
- , 2006b: Habitual Voting and Behavioral Turnout. *Journal of Politics* 68: 335-344.
- Fowler, James H., Laura A. Baker und Christopher T. Dawes, 2008: Genetic Variation in Political Participation. *American Political Science Review* 102: 233-248.
- Fowler, James H. und Christopher T. Dawes, 2008: Two Genes Predict Voter Turnout. *Journal of Politics* 70: 579-594.
- Fox, John, 1997: *Applied Regression Analysis, Linear Models, and Related Models*. Thousand Oakes: Sage.
- Friedman, Jeffrey, 1996: *The Rational Choice Controversy: Economic Models of Politics Reconsidered*. New Haven & London: Yale University Press.
- Friedman, Milton, 1953: The Methodology of Positive Economics. S. 3-43 in: ders. (Hg.), *Essays in Positive Economics*. Chicago: University of Chicago Press.
- Friedrichs, Jürgen und Karl-Dieter Opp, 2002: Rational Behaviour in Everyday Situations. *European Sociological Review* 18: 401-415.
- Garfinkel, Harold, 1967: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Geanakoplos, John, David Pearce und Ennio Stacchetti, 1989: Psychological Games and Sequential Rationality. *Games and Economic Behavior* 1: 60-79.
- Gehlen, Arnold, 1974: *Anthropologische Forschung. Zur Selbstbegegnung und Selbstentdeckung des Menschen*. Hamburg: Reinbek.
- Geras, Norman, 1995: *Solidarity in the Conversation of Humankind. The Ungroundable Liberalism of Richard Rorty*. London: Verso.
- Gerber, Alan S. und Donald P. Green, 1999: Does Canvassing Increase Voter Turnout? A Field Experiment. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 96: 10939-10942.
- Gerber, Alan S., Donald P. Green und Ron Shachar, 2003: Voting May be Habit Forming: Evidence from a Randomized Field Experiment. *American Journal of Political Science* 47: 540-550.
- Geys, Benny, 2006: "Rational" Theories of Voter Turnout: A Review. *Political Studies Review* 4:16-35.
- Gigerenzer, Gerd, 2004: Fast and Frugal Heuristics: The Tools of Bounded Rationality. S. 62-88 in: Derek J. Koehler und Nigel Harvey (Hg.), *Blackwell Handbook of Judgement and Decision Making*. Oxford, UK: Blackwell.
- Gigerenzer, Gerd, Stefan Krauss und Oliver Vitouch, 2004: The Null Ritual. What You Always Wanted to Know About Significance Testing but Were Afraid to Ask. S. 391-408 in: David Kaplan (Hg.), *The Sage Handbook of Quantitative Methodology for the Social Sciences*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Gigerenzer, Gerd und Reinhard Selten (Hg.), 2002: *Bounded Rationality: The Adaptive Toolbox*. Cambridge, MA; London: MIT Press.
- Gigerenzer, Gerd, Peter M. Todd und ABC Research Group, 1999: *Simple Heuristics That Make Us Smart*. Oxford: Oxford University Press.
- Gintis, Herbert, 2000: *Game Theory Evolving. A Problem-Centered Introduction to Modeling Strategic Interaction*. Princeton: Princeton University Press.
- , 2007: A Framework for the Unification of the Behavioral Sciences. *Behavioral and Brain Sciences* 30: 1-16.
- Goffman, Erving, 1974: *Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience*. New York: Harper & Row.
- , 1977: *Rahmen-Analyse: Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goldthorpe, John H., 1996: The Quantitative Analysis of Large-Scale Data-Sets and Rational Action Theory: For a Sociological Alliance. *European Sociological Review* 12: 109-126.
- Gorski, Philip S., 2004: The Poverty of Deductivism: A Constructive Realist Model of Sociological Explanation. *Sociological Methodology* 34: 1-33.
- Grasmick, Harold G. und Steven D. McLaughlin, 1978: Deterrence and Social Control. *American Sociological Review* 43: 272-278.
- Green, Donald P., Alan S. Gerber und David W. Nickerson, 2003: Getting Out the Vote in Local Elections: Results from Six Door-to-Door Canvassing Experiments. *Journal of Politics* 65: 1083-1096.

- Green, Donald P. und Ron Shachar, 2000: Habit Formation and Political Behaviour: Evidence of Consuetude in Voter Turnout. *British Journal of Political Science* 30: 561-573.
- Green, Donald P. und Ian Shapiro, 1994: *Pathologies of Rational Choice Theory: A Critique of Applications in Political Science*. New Haven: Yale University Press.
- Greene, William, 2006: A General Approach to Incorporating Selectivity in a Model. *Working Papers 06-10*. New York: New York University, Leonard N. Stern School of Business, Department of Economics.
- Greshoff, Rainer, 2006: Das Essersche "Modell der soziologischen Erklärung" als zentrales Integrationskonzept im Spiegel der Esser-Luhmann-Weber-Vergleiche - was resultiert für die weitere Theoriediskussion? S. 515-580 in: Rainer Greshoff und Uwe Schimank (Hg.), *Integrative Sozialtheorie? Esser - Luhmann - Weber*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- , 2008: Ohne Akteure geht es nicht! Oder: Warum die Fundamente der Luhmannschen Sozialtheorie nicht tragen. *Zeitschrift für Soziologie* 37: 450-469.
- Greshoff, Rainer und Uwe Schimank (Hg.), 2006: *Integrative Sozialtheorie? Esser - Luhmann - Weber*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Greve, Jens, 1999: Sprache, Kommunikation und Strategie in der Theorie von Jürgen Habermas. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 51: 232-259.
- , 2003: Handlungserklärung und die zwei Rationalitäten? Neuere Ansätze zur Integration von Wert- und Zweckrationalität in ein Handlungsmodell. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 55: 621-653.
- Grofman, Bernard, 1993: Is Turnout the Paradox that Ate Rational Choice Theory? S. 93-103 in: Bernard Grofman (Hg.), *Information, Participation, and Choice: An Economic Theory of Democracy in Perspective*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Gross, Michael L., 1994: Jewish Rescue in Holland and France During the Second World War: Moral Cognition and Collective Action. *Social Forces* 73: 463-496.
- , 1997: *Ethics and Activism. The Theory and Practice of Political Morality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Grossman, Gene M. und Elhanan Helpman, 2001: *Special Interest Politics*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Gujarati, Damodar N., 2003: *Basic Econometrics*. Boston: McGraw-Hill.
- Habermas, Jürgen, 1981a: *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- , 1981b: *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hair, Joseph F. Jr., Rolph E. Anderson, Ronald L. Tatham und William C. Black, 1998: *Multivariate Data Analysis*. Upper Saddle River, NJ: Prentice Hall.
- Hannerz, Ulf, 1969: *Soulside: Inquiries into Ghetto Culture and Community*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hardin, Russel, 1982: *Collective Action*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Hardt, Jochen und Kai Görgen, 2008: Multiple Imputation Using ICE: A Simulation Study on a Binary Response. *6th German Stata Users Group meeting*. Berlin.
- Hechter, Michael und Karl-Dieter Opp, 2001: What have we Learned about the Emergence of Social Norms? S. 394-415 in: Michael Hechter und Karl-Dieter Opp (Hg.), *Social Norms*. New York: Russell Sage Foundation.
- Heckman, James J., 1979: Sample Selection Bias as a Specification Error. *Econometrica* 47: 153-161.
- Hedström, Peter, 2005: *Dissecting the Social: On the Principles of Analytical Sociology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hedström, Peter und Peter Bearman, 2009: *The Oxford Handbook of Analytical Sociology*. Oxford: Oxford University Press.
- Hedström, Peter und Richard Swedberg, 1998: Social Mechanism: An Introductory Essay. S. 1-30 in: Peter Hedström und Richard Swedberg (Hg.), *Social Mechanisms. An Analytical Approach to Social Theory*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heiner, Ronald A., 1983: The Origin of Predictable Behavior. *American Economic Review* 73: 560-595.
- , 1985: Origin of Predictable Behavior: Further Modeling and Applications. *American Economic Review* 75: 391-396.
- , 1988: The Necessity of Imperfect Decisions. *Journal of Economic Behavior and Organization* 10: 29-55.
- Hempel, Carl G., 1965: Typologische Methoden in den Sozialwissenschaften. S. 85-103 in: Ernst Topitsch (Hg.), *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Hempel, Carl G. und Paul Oppenheim, 1948: Studies in the Logic of Explanation. *Philosophy of Science* 15: 135-175.
- Henrich, Joseph, Robert Boyd, Samuel Bowles, Colin F. Camerer, Ernst Fehr und Herbert Gintis, 2004: *Foundations of Human Sociality. Economic Experiments and Ethnographic Evidence from Fifteen Small-Scale Societies*. Oxford: Oxford University Press.

- Henrich, Joseph, Robert Boyd, Samuel Bowles, Colin F. Camerer, Ernst Fehr, Herbert Gintis und Richard McElreath, 2001: In Search of Homo Economicus: Behavioral Experiments in 15 Small-Scale Societies. *American Economic Review* 91: 73-78.
- Heritage, John, 1984: *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Higgins, E. Tory, 1996: Knowledge Activation: Accessibility, Applicability, and Salience. S. 133-168 in: E. Tory Higgins und Arie W. Kruglanski (Hg.), *Social Psychology: Handbook of Basic Principles*. New York: The Guilford Press.
- Higgins, E. Tory und Miguel Brendl, 1995: Accessibility and Applicability: Some "Activation Rules" Influencing Judgment. *Journal of Experimental Social Psychology* 31: 218-243.
- Hitzler, Ronald, 1992: Der Goffmensch. *Soziale Welt* 43: 449-461.
- Homans, George C., 1969: *Was ist Sozialwissenschaft?* Köln: Opladen.
- , 1974: *Social Behavior: Its Elementary Forms*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Hosmer, David W. und Stanley Lemeshow, 2000: *Applied Logistic Regression*. New York: Wiley.
- Hubert, Mirja und Peter Kennig, 2008: A Current Overview of Consumer Neuroscience. *Journal of Consumer Behavior* 7: 272-292.
- Hunkler, Christian und Thorsten Kneip, 2008: Das Zusammenspiel von Normen und Anreizen bei der Erklärung partnerschaftlicher Stabilität. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. *Arbeitspapier Nr. 108, 2008*. Mannheim: Universität Mannheim.
- Jaccard, James und Choi K. Wan, 2001: *LISREL Approaches to Interaction Effects in Multiple Regression*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Jankowski, Richard, 2002: Buying a Lottery Ticket to Help the Poor. Altruism, Civic Duty, and Self-Interest in the Decision to Vote. *Rationality & Society* 14: 55-77.
- Janning, Frank, 1991: *Pierre Bourdieus Theorie der Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Joas, Hans, 1992: *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Joas, Hans und Wolfgang Knöbl, 2004: *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jones, Lyle V. und John W. Tukey, 2000: A Sensible Formulation of the Significance Test. *Psychological Methods* 5: 411-414.
- Jöreskog, Karl G., 2002: Structural Equation Modeling with Ordinal Variables using LISREL. <http://www.ssicentral.com/lisrel/techdocs/ordinal.pdf> [Zugriff am 29.03.2009].
- Kahneman, Daniel und Amos Tversky, 1979: Prospect-Theory: An Analysis of Decision under Risk. *Econometrica* 47: 263-291.
- , 1984: Choices, Values, and Frames. *American Psychologist* 39: 341-350.
- Kalter, Frank und Nadia Granato, 2002: Demographic Change, Educational Expansion, and Structural Assimilation of Immigrants. The Case of Germany. *European Sociological Review* 18: 199-216.
- Kanazawa, Satoshi, 1998: A Possible Solution to the Paradox of Voter Turnout. *Journal of Politics* 60: 974-995.
- , 2000: A New Solution to the Collective Action Problem: The Paradox of Voter Turnout. *American Sociological Review* 65: 433-442.
- Kappelhoff, Peter, 2004: Adaptive Rationalität, Gruppenselektion und Ultrasozialität. S. 79-95 in: Andreas Diekmann und Thomas Voss (Hg.), *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften. Anwendungen und Probleme*. München: Oldenbourg.
- Kay, Aaron C. und Lee Ross, 2003: The Perceptual Push: The Interplay of Implicit Cues and Explicit Situational Construals on Behavioral Intentions in the Prisoner's Dilemma. *Journal of Experimental Social Psychology* 39: 634-643.
- Kay, Aaron C., Christian S. Wheeler, John A. Bargh und Lee Ross, 2004: Material Priming: The influence of Mundane Physical Objects on Situational Construal and Competitive Behavioral Choice. *Organizational Behavior and Human Decision Processes* 95: 83-96.
- Kelle, Udo, 2007: *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung - Theoretische Grundlagen und methodische Konzepte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kelle, Udo und Christian Lüdemann, 1995: "Grau, teurer Freund, ist alle Theorie..." Rational Choice und das Problem der Brückenannahmen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 47: 249-267.
- , 1998: Bridge Assumptions in Rational Choice Theory: Methodological Problems and Possible Solutions. S. 112-125 in: Hans-Peter Blossfeld und Gerald Prein (Hg.), *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis*. Boulder, CO: Westview Press.
- King, Gary, Robert O. Keohane und Sidney Verba, 1994: *Designing Social Inquiry: Scientific Inference in Qualitative Research*. Princeton: Princeton University Press.
- Kirchgässner, Gebhard, 1992: Towards a Theory of Low-Cost Decisions. *European Journal of Political Economy* 8: 305-320.
- , 2008: *Homo Oeconomicus: Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*. Tübingen: Mohr (Siebeck).

- Klein, Markus, 2002: *Wählen als Akt expressiver Präferenzoffenbarung. Eine Anwendung der Conjoint-Analyse auf die Wahl zur Hamburger Bürgerschaft vom 21. September 1997*. Frankfurt a.M.: Lang.
- Klingemann, Ute und Jürgen W. Falter, 1993: Hilfe für Juden während des Holocaust. Sozialpsychologische Merkmale der nichtjüdischen Helfer und Charakteristika der Situation. S. 115-147 in: Günther B. Ginzler (Hg.), *Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit*. Köln: Rheinland-Verlag.
- Kluckhohn, Clyde, 1954: Values and Value-Orientations in the Theory of Action: An Exploration in Definition and Classification. S. 388-433 in: Talcott Parsons und Edward A. Shils (Hg.), *Toward a General Theory of Action*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Knack, Stephen, 1992: Civic Norms, Social Sanctions, and Voter Turnout. *Rationality & Society* 4: 133-156.
- Knack, Steve, 1994: Does Rain Help the Republicans? Theory and Evidence on Turnout and the Vote. *Public Choice* 79: 187-209.
- Kohlberg, Lawrence, 1996: *Die Psychologie der Moralentwicklung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kohler, Ulrich und Frauke Kreuter, 2008: *Datenanalyse mit Stata. Allgemeine Konzepte der Datenanalyse und ihre praktische Anwendung*. München: Oldenbourg.
- König, Markus, 2003: *Habitus und Rational Choice - ein Vergleich der Handlungsmodelle bei Gary S. Becker und Pierre Bourdieu*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Krantz, David H., 1999: The Null Hypothesis Testing Controversy in Psychology. *Journal of the American Statistical Association* 94: 1372-1381.
- Kron, Thomas, 2004: General Theory of Action? Inkonsistenzen in der Handlungstheorie von Hartmut Esser. *Zeitschrift für Soziologie* 33: 186-205.
- , 2005: *Der komplizierte Akteur. Vorschlag für einen integralen akteurstheoretischen Bezugsrahmen*. Münster: Lit.
- , 2006: Integrale Akteurtheorie - zur Modellierung eines Bezugsrahmens für komplexe Akteure. *Zeitschrift für Soziologie* 35: 170-192.
- Kroneberg, Clemens, 2005: Die Definition der Situation und die variable Rationalität der Akteure. Ein allgemeines Modell des Handelns. *Zeitschrift für Soziologie* 34: 344-363.
- , 2006: Die Erklärung der Wahlteilnahme und die Grenzen des Rational-Choice-Ansatzes. Eine Anwendung des Modells der Frame-Selektion. S. 79-111 in: Thomas Bräuninger und Joachim Behnke (Hg.), *Jahrbuch für Handlungs- und Entscheidungstheorie, Bd. 4, Schwerpunkt Parteienwettbewerb und Wahlen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- , 2007: Wertrationalität und das Modell der Frame-Selektion. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 59: 215-239.
- , 2008a: Methodologie statt Ontologie. Das Makro-Mikro-Makro-Modell als einheitlicher Bezugsrahmen der akteurstheoretischen Soziologie. S. 222-247 in: Jens Greve, Annette Schnabel und Rainer Schützeichel (Hg.), *Das Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- , 2008b: Zur Interpretation und empirischen Widerlegbarkeit des Modells der Frame-Selektion - Eine Erwiderung auf Christian Etzrodt *Zeitschrift für Soziologie* 37: 266-270.
- , 2009: Book Review of "Rational Choice: Theoretische Analysen und Empirische Resultate" edited by Andreas Diekmann, Klaus Eichner, Peter Schmidt, and Thomas Voss. *European Sociological Review* 25: 395-397.
- Kroneberg, Clemens, Isolde Heintze und Guido Mehlkop, 2008: On shoplifting and tax fraud: An action-theoretic analysis of crime. *Sonderforschungsbereich 504, Working Paper 08-16*. Mannheim: Universität Mannheim.
- , 2010: The interplay of moral norms and instrumental incentives in crime causation. *Criminology* 48: im Erscheinen.
- Kroneberg, Clemens, Volker Stocké und Meir Yaish, 2006: Norms or Rationality? The Rescue of Jews, Electoral Participation, and Educational Decisions. *Sonderforschungsbereich 504, Working Paper 06-09*. Mannheim: Universität Mannheim.
- Kroneberg, Clemens, Meir Yaish und Volker Stocké, 2009: Norms and Rationality in Electoral Participation and in the Rescue of Jews in WWII: An Application of the Model of Frame Selection. *Rationality and Society* 21: im Erscheinen.
- Kruglanski, Arie W., 1989: *Lay Epistemics and Human Knowledge: Cognitive and Motivational Bases*. New York: Plenum.
- , 1990: Motivations for Judging and Knowing: Implications for Causal Attribution. S. 333-368 in: E. Tory Higgins und Richard M. Sorrentino (Hg.), *The Handbook of Motivation and Cognition: Foundations of Social Behavior. Volume 2*. New York: Guilford.
- Kuha, Jouni, 2004: AIC and BIC: Comparisons of Assumptions and Performance. *Sociological Methods & Research* 33: 188-229.
- Kühnel, Steffen M., 1996: Linear Panel Analysis of Ordinal Data using LISREL: Reality or Science Fiction? S. 87-112 in: Uwe Engel und Jost Reinecke (Hg.), *Analysis of Change. Advanced Techniques in Panel Data Analysis*. Berlin, u.a.: de Gruyter.

- Kühnel, Steffen M., 2001: Kommt es auf die Stimme an? Determinanten von Teilnahme und Nichtteilnahme an politischen Wahlen. S. 13-42 in: Achim Koch, Martina Wasmer und Peter Schmidt (Hg.), *Politische Partizipation in der Bundesrepublik Deutschland. Empirische Befunde und theoretische Erklärungen*. Opladen: Leske & Budrich.
- Kühnel, Steffen M. und Dieter Fuchs, 1998: Nichtwählen als rationales Handeln: Anmerkungen zum Nutzen des Rational-Choice-Ansatzes in der empirischen Wahlforschung II. S. 317-356 in: Max Kaase und Hans-Dieter Klingemann (Hg.), *Wahlen und Wähler. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1994*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kühnel, Steffen M. und Dieter Ohr, 1996: *Determinanten der Wahlbeteiligung in der Theorie des rationalen Wählers. Eine empirische Untersuchung gefördert von der Fritz Thyssen Stiftung. Abschlußbericht*. Köln: Universität zu Köln
- Kunz, Volker, 1997: *Theorie rationalen Handelns. Konzepte und Anwendungsprobleme*. Opladen: Leske & Budrich.
- Lacy, Michael G., 1997: Efficiently Studying Rare Events: Case-Control Methods for Sociologists. *Sociological Perspectives* 40: 129-145.
- Lahno, Bernd, 2002: *Der Begriff des Vertrauens*. Paderborn: mentis.
- Larrick, Richard P. und Sally Blount, 1997: The Claiming Effect: Why Players Are More Generous in Social Dilemmas than in Ultimatum Games. *Journal of Personality and Social Psychology* 72: 810-825.
- Lehman, Edward W., 2008: "The Moral Dimension" and "The Action Frame of Reference": Lessons for Sociologists. *Socio-Economic Review* 6: 154-162.
- Lepsius, M. Rainer, 1997: Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung von Rationalitätskriterien. S. 57-69 in: Gerhard Göhler (Hg.), *Institutionenwandel, Leviathan Sonderheft 16/1996*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Levine, David K. und Thomas R. Palfrey, 2007: The Paradox of Voter Participation? A Laboratory Study. *American Political Science Review* 101: 143-158
- Lewis, David K., 1969: *Convention: A Philosophical Study*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Lewis, Oscar, 1968: The Culture of Poverty. S. 187-200 in: Daniel P. Moynihan (Hg.), *On Understanding Poverty: Perspectives from the Social Sciences*. New York: Basic Books.
- Li, Kim-Hung, Trivellore E. Raghunathan und Donald B. Rubin, 1991: Large-Sample Significance Levels from Multiply Imputed Data using Moment-Based Statistics and an F Reference Distribution. *Journal of the American Statistical Association* 86: 1065-1073.
- Liberman, Varda, Steven M. Samuels und Lee Ross, 2004: The Name of the Game: Predictive Power of Reputations Versus Situational Labels in Determining Prisoner's Dilemma Game Moves. *Personality and Social Psychology Bulletin* 30: 1175-1185.
- Lindenberg, Siegwart, 1977: Individuelle Effekte, kollektive Phänomene und das Problem der Transformation. S. 46-84 in: Klaus Eichner und Werner Habermehl (Hg.), *Probleme der Erklärung sozialen Verhaltens*. Meisenheim am Glan: Anton Hain.
- , 1983: Utility and Morality. *Kyklos* 36: 450-468.
- , 1984: Normen und die Allokation sozialer Wertschätzung. S. 169-191 in: Horst Todt (Hg.), *Normengeleitetes Verhalten in den Sozialwissenschaften*. Berlin: Duncker & Humblot.
- , 1989a: Choice and Culture: The Behavioral Basis of Cultural Impact on Transactions. S. 175-200 in: Hans Haferkamp (Hg.), *Social Structure and Culture*. Berlin, New York: de Gruyter.
- , 1989b: Social Production Functions, Deficits, and Social Revolutions. Prerevolutionary France and Russia. *Rationality and Society* 1: 51-77.
- , 1990: Rationalität und Kultur. Die verhaltenstheoretische Basis des Einflusses von Kultur auf Transaktionen. S. 249-287 in: Hans Haferkamp (Hg.), *Sozialstruktur und Kultur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- , 1991: Die Methode der abnehmenden Abstraktion: Theoriegesteuerte Analyse und empirischer Gehalt. S. 29-78 in: Hartmut Esser und Klaus G. Troitzsch (Hg.), *Modellierung sozialer Prozesse*. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften.
- , 1992: The Method of Decreasing Abstraction. S. 3-20 in: James S. Coleman und Thomas J. Fararo (Hg.), *Rational Choice Theory. Advocacy and Critique*. Newbury Park: Sage.
- , 1993: Framing, Empirical Evidence, and Applications. S. 11-38 in: Philipp Herder-Dorneich, Karl-Ernst Schenk und Dieter Schmidtchen (Hg.), *Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie, Bd. 12, Neue Politische Ökonomie von Normen und Institutionen*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- , 1996a: Die Relevanz theoriereicher Brückenhypothesen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 126-140.
- , 1996b: Theoriegesteuerte Konkretisierung der Nutzentheorie. Eine Replik auf Kelle/Lüdemann und Opp/Friedrichs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 560-565.
- , 1998: The Influence of Simplification on Explananda: Phenomeon-Centered Versus Choice-Centered Theories in the Social Sciences. S. 54-69 in: Hans-Peter Blossfeld und Gerald Prein (Hg.), *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis*. Boulder, CO: Westview Press.

- , 2001: Social Rationality Versus Rational Egoism. S. 635-668 in: Jonathan H. Turner (Hg.), *Handbook of Sociological Theory*. New York: Kluwer Academic/Plenum.
- , 2008: Social Norms: What Happens When They Become More Abstract? S. 63-81 in: Andreas Diekmann, Klaus Eichner, Peter Schmidt und Thomas Voss (Hg.), *Rational Choice: Theoretische Analysen und empirische Resultate*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lindenberg, Siegwart und Reinhard Wippler, 1978: Theorienvergleich. Elemente der Rekonstruktion. S. 219-231 in: Karl Otto Hondrich und Joachim Matthes (Hg.), *Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.
- Lipset, Seymour Martin, 1981: *Political Man: The Social Bases of Politics*. Baltimore: John Hopkins University Press.
- , 1994: The Social Requisites of Democracy Revisited. *American Sociological Review* 59: 1-22.
- Little, Daniel, 1998: *On the Philosophy of the Social Sciences. Microfoundations, Method, and Causation*. New Brunswick, NJ: Transaction Publishers.
- Little, Roderick J. A., 1992: Regression With Missing X's: A Review. *Journal of the American Statistical Association* 87: 1227-1237.
- Little, Roderick J. A. und Donald B. Rubin, 2002: *Statistical Analysis with Missing Data*. New York: Wiley.
- Loftus, Geoffrey R., 1991: On the Tyranny of Hypothesis Testing in the Social Sciences. *Contemporary Psychology* 36: 102-105.
- Long, J. Scott, 1997: *Regression Models for Categorical and Limited Dependent Variables*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Lovett, Frank, 2006: Rational Choice Theory and Explanation. *Rationality and Society* 18: 237-272.
- Lüdemann, Christian und Heinz Rothgang, 1996: Der "eindimensionale" Akteur. Eine Kritik der Framing-Modelle von Siegwart Lindenberg und Hartmut Esser. *Zeitschrift für Soziologie* 25: 278-288.
- Luhmann, Niklas, 1984: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- , 1987: Autopoiesis als soziologischer Begriff. S. 307-324 in: Hans Haferkamp und Michael Schmid (Hg.), *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung: Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- , 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Macy, Michael W., 1990: Learning Theory and the Logic of Critical Mass. *American Sociological Review* 55: 809-826.
- , 1991: Chains of Cooperation: Threshold Effects in Collective Action. *American Sociological Review* 56: 730-747.
- Macy, Michael W. und Andreas Flache, 2002: Learning Dynamics in Social Dilemmas. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 99: 7229-7236.
- Macy, Michael W. und Robert Willer, 2002: From Factors to Actors: Computational Sociology and Agent-Based Modeling. *Annual Review of Sociology* 28: 143-166.
- Maier, Gunther und Peter Weiss, 1990: *Modelle diskreter Entscheidungen. Theorie und Anwendungen in den Sozialwissenschaften*. Wien: Springer.
- Manski, Charles F., 1995: *Identification Problems in the Social Sciences*. Cambridge: Harvard University Press.
- March, James G. und Johan P. Olsen, 1989: *Rediscovering Institutions. The Organizational Basis of Politics*. New York: Free Press.
- Mas-Colell, Andreu, Michael D. Whinston und Jerry R. Green, 1995: *Microeconomic Theory*. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Mayerl, Jochen, 2009: *Kognitive Grundlagen sozialen Verhaltens: Framing, Einstellungen und Rationalität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mayntz, Renate, 2004: Einladung zum Schattenboxen: Die Soziologie und die moderne Biologie. S. 125-139 in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Frankfurt a.M.: Campus.
- McClelland, Gary H und Charles M. Judd, 1993: Quantitative Methods in Psychology: Statistical Difficulties of Detecting Interactions and Moderator Effects. *Psychological Bulletin* 114: 376-390.
- McQuillan, Kevin, 2004: When Does Religion Influence Fertility? *Population and Development Review* 30: 25-56.
- Mead, George H., 1968: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mensch, Kristen, 1996: Internalistische versus externalistische Erklärungsprinzipien in Rational-Choice-Ansätzen, oder: Wie erklärt die Rational-Choice-Theorie die Höhe der Wahlbeteiligung? *Politische Vierteljahresschrift* 37: 80-99.
- , 1999: *Die segmentierte Gültigkeit von Rational-Choice-Erklärungen. Warum Rational-Choice-Modelle die Wahlbeteiligung nicht erklären können*. Opladen: Leske & Budrich.
- Merkel, Wolfgang, 1999: *Systemtransformation. Eine Einführung in die Theorie und Empirie der Transformationsforschung*. Opladen: Leske & Budrich.

- Meulemann, Heiner und Jörg Otto Hellwig, 2001: Das Doppelgesicht der Nichterwerbstätigkeit. Opportunitätsbilanz und Situationsdefinition als Determinanten der Zufriedenheit mit der Nichterwerbstätigkeit in einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten zwischen dem 30. und 43. Lebensjahr. *ZA-Informationen* 49: 69-91.
- Miranda, Alfonso und Sophia Rabe-Hesketh, 2006: Maximum Likelihood Estimation of Endogenous Switching and Sample Selection Models for Binary, Ordinal, and Count Variables. *The Stata Journal* 6: 285-308.
- Monroe, Kirsten Renwick, 1996: *The Heart of Altruism. Perception of a Common Humanity*. Princeton: Princeton University Press.
- Monroe, Kirsten Renwick, Michael C. Barton und Ute Klingemann, 1990: Altruism and the Theory of Rational Action: Rescuers of Jews in Nazi Europe. *Ethics* 101: 103-122.
- Monroe, Kristen Renwick, 1991: John Donne's People: Explaining Differences between Rational Actors and Altruists through Cognitive Frameworks. *The Journal of Politics* 53: 394-433.
- Monroe, Kristen Renwick, Michael Barton und Ute Klingemann, 1991: Altruism and the Theory of Rational Action: An Analysis of Rescuers of Jews in Nazi Europe. S. 317-352 in: Kristen Renwick Monroe (Hg.), *The Economic Approach to Politics. A Critical Reassessment of the Theory of Rational Action*. New York: Harpers Collins Publishers.
- Montgomery, James D., 1998: Toward a Role-Theoretic Conception of Embeddedness. *American Journal of Sociology* 104: 92-125.
- , 2005: The Logic of Role Theory: Role Conflict and Stability of the Self-Concept. *Journal of Mathematical Sociology* 29: 33-71.
- Mood, Carina, 2009: Logistic Regression: Why We Cannot Do What We Think We Can Do, and What We Can Do About It. *European Sociological Review* 25: Advanced Online Access.
- Mooney, Christopher Z., 1997: *Monte Carlo Simulation*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Morgan, Stephen L. und Aage B. Sorensen, 1999: Parental Networks, Social Closure, and Mathematics Learning: A Test of Coleman's Social Capital Explanation of School Effects. *American Sociological Review* 64: 661-681.
- Moskowitz, Gordon B., 2005: *Social Cognition: Understanding Self and Others*. New York, London: Guilford Press.
- Mueller, Dennis C., 2003: *Public Choice III*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Muthén, Bengt O., 1993: Goodness of Fit with Categorical and Other Nonnormal Variables. S. 205-234 in: Kenneth A. Bollen und J. Scott (Hg.) Long (Hg.), *Testing Structural Equation Models*. Newbury Park: Sage.
- Nagler, Jonathan, 1994: Scobit: An Alternative Estimator to Logit and Probit. *American Journal of Political Science* 38: 230-255.
- Nash, John F., 1950: Equilibrium Points in N-Person Games. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 36: 48-49.
- , 1951: Non-Cooperative Games. *Annals of Mathematics* 54: 286-295.
- Nauck, Bernhard, 2007: Value of Children and the Framing of Fertility: Results from a Cross-Cultural Comparative Survey in 10 Societies. *European Sociological Review* 23: 615-629.
- Neumann, John von und Oskar Morgenstern, 1944: *Theory of Games and Economic Behaviour*. Princeton, New York: Princeton University Press.
- Nickerson, Raymond S., 2000: Null Hypothesis Significance Testing: A Review of an Old and Continuing Controversy. *Psychological Methods* 5: 241-301.
- Nida-Rümelin, Julian, 2006: Ursachen und Gründe. Replik auf: Michael Pauen, Ursachen und Gründe, in Heft 5/2005. *Information Philosophie* 1/2006: 32-36.
- Nohlen, Dieter, 1994: Stichwort: Typus/Typologie. S. 491-495 in: Jürgen Kriz, Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze (Hg.), *Band 2: Politikwissenschaftliche Methoden*. München: C.H. Beck.
- Norkus, Zenonas, 2001: *Max Weber und Rational Choice*. Marburg: Metropolis.
- Nownes, Anthony, 1992: Primaries, General Elections, and Voter Turnout: A Multinomial Logit Model of the Decision to Vote. *American Politics Quarterly* 20: 205-226.
- Oliner, Pearl M., 2004: *Saving the Forsaken: Religious Culture and the Rescue of Jews in Nazi Europe*. New Haven: Yale University Press.
- Oliner, Samuel P. und Pearl M. Oliner, 1988: *The Altruistic Personality: Rescuers of Jews in Nazi Europe*. New York: The Free Press.
- Opp, Karl-Dieter, 1983: *Die Entstehung sozialer Normen. Ein Integrationsversuch soziologischer, sozialpsychologischer und ökonomischer Erklärungen*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- , 1993: Social Modernization and the Increase in the Divorce Rate. Comment. *Journal of Institutional and Theoretical Economics* 149: 278-282.
- , 1997: Can Identity Theory Better Explain the Rescue of Jews in Nazi Europe than Rational Actor Theory? *Research in Social Movements, Conflict and Change* 20: 223-253.

- , 1998: Can and Should Rational Choice Theory Be Tested by Survey Research? The Example of Explaining Collective Political Action. S. 204-230 in: Hans-Peter Blossfeld und Gerald Prein (Hg.), *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis*. Boulder, CO: Westview Press.
- , 1999: Contending Conceptions of the Theory of Rational Choice. *Journal of Theoretical Politics* 11: 171-202.
- , 2001: Why Do People Vote? The Cognitive-Illusion Proposition and Its Test. *Kyklos* 54: 355-378.
- , 2004a: Erklärung und Mechanismen: Probleme und Alternativen. S. 361-381 in: Robert Kecskes, Michael Wagner und Christoph Wolf (Hg.), *Angewandte Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- , 2004b: Review Essay. Hartmut Esser: Textbook of Sociology. *European Sociological Review* 20: 253-262.
- Opp, Karl-Dieter und Jürgen Friedrichs, 1996: Brückenannahmen, Produktionsfunktionen und die Messung von Präferenzen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 546-559.
- Osborne, Martin J. und Ariel Rubinstein, 1994: *A Course in Game Theory*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Osman, Magda, 2004: An Evaluation of Dual-Process Theories of Reasoning. *Psychonomic Bulletin & Review* 11: 988-1010.
- Oyserman, Daphna und Spike W. S. Lee, 2007: Priming "Culture": Culture as Situated Cognition. S. 255-279 in: Shinobu Kitayama und Dov Cohen (Hg.), *Handbook of Cultural Psychology*. New York: Guilford Press.
- , 2008: Does Culture Influence What and How we Think? Effects of Priming Individualism and Collectivism. *Psychological Bulletin* 134: 311-342.
- Palfrey, Thomas R. und Howard Rosenthal, 1983: A Strategic Calculus of Voting. *Public Choice* 41: 7-53.
- , 1985: Voter Participation and Strategic Uncertainty. *American Political Science Review* 79: 62-78.
- Pappi, Franz Urban, 2002: Stichwort: Wahlen/Wähler. S. 628-637 in: Martin Greiffenhagen und Sylvia Greiffenhagen (Hg.), *Handwörterbuch zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Parsons, Talcott, 1937: *The Structure of Social Action. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers*. New York: McGraw-Hill.
- Paternoster, Raymond und Sally Simpson, 1996: Sanction, Threats, and Appeals to Morality: Testing a Rational Choice Model of Corporate Crime. *Law & Society Review* 30: 549-583.
- Payne, John W., James R. Bettman und Eric J. Johnson, 1988: Adaptive Strategy Selection in Decision Making. *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition* 14: 534-552.
- Petty, Richard und John T. Cacioppo, 1984: The Effects of Involvement on Responses to Argument Quantity and Quality: Central and Peripheral Routes to Persuasion. *Journal of Personality and Social Psychology* 46: 69-81.
- Petty, Richard, John T. Cacioppo und Rachel Goldmann, 1981: Personal Involvement as a Determinant of Argument-Based Persuasion. *Journal of Personality and Social Psychology* 41: 847-855.
- Plassmann, Hilke, Peter Kennig und Dieter Ahlert, 2006: The Fire of Desire: Neural Correlates of Brand Choice. *European Advances in Consumer Research* 7: 516-517.
- Plutzer, Eric, 2002: Becoming a Habitual Voter: Inertia, Resources, and Growth in Young Adulthood. *American Political Science Review* 96: 41-56.
- Popitz, Heinrich, 1975: *Der Begriff der sozialen Rolle als Element der soziologischen Theorie*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Prendergast, Christopher, 1993: Rationality, Optimality, and Choice. Esser's Reconstruction of Alfred Schütz's Theory of Action. *Rationality & Society* 5: 47-57.
- Prisching, Manfred, 1993: Kommentar. S. 43-49 in: Philipp Herder-Dorneich, Karl-Ernst Schenk und Dieter Schmidtchen (Hg.), *Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie, Bd. 12, Neue Politische Ökonomie von Normen und Institutionen*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Quandt, Markus und Dieter Ohr, 2004: Worum geht es, wenn es um nichts geht – zum Stellenwert von Niedrigkostensituationen in der Rational Choice-Modellierung normkonformen Handelns. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56: 683-707.
- Rabin, Matthew und Richard Thaler, 2001: Anomalies: Risk Aversion. *Journal of Economic Perspectives* 15: 219-232.
- Ragin, Charles C., 1987: *The Comparative Method. Moving Beyond Qualitative and Quantitative Strategies*. Berkeley: University of California Press
- Rahn, Wendy M., Jon A. Krosnick und Marijke Breuning, 1994: Rationalization and Derivation Processes in Survey Studies of Political Candidate Evaluation. *American Journal of Political Science* 38: 582-600.
- Rambo, Eric H., 1999: Symbolic Interests and Meaningful Purposes. Conceiving Rational Choice as Cultural Theory. *Rationality and Society* 11: 317-342.
- Rauhut, Heiko und Ivar Krumpal, 2008: Die Durchsetzung sozialer Normen in Low-Cost und High-Cost Situationen. *Zeitschrift für Soziologie* 37: 380-402.
- Reckwitz, Andreas, 2000: *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

- , 2003: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie* 32: 282-301.
- , 2004: Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien: Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien. S. 303-328 in: Manfred Gabriel (Hg.), *Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Reese-Schäfer, Walter, 1997: *Grenzgötter der Moral. Der neuere europäisch-amerikanische Diskurs zur politischen Ethik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Riker, William H. und Peter C. Ordeshook, 1968: A Theory of the Calculus of Voting. *American Political Science Review* 62: 25-42.
- , 1973: *An Introduction to Positive Political Theory*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Robel, Gert, 1991: Sowjetunion. S. 499-560 in: Wolfgang Benz (Hg.), *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*. München: Oldenbourg.
- Roberts, Brent W. und Wendy F. Del Vecchio, 2000: The Rank-Order Consistency of Personality Traits from Childhood to Old Age: A Quantitative Review of Longitudinal Studies. *Psychological Bulletin* 126: 3-25.
- Rogers, William M., 2002: Theoretical and Mathematical Constraints of Interaction Regression Models. *Organizational Research Methods* 5: 212-230.
- Rohwer, Götz, 2003: Modelle ohne Akteure: Hartmut Essers Erklärung von Scheidungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 55: 340-358.
- Rössel, Jörg, 2005: *Plurale Sozialstrukturanalyse: Eine handlungstheoretische Rekonstruktion der Grundbegriffe der Sozialstrukturanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- , 2008: Vom rationalen Akteur zum "Systemic Dope". Eine Auseinandersetzung mit der Sozialtheorie von Hartmut Esser. *Berliner Journal für Soziologie* 18: 156-178.
- Roth, Gerhard, 1995: *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roussell, Louis, 1980: Ehen und Ehescheidungen. Beitrag zu einer systematischen Analyse von Ehemodellen. *Familiendynamik* 5: 186-203.
- Roysten, Patrick, 2005a: Multiple Imputation of Missing Values: Update. *The Stata Journal* 5: 188-201.
- , 2005b: Multiple Imputation of Missing Values: Update of ICE. *The Stata Journal* 5: 527-536.
- Rubin, Donald B. und Neal Thomas, 1996: Matching Using Estimated Propensity Scores: Relating Theory to Practice. *Biometrics* 52: 249-264.
- Sanbonmatsu, David M. und Russell H. Fazio, 1990: The Role of Attitudes in Memory-Based Decision Making. *Journal of Personality and Social Psychology* 59: 614-622.
- Savage, Leonard J., 1954: *The Foundation of Statistics*. New York: Wiley.
- Schank, Roger C. und Robert P. Abelson, 1977: *Scripts, Plans, Goals and Understanding*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Schimank, Uwe, 1988: Gesellschaftliche Teilsysteme als Akteurfiktionen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40: 619-639.
- , 2000: *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. Weinheim: Juventa.
- , 2009: Wie sich funktionale Differenzierung reproduziert: eine akteurtheoretische Erklärung. In: Paul Hill, Frank Kalter, Johannes Kopp, Clemens Kroneberg und Rainer Schnell (Hg.), *Hartmut Essers Erklärende Soziologie: Kontroversen und Perspektiven*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schluchter, Wolfgang, 1988: *Religion und Lebensführung. Band 1: Studien zu Max Webers Kultur- und Werttheorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- , 1998: *Die Entstehung des modernen Rationalismus: Eine Analyse von Max Webers Entwicklungsgeschichte des Okzidents*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- , 2000: *Individualismus, Verantwortungsethik und Vielfalt*. Weilerswist: Velbrück.
- , 2005: *Handlung, Ordnung und Kultur: Studien zu einem Forschungsprogramm im Anschluss an Max Weber*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- , 2006: *Grundlegungen der Soziologie. Eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht. Band 1*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Schmid, Michael, 2004: Soziologische Handlungstheorie. Probleme der Modellbildung. S. 61-89 in: ders. (Hg.), *Rationales Handeln und soziale Prozesse. Beiträge zur soziologischen Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- , 2006: *Die Logik mechanistischer Erklärungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schnabel, Annette, 2003: *Die Rationalität der Emotionen. Die Neue Deutsche Frauenbewegung als soziale Bewegung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- , 2006: What Makes Collective Goods a Shared Concern? Re-Constructing the Construction of the Collectiveness of Goods. *Rationality and Society* 18: 5-34.
- Schneider, Wolfgang Ludwig, 2002: *Grundlagen der soziologischen Theorie - Band 1: Weber - Parsons - Mead - Schütz*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

- , 2006: Erklärung, Kausalität und Theorieverständnis bei Esser und Luhmann im Vergleich. S. 445-487 in: Rainer Greshoff und Uwe Schimank (Hg.), *Integrative Sozialtheorie? Esser - Luhmann - Weber*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- , 2008: Wie ist Kommunikation ohne Bewusstseinsinschüsse möglich? Eine Antwort auf Rainer Greshoffs Kritik der Luhmannschen Kommunikationstheorie. *Zeitschrift für Soziologie* 37: 470-479.
- Schoemaker, Paul J.H., 1982: The Expected Utility Model: Its Variants, Purposes, Evidence and Limitations. *Journal of Economic Literature* 20: 529-563.
- Schoen, Harald und Jürgen W. Falter, 2003: Nichtwähler bei der Bundestagswahl 2002. *Politische Studien* 387: 34-43.
- Schräpler, Jörg-Peter, 2001: Spontanität oder Reflexion? Die Wahl des Informationsverarbeitungsmodus in Entscheidungssituationen. *Analyse & Kritik* 23: 21-42.
- Schuette, Robert A. und Russel H. Fazio, 1995: Attitude Accessibility and Motivation as Determinants of Biased Processing: A Test of the MODE Model. *Personality and Social Psychology Bulletin* 21: 704-710.
- Schulz-Schaeffer, Ingo, 2007: *Zugeschriebene Handlungen. Ein Beitrag zur Theorie sozialen Handelns*. Weilerswist: Velbrück.
- , 2008: Die drei Logiken der Selektion. Handlungstheorie als Theorie der Situationsdefinition. *Zeitschrift für Soziologie* 37: 362-379.
- Schütz, Alfred, 1971a: *Gesammelte Aufsätze, Band 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff.
- , 1971b: *Gesammelte Aufsätze, Band 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie*. Den Haag: Nijhoff.
- , 1972: *Gesammelte Aufsätze, Band 2: Studien zur soziologischen Theorie*. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann, 1979: *Strukturen der Lebenswelt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- , 1984: *Strukturen der Lebenswelt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schwartz, Shalom H., 1977: Normative Influences on Altruism. S. 221-279 in: Leonard Berkowitz (Hg.), *Advances in Experimental Social Psychology*, 10. New York: Academic Press.
- , 1992: Universals in the Content and Structure of Values: Theoretical Advances and Empirical Tests in 20 Countries. S. 1-65 in: Mark P. Zanna (Hg.), *Advances in Experimental Social Psychology*, 25. New York: Academic Press.
- , 2006: Value Orientations: Measurement, Antecedents and Consequences Across Nations. S. 169-204 in: Roger Jowell, Caroline Roberts, Rory Fitzgerald und Gillian Eva (Hg.), *Measuring Attitudes Cross-Nationally - Lessons from the European Social Survey*. London: Sage.
- Schwinn, Thomas, 2001: *Differenzierung ohne Gesellschaft: Umstellung eines soziologischen Konzepts*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Searing, Donald, Gerald Wright und George Rabinowitz, 1976: The Primacy Principle: Attitude Change and Political Socialization. *British Journal of Political Science* 6: 83-113.
- Sears, David O., 1981: Life-Stage Effects on Attitude Change, Especially among the Elderly. S. 183-204 in: Sara B. Kiesler, James N. Morgan und Valerie Kincade Oppenheimer (Hg.), *Aging: Social Change*. New York: Academic Press.
- , 1983: The Persistence of Early Political Predispositions: The Roles of Attitude Object and Life Stage. S. 79-116 in: Ladd Wheeler und Phillip Shaver (Hg.), *Review of Personality and Social Psychology (Vol. 4)*. Beverly Hills: Sage.
- Shogren, Jason F., 1989: Fairness in Bargaining Requires a Context: An Experimental Examination of Loyalty. *Economics Letters* 31: 319-323.
- Simon, Herbert A., 1955: A Behavioral Model of Rational Choice. *Quarterly Journal of Economics* 69: 99-118.
- , 1982: *Models of Bounded Rationality (2 vols.)*. Cambridge, MA: The MIT Press.
- , 1993: *Homo rationalis. Die Vernunft im menschlichen Leben*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Small, Mario Luis, 2008: Four Reasons to Abandon the Idea of 'the Ghetto'. *City & Community* 7: 389-398.
- Smelser, Neil J., 1992: The Rational Choice Perspective. A Theoretical Assessment. *Rationality and Society* 4: 381-410.
- Smith, Adam, 1776: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. London: Stahan & Cadell.
- Sorensen, Aage B., 1998: Theoretical Mechanisms and the Empirical Study of Social Processes. S. 238-266 in: Peter Hedström und Richard Swedberg (Hg.), *Social Mechanisms: An Analytical Approach to Social Theory*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Srubar, Ilija, 1993: On the Limits of Rational Choice. *Rationality & Society* 5: 32-46.
- , 2008: Akteure und Semiosis. Kommentar zu Rainer Greshoffs Kritik der Luhmannschen Systemtheorie. *Zeitschrift für Soziologie* 37:4 80-488.
- Stachura, Mateusz, 2006: Logik der Situationsdefinition und Logik der Handlungsselektion. Der Fall des wertrationalen Handelns. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58: 433-452.
- , 2009: Brückenhypothesen – Kritik der ökonomischen Theorie der Ziele. *Zeitschrift für Soziologie* 38: 152-170.

- Starmer, Chris, 2000: Developments in Non-Expected Utility Theory: The Hunt for a Descriptive Theory of Choice under Risk. *Journal of Economic Literature* XXXVIII: 332-382.
- StataCorp., 2007: *Stata User's Guide. Release 10*. College Station, TX: Stata Press LP.
- Stegmüller, Wolfgang, 1975: *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung. Band I*. Stuttgart: Kröner.
- Stigler, George J., 1961: The Economics of Information. *Journal of Political Economy* 69: 213-225.
- Stigler, George J. und Gary S. Becker, 1977: De Gustibus Non Est Disputandum. *American Economic Review* 67: 76-90.
- Stiglitz, Joseph E., 1985: Information and Economic Analysis: A Perspective. *The Economic Journal* 95: 21-41.
- Stocké, Volker, 2002: *Framing und Rationalität. Die Bedeutung der Informationsdarstellung für das Entscheidungsverhalten*. München: Oldenbourg.
- , 2004: Entstehungsbedingungen von Antwortverzerrungen durch soziale Erwünschtheit. Ein Vergleich der Prognosen der Rational-Choice Theorie und des Modells der Frame-Selektion. *Zeitschrift für Soziologie* 33: 303-320.
- Strack, Fritz und Roland Deutsch, 2004: Reflective and Impulsive Determinants of Social Behavior. *Personality and Social Psychology Review* 8: 220-247.
- Strauss, Anselm L., 1978: *Negotiations. Varieties, Contexts, Processes, and Social Order*. San Francisco: Jossey-Bass.
- , 1993: *Continual Permutations of Action*. New York: Aldine de Gruyter.
- Strauss, Claudia und Naomi Quinn, 1997: *A Cognitive Theory of Cultural Meaning*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Stryker, Sheldon, 1981: Symbolic Interactionism: Themes and Variations. S. 3-29 in: Morris Rosenberg und Ralph H. Turner (Hg.), *Social Psychology: Sociological Perspectives*. New York: Basic Books.
- Swidler, Ann 1986: Culture in Action: Symbols and Strategies. *American Sociological Review* 51: 273-286.
- , 1995: Cultural Power and Social Movements. S. 25-40 in: Hank Johnston und Bert Klandermans (Hg.), *Social Movements and Culture*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Sykes, Gresham M. und David Matza, 1957: Techniques of Neutralization - a Theory of Delinquency. *American Sociological Review* 22: 664-670.
- Taylor, Michael, 1996: When Rationality Fails. S. 223-234 in: Jeffrey Friedman (Hg.), *The Rational Choice Controversy: Economic Models of Politics Reconsidered*. New Haven: Yale University Press.
- Tec, Nechama, 1986: *When Light Pierced the Darkness. Christian Rescue of Jews in Nazi-occupied Poland*. Oxford: Oxford University Press.
- Thaler, Richard H., 1992: *The Winner's Curse, Paradoxes and Anomalies of Economic Life*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Thomas, William Isaac, 1937: *Primitive behavior: An Introduction to the Social Sciences*. New York: McGraw-Hill.
- , 1965: *Person und Sozialverhalten*. Neuwied: Luchterhand.
- Thomas, William Isaac und Dorothy Swaine Thomas, 1928: *The Child in America: Behavior Problems and Programs*. New York: Alfred A. Knopf.
- Thomas, William Isaac und Florian Znaniecki, 1927: *The Polish Peasant in Europe and America*. New York: Alfred A. Knopf.
- Turner, Paul W., 1998: Wählen als rationale Entscheidung. Die Modellierung von Politikreaktionen im Mehrparteiensystem. München: Oldenbourg.
- Tilly, Charles, 2006: *Identities, Boundaries, and Social Ties*. Boulder: Paradigm Press.
- Turner, Jonathan H., 1987: Toward a Sociological Theory of Motivation. *American Sociological Review* 52: 15-27.
- Turner, Ralph Harold, 1962: Role-taking: Process Versus Conformity. S. 20-40 in: Arnold M. Rose (Hg.), *Human Behavior and Social Processes: An Interactionist Approach*. Boston, MA: Houghton Mifflin.
- Tversky, Amos und Daniel Kahneman, 1986: Rational Choice and the Framing of Decisions. *Journal of Business* 59: 251-278.
- , 1991: Loss Aversion in Riskless Choice: A Reference-Dependent Model. *Quarterly Journal of Economics* 106: 1039-1061.
- , 1992: Advances in Prospect Theory. Cumulative Representation of Uncertainty. *Journal of Risk and Uncertainty* 5: 297-323.
- United Restitution Organization, 1962: "Judenverfolgung in Italien, den italienisch besetzten Gebieten und in Nordafrika. Dokumentensammlung." Frankfurt am Main: United Restitution Organization.
- Uzzi, Brian, 1996: The Sources and Consequences of Embeddedness for the Economic Performance of Organizations: The Network Effect. *American Sociological Review* 61: 674-698.
- Van Buuren, Stef, Hendriek C. Boshuizen und Dick L. Knook, 1999: Multiple Imputation of Missing Blood Pressure Covariates in Survival Analysis. *Statistics in Medicine* 18: 681-694.

- Vanberg, Viktor J., 2000: Rational Choice and Rule-Based Behavior: Alternative Heuristics. S. 17-33 in: Regina Metze, Kurt Mühler und Karl-Dieter Opp (Hg.), *Normen und Institutionen: Entstehung und Wirkung. Leipziger Soziologische Studien*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- , 2002: Rational Choice vs. Program-Based Behavior: Alternative Theoretical Approaches and their Relevance for the Study of Institutions. *Rationality and Society* 14: 7-54.
- Varese, Federico und Meir Yaish, 2000: The Importance of Being Asked: The Rescue of Jews in Nazi Europe. *Rationality and Society* 12: 307-334.
- , 2005: Resolute Heroes: The Rescue of Jews During the Nazi Occupation of Europe. *European Journal of Sociology (Archives Européennes de Sociologie)* 46: 153-168.
- Varian, Hal R., 1999: *Intermediate Microeconomics. A Modern Approach*. New York, London: W.W. Norton & Company.
- Visser, Penny S., Jon A. Krosnick und Paul J. Lavrakas, 2000: Survey Research. S. 223-252 in: Harry T. Reis und Charles M. Judd (Hg.), *Handbook of Research Methods in Social and Personality Psychology*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Vollmer, Gerhard, 1989: Darf man Falsches lehren? Eine wissenschaftsdidaktische Überlegung. *Naturwissenschaften* 76: 185-193.
- , 1995: Der wissenschaftstheoretische Status der Evolutionstheorie. Einwände und Gegenargumente. S. 92-106 in: Gerhard Vollmer (Hg.), *Biophilosophie*. Stuttgart: Reclam.
- Voss, Thomas, 1985: *Rationale Akteure und soziale Institutionen. Beitrag zu einer endogenen Theorie des sozialen Tausches*. München: Oldenbourg.
- Wagner, John A., III., 1995: Studies of Individualism-Collectivism: Effects on Cooperation in Groups. *Academy of Management Journal* 38: 152-172.
- Weber, Max, 1968: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- , 1978: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Band 1*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- , 1980: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Wellers, Georges, 1978: Die Zahl der Opfer der "Endlösung" und der Korherr-Bericht. *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament* 30: 22-39.
- Wikström, Per-Olof, 2004: Crime as Alternative: Towards a Cross-Level Situational Action Theory of Crime Causation. S. 1-38 in: Joan McCord (Hg.), *Beyond Empiricism: Institutions and Intentions in the Study of Crime. Advances in Criminological Theory*. New Brunswick: Transaction.
- , 2006: Individuals, Settings, and Acts of Crime: Situational Mechanisms and the Explanation of Crime. S. 61-107 in: Per-Olof Wikström und Robert J. Sampson (Hg.), *The Explanation of Crime. Context, Mechanisms and Development*. New Brunswick: Transaction.
- Williamson, Oliver E., 1993: Calculativeness, Trust, and Economic Organization. *The Journal of Law and Economics* 36: 453-486.
- Wimmer, Andreas, 1996: Kultur. Zur Reformulierung eines ethnologischen Grundbegriffs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48:401-425.
- Windhoff-Héritier, Adrienne, 1991: Institutions, Interests, and Political Choice. S. 27-52 in: Roland M. Czada und Adrienne Windhoff-Héritier (Hg.), *Political Choice: Institutions, Rules, and the Limits of Rationality*. Frankfurt am Main: Campus.
- Winship, Christopher und Robert D. Mare, 1984: Regression Models with Ordinal Variables. *American Sociological Review* 49: 512-525.
- Winter, Sidney G., 1964: Economic "Natural Selection" and the Theory of the Firm. *Yale Economic Essays* 4: 225-272.
- Witt, Ulrich, 1993: Social Modernization and the Increase in the Divorce Rate. Comment. *Journal of Institutional and Theoretical Economics* 149: 283-285.
- Xie, Yu und Charles F. Manski, 1989: The Logit Model and Response-Based Samples. *Sociological Methods and Research* 17: 283-302.
- Yee, Albert S., 1997: Thick Rationality and the Missing "Brute Fact": The Limits of Rationalist Incorporations of Norms and Ideas. *The Journal of Politics* 59: 1001-1039.
- Young, Alford A., 2004: *The Minds of Marginalized Black Men: Making Sense of Mobility, Opportunity, and Future Life Chances*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Zimring, Frank und Gordon Hawkins, 1968: Deterrence and Marginal Groups. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 5: 100-114.